Baltische Monatshefte

Jahrgang 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga

INHALT

I. Aufsätze

Seite

Abramowski, Pastor R., Einiges vom alten Testament . . 324
Arbusow, Prof. Dr. L., Wolter von Plettenberg 185
Arro, Dr. E., Ferdinand David und das Liphartquartett in Dorpat 1829—35 19
Arro, Dr. E., Das estnische Musikschaffen der Gegenwart . . 71
Baer, Dr. G., Führer und Vorgesetzter 97
Bielenstein, B., Hauswirtschaftliche Erziehung 86
„ „ Mädchenbildung 486
Bosse, Dr. H., Freiwillige Landarbeit Sommer 1935 469
Faber, E., Baltisch-deutsche Jugend 305
Diewerge, Dr. H., Burkard Waldis — Dichter in junger Zeit 490
Diewerge, Dr. H., Zu den politischen Aufsätzen Paul Ernsts 382
Gehrmann, K., Sprechchor und Laienspiel, die neuen Formen deutscher Gemeinschaftskultur 597
Grīns, J., Die neue Richtung im geistigen Leben der Letten . 653
Grohmann, Organist H., Schütz - Händel - Bach 125
Grüner, Pastor D. V., Unsere kirchliche Lage im Licht zeitgenössischer Lebensbegriffe 8
Handrack, Dr. H., Der zeitliche Beginn des Bevölkerungsrückgangs im Deutschtum Lettlands 66
Hippius, Dr. R., Bildungsziele 61
Hippius, Dr. R., Familie - Schule - Jugendbund 481
Hoffmann, Dr. K., Die Kirche und die nationale Frage im Livland der Aufklärung 265
Hohlbaum, Dr. R., Der deutsche Verlag. Ein Kapitel deutscher Geistesgeschichte 664
Hollander, Dr. B., Vor 50 Jahren 544
v. Kästner, J., Eine Rigaer Mädchenschule vor 70 Jahren . 612
Knappe, Schriftleiter E., Lettlands Wiederanschluss an die Weltwirtschaft 147
Kroeger, E. (-Wolfenbüttel), Vom Wesen und Werden des Wagnerschen Musikdramas 398
Lenz, Dr. W., Der Bevölkerungswandel einer baltischen Kleinstadt 537
„ „ „ Familie und Familienforschung 376
Mackensen, Prof. Dr. L., Gedenkrede auf Jakob Grimm . . 211
Mattiessen, H., Ein Tagebuch aus Gambia 1651/52 . . . 189
Orend, Dr. M., Die Nationsuniversität der Siebenbürger Sachsen 271
v. Petersen, Prof. Dr. O., Peter Zoege von Manteuffel als Gestalter estnischen Bauernlebens 604
Pleyer, Dr. K., Johannes Haller 529
Redlich, F. A., Gorch Fock 320
„ „ „ Nicolaus Mollyn und die erste Rigaer Stadtdruckerei 660

Seite

Rothe, W., Konrad Henlein und der Sudetendeutsche Turnverband 315
v. Schlippe, B., Die Anfänge des Hauses Rurik in Russland . 91
v. Seeler, Dr. R., Volksgesundheit 142
Stoll, Konservator F. E., Die Waikariffe 249
v. Taube, Mag. Baron A., Landdienst 1935 in Estland 477
[v. Taube, Landrätin S.], Stille Abende bei der grünen Lampe . 408
Theil, K. H., Das Nachbarschaftswesen der Siebenbürger Sachsen 369
Tunzelmann von Adlerflug, H., Die Sprache des Ornaments 152
Weiss, Ältester R., Friedrich Bienemann d. Ä. und die Revaler Jahre der Baltischen Monatsschrift 622
Weiss, Dr. H., Aus der Frühzeit des estnischen Schrifttums . 533
Zillich, Dr. H., Die kulturelle Bedeutung Siebenbürgens . . 1
Zenck, Prof. Dr. H., Zum Verständnis der Kunst J. S. Bachs . 135

II. Politische Chronik

Lettland 30,105, 155, 226, 274, 330, 434, 499, 560, 627, 673
Estland 35, 106, 164, 231, 279, 335, 440, 564, 631, 679

III. Aus dem Schrifttum der Zeit

Bergengruen, Gerechtigkeit 115
Boehme, Das Ewige (Ged.) 114
Diesel, Vom Verhängnis der Völker 47
Ernst, Wandlungen im Rechtsgefühl. Die Treue 450
Griese, Im Feldspital 636
Gunnarsson, Der grosse Landthing 684
Haller, Reichsgewalt und Kirche im frühen Mittelalter . . . 573
Kallas, Sankt Thomasnacht 286
Mechow, Nach dem Unwetter. Die Dreschmaschine 235
Moeller, Die Engel erscheinen den Jüngern (Ged.) 114
Schäfer, Weisheit aus dem Kartoffelsack 689
Schumann, Die Tat (Ged.) 114
Thoma, Der Kindlein 342
Wiechert, Die Majorin 169
„ Kampf um die Waldweide 504

IV. Kleine Beiträge

Bosse, Dr. H., Estnische politische Geschichtsschreibung 581
Handrack, Dr. H., Schule und Bund in der Jugendarbeit 459
Kaulitz-Niedeck, R., Hapsaler Tuchstrickerinnen 517
Mackensen, Prof. Dr. L., Meister der Volksforschung 510
Petersen, Schriftleiter H., Monika Hunnius 353
Schwarz, Otto, Arbeitsdienst und Bauerntum der Deutschen in Rumänien . 350
Wolfgram, E., Das Aufbauwerk der Sudetendeutschen 464

V. Umschau

Seite

Das deutsche Frühlingsfest 357
Greiffenhagen, O., Zum vierhundertjährigen Jubiläum des estn. Buches 177
G., V., Bachs Johannes-Passion in Riga 294
Gutfeld, A., Lehrerfahrt nach Straupe 642
Glückwunschadresse zum siebzigsten Geburtstag von Johannes Haller von Freunden und Schülern an den Universitäten in Deutschland . . . 587
Hippius, Dr. R., Über Gemeinschaft 178
Hockl, Nik. Hans, Die Stellung der Banater Schwaben im Südosten . . . 51
L., K., Gemäldeausstellung baltisch-deutscher Künstler 356
Mackensen, Prof. Dr. L., Ein neuer baltischer Dramatiker 54
Neumann, Dr. W., Rechtserneuerung 357
Um den Ostpakt 118
Die lettische Presse zur Einführung der Wehrpflicht in Deutschland . . 240
Sponholz, Kurt, Die Lehrerfreizeit im Stift vom 16.—22. August 519
R., W., Professor D. Dr. h. c., Dr. Johannes Haller zum siebzigsten Geburtstag 585
V. C., Bachs Johannes-Passion in Riga 294
Heinrich Zillich in Riga 176

VI. Deutsches Schauspiel zu Riga

Septemberbericht 589
Oktoberbericht 644
Novemberbericht 695

VII. Bücherbesprechungen

Adelheim, Georg, Revaler Ahnentafeln IV (H) 704
Album Neobaltorum 1879—1934 (Boehm) 122
Andronikow, v. Wladimir, Margarethe von Wrangell (Irene Neander) 647
Baetke, W., Art und Glaube der Germanen 303
Baltischer Kalender 707
Bergengruen, Werner, Die Schnur um den Hals (W. H.) 121
Bielenstein, Martha, Die altlettischen Färbemethoden (F. A. Redlich) 524
Blunck, Hans Friedrich, Der Flammenbaum 302
Boger, Margot, Der grosse Vagant (B) 703
Böhme, Herbert, Des Blutes Gesänge (Bosse) 121
Bosse, Heinrich, Deutscher Bildkalender 706
Bublitz, Ernst, Germanenglaube im frühdeutschen Christentum (Mackensen) 526
Conze, Werner, Hirschenhof (Bosse) 521
Claudius, Hermann, Wie ich den lieben Gott suchte (B) 701
Cysarz, Herbert, Berge über uns (Diewerge) 650
Die festliche Weltreise des Dichters Dauthendey (B) 702
Diesel, Eugen, Vom Verhängnis der Völker (Bosse) 55
Dornseiff, F., Der deutsche Wortschatz (Mackensen) 58

Seite
Ernst, Paul, Das Kaiserbuch (Bosse) 702
— Ein Credo (B) 702
Estnische Volkssagen. Ins Deutsche übertragen von Carl v. Stern (Walter Anderson) 299
Fischer, Rudolf, Gefesseltes Volk (B) 303
Fischer, Irene, Ursprung und Ziel (Heinz Diewerge) 706
Forssmann, Julius, J. F. Lavater und die religiösen Strömungen des 18. Jahrhunderts (O. v. Petersen) 243
Freudenthal, H., Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk (Mackensen) 464
Geramb, Viktor, Steirisches Trachtenbuch (Mackensen) 651
Gesemann, Gerhard, Die Flucht (B) 700
— Helden, Hirten und Hajduken (B) 700
Griese, Friedrich, Die Wagenburg (Bosse) 646
Grogger, Paula, Der Lobenstock (B) 701
Gulbranssen, Trygwe, Und ewig singen die Wälder (B) 302
Gunnarsson, Gunnar, Der weisse Krist (Bosse) 698
Günther, Hans F. K., Frömmigkeit nordischer Artung (Mackensen) . . 526
Haller, Johannes, Reden und Aufsätze zur Geschichte und Politik (Bosse) 703
Hamsun, Marie, Die Langerudkinder im Winter (B) 701
Henkel, Heinrich, Strafrichter und Gesetz im neuen Staat 361
Hirsch, Emanuel, Deutsches Volkstum und evangelischer Glaube 303
Hohlbaum, Robert, Getrennt marschieren (B) 701
Hunius, Monika, Briefwechsel mit einem Freunde (I. N.) 647
Jathos, Carl Oskar, Wanderer auf Gottes Strom (B) 302
Jenssen, Christian, Hans Friedrich Blunck, Leben und Werk. (O. v. Petersen) 295
Johst, Hanns, Maske und Gesicht (B) 700
Jungbauer, Gustav, Deutsche Volksmedizin (Mackensen) 650
Kallas, Aino, St. Thomasnacht (Bosse) 295
Karrasch, Alfred, Pg. Schmiedecke (B) 365
Koren, Hanns: Volksbrauch im Kirchenjahr (Mackensen) 527
Kraze, H. Friede, Hochzeit auf Hollersbrunn (B) 703
— Deutsche Weihnacht (B) 703
Lagerlöf, Selma, Wiederkehr nach Värmland (B) 701
Langsdorff, von W., Flieger und was sie erlebten (B) 702
Laubenheimer, A., »Und Du Siehst die Sowjets Richtig . . .« (B) . . . 527
Lauffer, Otto, Dorf und Stadt in Niederdeutschland (Mackensen) . . 183
Leifhelm, Hans, Steirische Bauern (B) 701
Leihe, Veronika, Die Chronik des Amtsschreibers von Thorshafen (B) . . 302
Maltz, A. F., Neue Baltische Dichtung (Heinz Diewerge) 705
Mechow, v. Karl Benno, Das Ländliche Jahr (Bosse) 242
Mellin, Bruno, Gedichte (Diewerge) 468
Möller, Eberhard Wolfgang, Die erste Ernte (Bosse) 121
Oelsen, v. Herbert, Tausend Jahre deutscher Plastik und Malerei (Mackensen) 243

Seite
Paulsen, Rudolf, Das festliche Wort (Diewerge) 57
Perkonig, J. F., Honigraub (B) 700
Ponten, Josef, Die Stunde Heidelbergs (Bosse) 302
Rombach, Otto, Ewige Wanderungen (M.) 649
Saareste, Loorits, Leinbock, Zur estnischen Kulturgeschichte (Diewerge) 464
Schaffstein, Friedrich, Politische Strafrechtswissenschaft 361
Schäfer, Wilhelm, Die Anekdoten (Th.) 699
— Die Fahrt in den Heiligen Abend (Th.) 699
— Die unterbrochene Rheinfahrt (Th.) 699
— Zum Bach-Gedenkmonat (H. G.) 183
Schnitt, Carl, Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches . . 361
— Staat, Bewegung, Volk 361
— Über die drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens 361
Schneider, Hermann, Germanische Religion vor dreitausend Jahren (Makkensen) 526
Sörgel, Albert, Dichter aus deutschem Volkstum (Th. Sch.) 465
Schumann, Gerhard, Fahne und Stern (Bosse) 121
— Lieder vom Reich (B) 302
Stankowic, Borisaw, Hadschi Gajka verheiratet ihr Mädchen (B) . . . 57
Strauss, Emil, Der Schleier (B) 701
Stuckert, Franz, Wilhelm Schäfer (Th.) 698
Tallinna raekoda. (O. Greiffenhagen) 593
Thoma, Ludwig, Lausbubengeschichten (Bosse) 361
Treumuth, N. — Liiv, O., Polonica im Estnischen Staatl. Zentralarchiv (Herta v. Ramm-Helmsing) 297
Tügel, Ludwig, Pferdemusik (H. B.) 649
Tumler, Franz, Das Tal von Lausa und Duron (B) 701
Vegesack, von Siegfried, Blumbergshof 703
— Herren ohne Heer 703
— Totentanz in Livland (Bosse) 703
Virza, E., Die Himmelsleiter (R) 697
Waldis, Burkard, Parabel vom verlorenen Sohn (Diewerge) 165
Werner, Dr. Joh., Briefe eines baltischen Idealisten an seine Mutter (Ella Fritz) 59
Wiechert, Ernst, Hirtennovelle (Bosse) 521
— Die Majorin (Bosse) 182
Wittstock, Erwin, Die Freundschaft von Kockelburg (Th.) 000
Deutsche Wissenschaftl. Zeitschrift für Polen (Herta v. Ramm-Helmsing) 245



M. Monētu ielā 18

Die kulturelle Bedeutung Siebenbürgens

Von Heinrich Zillich

Quer durch Rumänien schneiden die Karpathen in einem mächtigen, nach Osten vorgetriebenen Bogen und winkeln in ihrem Arm Siebenbürgen ein. Diese Grenzscheide, heute staatlich überschwungen, trennte seit der Landnahme der Ungarn um das Jahr 1000 nicht bloss zwei geographisch verschiedene Gebiete, sondern bildete die klare, von einigen Pässen durchkerbte Trennung zwischen den wechselnden Staatsgebilden der Moldau und Walachei und dem Staate der Madjaren. Sie wurde nach Ansiedlung der Deutschen in Siebenbürgen um 1150 überdies zu der noch heute wirkenden Kulturgrenze zwischen östlichem Menschentum und mitteleuropäischem, dem sich auch die Ungarn allmählich anglichen.

Die deutsche Ansiedlung war von Anbeginn unter den Zweck des Schutzes dieser Grenze gesetzt, — «ad retinendam coronam», wie es königliche Freibriefe benannten — was einst neben der kulturellen auch eine militärische Aufgabe umschloss. Die deutschen befestigten Städte riegelten die Ostpässe ab, die deutschen Binnenstädte sicherten mit den Dörfern und deren Kirchenburgen die Täler, die nach Westen führten. So versah deutsches Blut und Schöpfertum an den gefährdeten Stellen der natürlichen Bergbastei, dem Vorwerk Europas im Südosten, nicht bloss dessen weithinausgeschobenen, jahrhundertelang wirkenden Schutz, sondern es wurde hierbei ganz natürlich Europas g e i s t i g e r Vorposten. Erst durch die Deutschen, die man Sachsen nennt, obgleich sie vorwiegend aus der Moselgegend stammen, wurde Siebenbürgen ein Gebiet Mitteleuropas, empfing es seine Idee.

Die weitere staatliche Entwicklung Siebenbürgens bestätigte seine Bedeutung. Nach dem Untergang Ungarns im Angriff der Türken wurde Siebenbürgen Fürstentum, fasste in seiner dann lange bewahrten Eigenständigkeit die schon früher lebendig gewesenen Sonderrechte der Deutschen, der ungarischen Adligen und des ungarischen

Grenzstammes der Szekler, — der drei freien, im eigenen Gebiet selbständigen und ständischen Nationen — sinnhaft zusammen. Es vermochte sich, trotzdem im Rücken die Türken Budapest 150 Jahre lang besetzt hielten, verhältnismässig eigenwillig zu entwickeln, während die deutschen Städte entweder nie oder nur für Tage von den Türken genommen werden konnten. Siebenbürgen trug die zu seiner europäischen Schutzaufgabe gegen den Osten so hinzugewonnene staatliche Geschlossenheit sogar nach Vertreibung der Türken aus der ungarischen Tiefebene in den grossösterreichischen Staat hinein, der das ganze befreite Gebiet bis in den Karpathenbogen einverleibte. Die siebenbürgische Verwaltungssonderart und Verfassung wurde nach dem deutschen Krieg von 1866 vernichtet, der in einem Augenblick der Ohnmacht Wiens Ungarn völlige innere Selbstherrlichkeit zuwarf und Österreich den Todeskeim mit der damals geschaffenen Doppelmonarchie einpflanzte. Ungarn nahm sich Siebenbürgen, strich dessen altes Verwaltungsrecht, das weit über ein Halbjahrtausend natürlich aus dem Bergland erwachsen war, zugunsten einer schematischen Demokratie, die den Ungarn eine weder durch ihre Zahl noch durch ihre Leistungen begründete Vormachtstellung gab. Sie nutzten sie zu einer zielbewussten Entnationalisierung der anderen Völker ihres Staates aus und gruben sich damit nun selbst den Todeskeim ein, der 1918 ihre staatliche Zerstückelung bewirkte.

Indessen konnte sich der ungarische Entnationalisierungsdrang in Siebenbürgen am wenigsten auswirken. Die Deutschen, naturhaft gesichert durch gesunde Standesgliederung (80% Bauern), ihrer Autonomie wohl entkleidet, verloren nichts von der kulturellen Rüstung, (Schulen, Kirchen, Vereine), nichts von ihrem so lange geprägten Gefühl einer einheitlichen Rechts- und Volkskörperlichkeit, ja nicht einmal wesentlich von ihrer politischen Bedeutung an der Ostgrenze, denn Ungarn sah dort lieber diese alten Siedlungen, als deren Versinken in der Flut der sich ständig vermehrenden siebenbürgischen Rumänen. Die Rumänen waren im Mittelalter niemals politisch frei gewesen. Im siebenbürgischen Regiment sassen sie leider nicht mit. Lediglich in den deutschen Gebieten wurde ihnen manches eingeräumt, was ihnen die madjarischen Adligen sonst versagten. Und hier begann auch ihre nationale Kultur zu quellen, weil sich die Sachsen ihrer weisend und lehrend annahmen, ja die ersten rumänischen Bücher nicht bloss druckten, sondern sogar schrieben, ihnen also die Schriftsprache schenkten. Sie gaben ihnen noch viel mehr,

nämlich jene zivilisatorische Überlegenheit, die den in der Nähe deutscher Siedlungen hausenden Rumänen, besonders den Bauern, weit über alle anderen rumänischen Striche hebt. Hierin enthüllt sich die unerhörte kulturelle Bedeutung des Deutschtums in diesem Raume. Es wirkte schlechthin völkerweckend. In gleicher Weise wirkten ja im ganzen Osten die deutschen Siedlungen — der unerhörteste Vormarsch, den europäische Gesittung jemals in ewig gefährdetes, immer wogendes Gebiet unternommen hat, durchweg durch Deutsche geführt, denn auch die adlige Kulturausstrahlung anderer Völker, wie etwa der Ungarn, bestand ja bloss in der Übermittlung deutscher, vielleicht sprachlich übersetzter Einflüsse. Es wird immer ein schönes Zeichen rumänischer Geschichtsbetrachtung bleiben, dass sie die Leistung des siebenbürgischen Deutschtums für das rumänische Volk anerkennt.

Diese Entwicklung schloss die heute etwas mehr als die Hälfte der siebenbürgischen Bevölkerung umfassenden Rumänen in ihren bestimmenden Kreisen dem Geiste an, der sich im siebenbürgischen Menschentum verkörpert, dem mitteleuropäischen. Der Karpathenbogen blieb also Kulturgrenze bis zur Gegenwart. Wir dürfen die Kultur, von der hier die Rede ist, nicht materiell auffassen, als einen Besitz bestimmter Fertigkeiten oder Kenntnisse, obgleich auch diese in Siebenbürgen breiter und höher sind als in der Walachei, sondern als das, was eben Kultur wesenhaft ausmacht, als eine bestimmte H a l t u n g, die sich in jeder Lebensregung und Tätigkeit ausprägt.

Nun ist aber Siebenbürgen als ein Grenzland solcher Haltung ununterbrochen auch Einlassgebiet östlicher Einflüsse gewesen. Seine berggeschützte Lage befähigte es dazu, nicht nur auszustrahlen, sondern filternd, sondernd und umschmelzend Östliches aufzunehmen. Dadurch entwickelte sich seine mitteleuropäische Verbundenheit zu einer besonderen geistigen Spielart. Es entstand, was man heute so gerne mit dem Ausdruck «siebenbürgische Seele» bezeichnet; diese Seele äussert sich deutlich, trotz der heftig empfundenen völkischen Gegensätze der drei siebenbürgischen Nationen doch in ihnen allen. Sie äussert sich als Gefühl und Verständnis für fremde Art, mit der man ja zusammenzuleben gezwungen ist. Im Alltag bildet sich, auch nach schwersten politischen oder völkischen Störungen und selbst bei staatlichen Einmischungen naturhaft immer eine Ordnung aus, die die verschiedenen Arten der Bevölkerung nebeneinander leben, sich aufeinander einspielen lässt. Hierbei muss berücksichtigt werden, dass es sich ja nicht bloss um drei nationale Körper handelt, sondern ausser-

dem um die in einem durch viele Täler zerteilten Lande erklärlichen recht mannigfaltigen Gebietsunterschiede. Aber wie die siebenbürgische Oberflächenzerklüftung durch die Grenzgebirge zusammengefasst ist, war auch die siebenbürgische Gesamtwesensart immer wieder fähig, eine bestimmte tragende Haltung zu schaffen, die die Unterschiede gewissermassen synthetisch verbindet.

Als Rumänien 1918 das Land einverleibte, wobei die siebenbürger Rumänen und Deutschen aus freiem Entschluss ihre Zustimmung dazu gaben, zeigten sich die Unterschiede zwischen dem siebenbürgichen Menschentum und dem nun näher gerückten östlichen sehr klar. Daraus entstanden gewisse Spannungen, die sich auch in den übrigen neurumänischen Landstrichen ergaben, auf die aber hier nicht weiter eingegangen sei. Inwieweit sie sich in der Innenpolitik äusserten, soll uns auch nicht beschäftigen. Doch ist es notwendig zu betonen, dass sie zu keiner Leugnung des Staates führten. Mögen die Ungarn nach Budapest blicken, das rumänische Volk, das die Mehrheit in den neugewonnenen Ländereien hat, ist stark genug, die staatliche Einheit zu verbürgen; aber auch die Deutschen, die in allen rumänischen Gebieten sitzen, haben durch deren Zusammenfassung gewonnen, weil sie sich selbst näherrückten und weil es heute, besonders in der Jugend, bereits ein sich immer mehr festigendes Zustmmengehörigkeitsgefühl der Deutschen aller Gebiete Rumäniens gibt: eine deutsche Gemeinbürgschaft also in einem sehr wesentlichen, ja in dem kulturell bedeutsamsten, staatlich kräftigsten Teile des Südostens. Diese deutsche Verbundenheit anstelle der früheren gegenseitigen Fremdheit der Deutschen in den nun vereinten Ländern ist nur möglich unter dem rumänischen Szepter.

Was als siebenbürgische Sonderart bezeichnet werden kann, ist eine bestimmte kulturelle Haltung. Natürlich zweigen sich daraus Ansichten über die Probleme der Verwaltung, der Zentralisation und Dezentralisation ab. Ansichten allerdings, deren Durchsetzung weniger von siebenbürgischen Anschauungen abhängt, als vielmehr von den in jedem Lande wandelhaften Meinungen über den inneren Staatsaufbau.

Doch ist der siebenbürgische Raum auch für diese Entscheidungen, um die in Rumänien noch gerungen wird, bedeutsam, weil hier in engem Rahmen jene Fragen schon früher entstanden, die sich dort stets besonders brennend zeigen, wo mehrere Völker beisammensiedeln; aber hier liegen die Lösungen geradezu auf der Hand, denn sie sind in der siebenbürgischen Vergangenheit oft schon gefunden wor-

den — allerdings bedauerlicherweise immer ohne volle Einschaltung der Rumänen. Sie sind hier klar ersichtlich, weil es sich nicht um unbewusste Völker handelt, sondern um im höchsten Grade bewusste, völkisch wache, zugleich landschaftlich lange aufeinander eingestimmte, erzogene, aufgabengerichtete Völker.

Damit aber bildet sich unterhalb der zahllosen Schlagworte der inneren Kämpfe um den Vorrang der Rumänen im Zusammenleben mit den Minderheiten, um die Durchsetzung der siebenbürgisch-rumänischen Politiker in Bukarest, um hundert andere vorgerückte Fragen auch in der Gegenwart das alte, erst in der Zukunft ganz auswirkbare Verständnis für die landschaftlichen Gegebenheiten und die darin miteingeschlossenen Nationen weiter aus zu einem Erfahrungsschatz, der in dem Augenblick zum Segen ganz Rumäniens gesammelt vorliegen wird, wenn die durch verschiedenste Anlässe augenblicklich noch sehr lebhaften entgegengesetzten Regungen an Enge und Schärfe verlieren. Dieser Erfahrungs- und Bewusstseinsschatz wird dann die Grundlage zur Lösung der innerrumänischen Minderheitenfrage bieten können.

Mit Freude vermochte man immer wieder zu bemerken, dass die siebenbürgischen Rumänen mit Beifall die von den anderen siebenbürgischen Völkern versuchten kulturellen Nachforschungen nach dem Wesen des Berglandes beachteten und selbst dazu viel aus eigenem Erkennen beitrugen. Vielleicht in keinem anderen Lande des Ostens spielen die geistigen Fäden des Suchens, des Denkens, der Kunst so lebhaft hin und her wie hier. Man wird immer wieder in den deutschen Blättern, aber auch in den ungarischen, rumänische Mitarbeiter finden und umgekehrt. Gewisse einflussreiche staatliche Stellen haben diese Beziehungen mitunter gefördert. Obgleich die Schul-, Kirchen- und Sprachenfragen Gegensätze oft aufwerfen, besteht doch ein gewisses geistiges Zusammenarbeiten, wenn es auch bedeutend reger sein müsste.

Als nach 1918 die Deutschen Siebenbürgens ihre Volkslage im neuen Staat abzutasten begannen, als sich viele unbekannte Aufgaben aufsteilten, da lag das Schwergewicht auf dem Parlamentskampfe; schon nach wenig Jahren aber fühlte sich die durch den Krieg geprägte junge Generation, die Kriegsgeneration, unbefriedigt von der Einseitigkeit der vorwiegend an den politischen Randstellen geführten Volkstumsarbeit. Zuerst in der in Kronstadt erscheinenden deutschen literarischen und kulturpolitischen Zeitschrift «Klingsor», dem Sprach-

rohr dieser Generation, wurde für eine innere Erneuerung des Deutschtums nicht bloss in Siebenbürgen, sondern in Gesamtrumänien gekämpft. Die Zeitschrift war und blieb damit ein Weckrufer gegen veraltete Anschauungen, gegen eine vorwiegend tagespolitisch bestimmte führende Schicht und betonte dieser gegenüber die Notwendigkeit innerer Volkstumsarbeit, zeigte auf jedem Gebiet eine neue Haltung, die sich aus der Seelenwandlung und dem Bewährungsgesetz der Weltkriegskämpfer ergab und der alles wache Deutschtum unserer Zeit, wo immer es siedeln mag, offen ist. Solche Ideen sind später von weiteren Kreisen politisch und organisatorisch ausgebreitet und ins Volk geführt worden und haben zu einer auch sonst im Auslanddeutschtum bemerkbaren Welle der Selbstbesinnung geführt.

Bedeutsam war es aber, dass sich der Ton, den der «Klingsor» anschlug, aus bodenständigen Erlebnissen nährte, bodenständig bezogen war, keine fremden Analogien suchte und die praktische Politik nicht in den Mittelpunkt der Betrachtung und Bemühungen stellte. Man war und ist ein Sprachrohr des neuen volksverwurzelten, durch schwere Erlebnisse bestimmten Menschentums des Krieges, aber zugleich eines der Heimat. Siebenbürgen und seine geistige Sonderart und Überlieferung erklingt in dieser Zeitschrift und beachtet alle Söhne des Landes und hob deren Wesenskern, deren bestes Teil beispielgebend in das ganze Land hinaus. Dieser Zug der Zeitschrift liess sofort Rumänen und Ungarn aufmerken, fand ihren Beifall. Im unmittelbaren Zusammenhang mit den dort geäusserten Gedanken ergab sich eine Fühlungsnahme zwischen geistigen und künstlerischen Menschen der drei Völker und blieb trotz verschiedener Schwankungen lebendig. Oft vielleicht von der Innenpolitik übernebelt, zeigte sie sich auch weiterhin und unabhängig von der Zeitschrift, einfach aus dem alten siebenbürgischen Lebensgesetz hervortretend, in wissenschaftlichen Bemühungen. Es sei nur auf die 1927 in Berlin einvernehmlich veranstaltete grosse siebenbürgische Volkskunstausstellung hingewiesen.

Diese fruchtbaren Beziehungen leiden gewiss noch an politischen Unstimmigkeiten, die sich aus dem Alltag ergehen, dennoch bestehen sie und sterben nicht ab. Es ist eine der ganz grossen Aufgaben jeder deutschen Auslandssiedlung sie der Sache wegen zu pflegen. Man verbreitet damit auch jene geistige Atmosphäre, in der erst die Scheuklappen der Missverständnisse beseitigt werden können. Es ist schliesslich von jeher deutsche Sendung im Osten gewesen, Kultur

zu schaffen und zu ihr jeden, der dafür aufgeschlossen ist, heranzuführen.

Über die Brücke der Kriegsgeneration gingen die folgenden Jahrgänge noch viel enger an die rumänischen, weniger allerdings an die ungarischen Staatsgenossen heran. Man kann nicht verkennen, dass diese jüngsten Männer, von der Vergangenheit nicht mehr beschwert, national ebenso gefestigt wie ihre Väter, von Vorurteilen frei, leichter Verbindung mit den Rumänen fanden. Man hat in deutschen Kreisen darin mitunter Gefahren sehen wollen, die ja nur gegeben wären, wenn diese Jugend national unzuverlässig wäre. Sie ist es keineswegs. Darum wird die gegenseitige Kenntnisnahme nur von Nutzen sein und, da sie sich vorwiegend auf praktischen Gebieten vollzieht, wie eine angebahnte Übertragung jener rein geistigen Verbindungen ins Leben erscheinen dürfen, die von jeher bestanden und die durch den «Klingsor» und wissenschaftliche Kreise gepflegt werden.

All dies ist nicht auf Siebenbürgen allein beschränkt, sondern gilt für alle deutschen Siedlungen in Rumänien. Doch Siebenbürgen mit seiner Tradition und bewussten Eigenart ist darin so gefestigt, es umschliesst wesenhaft all seine Völker, dass ihm die Führung zusteht, wenn eine schöpferische Zusammenarbeit erstrebt wird, ohne natürlich das Artgetrennte zu verwischen. Nur darin kann ja die Lösung bestehen, dass man das Volkhafte wahrt, dass man das Wesenhafte leben lässt, das Nebeneinander der natürlichen Verschiedenheiten sichert, entwicklungsfähig und für alle fruchtbar gestaltet. Hierzu bietet die alte in den Osten gerichtete kulturelle Aufgabe Siebenbürgens den Baugrund, aber auch den Umriss einer natürlichen Lösung aus Erfahrungen und wird dann siegen, wenn man diese Stimme der Landschaft voll erklingen lässt. Dann wird sie zum Nutzen aller dort siedelnden Völker und des Staates, ja zum Nutzen Europas ertönen, jene alte Melodie, die einst darin zum Ausdruck kam, dass Siebenbürgen als erstes Land in Europa die Religionsfreiheit für jedermann, selbst für die Leibeigenen aussprach, und jene zweite, die die siebenbürgischen Deutschen bewog, das erste allgemeine und verpflichtende Volksschulwesen der Welt zu schaffen.

Unsere kirchliche Lage im Licht zeitgenössischer Lebensbegriffe

Von Viktor Grüner

Es gibt zu jeder Zeit in der theologischen und philosophischen Diskussion Modewörter, die, obwohl zeitgebunden, dennoch die letzten Anliegen menschlichen Geistes enthalten und darum verdienen, ernst genommen zu werden. Zu diesen Schlagworten neueren Denkens gehört fraglos auch der Existenzbegriff. Wie sehr dieser Begriff die theologische Fragestellung beeinflusst, ist aus der gesamten fachwissenschaftlichen Literatur unserer Tage deutlich zu ersehen. Es wäre reizvoll, der Frage nachzugehen, ob die Vorliebe für existenzielles Denken, das ja auch die Philosophie unserer Zeit massgebend beherrscht, etwa ähnlich wie seinerzeit die Spenglersche Formel vom Untergang des Abendlandes ein Ausdruck für die allgemeine Notlage westeuropäischen Denkens, besonders auch gerade des deutschen Denkens darstellt. Philosophien sind ja oft das Spiegelbild der zeitgenössischen Lebensbedrängnisse. Existenzphilosophie müsste also die Bedrohung des gesamten Daseins widerspiegeln, die Frage nach Sein oder Nichtsein aufrollen, Exponent der Zeitnot sein. Es steht ausser Zweifel, dass eine derartige Fragestellung auch für die Gesamtlage eines «Volkes ohne Raum» wichtige Einblicke gewähren könnte. Ganz besonders aber gilt das für die Lebensgesetzlichkeit der auslanddeutschen Diaspora, des deutschen Protestantismus ausserhalb der Reichsgrenzen. Hier ist eine Besinnung existenzieller Art geradezu eine Lebensnotwendigkeit, wenn man die eigene Existenz weiterhin rechtfertigen, der Zufälligkeit entheben und auf ihre dauernde Berechtigung hin prüfen will. Das soll im Nachfolgenden bezüglich der Diaspora im baltischen Raum geschehen. Es lassen sich jedoch zweifellos Parallelen zu anderen ähnlich liegenden Daseinsbedingungen des vielgestaltigen grossen deutsch-evangelischen Diasporagebietes in der Welt ziehen.

Die existenzielle Denkweise beginnt notwendigermassen mit dem, was man in der Philosophie Existenzerhellung nennt, also mit einer Klärung der grundlegenden Daseinsbedingungen. Gerade bei einem fundamentalen Wandel derselben ist diese grundlegende Überlegung erforderlich, wenn man sich nicht gedankenlos von den Dingen treiben lassen oder untätig ihrer Entwicklung zuschauen will, was dann unweigerlich dem eigenen Ruin, dem Existenzverlust gleichkommt. Die

Existenzerhellung zeigt für die Diaspora die völlige Unmöglichkeit der alten cartesianischen Selbstisolierung, die in abstrakter Unterschiedlichkeit, in Diastase von der Umwelt die Daseinsgesetze zu ermitteln sucht. Diese prinzipielle Haltung lag einst gerade baltischer Wesensart nahe, weil sie der damaligen bevorzugten Stellung des baltischen Menschen entsprach. Man konnte sich den Luxus leisten, ein Ausnahme- und Sonderdasein zu führen und von daher die eigenen Lebensgesetze zu prägen. Nach dem Umbruch der Verhältnisse ist das im baltischen Lebensraum von heute nicht mehr möglich. Eine Existenzklärung, die Inventuraufnahme der heutigen Lebensbedingungen zeigt aufs deutlichste die Berechtigung der existenzialphilosophischen Daseinsbestimmung von heute, nach welcher unser Dasein nicht eine selbstgewählte Stellung im Leben, sondern ein unweigerliches Sosein und zunächst Nicht-anders-sein-können darstellt.

Der Diasporamensch von heute existiert in einer ganz bestimmten Lage, in einer ganz konkreten Situation, aus der er sich nicht herausbringen kann, es sei denn, er versuchte sich wie Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Dasein ist Eingebettetsein in einen Zusammenhang der Wirklichkeit, aus dem man sich nicht lösen kann, ohne seine Existenz zu gefährden. Diese Wirklichkeit aber ist gegeben. Sie ist nicht gewollt oder gewünscht — man wünschte sie sich innerhalb des Lebensraumes von Heimat und Volkstum oft erheblich anders! — sie ist ein Ganzes, das unabhängig von menschlichen Strebungen als vorhanden anzunehmen ist. Sie ist aber auch ein Ganzheitszusammenhang, innerhalb dessen die eigene Position nicht willkürlich eingenommen werden kann, sondern vorgezeichnet ist. Man kann das schicksalhaftes Bestimmtsein nennen. Man kann darin aber auch Gottes Weg und Willen sehen. Dann erblickt man die eigene Existenz, so schwer oder glücklich sie sonst sein mag, im Licht göttlichen Gnadenwillens. Das ist der Punkt, an dem der christliche Existenzbegriff den philosophischen ablöst und vertieft. «Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin». Das ist die christliche Fassung der Existenzialität und sie stammt von dem Apostel, dem sein Dasein alles andere bedeutete, als eine selbstgewählte Lebensstellung unter dem Gesichtspunkt der Annehmlichkeit oder Behaglichkeit.

Auch baltische Existenz ist nicht anders zu deuten oder zu denken, als unter dem Gesichtspunkt dieser göttlichen Setzung der Gnade. Sie bedeutet gottgewolltes Dasein in dem durch Lage und Geschick bestimmten Lebensraum, das ihr den Charakter einer national-kon-

fessionellen Diaspora zumutet. Der Daseinszusammenhang ist damit in vielfacher Hinsicht erschwert und belastet. Es ist ein Dasein mit anderen, die zahlenmässig stärker und in bezug auf die Lebensbedingungen glücklicher gestellt sind. Es ist ein Dasein, das ein oft schmerzliches Umdenken und Umlernen erfordert und dem Grundzug baltischer Veranlagung, dem konservativen Festhalten an der Tradition, nur in sehr wenigen Stücken entspricht. Aber es ist dafür eine existenzielle Bejahung des Daseins, für die es nicht an geschichtlich klaren Erweisungen göttlichen Willens fehlt. Dass eine baltischdeutsche Sonderexistenz im Rahmen und Raum der Heimat Gottes Wille ist, darf das baltische Deutschtum dem grossen Wunder göttlicher Errettung in zwölfter Stunde entnehmen. Der 22. Mai 1919 muss in der baltischen Lebensgemeinschaft als das Ja Gottes zu unserer Existenz gefeiert werden. Darum wissen wir uns trotz der Ungunst der Zeiten als durch göttlichen Willen auf unseren Posten gewiesen und mit einer Aufgabe betraut. Ob das nicht die Erfahrung jeder in ihrem Bestande und ihren Lebensbedingungen gefährdeten Diaspora ist, dass ihre Existenz nicht auf dem unsicheren Grunde eines historischen Trägheitsgesetzes beruht, sondern auf den jeweils in die Existenzbedrängnis eingreifenden göttlichen Bestimmungen, die das Dasein als Existenz der Gnade, der rettenden und verpflichtenden Gottesgnade fassen und gründen?

Das ergibt ganz fraglos eine neue, der Diaspora besonders notwendige existenzielle Denkweise. Existieren heisst nicht irgendwie und irgendwoher in die Wirklichkeit hereinschneien, heisst auch nicht zu seinem eigenen Erstaunen noch da sein, und erst recht nicht willkürlich irgendwo Posto fassen im Kosmos, sondern heisst: sich in einer bestimmten gottgewollten Situation wissen und in ihr sich durch klare göttliche Kundgebungen befestigt sehen. Diasporaexistenz ist eine Vorfindlichkeit und ein Gesetztsein, keine Zufälligkeit und keine Selbstsetzung. Daraus folgt, dass wir zur Existenzerhellung unseres Daseins mit dem üblichen cartesianischen Denken, das ausserhalb des Ganzheitszusammenhanges der Wirklichkeit zu den Dingen «Stellung nimmt», niemals weit kommen können. Die Notwendigkeit oder Berechtigung einer Diaspora lässt sich nie von einer ausserhalb stehenden Betrachtung her erweisen oder plausibel machen. Sie kann nur in existenzialer Einordnung und Hinnahme des Ganzen ihres Lebensraumes und ihrer gottgewollten Aufgabe bejaht werden. Das ist der Segen der Existenzerhellung, dass sie sowohl das Schicksal als die Mission erkennen lehrt, in die Gottes Gnade eine menschliche Ge-

meinschaft, sie sei gross oder klein, stellt. Das ergibt eine auf Gehorsam und Glauben gegründete Haltung. Eine andere ist für eine zahlenmässig geringe und vielfach bedrängte Diaspora nicht denkbar.

Existenzbewusstsein ist für eine christliche Lebensgemeinschaft ein Akt des Vertrauens. Ich weiss mein Dasein und Sosein durch Gott gesetzt, ich darf es als gottgewollt bejahen. Von hier aus wird das Ungenügende der Heideggerschen Formulierung für die existenzielle Grunderfahrung klar, die bekanntlich lautet: wir erfahren unser Dasein als ein Geworfensein ins Da. Sofern in dieser Formel die Erkenntnis steckt: wir haben uns mit unserer konkreten Vorfindlichkeit, mit unserer Situationsbedingtheit abzufinden, wird man ihr beipflichten können. Das kann auch gerade für eine nationale Diaspora in fremdstämmiger Umgebung eine ernste sittliche Aufgabe werden. Es gilt oft mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, ohne dass Vergleiche mit der einst günstigen und besseren Lage einen verbittern dürfen. Es gilt auch hier nach dem Wort des Apostels vergessen, was dahinten ist, und alles Ressentimentmässige auch in den Tagen, die uns nicht gefallen wollen, niederkämpfen. Alle schwächliche Klage über Unwiederbringliches muss verstummen. Das konkrete Da, in das wir geworfen sind ohne unser Zutun, muss auch in seinen unerquicklichen Gehalten als Ganzes bejaht werden. Diasporaexistenz kann nicht darin bestehen, dass man eine Auslese trifft, je nach dem Mass dessen, was dem eigenen Dasein passt. Das Jetzt und Hier und So der Gesamtsituation gilt es existenziell ins eigene Sein aufzunehmen, wenn man vor der Gefahr gefeit sein will, auf Schritt und Tritt grollend und nörgelnd abseits stehen zu müssen. Das ist nicht leicht.

Die Heideggersche Formel mit dem Geworfensein ins Da läuft aber eine schwere Gefahr. Sie fasst die Situation zu schicksalhaft auf. Existenzialität wird dann zu leicht zur Resignation. Die christliche Stellung zum Gottgegebenen der eigenen Existenz ist eine andere. Sie sieht darin eine Vorfindlichkeit göttlichen Liebeswillens. Die Situationsgebundenheit ist dann nicht trübe Resignation, sondern ein ausgesprochener Existenzwille, der ja nunmehr göttlich begründet erscheint. Das ergibt auch das Recht zum Kampf um die Selbstbehauptung, die dank unzähliger göttlicher Rettungen als gottgewollt erscheint. Das ergibt auch die Berechtigung zu deutlichen Vorbehalten gegenüber der konkreten Wirklichkeit, sofern aus ihr heraus sehr menschlich-willkürliche Eingriffe oder Hemmungen des Willens zur Existenz oder diese offensichtlich lähmende menschliche Gewaltmass-

regeln erwachsen. Die Geschichte der baltischen Diaspora ist zu allen Zeiten ein heisser, erbitterter Kampf um ihre heiligsten Daseinsrechte, um evangelischen Glauben, deutsche Sprache und Schule gewesen. Keine schicksalhafte Hinnahme des Geworfenseins ins Da, das unabänderlich ist, keine in der Luft liegenden Ansprüche irgendwelchen Totalitätswillens oder menschlicher Gleichschaltungsbestrebungen können die baltische Kirche oder Volksgemeinschaft jemals ihrer Aufgabe entbinden, um ihre heiligsten Güter zu kämpfen, wenn diese ernstlich bedroht sind. Diasporaexistenz ist nicht ohne diesen gottverordneten Kampf denkbar, und wo er einer theoretisch-schicksalhaften Einstellung der Resignation oder der geflissentlichen Nachgiebigkeit einem Autoritäts-, oder Totalitätsprinzip zuliebe geopfert wird, da kann der völlige Existenzverlust, der Untergang eintreten. Die Gewissheit, nicht an ein schicksalhaftes Da, sondern an ein lebendiges Du, das Du Gottes, gewiesen zu sein, kann bei aller Anerkennung der Situationsgebundenheit das Abgleiten in fatalistische Resignationshaltung verhindern, die der Tod jeder Diaspora ist.

Neben der Situationsgebundenheit kennzeichnet noch ein zweites Merkmal die Eigenart der Diasporaexistenz: es ist die G r e n z e, auf die sie bei der Betätigung ihrer Aufgaben allenthalben stösst. Grenzen können verschieden gezogen sein, enger und lockerer in Erscheinung treten; vorhanden sind sie in einer Diaspora immer. Wir haben die baltische Diasporastruktur als national-konfessionelle bezeichnet, d. h. die Mehrheitsbevölkerung bekennt sich hier zu dem gleichen Glauben wie die baltisch-deutsche Schicksalsgemeinschaft. Das Luthertum ist durchaus der dem Lande das Gepräge gebende Glaube, und auch heute ist die Arbeit der Kirche aus dem Ganzen des Lebens und des Daseins der jungen baltischen Völker nicht wegzudenken. Die gleiche existenzielle Bindung von Deutschen und Nichtdeutschen im baltischen Lebensraum hinsichtlich des Bekenntnisstandes ist ein Faktor im Zusammenleben, auf den man sich nolens volens immer von neuem besinnen muss. Dennoch liegen gerade hier gewisse Schwierigkeiten der baltischen Lebensgemeinschaft begründet, die nicht übersehen werden dürfen.

Unter der Nachwirkung der russischen Propaganda und besonders der Kriegspsychose, die das Luthertum im Baltikum als deutschen oder gar preussischen Glauben anschwärzte und herunterriss, besteht in den Randstaaten auch heute eine noch ungeklärte und unbegründete Scheu vor dem vorbehaltlosen Zusammengehen aller Glaubensgenossen in der Heimat. Daraus erklären sich die Neigun-

gen, sich kirchlich nach Skandinavien oder England oder Amerika umzuorientieren, obwohl natürlich geistig nach wie vor die Substanz baltischer Kirchlichkeit in Praxis und Theologie, in der kultischen und charitativen Zielsetzung vom deutschen Protestantismus aus bestritten wird. Hier liegen für unsere national-konfessionelle Diaspora die Grenzen ihrer Wirkungsmöglichkeiten und damit auch ihrer Existenz. Es ist nicht leicht, in der als gottgewollt erkannten und bejahten Situation und Mission auf Misstrauen zu stossen und das reine Wollen in Frage gestellt zu sehn. Aber für die eigenartigen Existenzbedingungen unseres kirchlichen Seins ist auch das nicht ohne Segen. Auch die Grenzen, die menschliches Unverständnis bestem Wollen und reinster Absicht zieht, müssen hingenommen und bejaht werden als göttliche Schranken eigenen Selbstbewusstseins. Dass auch das hingebendste, verantwortungsbewusste Stück unseres Daseins noch einmal in Frage gestellt, problematisch wird, ist das denkbar beste Gegengift gegen jeden Schatten von Selbstüberheblichkeit. Wenn es zuvor baltisch-deutscher Führung genommen wurde, sich weiterhin auf sämtlichen Gebieten des Lebens zu betätigen, wenn lediglich das Kirchliche noch eine Einflusssphäre zu bieten schien, so ist nun auch hier die Grenze deutlich geworden, die Gott unserem Leben gezogen hat. Es entwickelt sich so eine eigentümlich grenzbegriffliche Denkweise der deutsch-lutherischen Diaspora im Lande, die auf die früheren kirchlichen Führungsansprüche tapfer Verzicht leistend, deshalb weder die geistige Gebundenheit an das Stammland der Reformation aufgibt, noch an der Möglichkeit, die Kräfte des reinen Luthertums in der Heimat zu entfalten verzweifelt.

Das Bewusstsein der Grenze führt weit über das begrifflich grenzbetonte Denken hinaus: es wird zu einer für das gesamte kirchliche Sein unerlässlichen Haltung, zur Haltung der Busse. Wo Gott so deutlich die Grenze eigenen Wertes gezogen hat, hört der Selbstruhm auf. Wo das kirchliche Eigendasein, das für die deutsche Diaspora in der alten Heimat unter harten Kämpfen errungen worden ist, als wichtigster Faktor gedeihlicher Wirksamkeit dankbar erkannt wurde, da weiss man sich in bussfertiger Erkenntnis abhängig von Gottes gnädiger Führung. Die Stunden, in denen sich im Rahmen synodaler Entscheidungen, wie das in Lettland 1922 der Fall war, ein den kirchlichen Frieden der Nationalitäten begründender Zustand herausstellte, stehen uns als konstitutiv für unsere Existenz und als deutliche Kennzeichen göttlichen Waltens in unauslöschlicher Erinnerung.

Aber es muss noch mehr gesagt werden.

Die Existenzphilosophie vertritt den Gedanken, dass grenzbegriffliches Denken nicht nur die Schranke erkennen lässt, die allem Menschlichen gezogen ist, sondern auch die Witterung für das, wie Jaspers es nennt, Transzendierende weckt. «Existenz ergreift sich nur in ihrer Freiheit, indem sie im selben Akt zugleich ein ihr Anderes wahrnimmt... Auf irgend eine Weise verwirklicht sie sich nur in bezug auf die Transzendenz... Je entschiedener es sich gelingt, desto klarer wird seine Grenze, an der es versagt. Es wird bereit sein für ein anderes, die Transzendenz, wenn es in seinem Sich-selbst-genug-sein-wollen scheitert. Ohne Transzendieren ist nur zu leben in radikaler, nur das Nichts lassender Verzweiflung.» Diese Existenzdeutung Jaspers' von der Grenze her ist gerade das dem Diasporaerleben Entsprechende, ein erfreuliches Zeichen dessen, dass hier wirklich einmal Philosophie und Leben sich berühren. Unsere Existenz hat es unzählige Male erfahren, dass an der schmerzlichsten Grenzziehung des Gesamtdaseins die allmächtige Hand dessen spürbar wurde, der alles lenkt, und die «Chiffreschrift der Ewigkeit» dort zu entziffern war, wo alle menschliche Weisheit und Kraft versagte. Grenze ist nie ohne ein Jenseits. Der baltischen Diaspora ist es geschenkt worden, in furchtbarster Zeit, als brutaler Terror die Grenze des Lebens für viele der Besten mit roher Hand zog, auch darin Gottes Walten zu sehen und sich seinem Willen zu beugen. Baltisches Märtyrertum darf angesehn werden als Sinndeutung der ewigen Chriffreschrift göttlichen Willens, die den Ursinn aller christlichen Existenz enthüllt, das, was der Herr selbst meint mit seinem Wort: «Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten.»

Situationsbewusst und grenzbedingt ist die Existenz der Diaspora. In beidem steckt etwas von der Heideggerschen «Jemeinigkeit» des Daseins, das mir so und nicht anders zugemutet wird. Weiss ich mein Dasein in Gott verankert, so ist diese jeweils meine Welt und Situation, so wie sie eben ist, hinzunehmen und zu bejahen. Ich kann sie nicht verneinen oder wegwünschen; das wäre ein Unrecht meiner Existenz und dem gegenüber, der sie mir gab. Diasporaexistenz ist immer Koexistenz, das Zusammensein mit artfremden Mächten, die zum mindesten äusserlich stärker sind, als ich. Gegen diese Tatsache aufbegehren wollen, zeugt von Mangel an Einsicht und Gehorsam. Ihr entrinnen wollen, erweist bedenkliche und bedauerliche Unsicherheit in bezug auf existenzielle Notwendigkeiten unseres Daseins. Das greift sehr tief hinein in politische und kulturelle Probleme einer

Diaspora. Das bedeutet etwa für diejenige des baltischen Raumes die Abwegigkeit jenes Versuches, der gemacht wurde und inzwischen gescheitert ist, mit Hilfe eines internationalen Minoritätenrechtes einen landfremden Überbau völkischer Minderheiten mit eigenem, bei der Verschiedenheit derselben höchst fragwürdigem Sonderrecht zu bilden. Das sind existenzfremde Versuche, die wirklich nur Zielscheibe für fruchtlose Dialektik und Rhetorik, ja, für eine lebensfremde Mechanik des Geistes geworden sind. Ebenso verfehlt vom Gesichtspunkt gegebener Existenz aus wie verhängnisvoll wäre freilich jegliche Art von Irredentagedanken, die die gottgesetzte Grenze des Diasporadaseins zu überfliegen suchten und sich schliesslich doch in ungestillter Sehnsucht verzehrten. Wo es eine situationsbewusste und grenzbedingte Diaspora gibt, da wird sie auch nicht ihre Glieder und ihren Nachwuchs hemmungslos an das Mutterland abgeben und dazu alle Wege ebnen, die irgend denkbar sind, sondern sie wird vielmehr in klarer Erkenntnis göttlicher Existenzsetzung «dieselben anhalten, dass sie bleiben und tun, was sie schuldig sind.» Sie wird es, auch abgesehen von der Raumnot und dem Luftmangel, der ohnehin im Mutterlande herrscht, nicht tun im Bewusstsein dessen, dass Gott durch die Grenzziehung einer Diaspora ganz andere Aufgaben stellt, als die, dauernd heimwehkrank zu sein.

Ist Diasporadasein Koexistenz, so ergibt sich hieraus die sittliche Pflicht, unter Wahrung der eigenen Würde und der lebenswichtigen Interessen, unter gewissenhafter Vermeidung von Rassenmischung und Volkstumsvermengung an der Ausgestaltung gemeinsamer Bindungen zu arbeiten, die in erster Linie durch die gleiche Liebe zum Heimatboden gegeben sind. Bodenständigkeit lautet daher die grundlegende Lösung gemeinschaftlicher Bestrebungen der Kinder einer Heimat, auch wenn sie nach Stamm und Sprache noch so verschieden sein sollten, wie das im baltischen Raum der Fall ist. Wir sehen aber von hier aus auch ernstlich die existenzielle Verbundenheit unseres Stammes zu den wirklich bodenständigen Kindern der Heimat — im Gegensatz zu den landfremden Elementen, mit denen uns kein abstraktes Minoritätenrecht je zu einer existenziellen Lebenseinheit zusammenzwingen konnte.

Darüber hinaus erwächst nun aber gerade der kirchlichen Diaspora unseres Lebensraumes eine ganz besondere, für die fernere Existenz lebenswichtige Aufgabe. Statt gemeinsam mit anderen Diasporagebieten wie gebannt auf das Mutterland unseres Glaubens und unserer Kultur hinzustarren und darüber für einander blind zu wer-

den, zeichnet sich in der Gegenwart immer deutlicher die Aufgabe ab, sogenannte Querverbindungen zu schaffen für die Glieder der in der weiten Welt zerstreuten evangelisch-deutschen Diaspora. Auch das kann als existenzielle Aufgabe ersten Ranges angesehen werden. Der kulturpolitische Wille, der sich darin regt, geht gerade darauf aus, zwischenstaatliche Bindungen herzustellen, bei denen die Selbständigkeit und Eigenart der Diasporaexistenz tunlichst zu ihrem Recht kommen soll und so neben dem deutschen Leben im Mutterlande ein selbständiges Bild auslanddeutscher Geistigkeit erstehen lässt, welche die Zugehörigkeit zu dem jeweiligen Heimatstaate ebenso ehrlich bejaht, als sie an den Segen und die Kräfte deutscher Geisteswerte in der Welt glaubt. Jedenfalls ist von hier aus die Diasporaexistenz keineswegs als hoffnungslos anzusehen.

Damit verliert der sich allenthalben geltend machende, noch unter dem Einfluss des Minoritätsgedanken stehende Pessimismus seine Existenzberechtigung. An sich scheint er nahe zu liegen, da ja gerade die Diasporaexistenz um die mannigfachen Bedrohungen ihres Bestandes und Besitzes weiss, die sich in der ganzen Welt geltend gemacht haben, um einst starke, nunmehr der Macht beraubte Gemeinschaften auf den Aussterbeetat zu setzen. In vielen Fällen zeichnet sich ein geistiges Existenzminimum ab, das noch viel kümmerlicher ist, als das wirtschaftliche. Vielfach wird gewissermassen schon von der eisernen Ration gelebt. Das gilt, wie von jeder Auslanddiaspora, auch von der im baltischen Raume. Trotzdem bleibt es dabei, dass eine von höherem Willen aufgegebene Existenz menschlicherseits nicht aufgegeben werden darf. Auch das geringfügigste Existenzminimum berechtigt noch nicht zur Preisgabe seiner selbst. Freilich ist unter Bedrängnis und Alltagsnot eine spezifische Haltung erforderlich, die zum Ausharren befähigt. Das ist die Glaubenshaltung einer Menschengemeinde, die nicht zu beugen ist, sondern, sie sei gross oder klein, von Gott aus das Recht nimmt, festzustehen und auszuharren und das als Summe ihrer Politik aufzufassen. Eine Glaubenshaltung aber beruht auf der tiefen Überzeugung, durch Gottes Wort und Tat auf seinen Posten gewiesen zu sein. Diese Rückendeckung der eigenen Existenz verleiht auch bei stärkster äusserer und innerer Bedrängnis die Zuversicht, Daseinsberechtigung zu haben.

Auch diese Gewissheit ist nicht mit gewöhnlichen logischen Kategorien zu erreichen. Sie ist nicht zu beweisen. Sie ist nur existenziell zu bejahen, und das heisst hier, in voller persönlicher Hingabe zu verwirklichen. Solch eine Existenzhaltung ist dem Christenmen-

schen nichts Fremdes und bedeutet keine unbillige oder unmögliche Zumutung an seine geistigen und rationalen Qualitäten. Das Neue Testament kennt diese existenzielle Erkenntnisart aufs genaueste. Sie liegt etwa im Pauluswort ausgesprochen: «Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen, denn es muss geistlich gerichtet sein». Das lässt sich aus dem Zusammenhang etwa so in unsere heutige Sprache übersetzen: der in der rationalen Geisteshaltung verharrende Mensch ist unempfänglich für die religiöse Wirklichkeit göttlichen Geistes. Daher versagt seine gewohnte Erkenntnisfähigkeit und Haltung in diesem Stück völlig.

Die Welt des Glaubens erheischt ein existenzielles Bestimmtsein von Gottes Geist her und eine dementsprechende neue Haltung des Gehorsams und der Hingabe. Dieses geistliche Gerichtetsein ist nunmehr eine Grundforderung der Diasporaexistenz. Sie weiss um das göttliche Gesetztsein des eigenen Daseins und den göttlichen Befähigungsnachweis für die eigene Existenz. Darin liegt die Quelle ihrer Kraft. Den klassischen neutestamentlichen Ausdruck hierfür finden wir wiederum bei Paulus: «Nicht, dass wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber, sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott.» Das lebendige, die Existenz sichernde Du Gottes, von dem schon die Rede war, kann gerade für das Diasporaerleben sehr konkrete Züge annehmen. Es kann zutage treten in der tatkräftigen Förderung, mit der Glaubensgenossen etwa des Mutterlandes sich der schwächeren Brüder und Schwestern annehmen. Diese dargereichte Bruderhand ist über alle materielle Hilfeleistung hinaus der unersetzliche geistige Wert jeglicher Gustav-Adolfarbeit etwa, eine wirkliche Existenzstärkung, keineswegs bloss eine Unterstützungsaktion. Der existenzielle Totalitätszusammenhang zwischen Menschen gleichen Glaubens und gleicher Art kann sich zeigen in der geistigen Arbeit, mit der etwa eine Diasporatheologie die reichen Anregungen aus der Brunnenstube theologischen Forschens übernimmt und eigengesetzlich fortbildet, nicht ohne dass die innere geistige Verwandtschaft auf den ersten Blick hervortritt. Diese Arteinheit wiederum kann in der eigenartigen Gestaltung der verschiedenen Lebensformen einer Diasporagemeinschaft ersichtlich werden, mit der sie den Zusammenhang mit klassischen und dankbar überkommenen Grundlinien evangelischer Wesensprägung dokumentiert. Wenn Wilhelm Stapel das Luthertum eine Metaphysik der Väterlichkeit nennt, so dürfte es nicht schwer sein nachzuweisen, dass jede Auslanddiaspora

etwas davon in ihren Lebens- und Gestaltungsformen auszuprägen bemüht ist. Zumal die Diasporaexistenz des baltischen Raumes hat die Jahrhunderte hindurch von dieser Metaphysik des Patriarchalismus gelebt und hat Mühe, nachdem sie in dieser traditionellen Weise nicht mehr zu halten ist, etwas Ebenbürtiges an ihre Stelle zu setzen. Über allen diesen konkreten Momenten einer göttlichen Existenzgründung steht als Wichtigstes und Vornehmstes das lebendige ewige Wort Gottes, dessen besonders starke Wirkungsmöglichkeit, dessen alles bestimmender Aktionsradius gerade in einer sonst stiefmütterlich behandelten Diaspora Erfahrungstatsache ist. Hier oft stärker als in den saturierten Verhältnissen der Stammländer ist die ganze Existenz aufgebaut auf der Wahrheit des Christuswortes: «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort Gottes, das durch seinen Mund gehet.»

Mit alledem wird klar, dass Diasporaexistenz eine wunderbare innere Freiheit bedeutet von allen sonst ins Gewicht fallenden Existenzbedingungen. Sie weiss um ein Höheres als die Alltagssorge und die Modeanschauung über das, was lebensnotwendig ist. Durch manche Entbehrung und Verfolgung geprägt, sieht sie die ewigen Gründe ihres Seins und weiss um das transzendente Ziel ihres Daseinszweckes. Eingespannt zwischen Himmel und Hölle weiss auch sie sich gehalten durch Gottes Gnade. Diasporaexistenz ist eschatologisch bestimmt, umwittert von Ewigkeitshauch. Von hier aus gesehen ist etwa die Tatsache, dass die baltische Diaspora, schwer um den eigenen Bestand ringend, den Gedanken einer Russlandmission konzipiert hat, von vielsagender Bedeutung. Als menschlicher Einfall wäre dieser Gedanke eine Utopie oder eine Selbstüberheblichkeit. Als göttliche Aufgabe ist er eine existenzielle Notwendigkeit, wie es die Mission selber für die christliche Kirche aller Zeiten ist. Was bedeutet das letzten Endes? Es bedeutet, dass die Diasporaexistenz da am tiefsten und reinsten erkannt ist, wo sie sich als christliche Gemeinde versteht und verwirklicht. Das erklärt das Vorwiegen des kirchlich-gemeindlichen Einflusses in den verschiedenen Diasporagemeinden der weiten Welt. Wo das fehlt, ist eine Diaspora instinktunsicher geworden und hat einen Existenzverlust erlitten. Von der Situationsgebundenheit einer Diaspora lässt sich nichts wegschaffen, von der Grenzbedingtheit derselben nichts abmarkten. Das wird zu stets neuen Daseinskämpfen führen, wo Gott nationales und konfessionelles Geschick in andersartige Umgebung gestellt hat. Aber dieser Kampf ist da nicht hoffnungslos, wo jenseits aller Schranken und

Nöte eine Diaspora ihrer ewigen Existenzbindungen bewusst ist. Wo das der Fall ist, wird sie zur lebendigen Gemeinde Gottes auf Erden. Und wo sie Gemeinde wird, hat sie Verheissung.

Ferdinand David und das Liphart-Quartett in Dorpat 1829—35

Von Elmar Arro

Mit 15 Jahren bereits ein fertiger Künstler, der mit Erfolg im Leipziger Gewandhause, seinem späteren Wirkungsfeld, auftritt, bald darauf zwei Jahre Soloviolinist am Königstädter Theater in Berlin, gibt Ferdinand David 1829 als ein erst Neunzehnjähriger diese gesicherte Stellung auf, um dem Rufe des livländischen Edelmannes Karl v. Liphart Folge zu leisten und als Primgeiger die Leitung eines privaten Streichquartettes, das jener in Dorpat begründete, zu übernehmen. Sechs Jahre lang wirkte David in der kleinen Universitätsstadt an der Spitze dieser um jene Zeit hervorragendsten Quartettvereinigung. 1835 verliess er das Baltikum, nachdem er sich, wie es hiess, mit seinem Mäzen überworfen hatte. Als einziger Grund gilt allgemein (auch in mündlichen Überlieferungen) die Liebe Davids zu Lipharts Tochter Sophie, die später gegen den Willen ihres Vaters die Gattin des Künstlers wurde. In Dorpat findet sich ein nicht uninteressantes archivalisches Material, das sowohl die Tätigkeit Davids und seinen Einfluss auf das örtliche Musikleben beleuchtet, als auch die Gründe seines Bruches mit dem Baltikum in einem etwas anderen Licht erscheinen lässt. Das Wesentlichste davon sei hier kurz dargelegt, wobei einige allgemeinere Mitteilungen über das Liphart-Quartett vorausgeschickt seien.

Die Quartettgenossen Ferdinand Davids, die sich mit ihm zusammen in der damals erst 8000 Einwohner zählenden Embachstadt niederliessen, waren durchaus namhafte Künstler. Am zweiten Violinpult sass ein Kollege Davids vom Königstädter Theater, der seinerzeit als vortrefflicher Violinist bekannte Karl Matthias Kudelski (1805—1877), der sich auch als Komponist einen Namen gemacht hatte: er schrieb Konzerte und Sonaten für Violine und Cello, Duette für diese Instrumente, Klaviersonaten, Trios, Streichquartette sowie eine Kompositionslehre. Cellist des Quartetts war Cyprian Romberg

(1810—1865), ein Sohn des Andreas Romberg, den wir heute nur noch als den Komponisten von Schillers «Glocke» kennen, und Schüler seines berühmten Onkels (zweiten Grades) Bernhard. *) Die Familie Romberg hat zum Baltikum lebhafte Beziehungen unterhalten. Vor allem war Bernhard Romberg als Virtuose in den Ostseeprovinzen ausserordentlich beliebt. Er war der erste Künstler, dem das Orchester in Riga 1808 einen Tusch brachte. Die baltischen Städte besuchte er auf weiteren Konzertreisen 1812, 1825, 1829, 1830 und 1834, wobei er 1825 in Begleitung seiner Kinder Carl (Cello) und Bernhardine (Gesang) auftrat. Auch Cyprians älterer Bruder, der Violinist Heinrich Romberg, hat 1830 in Dorpat konzertiert. Die Werke der beiden älteren Romberg, der Vettern Bernhard und Andreas, wurden damals im Baltikum recht häufig aufgeführt. Cyprian ist ebenfalls kompositorisch tätig gewesen: veröffentlicht wurde von ihm ein Cellokonzert in G-dur als op. 1 und eine Fantasie mit Orchester (Peters). Im Liphart-Quartett verblieb er nur bis 1834, worauf an seine Stelle im letzten Jahre des Bestandes der Quartettvereinigung gleichfalls ein Mitglied des Königstädter Theaters, der Cellist Johann Benjamin Gross trat. Den Bratschenpart im Quartett hatte ein gewisser L. Herdtmann inne.

Am 5. Oktober 1829 ist der «Musikus Ferdinand David, aus Riga kommend und im Hotel St. Petersburg allhier logierend» in der Liste der zugereisten Personen gemeldet, zum 28. desselben Monats zeigt

---

*) Der Biograph Ferdinand Davids — Julius Eckardt («Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartholdy», Leipzig 1888) gibt als Cellisten des Liphart-Quartetts irrtümlich den Onkel Bernhard Romberg an (S. 27). Auch lautet der Name des Bratschisten nicht «Hartmann», sondern Herdtmann. Ganz zuverlässig sind die Daten über die Dorpater Jahre bei Jul. Eckardt (der sein Material aus zweiter Hand brachte und nicht in der Lage war, auf die Dorpater Quellen selbst zurückzugreifen) natürlich nicht. Über die Konflikte Davids in Dorpat scheint Eckardt nichts bekannt gewesen zu sein, und die leidigen Beziehungen zum Schwiegervater werden von ihm in sehr diskreter Weise retouchiert, so dass man darauf angewiesen ist, mehr zwischen den Zeilen zu lesen (vgl. etwa S. 193 f., 197, 201 f.). Eckardt berichtet aus dem Jahre 1836 nur lakonisch, «dass die seiner Heirath mit Sophie von Liphart entgegenstehenden Schwierigkeiten beseitigt seien, und dass er hoffen durfte, die auf der Reise nach Deutschland begriffene (sic!) Braut in Bälde heimführen zu können». Über die Gründe, die David bestimmten, Dorpat 1835 zu verlassen, lässt sich Eckardt nur in sehr allgemeinen und abstrakten Betrachtungen aus (S. 50 f.) und behauptet schliesslich: «Zeit seines Lebens hat David der Dorpater Jahre mit ungeteilter Befriedigung gedacht» (S. 29). Auf Grund des uns nunmehr vorliegenden Materials müssen wir zu einer wesentlich anders lautenden Schlussfolgerung gelangen.

David in der «Dörptschen Zeitung» bereits ein erstes öffentliches Konzert mit Cyprian Romberg an. Das ständige Quartier der Quartettgenossen war nicht auf dem Liphartschen Schloss des an Dorpat grenzenden Landgutes Ratshof (in dem sich heute das Estnische Nationalmuseum befindet), sondern im Stadthaus ihres Mäzens «am Markt». Hier fanden auch die Quartettsoireen statt. Die damalige Exklusivität des Adels bedingte, dass v. Liphart diese nur einem engen, auserwählten Kreise zugänglich machte — doch war es dem Quartett freigestellt, auf eigene Initiative und eigenes Risiko hin auch öffentlich zu konzertieren, von welchem Recht die Quartettmitglieder reichlich Gebrauch machten. In der Regel wurde ein Abonnement auf eine feste Serie von sechs Quartettabenden für die Wintersaison ausgeschrieben, daneben auch einige zu wohltätigem Zweck veranstaltet, und zwar zugunsten der Unterstützungskasse des Hilfevereins, der sich insbesondere durch seine alljährlichen Oratorienaufführungen um das Dorpater Musikleben des 19. Jahrhunderts verdient gemacht hat. «An den regelmässigen Quartettabenden wurden ständig drei Quartette gespielt», berichtet ein Zeitgenosse, Woldemar v. Bock, *) «— als erstes eines von Haydn oder Mozart, dann eines von Spohr, Mendelssohn oder einem andern neueren Komponisten, und das dritte und letzte war immer von Beethoven. Die Schule solcher Meister, durch Jahre wirkend, konnte freilich nicht ohne Einfluss auf den Geschmack und auf das Urteil des Publikums bleiben.»

Nicht minder häufig traten einige Quartettmitglieder auch in selbständig veranstalteten Abenden einzeln oder zu zweien als Solisten auf, wobei das Programm meist ein gemischtes «instrumentalvokales» war, d. h. auch Gesang- und Klavier-, mitunter sogar Chor- und Orchesternummern enthielt. Hierbei wurde nicht selten gemein-

*) in der handschriftlich in der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga erhaltenen Biographie seines Schwiegervaters, des vergessenen baltischen Komponisten Joh. Friedr. de La Trobe (1763—1845), dessen geistliche Vokalwerke — vor allem sein später von Mendelssohn im Druck herausgegebenes prachtvolles Stabat Mater und Agnus Dei — auch heute noch durchaus Beachtung verdienen. W. v. Bock (1816—1903) war ebenfalls musikalisch rege tätig, veröffentlichte Lieder mit Klavierbegleitung, «12 Choralstudien» (Erfurt 1855), die Schrift «Göthe in seinem Verhältnis zur Musik» (Berlin 1871) und hat sich insbesondere durch die Auffindung und Herausgabe der «36 Choräle aus den Schriften des livländischen Landraths Gustav Freiherrn von Mengden 1627—1688» (Dorpat 1864) — eines der interessantesten erhaltenen Denkmäler baltischer geistlicher Tonkunst — ein bleibendes Verdienst um die Musikgeschichte seiner Heimat erworben.

sam mit durchreisenden Künstlern oder örtlichen Liebhabern als Solisten musiziert: wie hoch damals das Können der Dilettanten in Dorpat gewesen sein muss, wird durch die Tatsache erhellt, dass auch die grössten Künstler von Weltruf — selbst ein Liszt, der 1842 in der Aula mit einem Studenten vierhändig spielte, — es nicht für unter ihrer Würde hielten, in Dorpat «mit freundlicher Mitwirkung einiger geehrten Dilettanten» oder «unter Mitwirkung eines geschätzten Dilettanten» (wie es in den entsprechenden Konzertanzeigen hiess) öffentlich aufzutreten. David hat nicht nur mit seinem Partner Kudelski, sondern auch gemeinsam mit Dilettanten öffentlich Violinduette und ähnliche Werke vorgetragen, wie z. B. das Quadrupelkonzert (Konzertante für 4 Violinen mit Orchester) von L. Maurer.

Die Konzerte der einzelnen Quartettmitglieder scheinen nach einer damals in Dorpat gepflegten Art als benefizähnliche Veranstaltungen organisiert worden zu sein: der eigentliche Veranstalter des Konzerts, der die Auslagen trug und dafür die Einnahmen erhielt, forderte die anderen Mitauftretenden zu «freundlicher Mitwirkung» auf und revanchierte sich dadurch, dass er sich bei den Veranstaltungen seiner Kollegen unentgeltlich zur Verfügung stellte. Ein derartiger Modus des Vice-versa-Konzertierens wurde seitens des Quartetts bzw. seiner einzelnen Mitglieder auch mit einigen durchreisenden Künstlern gepflegt, indem das Quartett im Konzert eine Einlagenummer vortrug, wofür der betreffende Solist sich zum nächsten öffentlichen Quartettabend in einer eingeschobenen Solonummer hören liess. Am häufigsten wurden derartige gemischte Konzerte damals von David veranstaltet, und es scheint sogar, als sei dieser finanzielle Modus von ihm in Dorpat eingeführt worden, da er vorher noch nicht und später kaum mehr nachweisbar ist. Dabei trat David meist mit C. Romberg gemeinsam auf und zeichnete in solchen Fällen gleichzeitig mit ihm als Veranstalter, seinen Namen bescheiden an die zweite Stelle setzend. David unternahm von Dorpat aus alljährlich Konzertreisen nach Riga und Mitau, wo er stets mit Romberg zusammen aufzutreten pflegte, und besuchte mehrfach auch Petersburg und Moskau, u. a. 1833 gemeinsam mit seiner jüngeren Schwester, der ausgezeichneten Pianistin Luise Dulcken, die sich auch in Dorpat hören liess. Diese von Dorpat aus unternommenen Konzertreisen haben zum grossen Teil dazu beigetragen, Davids Virtuosenruhm zu begründen. «Herrn David hört man oft», schreibt die Dörptsche Zeitung am 27. Februar 1834, «aber nie zu oft, stets mit erhöhtem Vergnügen: ist es doch, als wäre seine Meisterschaft immer noch im Steigen!»

Die Programme, die Ferdinand David als Solist in Dorpat zum Vortrag brachte, waren für ihre Zeit auffallend gediegen und musikalisch wertvoll. Auf äusseren Effekt berechnete Virtuosenstückchen und inhaltslose Vortragspiecen fehlten gänzlich in seinem Repertoir. Neben den klassischen Geigenwerken — an der Spitze Beethovens Violinkonzert — waren es vor allem die Kompositionen jener durchaus gehaltvollen speziellen Violinliteratur, die heute allerdings nur noch zum grundlegenden pädagogischen Studienmaterial eines jeden Geigers zählen, damals aber allgemein zum ständigen Konzertrepertoire gehörten: so z. B. in erster Linie die Werke seines Lehrers Spohr, (Konzert Nr. 2 und 9, ein Konzertante für zwei Violinen u. a.), dann auch Viotti, Beriot, Mayseder, Louis Maurer etc. Mit dem letztgenannten, der nächst David zu den im Baltikum populärsten konzertierenden Violinvirtuosen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörte und insbesondere der erklärte Liebling des Rigaer Publikums war, scheint David damals in persönlichen freundschaftlichen Beziehungen gestanden zu haben, da er dessen Werke nicht nur besonders häufig, sondern sogar — wie in den Programmen angekündigt war — aus dem Manuskript erstaufgeführt hat. Allgemein bekannt ist der enge Freundschaftsbund Davids mit Mendelssohn, dessen Werke David bereits während seines Dorpater Aufenthalts durch Aufführungen rege propagierte (Ouvertüre «Sommernachtstraum», Klavier-Capriccio, Streichoktett u. a.), so dass dank diesem Umstande Dorpat für sich sogar einige Uraufführungen Mendelssohnscher Werke (z. B. des Quartetts Es-dur op. 12) buchen kann.

Besonders intensiv befasste sich Ferdinand David während seiner Dorpater Jahre mit der Komposition. Dem damaligen Brauch entsprechend, trat David in seinen Konzerten stets auch mit eigenen Kompositionen vor das Publikum. Die Aufführung folgender Jugendwerke Davids lässt sich in Dorpat nachweisen: ein Violinkonzert (ob es sich um ein verschollenes Frühwerk oder eines der erhaltenen Konzerte handelt, ist mangels näherer Angaben im Programm nicht festzustellen), ein Thema mit Variationen, eine «Introduktion und Variationen über ein Originalthema» (vielleicht identisch mit dem vorhergehenden), drei Duette für Violine und Cello, die David gemeinsam mit Romberg verfasst haben soll (eines davon über ein Motiv aus Webers «Oberon»), ein Männersoloquartett «Frühlingslied» (Assmuss) für ein örtliches Liebhaberensemble und eine «Introduktion und Variationen für Klarinette» für den schwedischen Klarinettisten A. Addner, der in den Jahren 1830—35 des öfteren im Baltikum konzer-

tierte und in Dorpat gemeinsam mit dem Liphart-Quartett oder dessen einzelnen Mitgliedern aufzutreten pflegte. Da uns nur ein geringer Teil der Konzertprogramme aus jener Zeit erhalten bzw. überliefert ist, müssen wir annehmen, dass es sich bei den hier aufgezählten Werken nur um einen Bruchteil der Kompositionen handelt, die David in Dorpat überhaupt verfasst und aufgeführt hat. Man wird wohl nicht fehlgehen, darunter auch ein oder mehrere Streichquartette zu vermuten, obwohl sich die Aufführung eines solchen bisher nicht nachweisen liess.

Die anderen Quartettmitglieder haben sich gleichfalls kompositorisch betätigt und ihre Arbeiten öffentlich aufgeführt — vor allem die Cellisten Cyprian Romberg (2 Cellokonzerte u. a.) und Joh. Benj. Gross (Cellokonzert h-moll, Divertimento, Romanze und Rondo, Variationen über «Heil dir im Siegerkranz», Introduktion und Variationen über eine venezianische Barkarole für Streichquartett u. a.). Nach dem Zerfall des Liphart-Quartetts begab sich Gross nach Riga zum Musikfest 1836 und brachte dort neben einem Cellokonzert eine Ouvertüre über die damals neueingeführte Zarenhymne (aus der Feder des gebürtigen Revalensers A. Lwow) zum Vortrage. Aufführungen von Werken C. M. Kudelskis sind zwar in Dorpat nicht nachweisbar, werden aber zweifelsohne ebenfalls stattgefunden haben. Die örtliche Kritik hob insbesondere die Arbeiten von Gross hervor, wobei prinzipiell vorausgeschickt wurde, dass «fremde Virtuosen uns oft bedauern lassen, dass ihre Eitelkeit ihnen nicht gestattet, die Kompositionen der Meister zu spielen, und dass sie ihre Fertigkeit nur in eigenem Machwerk, meist ohne Sinn und Salz, uns zeigen möchten» — um schliesslich festzustellen: «Wir fühlen uns so reich im Besitz unserer einheimischen Künstler, dass wir nach jedem Genuss, den uns der Fremde bietet, mit Freuden zu ihnen zurückkehren werden.» (Dörptsche Zeitung 1834 Nr. 105).

Neben seiner Betätigung als Quartettgeiger, Solist und Komponist verabsäumte David in Dorpat nicht, auch als Dirigent und Korrepetitor in örtlichen musikalischen Liebhabervereinigungen praktische Erfahrungen zu sammeln.*) Zu erwähnen wäre hierbei vor allem

*) Über die pädagogische Tätigkeit Davids in Dorpat, die von Eckardt und Bock nur kurz erwähnt wird, liessen sich nähere Daten an Ort und Stelle nicht ermitteln. Auch hat David nie im Lokalblatt inseriert. In den Jahren 1839—42 war in Dorpat als Musikdirektor ein angeblicher Schüler Davids aus Leipzig, der Militärkapellmeister Rudolf Poley, tätig.

Davids Mitarbeit an dem damals vom Komponisen J. F. de La Trobe begründeten Singverein und als ein bemerkenswertes Ereignis hierbei 1834 die Aufführung von Händels «Alexanderfest» mit 180 Mitwirkenden, «ein bisher in seiner Grossartigkeit einzigartiges Unternehmen in Livland», wie Wold. v. Bock in der Biographie La Trobes vermerkt und dabei diesen als die eigentliche Seele und den Leiter des Unternehmens hinstellt, David aber vollständig mit Schweigen übergeht. Wie aus der «Dörptschen Zeitung» Nr. 11 d. J. zu ersehen ist, hat jedoch David diese Aufführung dirigiert und das Liebhaberorchester einstudiert, während La Trobe nur bei der Einstudierung der Chöre assistierte. Überhaupt lässt sich feststellen, dass einige damalige Historiographen des Dorpater Musiklebens ganz offensichtlich Davids Verdienste zu schmälern suchen. So z. B. weiss Prof. Kruse in seinem Aufsatz «Einiges Historische über die Musiker und Musikvereine in Dorpat» («Inland» 1844) nichts weiter über David und das Liphart-Quartett mitzuteilen, als nur: «Dies ausgezeichnete Quartett war nur für die Ohren eines Mannes, der es bezahlte, und einiger Freunde bestimmt; sehr selten liess es sich auch vor einem grösseren Publico für Geld hören, und es verschloss sich hermetisch gegen die Kunstbestrebungen der hiesigen Dilettanten, so dass einer der hiesigen tüchtigen Musiker nicht mit Unrecht sagte, dies Quartett sei trotz seiner ausgezeichneten Leistungen der Tod der hiesigen Musik». Aus dem bisher Dargestellten dürfte bereits zur Genüge ersichtlich sein, dass diese Behauptung Kruses den Tatsachen widerspricht, und man wird wohl nicht fehlgehen, in ihr einseitig-parteiliche Einstellung und nachträgliche Beeinflussung von jener David feindlich gesinnten Seite aus zu vermuten, die ihn um jeden Preis in Dorpat zu Fall zu bringen suchte.

Von besonderer Bedeutung für das lokale Dorpater Musikleben wurden die um jene Zeit immer häufiger stattfindenden Konzerte durchreisenden Künstler. Dank ihrer günstigen Lage auf dem Wege zwischen Riga und Petersburg bekam die kleine Universitätsstadt manche der aus Deutschland nach Russlands Metropole reisenden Künstler von Weltruf zu hören, so z. B. eine Mara (gestorben 1833 in Reval als Gesanglehrerin), Borgondio, Milder-Hauptmann, Schebest, Bishop, Clara Schumann, Sophie Bohrer, Schröder-Devrient, (in dritter Ehe mit dem livländischen Landmarschall H. v. Bock verheiratet), einen Rode, Vieuxtemps, Dreyschock, Talberg und ihrerzeit als Wunderkinder die Brüder Kontski und Wieniawski. Die Veranstaltung solcher Konzerte war seit 1820 hauptsächlich der Privatini-

tiative ebenfalls eines Mäzens, des Staatsrats Professor G. E. v. Broecker, zu verdanken, der den Künstlern von sich aus alles arrangieren liess und ihnen sein gastliches Haus öffnete. Es war damals in Dorpat üblich, dass die besseren Solistenkonzerte durch eine Orchester-Ouvertüre (meist Beethoven oder Weber) eröffnet wurden, wobei gelegentlich auch die eine oder andere Nummer des Solisten vom Orchester begleitet wurde. Ferdinand David hielt sich nicht für zu gut, um sich in solchen Fällen zur Verfügung zu stellen und schlicht im Orchester am Violinpult mitzugeigen. Diese selbstlose Gefälligkeit hat David jedoch bitter büssen müssen.

Im Herbst 1834 konzertierten im Baltikum die Wunderkinder Ernst (geb. 1822) und Eduard (geb. 1823) Eichhorn mit ihrem Vater, einem «Basshorn-Virtuosen». Die jugendlichen Geiger erregten hier starkes Aufsehen und konnten in Riga eine Serie von 8 Konzerten, in Dorpat deren 4 geben. Bald darauf erschien im «Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Estland» Nr. 43 folgender anonyme Angriff gegen den ungenannten Ferdinand David:

> «Die kleinen Virtuosen Eichhorn erregten auf ihrer Kunstreise nicht nur allgemeine Bewunderung, sondern auch schon hier und dort thätlichen Künstlerneid. In einer Stadt, die nicht genannt wird, fühlte sich der Violinist, der dort für den ersten galt, schon durch ihre Annäherung so beunruhigt, dass er mit Achselzucken halbe Worte über Charlatanerie u. dgl. hinwarf. Als sie eingetroffen waren, erbot er sich, im Orchester mitzuspielen, aber er stimmte seine Geige dabei falsch. Nachdem der erste Satz geendigt war, bat der alte Eichhorn ihn, sein Instrument um einen Ton höher zu stimmen, weil es sonst zur Begleitung nicht passe; aber er schlug es ab. Sein Instrument sey in Ordnung; er müsse das am besten wissen. Da nun der kleine Virtuos fast mit Thränen versicherte, es sey ihm dann unmöglich, weiter zu spielen, indem er nicht begreife, wie er nicht jetzt schon völlig herausgekommen, — verwehrte der Vater dem Neidischen das weitere Begleiten, und nun fiel das Konzert, ohne seine Unterstützung, glänzend aus wie überall. Dieser unchristliche Streich verdient überall bekannt zu werden, damit er sich nirgend wiederhole. Auch Künstlern kann Publicität zum Schutzgeist werden».

Es bedarf wohl keines weitläufigen Kommentars, dass es sich hier ganz offensichtlich um eine unsachlich und böswillig konstruierte Unterschiebung handelt: falls das örtliche Orchester eine tiefere Stimmung pflegte als die durchreisenden Künstler, so ist das natürlich keine Schikane und noch weniger die Schuld eines einzelnen Violinspielers im Orchester; über diese Frage der Stimmung hätte Vater Eichhorn sich vorher bei der Probe mit dem Orchesterleiter auseinandersetzen können, und wenn es dabei tatsächlich zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und David gekommen sein sollte,

so wird eine Schuld eher wohl auf seiten des durch die Erfolge seiner Kinder an vielleicht etwas zu starhafte Allüren gewohnten Wunderpapas zu suchen sein. Dass David als ein ernster Künstler sich dem Unfug der Wunderkinderei gegenüber prinzipiell ablehnend verhalten musste, ist selbstverständlich. Noch weniger bedurfte er wohl einer Belehrung ausgerechnet von dieser Seite aus, wie er seine Geige zu stimmen habe. In einer öffentlichen Entgegnung im Provinzialblatt Nr. 45 äussert sich David selbst wie folgt:

> Da der in Nr. 43 des Provinzialblattes enthaltene Artikel vollkommen mit einer hier von Übelwollenden verbreiteten Erdichtung, in Beziehung auf meine Mitwirkung in dem zweiten Concert der Familie Eichhorn, übereinstimmt und daher nur gegen mich gerichtet sein kann: so sehe ich mich zu der Erklärung genöthigt, dass besagter Artikel durchaus ein Gewebe von Unwahrheiten ist. Etwaige fernere öffentliche Angriffe werde ich durch die Behörden beantworten lassen.
>
> Dorpat, d. 31sten October 1834. Ferdinand David.

In den folgenden Nummern ist das Provinzialblatt offensichtlich bestrebt, die Sache wieder gutzumachen. So berichtet z. B. die Redaktion von einer ihr zugegangenen neuen anonymen Zuschrift betreffs angeblicher Intriguen gegen eine fremde Künstlerin in Reval und bemerkt hierbei durchaus zutreffend: «Im allgemeinen, ohne Beziehung auf diesen Fall, sei es gesagt: wo die reisenden Künstler nicht anmassend und aufgeblasen auf ihre einheimischen Kunstgenossen herabsehen, finden sie gewiss alle Gefälligkeit, deren sie bedürfen». Umso unerwarteter wirkt ein erneuter Angriff gegen David in einer der nächsten Nummer dieses Blattes:

> Vorschlag oder Aufforderung. Die Welt liegt im Argen! Trotz der muthigen Ableugnung des Herrn David und einem andern Aufsatze, den man aus Schonung für seinen Verfasser am besten nicht näher bezeichnet, will sie sich noch immer nicht ganz überzeugen lassen, dass die Gebrüder Eichhorn Ursache gehabt, grosse Dankbarkeit für den genannten Musiker zu fühlen; ja, sie beruft sich darüber auf ganz eigene Äusserungen des alten Herrn Eichhorn selbst in anderen Städten. Wär es daher nicht nothwendig oder doch rathsam, dass Herr David von Herrn Eichhorn selbst eine Erklärung beibrächte, dass alles Das in der bewussten Begebenheit, durch dessen Erdichtung man Ersteren kränkte, wirklich Erdichtung sey? (Eingesandt).

Das Kesseltreiben gegen David hält die ganze Wintersaison über an und wird schliesslich in die «Dörptsche Zeitung» übertragen. Der Fall Eichhorn erscheint natürlich längst nicht mehr als wahrer Grund hierzu, sondern bloss als bequemer Anlass, um immerfort gegen David weiterzuhetzen. Im Februar 1835 ist in der «Dörptschen Zeitung»

Nr. 21 von Schwierigkeiten die Rede, die «man» angeblich der Pianistin Belleville-Oury und einem 16-jährigen Klaviervirtuosen Theodor Stein bereitet hat, wobei es heisst, dass unter «man» nicht das Gros des Orchesters — die Studierenden und andere Liebhaber — zu verstehen ist. Dabei wird an die Affaire Eichhorn erinnert und, obwohl ohne Namensnennung und recht vorsichtig, doch ziemlich deutlich wiederum auf Ferdinand David als den neuerlichen Intriganten hingewiesen. Ein kleiner Passus in diesem Artikel — «... Schreiber dieses, dem sie [die Künstlerin] aus St. Petersburg empfohlen war...» — enthüllt den anonymen Angreifer, der in einer nächsten Zuschrift an die Zeitung bereits das Visier lüften muss: es ist der Mäzen G. E. v. Broecker. Er verfügte ja durchaus über die beste Möglichkeit und Gelegenheit, in die lokalen Blätter — vielleicht auch ohne besondere innere Zustimmung der Redakteure — diese Angriffe gegen David zu lancieren, da er nebenberuflich das Amt des Pressezensors ausübte.

Ein ungeheurer gesellschaftlicher Skandal scheint die Folge gewesen zu sein. Zum Schutze Davids ergreift der neue Cellist des Liphart-Quartetts Joh. Benj. Gross die Feder und spricht in einem offensichtlich auf Broecker gemünzten Artikel von «unlauteren Nebenabsichten» und «dilettantischer Urteilsanmassung». Broecker wehrt sich mit der stark naiven Behauptung, auch nicht ein einziger seiner Aufsätze habe «jemandem wehe getan oder irgend einen Streit veranlasst», dagegen trete nun gegen ihn «auf verschiedenen Wegen eine Leidenschaftlichkeit in die Schranken, von der man in unseren Ostseeprovinzen kaum ein zweites Beispiel aufzuweisen hat» (Dörptsche Zeitung v. 3. April). Dabei wiederholt Broecker mit Beharrlichkeit seine alte Anklage, dass gegen die reisenden Künstler in Dorpat stets intrigiert werde, wobei er jedoch nicht das geringste positive Material oder irgendwelche Belege vorzubringen imstande ist. Die psychologische Erklärung zu dieser traurigen Angelegenheit mag in einem gewissen latenten Rivalitätsverhältnis zwischen den beiden Mäzenen v. Liphart und v. Broecker zu suchen sein, wobei vielleicht ein gewisses Eifersuchtsgefühl Broeckers sich schliesslich zur Antipathie gegen David, als den glänzendsten Schützling Lipharts, entwickelte.

Inwiefern dabei die höchst wahrscheinlich nichtarische Herkunft Davids diesen in Broeckers Augen für die Dorpater Gesellschaft nicht gut tragbar erscheinen liess, ist eine Frage, die auch diese ganze Angelegenheit gegebenenfalls in ein wesentlich anderes Licht rücken würde.

Was sich weiter in Dorpat, insbesondere hinter den Kulissen der Öffentlichkeit abgespielt hat, bleibt uns leider unbekannt. Die ganze leidige Angelegenheit fand ihr Ende durch die im Spätherbst desselben Jahres erfolgte Abreise Davids nach Deutschland, wo er in Leipzig, Berlin und einigen norddeutschen Städten eine Reihe von Konzerten gab und am 1. März 1836, dem Rufe Mendelssohns Folge leistend, seine Lebensstellung als Nachfolger H. A. Matthäis am Konzertmeisterpult des Gewandhausorchesters antrat. Über die Abreise Davids aus Dorpat äusserte sich der Zeitgenosse Prof. Kruse in seinem bereits zitierten Aufsatze mit einem plötzlichen poetischen Aufwande wie folgt: «Die schwarzgeflügelte Nacht, welche nach Hesiodus im Schosse des Plutonischen Reichs den Eros hervorbrachte, trennte... diese glänzenden Söhne der Musen, den einen... mit einer Gabe Aphroditens nach dem heiteren Himmel Leipzigs entführend.» Diese Worte scheinen auf eine geheime Abreise, ähnlich etwa der Flucht Wagners aus Riga einige Jahre später, anzuspielen; demgegenüber lässt sich aber feststellen, dass David Ende Oktober 1835 seine bevorstehende Abreise, wie es gesetzlich zur Erlangung des Reisepasses erforderlich war, in der Zeitung publiziert hatte, jedenfalls also nicht illegal die Grenze passierte.

Mit der Abreise Davids zerfiel das Liphart-Quartett. Gross und Kudelski blieben noch die folgende Wintersaison über in Dorpat und veranstalteten eine Reihe von Konzerten. Im Frühjahr 1836 verliessen auch sie die Stadt. Durch die Auflösung dieses Quartetts, das in den Jahren 1829—35 dem Dorpater Musikleben tonangebend und belebend seinen charakteristischen Stempel aufgedrückt hatte, war ein bedeutsamer kultureller Faktor ausgeschieden, und so zeigen die nachfolgenden Jahre einen auffallenden Rückgang und eine merkliche Verflachung des lokalen Musikbetriebes, wobei auch der La Trobe'sche Singverein allmählich einging.

Am Schluss seines letzten Kampfartikels gegen Ferdinand David hatte Broecker erklärt, dass er fernerhin keine Konzerte mehr für durchreisende Künstler veranstalten werde, und dass er bitte, ihn mit diesbezüglichen Empfehlungsschreiben künftig zu verschonen. Broecker hat später, nachdem die alten Wunden geheilt waren, seine verdienstvollen Bemühungen um das Dorpater Musikleben wieder aufgenommen. 1844 erwähnt ihn Clara Schumann in einem an ihren Vater gerichteten Brief von einer Konzertreise aus Dorpat: «An Professor v. Broecker fanden wir einen sehr angenehmen Mann, der unser Konzert besorgt hat und uns gleich seine Equipage zu Gebot

gestellt hat... Man ist ausserordentlich gastfrei und vorzugsweise gegen Künstler». Im selben Brief schreibt Clara Schumann, die damals in Begleitung ihres Gatten reiste, des weiteren: «Gestern waren wir in dem Liphartschen Haus, wo der alte Liphart früher wohnte und seine Quartettabende hatte. Sein Sohn bewohnt es jetzt. Morgen wollen wir auf seinen Landsitz [Ratshof] fahren, wo es fürstlich eingerichtet sein soll. Er ist der reichste Mann in Livland; jedes Kind bekommt 500.000 Thaler als Erbteil, also doch auch die David.»

Damals war bereits eine Versöhnung zwischen dem jungen Paar und der Familie v. Liphart zustande gekommen. David weilte später, in den Jahren 1854—65, mehrmals im Baltikum zum Besuch bei den Verwandten seiner Frau. Die Tatsache jedoch, dass er nie mehr zu bewegen war hier öffentlich zu spielen und es auch ablehnte in Riga aufzutreten, zeigt wohl am deutlichsten, wie tief ihn die ihm damals in Dorpat zugefügte Kränkung getroffen haben mag.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Um den Ostpakt

Im Zusammenhang mit dem Abschluss des sovetrussisch-französischen Protokolls vom 5. Dezember sprachen die Gesandten beider Staaten im Aussenministerium vor und unterrichteten den Aussenminister über den Inhalt dieses Protokolls. Bekanntlich handelt es sich hierbei um die Verpflichtung der französischen und sovetrussischen Regierung, sich für die Dauer der Verhandlungen um den sog. Ostpakt mit den Regierungen, die zur Teilnahme am Ostpakt aufgefordert worden sind, in keine Verhandlungen einzulassen, welche zum Abschluss von zwei- oder mehrseitigen Verträgen führen könnten. Ferner verpflichteten sich beide Regierungen, über jeden Vorschlag sich auf dem Laufenden zu halten, der eine derartige Tragweite haben könnte. Diese Abmachungen gelten für die Dauer der laufenden diplomatischen Aktion, wobei beide Regierungen sich verpflichten, auf diese Aktion nicht zu verzichten, ohne durch gemeinsames Übereinkommen festgestellt zu haben, dass es nutzlos wäre, sie weiter zu verfolgen.

Dieses Protokoll bedeutet eine vollkommene Bindung der französischen und sovetrussischen Aussenpolitik in bezug auf die für den Ostpakt vorgesehenen Staaten: Estland, Lettland, Litauen, Polen, Deutschland und die Tschechoslowakei.

Erweiterung der Rechte der Schutzwehr

Am 18. Dezember nahm das Ministerkabinett ein Gesetz an, wonach Glieder der Schutzwehr (aizsargi) im Dienstfalle rechtlich den Polizeikräften gleichzustellen sind. Das Recht der Benutzung von Waffen geniessen in bestimmten Grenzen auch die Glieder der Schutzwehr.

Der neue lettische Oberkirchenrat

Am 6. Dezember legte der lettische Oberkirchenrat seine Vollmachten nieder. Am 11. Dezember ernannte Erzbischof Dr. T. Grinbergs folgende neuen Glieder des Oberkirchenrates: als Vizepräsident Vereid. Rechtsanwalt H. Ruhsis, als Sekretär A. Briedis, Propst A. Wirbulis, Propst A. Kundsinsch, Prof. Dr. phil. W. Maldonis, Senator A. Gubenis, Prof. Dr. A. Tentelis, Leiter der Jungscharen R. Dserwe, Pastor A. Treizs. Von den Gliedern des alten Oberkirchenrates findet sich keines im Bestande des neuen Rates.

Butterexportregelung

Am 31. Dezember nahm das Ministerkabinett die Statuten einer Pay-Gesellschaft: «Lettlands zentraler Butterexport» an. Die Gesellschaft wird gegründet zwecks alleiniger Durchführung des gesamten Butterexportes. Die Payinhaber sind die bisherigen Butterexportfirmen entsprechend ihrem Umsatz im verflossenen Jahre. — Gleichzeitig nahm das Ministerkabinett ein Gesetz über die Garantierung eines festen Preises für Butter und Käse an, bezogen auf alle Butterproduzenten, die ihre Produkte der Zentralen Butterexport-Gesellschaft Lettlands abliefern. Falls der Verkaufspreis der Butter unter den garantierten Preis sinkt, zahlt das Landwirtschaftsministerium dem Produzenten die Differenz aus. Ein bestimmter Teil der Zuzahlungen muss mit den Steuern und Darlehnsschulden des Produzenten verrechnet werden.

Lettlands Handels- und Industriekammer

Am 21. Dezember nahm das Ministerkabinett ein Gesetz über die Gründung einer Handels- und Industriekammer an. Die Aufgaben der Kammer entsprechen den Aufgaben entsprechender Institutionen in anderen Ländern. Sie bestehen einerseits in einer Vertretung der Interessen von Handel und Industrie und andererseits in der Beratung der Regierung in den entsprechenden Fragen. Die Kammer besteht aus 60 ehrenamtlichen Gliedern, die vom Finanzminister auf 3 Jahre ernannt

werden. Die Kammer hat 5 Sektionen: für Handel, für Industrie, für Schiffahrt und Transport, für das Kreditwesen und für das Versicherungswesen. Ein Generalsekretär und andere Angestellte führen die Geschäfte. Die Mittel der Kammer setzen sich zusammen u. a. aus Zuzahlungen zur Grundsteuer der Handels- und Industrieunternehmungen und aus Zahlungen von Aktien- und Paygesellschaften in Abhängigkeit von deren Grundkapital.

Eine das ganze Land umfassende Vereinigung der Handels- und Industriekreise mit den Aufgaben einer Kammer hat es in Lettland bisher nicht gegeben. Es gab örtliche Vereinigungen, die ähnliche Ziele verfolgten, so die Börsenkomitees, die Fabrikantenvereine u. a. — Die «Jaunākās Ziņas» vom 28. Dezember bezeichnet das Gesetz als ein Weihnachtsgeschenk der Regierung an das lettische Volk im Kampf um seine wirtschaftliche Unabhängigkeit und behauptet, dass die bisherigen privaten Vereine Kreise repräsentierten, deren Wirtschaftspolitik nur zum Teil mit den Auffassungen der Mehrheit des Volkes zusammenfiele; auch besässen die Letten in diesen Organisationen nur ein ganz geringes Mitbestimmungsrecht.

Die Zusammenkunft der Gemeindeältesten

Am 17. Dezember fand in Riga die erste Versammlung der neuernannten Gemeindeältesten aller Landgemeinden statt. Die Landgemeinden (pagasti) sind die ältesten lettischen Selbstverwaltungen und spielen auch heute, dank dem grossen Übergewicht der Landbevölkerung, mit die wichtigste Rolle in der Verwaltung des Landes. Zweifellos wird das flache Land durch keine andere Versammlung so gut repräsentiert, wie durch eine Zusammenkunft der Gemeindeältesten (pagastu vecākie).

Die Versammlung stand unter dem Zeichen der am 17. Juli erfolgten neuen Gestaltung der Gemeindeverwaltung; Innenminister W. Gulbis erläuterte den Anwesenden die Rechte und Pflichten, die den Gemeindeältesten durch das neue Gesetz über die landische Selbstverwaltungen gegeben worden sind, er verteilte die Amtsketten, die die Gemeindeältesten stets daran erinnern sollen, dass sie bei der Ausübung ihres Amtes als Vertreter des Staates zu gelten hätten. Den Ausführungen des Innenministers W. Gulbis entnehmen wir folgendes: Von 517 Gemeindeältesten sind 263 durch die Regierung neu ernannt worden. Desgleichen neu ernannt wurden 659 Glieder der Gemeindeverwaltungen (pagastu valdes), 2094 Glieder der Gemeinderäte (pagastu padomes), und 416 Glieder der Revisionskommissionen.

Es hätten somit grosse Veränderungen stattgefunden; die Regierung habe es sich angelegen sein lassen, bei den Ernennungen Personen zu finden, die die Achtung und das Vertrauen der Miteinwohner der Gemeinden genössen. 2330 der ernannten Personen hätten Grundschulbildung, 551 Mittelschulbildung und 48 Hochschulbildung. Ihrem Besitzstände nach seien 1976 Personen Altwirte, 643 — Neuwirte, 643 — Angestellte und Arbeiter, 179 — Angehörige freier Berufe. Es bestünde die Absicht, den Posten des Geschäftsführers der Gemeindeverwaltungen mit der Zeit durch Personen mit Hochschulbildung zu besetzen. Der Minister unterzog die Haushaltspläne der Gemeinden einer Kritik und verlangte eine Verringerung der Verwaltungsausgaben, die 34% der Haushalte betrügen. Die Summe der Haushaltpläne der Gemeinden betrage 12.850.000 Lat.

Ministerpräsident K. Ulmanis hob in seiner Rede hervor, dass die Zuteilung weitester Rechte an die Gemeindeältesten diese zu Vertrauenspersonen der Regierung mache, die die volle Verantwortung zu tragen hätten. Er fordere alle auf, nicht Gruppen und Parteien zu dienen, sondern nur der Allgemeinheit. Das Wohl des Staates sei das oberste Gesetz. Von der neuen Regelung der Gemeindeverwaltung erwarte die Regierung sehr viel. In bezug auf die Reformierung des Lebens im Lande befinde man sich erst am Anfang. Die Regierung wünsche eine Zusammenarbeit mit den Gemeindeältesten; diese sollten wissen, dass die Regierung die Verantwortung der Gemeindevertreter kenne und uneingeschränkt hinter ihnen stehen würde.

Aus dem Vortrag des Leiters der Abteilung für Kultus und Kunst, des Dichters Ed. Wirsa über die Zukunft des Volkes und den Nationalismus mögen folgende Stellen wörtlich zitiert werden: «Mächte mussten untergehen und Mächte neuerrichtet werden, damit diese Versammlung möglich wurde! Doch möglich wurde sie dadurch, dass nach Abzug aller fremden Mächte der Bauer blieb, als ihnen gleichwertige Kraft... Wir haben es hier mit dem ältesten Stande der Welt zu tun... Der Geist der lettischen Erde hatte einen so grossen Einfluss auf die Politik der Eroberer, dass sie sich in den ersten Jahrhunderten vollkommen dem unbekannten Schicksal des Landes unterstellten. Der Staat der hl. Maria war nichts anderes, als der Fortsetzer der lettischen Politik in bezug auf den Osten; die Verteidigungslinie des Marienstaates ist vollkommen mit der Verteidigungslinie der alten Letten zusammen... gefallen...»

Das neue Sprachengesetz

Am 5. Januar d. J. nahm das Ministerkabinett ein neues Sprachengesetz an, das den alleinigen Geltungsbereich der Staatssprache wesentlich erweitert.

Ausser in Armee, Flotte, sämtlichen staatlichen und kommunalen Behörden ist der Gebrauch der Staatssprache auch in allen privaten Unternehmungen öffentlich-rechtlichen Charakters obligatorisch.

Schriftliche Verträge, Verschreibungen und Urkunden jeglicher Art haben nach dem 1. Februar 1935 nur dann verbindliche und beweisende Kraft, wenn sie in lettischer Sprache abgefasst sind. Handels- und Industrieunternehmen I. und II. Kategorie, sämtliche rechenschaftspflichtigen Betriebe, sowie Speditions- und Transportfirmen haben ihre Buchführung und die gesamte Inlandkorrespondenz bis zum 1. April 1935 auf die lettische Sprache überzuführen. In einer Fremdsprache parallel geführte Bücher usw. besitzen vor Gericht und vor den Steuerbehörden keine Beweiskraft.

In einer Reihe weiterer Abschnitte fasst das Gesetz die bisher veröffentlichten Bestimmungen und Ergänzungsbestimmungen zusammen betreffend den obligatorischen Gebrauch der Staatssprache in öffentlichen Veranstaltungen, Bekanntmachungen, Verkehr usw. Für bewusstes Übertreten des Gesetzes sind Geldstrafen bis zu 1000 Lat und Arreststrafen bis zu 3 Monaten vorgesehen, die auf administrativem Wege verhängt werden.

Mit dem Inkrafttreten des neuen Sprachgesetzes sind alle bisherigen Spracherlasse aufgehoben.

Auf die Bedeutung des Sprachgesetzes auf wirtschaftlichem Gebiet kam Vizeinnenminister Behrsinsch in einer am gleichen Tage gehaltenen Rede zu sprechen: «Was das Sprachengesetz bedeutet, lässt sich allein daraus ersehen, dass von 134 Speditionsfirmen nur zwei sich in lettischen Händen, die übrigen in den Händen von Fremdstämmigen befinden. Es ist natürlich, dass nach diesem Gesetz der grösste Teil der Angestelltenschaft dieser Firmen Letten sein müssen! Das wird ermöglichen, dass Tausende von intelligenten Arbeitslosen in fremdstämmigen Firmen Arbeit finden werden. Das soll keinen Angriff gegen die Fremdstämmigen bedeuten. Das soll nur dazu führen, dass der Lette in seinem Staate eine solche Stellung einnimmt, wie der Fremdstämmige in dem Lande, in welchem die Mehrheit seiner Volksgenossen wohnt.»

ESTLAND

Baltische Konferenz

Das wichtigste Ereignis auf aussenpolitischem Gebiet war in der Berichtsperiode die Konferenz der Aussenminister der drei Baltischen Staaten Estland, Lettland, Litauen, die vom 30. November bis zum 2. Dezember in Reval stattfand. Es war dieses die erste derartige Konferenz, die auf Grund des neuen estnisch-lettisch-litauischen Zusammenarbeitsvertrages zusammentrat. Lettland war auf dieser Konferenz durch den Gehilfen des Aussenministers Munters, Litauen durch seinen Aussenminister Lozaraitis vertreten. Die Tagung wurde vom estländischen Aussenminister Seljamaa mit einer Rede eröffnet, in welcher er u. a. folgendes sagte:

«Es haben schon früher Konferenzen der aussenpolitischen Führer der Baltischen Staaten stattgefunden, und mit besonderer Genugtuung erinnere ich mich daran, dass ich vor zehn Jahren die Ehre hatte, an der Konferenz der Aussenminister Estlands, Lettlands und Litauens in Kaunas teilzunehmen. Dennoch unterschieden sich die früheren Konferenzen von der jetzigen in bedeutendem Masse, da deren Grundlage eine andere war. Die aussenpolitischen Führer unserer drei Staaten kommen diesesmal nicht mehr zusammen, um Formen und Mittel der gemeinsamen Arbeit zu erwägen, zu suchen und zu finden, wie das bei der Konferenz in Kaunas im Jahre 1924 und auf früheren Konferenzen der Fall war. Diese Zeitspanne ist vorüber, und wnnn man auch meinen könnte, dass sie fast länger gedauert habe, als das bei den gemeinsamen Interessen unserer Völker normal war, so sind wir jetzt zu einem neuen Abschnitt gelangt. Denn mit dem heutigen Tage wird ein neues Blatt in der Geschichte der Zusammenarbeit unserer Völker aufgeschlagen. Durch gemeinsamen und aufrichtigen Willen aller drei Völker ist zwischen unsern Staaten der Freundschaftsvertrag in Kraft gesetzt worden, und er soll zur unverrückbaren Grundlage unserer zukünftigen gemeinsamen Bestrebungen dienen.» Und an einer weiteren Stelle der Rede hiess es: «Einzeln können wir das, was wir erstreben, nicht erreichen. Denn nur zusammengefasst stellen wir in Osteuropa einen solchen Friedensfaktor dar, der im Gleichgewicht Europas nicht übersehen werden kann. Und in dieser Gemeinsamkeit liegt unsere Stärke.»

Über die Beschlüsse der Konferenz wurde eine amtliche Verlautbarung veröffentlicht, in welcher u. a. gesagt war, dass die Kon-

ferenz zur einmütigen Überzeugung gelangt sei, dass einige Anzeichen der allgemeinen politischen Lage die Aufmerksamkeit der drei Regierungen in besonderem Masse beanspruchen, und dass es notwendig erscheine, energisch und in Übereinkunft mit andern Staaten die Arbeiten zur Aufrechterhaltung des Friedens und zur Befestigung der Sicherheit in Osteuropa fortzusetzen. Die Konferenz betonte noch einmal die positive Einstellung der drei Baltischen Staaten zum Völkerbundstatut, und sie beschloss, noch lebhafter als bisher an den Arbeiten der Organe dieser Organisation teilzunehmen. Die drei Staaten deklarieren aufs neue ihre wohlwollende Haltung zum Ostpakt-Plan. Sie betrachten diese Frage als eine Angelegenheit von gemeinsamer Bedeutung, bei der sie immer zusammengehn werden.

Ferner beschloss die Konferenz, gemeinsame Vertretungen der drei Baltischen Staaten bei den Institutionen des Völkerbundes zu schaffen und auch auf internationalen Konferenzen sich gemeinsam vertreten zu lassen. Endlich nahm die Konferenz Richtlinien an, nach denen die Tätigkeit der diplomatischen und Konsularvertretungen der drei Staaten im Auslande vereinheitlicht werden soll.

Sodann wurde beschlossen, einen Entwurf für eine Konvention ausarbeiten zu lassen, welche die Frage der im Zusammenarbeitsvertrage vorgesehenen Schiedsgerichte und Schlichtungskommissionen, denen alle zwischen den drei Staaten entstehenden Streitigkeiten unterbreitet werden sollen, zu regeln hätte. Mit der Ausarbeitung dieser Konvention wurde das estnische Aussenministerium beauftragt.

Auch beschloss die Konferenz, das Wechsel-, das Scheck- und das Konkursrecht in den drei Staaten zu vereinheitlichen und diesbezügliche gleichlautende Gesetze in allen drei Staaten in Kraft zu setzen. Zur Durchführung dieser Aufgabe wurde eine Juristenkommission eingesetzt, welche ihre Arbeit demnächst aufnehmen wird.

Schliesslich wurden auf der Konferenz auch die Fragen der gegenseitigen völkischen Minderheiten berührt, d. h. die Lage der Esten in Lettland, der Letten in Litauen usw. Die Konferenz befürwortete eine allgemein gehaltene Deklaration, nach welcher die Vertragsparteien sich zu ihren gegenseitigen Minderheiten mit dem grössten Wohlwollen verhalten sollen. Es wurde beschlossen, eine Kommission ins Leben zu rufen, welche in den drei Staaten die geltenden Verordnungen über die Schulen der befreundeten Völker durchzusehn hätte und sie vereinheitlichen und kodifizieren müsste. Da in der letzten Zeit Klagen über die estnischen Schulen in Lettland laut geworden

sind, wurde beschlossen, eine estnisch-lettische gemischte Kommission einzuberufen, welche diese Frage klären soll.

Auch die Frage der Vereinheitlichung der Zollnomenklatur kam auf der Konferenz zur Sprache. Es wurde beschlossen, eine Expertenkommission einzuberufen, welche über diese Frage beraten soll.

Der Termin für die nächste Aussenministerkonferenz wurde auf den April oder Mai 1935 festgelegt. Diese Konferenz soll in Kaunas stattfinden.

Neuer Handelsvertrag mit Russland

Der estnischen Regierung ist es gelungen, mit der USSR ein neues Handelsabkommen zu schliessen, das am 31 Oktober in Moskau unterzeichnet wurde, wo der estnische Wirtschaftsminister Selter persönlich die Verhandlungen geführt hatte. Das Abkommen bezweckt den Ausgleich des Warenaustausches zwischen Estland und Russland. In Zukunft wird also Russland ebensoviel Waren aus Estland beziehen müssen, wie es nach Estland verkauft. Als eine Ausnahme von dieser Regel ist in dem Abkommen vorgesehn, dass für das Holzmaterial, welches Russland an die estnischen Industrieunternehmen liefert, Russland kein Aquivalent an estländischen Waren abzunehmen braucht.

Weiter kann Russland über den ausgeglichenen Warenaustausch hinaus Waren nach Estland einführen, soweit diese mit Summen bezahlt werden, die Russland für seinen Warentransit an Frachtgebühren, Lagergeldern usw. an Estland zahlt. Praktisch bedeutet diese Bestimmung, dass die genannten im Zusammenhang mit seinem Transit von Russland an Estland gezahlten Summen für Einkäufe aus Russland verwendet werden müssen. Das Abkommen ist auf drei Jahre geschlossen, gerechnet vom 1. Januar 1935.

Innenpolitisches

Was die innenpolitische Lage betrifft, so wären hier als erstes einige neue Gesetze zu erwähnen, die durch Dekrete des Staatsältesten in Kraft gesetzt worden sind.

Eine Novelle zum Gesetz über den Schutzzustand sieht vor, dass die Pflichten des Chefs des Binnenschutzes, die bisher dem Oberbefehlshaber zustanden, geteilt werden können, indem ein Teil dieser Obliegenheiten dem Innenminister übertragen wird, wobei das neue Gesetz die Rechte und Aufgaben aufzählt, die an den Innen-

minister übergehn. Der Oberbefehlshaber behält hiernach die Rechte und Pflichten, die einen militärischen Charakter tragen, während der Innenminister diejenigen Rechte und Pflichten übernimmt, die mehr in das Gebiet der Polizei fallen.

Ein weiteres Dekretgesetz gab dem Oberkommandierenden und dem Innenminister als Beauftragten des Chefs des inneren Schutzes das Recht, Personen, deren Tätigkeit oder deren Verhalten für die staatliche Ordnung, die öffentliche Sicherheit oder den Frieden besonders gefahrbringend erscheint, im Administrativverfahren zu verhaften und zu internieren. Die Internierungsorte werden von der Regierung bestimmt werden. Wenn die Internierung in Gefängnisanstalten erfolgt, so unterstehen die Internierten den Ordnungen dieser Anstalten. Sollten jedoch besondere Internierungsorte geschaffen werden, so wird die Regierung für diese eine besondere Verordnung über den Entzug der Freiheit erlassen.

Da diese Internierungen administrative Präventivmassnahmen und keine Strafen darstellen, soll den auf Grund dieses Gesetzes Internierten die Möglichkeit gegeben werden, ausser Landes zu gehn, falls sie das selbst wünschen. Die Frage, ob ein Fortgehn ins Ausland gestattet werden kann oder nicht, entscheidet in jedem einzelnen Falle der Oberkommandierende oder der Innenminister.

Über innenpolitische Fragen gab der stellvertretende Ministerpräsident und Innenminister Einbund der Presse gegenüber Ende November Erklärungen ab, denen wir folgendes entnehmen:

Zur Frage, ob die Regierung nicht Wege für eine Zusammenarbeit mit der Staatsversammlung suchen wolle, erklärte der Innenminister, der Staatsälteste hätte seinerzeit den Versuch gemacht, die Staatsversammlung zu einer Zusammenarbeit heranzuziehen. Dieser Versuch sei gescheitert und ein zweites Mal würde eine Zusammenarbeit mit der Staatsversammlung nicht gesucht werden. Das besage aber nicht, dass die Regierung eine Zusammenarbeit mit politischen Gruppen ablehne, die sich zu der Regierung positiv verhalten und dieselbe bei ihrer Arbeit zu unterstützen bereit sind.

Zur Frage der Wahlen äusserte der Innenminister, dass der feste Entschluss der Regierung dahin gehe, dass sie nicht so bald erfolgen werden, d. h. nicht eher, als bis die Regierung die Reformarbeit beendet habe und die neuen Grundlagen der staatlichen Ordnung im Volke fest verwurzelt seien. Die Regierung hoffe aber, dass dieser Zwischenzustand nicht jahrelang anzudauern braucht.

Flucht des Führers der Freiheitskämpfer

Am 11. November floh der im Revaler Zentralgefängnis inhaftierte ehemalige Vizepräses des Verbandes der Freiheitskämpfer Rechtsanwalt Arthur Sirk, der nach allgemeiner Auffassung der tatsächliche Leiter der Bewegung gewesen ist. Über den Hergang der Flucht wurde amtlich folgendes mitgeteilt: «Da A. Sirk über seinen Gesundheitszustand geklagt hatte, war er auf Anordnung der Ärzte im Hospital des Zentralgefängnisses untergebracht. Als Insasse des Hospitals hatte er das Recht, auf den Gefängnishofe spazieren zu gehn. Als er am 11. November in Begleitung eines Strafgefangenen auf dem Gefängnishofe einen Spaziergang machte, bemerkte der diensttuende Wächter plötzlich, dass sich die Tür des Hofes, als Sirk in ihre Nähe gekommen war, öffnete und Sirk durch dieselbe im Torweg des Gefängnisses verschwand. Der Wächter lief sofort zur Tür, doch war dieselbe inzwischen von aussen wieder verschlossen worden. Es erwies sich, dass der im Torweg Wache haltende Gefängniswärter Küttim die Pforte geöffnet und hinter Sirk geschlossen hatte, wodurch der im Hofe diensttuende Wächter verhindert wurde, den Flüchtling zu verfolgen. Hierauf hatte Küttim das äussere Tor des Gefängnisses geöffnet und war mit Sirk entflohen, wobei sie sich eines vor dem Gefängnis wartenden Personenautos bedienten.» So der amtliche Bericht. Sirk ist es gelungen, zusammen mit dem Wächter Küttim über die Grenze zu entkommen. Sirk selbst ist nach Finnland gegangen, wo er sich vor einigen Tagen bei den Behörden gemeldet hat und ein Asylrecht fand. Wo Küttim ist, weiss man nicht. In Finnland kann er sich jedenfalls nicht öffentlich zeigen, da er als Kriminalverbrecher nach den zwischen Estland und Finnland bestehenden Verträgen an Estland ausgeliefert werden müsste.

Da ausser Sirk auch noch einige andere Freiheitskämpfer nach Finnland geflohen sind, kam die Frage des Aufenthalts dieser Personen in Finnland zur Sprache, als der Aussenminister Finnlands, Hackell, dieser Tage in Reval weilte. Estnischen Blättermeldungen zufolge hat Minister Hackzell dem estnischen Aussenminister gegenüber erklärt, dass Finnland den Flüchtlingen unter der Voraussetzung Asyl gewährt, dass sie auf jeden Versuch einer politischen Propaganda gegen die staatliche Ordnung ihrer Heimat verzichten. Wenn sie gegen diese Bedingungen verstossen sollten, würden sie ausgeliefert werden. Den Flüchtlingen sind bestimmte Aufenthaltsorte angewiesen.

Im Zusammenhang mit der Flucht A. Sirks sind die baltisch-deutschen Zivilflieger Heinz Baron Ungern-Sternberg und Ulrich Brasche verhaftet und im Revaler Zentralgefängnis interniert worden. Ihnen wird vorgeworfen, bei der Fluchtaffaire beteiligt gewesen zu sein. Ulrich Brasche hat ausserdem nach den amtlichen Mitteilungen im Frühling dieses Jahres einem der führenden Freiheitskämpfer, Rechtsanwalt Telg, zur Flucht verholfen, indem er ihn heimlich in seinem Flugzeuge nach Finnland gebracht hat.

Zur Flucht A. Sirks hat der Innenminister in den oben bereits erwähnten Erklärungen an die Presse geäussert, dass durch diese Flucht eine früher gehegte Vermutung erwiesen sei, dass nämlich ein Teil der früheren Freiheitskämpfer die Absicht hegt, gegen die staatliche Ordnung weiterzuarbeiten und zwar in konspirativer Weise. Mit dieser Gefahr hätte sowohl die Regierung als auch die Öffentlichkeit zu rechnen. Es müsse für alle klar sein, die sich hinter die Regierung stellen, dass sie sich gegen jegliche kriminelle Bestrebungen zusammenschliessen müssten, einerlei von welcher Seite diese kämen. Jedenfalls würde die Regierung auf keinerlei Kompromisse eingehn — das sei sowohl der Standpunkt des Staatsältesten als auch der des Oberbefehlshabers. Nach seiner Flucht müsse der Name Sirks als eines Emigranten in die Liste der Staatsfeinde aufgenommen werden, von denen im estländischen Staate nicht gesprochen werden darf.»

Und das «Vaba Maa» brachte aus Anlass der Flucht einen Artikel, in welchem es u. a. folgendermassen hiess: «Eine politische Bewegung, die internationale Verbindungen hat, arbeitet auf weite Sicht und richtet dementsprechend ihren Apparat ein. Ausser einem operativen Stabe, der sich am Schauplatz ihrer Tätigkeit befinden muss, nahe zur Hand und geheim, braucht sie auch einen Hauptstab, der zur Aufrechterhaltung namentlich auch der internationalen Verbindungen mehr Bewegungsfreiheit braucht, als das bei einer Geheimexistenz möglich ist. Augenscheinlich ist die Schaffung eines solchen Hauptstabes irgendwo jenseits der Grenze, am besten in Finnland, auch der Zweck von Arthur Sirks Flucht gewesen.»

Prozesse der Baltischen Brüderschaft und der Baltischen Nationalsozialisten

Am 17. Oktober kam im Wesenberger Bezirksgericht der Prozess gegen die estländischen Glieder der Baltischen Brüderschaft zur Verhandlung. Trotz der Erklärung der Angeklagten, dass die Baltische Brüderschaft keine politischen Ziele verfolgt habe, sondern dass ihre Tätigkeit nur auf dem weltanschaulichen Gebiete gelegen habe,

sah das Gericht in der Brüderschaft doch eine politische Organisation, die auf Grund des Vereinsgesetzes beim Innenministerium hätte registriert werden müssen. Da diese Registrierung nicht erfolgt war, verurteilte das Gericht die Baltischen Brüder wegen Zugehörigkeit zu einer illegalen politischen Organisation auf Grund des § 124 Absatz 2 des neuen russischen Strafgesetzbuches zu Festungshaft. Und zwar wurde der beauftragte Bruder für Estland Dr. Otto Haller zum Höchstmass der vorgesehenen Strafe, nämlich zu 1 Jahre Festungshaft verurteilt. Von den übrigen Angeklagten erhielten drei 8 Monate, vier 6 Monate, vier 4 Monate, der Rest 2 Monate Festung zudiktiert. Einer wurde freigesprochen. Die Verurteilten haben gegen dieses Gerichtsurteil Appellation eingelegt.

Der Prozess der Baltischen Nationalsozialisten kam am 29. November vor dem Revaler Bezirksgericht zur Verhandlung. Auch bei diesem Prozess handelte es sich darum, ob eine illegale politische Organisation vorgelegen habe oder nicht. Die Angeklagten und deren Verteidiger verneinten das und erklärten, dass die Nationalsozialisten nur eine bestimmte Gruppe innerhalb der rechtmässig registrierten Deutsch-Baltischen Partei gebildet hätten, ohne dass sie eine eigne Organisation gehabt hätten. Auch hier glaubte das Gericht doch das Vorhandensein einer illegalen Organisation erwiesen zu sehen. Während es sich aber bei den Baltischen Brüdern um eine Organisation handelte, deren Spitze sich im Auslande befindet, und deshalb der Absatz 2 des § 124 in Anwendung kam, konnte bei den Nationalsozialisten als einer inländischen Organisation nur der wesentlich mildere Absatz 1 desselben Paragraphen Anwendung finden, der nur Arrest resp. Geldstrafen vorsieht. Verurteilt wurden der Führer der Nationalsozialisten, der ehemalige Stabschef des Baltenregiments Rittmeister a. D. Viktor von Zur Mühlen zu einer Strafzahlung von 150 Kr. Drei von den Nationalsozialisten wurden ferner mit einer Strafzahlung von 100 Kr. belegt und vierzehn mit einer solchen von 50 Kronen. Acht Angeklagte wurden freigesprochen.

Kriegsschiffprozess

Der mit Spannung erwartete Kriegsschiffprozess kam Anfang Dezember im Staatsgericht zur Verhandlung. Angeklagt waren hier bekanntlich der ehemalige Chef des Stabes der Wehrmacht General Törvand und der ehemalige Wehrminister Kerem. Die Anklage lautete auf Amtsüberschreitung und Nachlässigkeit im Amt beim Verkauf der Kriegsschiffe «Lennuk» und «Vambola». Beide Angeklagten

wurden vom Gericht freigesprochen. Dieser Freispruch fand in der estnischen Presse eine geteilte Aufnahme. Das Blatt der Altlandwirte, das «Kaja», schrieb zu diesem Urteil u. a. folgendes: «Im Kriegsschiff-prozess hat das Staatsgericht seine Entscheidung gefällt. Beide Angeklagten sind freigesprochen worden. Das Volk hat ein derartiges Urteil wohl nicht erwartet nach alledem, was über diese Angelegenheit des Kriegsschiffverkaufs an die Öffentlichkeit gedrungen ist. Es wurde angenommen, dass das Gericht bestimmt den Standpunkt einnehmen werde, auf den sich die derzeitige Regierung, die Untersuchungskommission der Staatsversammlung und die Prokuratur gestellt hatten, die im Verkauf der Kriegsschiffe in der Form, in welcher er stattgefunden hat, eine schlechte und unerlaubte Handlung sahen und deshalb die nötigen Schritte unternahmen, damit die Beteiligten zur Verantwortung gezogen würden.»

Und an einer weiteren Stelle des Artikels hiess es dann:

«Gewiss hatten viele das Gefühl, dass der Staatsanwalt beim Staatsgericht ihnen und unserm ganzen Volke aus der Seele gesprochen habe, als er in seiner Anklagerede zusammenfassend sagte, wie hohe Posten Personen auch einnehmen mögen, sie müssen die Verantwortung in vollem Umfange tragen.

Das Gericht hat aber einen andern Standpunkt eingenommen als der Prokureur und die öffentliche Meinung. Das Gericht hat die Verkäufer der Kriegsschiffe freigesprochen.

Aus welchen Erwägungen heraus das Gericht ein derartiges Urteil gefällt hat, das wissen wir beim Schreiben dieser Zeilen noch nicht. Wir wollen auch nicht das Gerichtsurteil inhaltlich kritisieren. Wovon wir aber im gegebenen Moment nicht schweigen können, das ist der Einfluss, den dieses Urteil auf die Volksmassen haben kann.

Möglich, dass im Kriegsschiffprozess jetzt dem Staatsgericht die nötigen Paragraphen fehlten, so dass es kein andres Urteil fällen konnte. Es kann aber auch sein, dass das Gericht hier den Tatbestand des Verbrechens nicht gefunden hat. Wenn dem so gewesen ist, so müsste die Regierung wohl in beschleunigtem Verfahren unsere Gesetze einer Verbesserung unterziehn, damit ähnliche Fälle wie der Kriegsschiffsprozess sich in Zukunft nicht wiederholen können und das Volk dessen sicher sein könnte, dass alles, was geschieht, in einer von Gesetzen vorgesehenen festen Form vor sich geht. In solchen Dingen wie die Angelegenheit Birk, der Kriegsschiffprozess usw. hat das Volk seine feste Ansicht. Wenn aber die Gesetze den Anschauungen des Volkes nicht entsprechen, oder wenn sie fehlerhaft oder lückenhaft

sind, so ist das äusserst gefährlich sowohl für die Rechtsprechung als auch für die ganze Zukunft des Staates.

Alle erinnern sich daran, was für einen Sturm im innerpolitischen Leben seinerzeit der Verkauf der Kriegsschiffe hervorrief. Diese Angelegenheit erschütterte das Rechtsgefühl unseres Volkes und das Gemeinschaftsleben aufs schwerste. Sehr viele Menschen gingen nur unter diesem Eindruck zu den Freiheitskämpfern. Wenn aber die Menschen nun noch hören, dass die Würdenträger derartige Machenschaften auch in Zukunft frei betreiben können, dann fürchten wir wohl, dass das nicht dazu beitragen wird die Stimmung zu beruhigen, sondern das kann sehr schlechte Folgen haben.»

Die meisten übrigen estnischen Blätter stellten sich zu dem Urteil viel positiver. So schrieb der Fraktionsgenosse des Angeklagten Kerem, Jaan Tönisson (sowohl Kerem wie auch Tönisson gehören zur nationalen Mittelpartei) im «Postimees»:

«Das freisprechende Urteil des Staatsgerichts in der Angelegenheit des Kriegsschiffsverkaufes bedeutet eine tatsächliche Luftreinigung in unserem öffentlichen Leben. Und es wird von allen rechtlich denkenden Menschen mit tiefer Befriedigung aufgenommen werden.

Nun sieht man, wie unbegründet alle Verdächtigungen wegen des Kriegsschiffsverkaufs in der Staatsversammlung und in der Öffentlichkeit gewesen sind...

Gleichzeitig kann aber jeder bewusste estnische Staatsbürger sich ernstlich darüber freuen, dass alle Anklagen und Verdächtigungen hinsichtlich der Tätigkeit eines Gliedes der Staatsregierung und des tatsächlichen Leiters unserer Wehrmacht in der für den Staat bedeutsamen Angelegenheit des Kriegsschiffverkaufs sich als vollkommen unbegründet erwiesen haben.»

Und am Schluss des Artikels heisst es:

«Das freisprechende Urteil des Staatsgerichts beseitigt aber nicht nur die Atmosphäre des Misstrauens und des Zweifels im inneren Leben unseres Staates und Volkes, sondern es beseitigt auch alle Schatten vom völkischen Namen und von der Ehre Estlands im internationalen Leben. Während die unbegründeten Anschuldigungen in der Angelegenheit des Kriegsschiffverkaufes im Auslande die Anschauung hervorrufen mussten, als wären in Estland die staatlichen Angelegenheiten nicht sauber, so bestätigt nun das Urteil des höchsten Gerichtes, dass bei der Betreibung der Staatsgeschäfte Estlands Ehrlichkeit und Ordnung nicht gefehlt haben.»

Die Staatssprache in Handels- und Industrieunternehmungen

Auf dem Gebiete der Gesetzgebung wäre zunächst das durch Dekret des Staatsältesten in Kraft gesetzte Gesetz betreffend die Benutzung der Staatssprache in den Handels- und Industriebetrieben zu erwähnen. Nach diesem Gesetz müssen alle Betriebe, für welche nach den geltenden Gesetzen eine Buchführung obligatorisch ist, ab 1. Januar 1935 alle ihre Bücher, die nach den entsprechenden Gesetzen zu einer ordnungsgemässen Buchführung erforderlich sind, in estnischer Sprache führen. Ebenso müssen alle Dokumente, die bei der Buchführung als Unterlage dienen, mit Ausnahme des Schriftverkehrs mit dem Auslande, in estnischer Sprache abgefasst sein. Wenn die Betriebe diese Vorschriften nicht erfüllen, so können die Finanzämter entweder die betreffenden Dokumente von sich aus auf Kosten der betreffenden Betriebe übersetzen, oder aber die betreffenden Dokumente bei der Steuerveranschlagung unberücksichtigt lassen. Ausnahmen von dieser Verordnung kann der Wirtschaftsminister einzelnen Betrieben gestatten, wenn dieselben auf Grund einer Konzession arbeiten und die Mehrheit der Aktien des betreffenden Betriebes ausländischen Unternehmungen gehören, oder der Betrieb eine Zweigniederlassung eines ausländischen Unternehmens darstellt.

Presseverordnung

Auf Grund des Gesetzes über den Schutzzustand hat der Innenminister eine Presseverordnung erlassen, aus deren Inhalt hier nur das Wichtigste wiedergegeben sei. Gemäss dieser Verordnung müssen die periodischen Druckschriften nach Inhalt, Ton und Äusserungsweise so gehalten sein, dass sie zum Aufbau und zur Erziehung des Lebens des Volkes beitragen. Die Überschriften der Nachrichten und Artikel müssen dem Hauptgedanken ihres Inhalts entsprechen, und bei Artikeln und Nachrichten über die Tätigkeit des Staatsältesten, des Oberkommandierenden und der Staatsregierung in zustimmender Form abgefasst sein. Die mindestens zweimal wöchentlich erscheinenden periodischen Druckschriften müssen ausser allen amtlichen Bekanntmachungen auch alle Erklärungen und Leitartikel veröffentlichen, die ihnen von den Regierungsinstitutionen zugeschickt werden. Die Redaktionen der periodischen Druckschriften dürfen nach Massgabe des Umfangs ihres Blattes Kürzungen dieser Erklärungen und Artikel vornehmen, aber nur in einem derartigen Umfange, dass der in den Erklärungen und Artikeln enthaltene Gedanke nicht geändert

wird. Diese Erklärungen und Artikel müsen auf der nach der gewöhnlichen Gruppierung des Materials wichtigsten Seite der Druckschrift veröffentlicht werden und in einer in die Augen fallenden Schrift.

Sprachenverordnung

Ferner hat der Innenminister auf Grund des im September vorigen Jahres erlassenen Sprachengesetzes eine Sprachenverordnung erlassen, nach welcher öffentliche Bekanntmachungen, Plakate und Schilder sowie an öffentlichen Orten zu verbreitende Reklamebroschüren und Flugblätter, ferner Programme öffentlicher Vorträge, Reklameschriften, Eintrittskarten zu derartigen Vorträgen und die Tagesordnungen öffentlicher Versammlungen nur noch in estnischer Sprache abgefasst sein dürfen, mit einzelnen Ausnahmen, die in der Verordnung speziell erwähnt sind. Ferner dürfen nach dieser Verordnung nur noch in estnischer Sprache abgefasst sein: der Text der zur öffentlichen Aufführung gelangenden Kinofilme, die Texte der in den Restaurationen, Kabarets und Cafés zur Aufführung gelangenden öffentlichen Darbietungen, die Buchführung und die gesamte schriftliche Geschäftsführung (mit Ausnahme des Schriftverkehrs mit dem Auslande) der von privaten Personen oder Institutionen unterhaltenen Lehranstalten, Heilanstalten, Theater und Zweckstiftungen, die Etiketten der auf dem Binnenmarkt zur Verbreitung gelangenden Erzeugnisse estländischer Herkunft und die Aufdrucke auf deren Packungen, die Preislisten, Prospekte und Reklamebroschüren der Handels- und Industrieunternehmen und schliesslich die Anschrift sowohl des Absenders wie des Empfängers auf allen inländischen Postsendungen.

Weiter dürfen nach dieser Verordnung nur noch die estnischen Bezeichnungen aller estländischen Orts- und Strassennamen gebraucht werden: in allen in Estland erscheinenden Druckschriften, in den Namen periodischer Druckschriften, auf Postsendungen, in den Briefköpfen der Handels- und Industrieunternehmungen sowie in allen Geschäftsbriefen und Geschäftstelegrammen derartiger Unternehmungen. Die nichtestnischen Orts- und Strassennamen dürfen in Druckschriften nur noch dort angewandt werden, wo sie in geschichtlichen Behandlung auftreten. Die Verordnung tritt am 1. April 1935 in Kraft. Zuwiderhandlungen werden mit Arrest bis zu einem Monat oder einer Geldstrafe bis hundert Kronen bestraft.

Kirchengesetz

Durch Dekret des Staatsältesten ist ein neues Kirchengesetz erlassen worden. Das neue Gesetz gibt den Kirchen- und Religionsgemeinschaften mehr öffentliche Rechte als bisher, stellt sie dafür aber auch unter eine strengere Kontrolle und den Schutz des Staates. Das Gesetz ist am 24. Dezember 1934 in Kraft getreten. Es enthält kurz zusammengefasst folgende Bestimmungen:

Die Kirchen und Religionsgemeinschaften erhalten das Recht der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung. Die Verfassung von Kirchen, deren Mitgliederzahl 100.000 überschreitet, wird von der Regierung bestätigt, diejenigen anderer Kirchen und Religionsgemeinschaften sowie ihrer Verbände vom Innenminister. Das Gesetz stellt den Namen der Religionsgemeinschaften und die Amtstracht der Geistlichen unter staatlichen Schutz. Die Geistlichen müssen die in der Kirchenverfassung vorgesehene Bildung besitzen und vollberechtigte estländische Staatsbürger sein.

Rückstände der Mitgliedbeiträge können im Zwangsverfahren beigetrieben werden.

Die Kirchen und ihre Gemeinden haben die Rechte juridischer Personen.

Nur erwachsene Mitglieder der Kirche besitzen das aktive und passive Wahlrecht. Die beschliessenden Körperschaften der Kirchen dürfen in Sachen ihrer Religionsgemeinschaften Kirchengesetze und Verordnungen erlassen.

Der Innenminister hat das Recht, Geistlichen die Ausübung ihrer Amtspflichten zu untersagen, wenn er dieses im Interesse des Staates oder der Öffentlichkeit für notwendig erachtet. Aus den gleichen Gründen kann der Innenminister die Tätigkeit der Organe der Kirchen und Gemeinden (Gemeinderäte, Gemeindevorstände) sistieren.

Das Gesetz sieht ferner zweistufige kirchliche Gerichte vor, in welchen vorkommende Streitfälle, die kirchliche Angelegenheiten betreffen, entschieden werden.

Dorpat, d. 6. Januar 1935. *Leo v. Middendorff*

Aus dem Schrifttum der Zeit

Eugen Diesel: Vom Verhängnis der Völker

Gebietsansprüche

Aus der vielfachen Verflechtung von Kräften und Zuständen, die ein Volk oder eine Nation ausmacht, melden sich verständliche und sogar begründbare seelische Ansprüche eines Volkes oder Staates auf die Gebiete anderer Völker oder Staaten an. Diese Ansprüche setzen sich genau so gut in politische Vorgänge um wie etwa wirtschaftliche oder strategische Erwägungen und Wünsche.

Nun gibt es aber in Europa sehr viele Gebiete, welche die widerspruchsvollsten seelischen Ansprüche hervorrufen. Fast jeder Staat ist von breiten Säumen umlagert, die eine ideale Deckung von Sprache, Geschichte, Volk, Nation nicht zulassen und daher im schwankenden Lauf der Geschichte sehr ungleiche Zuordnungsbestrebungen ausreifen lassen können. Die ideale Deckung dieser volksgestaltenden Elemente fehlt zuweilen sogar den Kerngebieten eines Staates. Selbst die britischen Inseln sind von einer unbedingten Übereinstimmung von Volk und Gebiet noch entfernt, wie das Beispiel von Schottland, Wales und vor allem Irland zeigt. Alle europäischen Staatsgebiete aber sind von einer grossen geschichtlichen Tiefe überdeckt, in welcher die verschiedensten Arten von imperialistischen und sonstigen Träumen und Ansprüchen Wurzeln zu schlagen vermögen. Auf solche Weise haften sowohl französische wie deutsche Wunschträume in dem burgundischen Streifen von Flandern bis zur Schweiz, oder deutsche und tschechische Träume in den Sudetenländern.

Die Ansprüche gründen sich auf rassische oder völkische oder sprachliche oder geschichtliche Unterlagen der allerverschiedensten Art. Oft wiegen rein wirtschaftliche oder strategische Begründungen vor. Je nachdem verquicken sich mehrere dieser Begründungen. So sucht sich etwa der Wunsch nach einem Erzgebiet eine staatlich-historische Beweisführung, oder eine strategische Erwägung verschanzt sich hinter volkskundlichen Theorien. Zuweilen bedient man sich nur e i n e s Beweises, worauf dann regelmässig die Gegenpartei ebenso brauchbare oder bessere Gegenbeweise aus anderen Bereichen erbringt; denn aus den unsagbar sich durchkreuzenden europäischen Wirrnissen vermag ein halbwegs unterrichteter Mensch in der Tat eine Menge von nationalen Begründungen herauszuziehen. Unter all den strittigen, umneideten, beweinten, geknechteten Gebieten Eu-

ropas gibt es kaum eins, das nicht in vielerlei völkischen oder geschichtlichen, politischen oder sprachlichen, wirtschaftlichen oder auch strategischen Farben schimmerte. Daher die verbissenen, endlosen und aussichtslosen Auseinandersetzungen zwischen den Politikern, Rednern und Schriftstellern aller Nationen.

Menschen, die der Sprache und dem Volkstum nach Franzosen sind, leben ausser in Frankreich in Belgien, in der Schweiz, in einigen Tälern Italiens und seit dem siebzehnten Jahrhundert in Kanada und Louisiana; Deutsche, abgesehen von Amerika, in Dänemark, Belgien, Luxemburg, Frankreich, der Schweiz, Liechtenstein, Österreich, Italien, Jugoslawien, Ungarn, der Tschechoslowakei, Danzig, Polen. In allen anderen osteuropäischen Staaten bis Rumänien und zur Wolga hin wohnen Deutsche in grösseren oder kleineren geschlossenen Siedlungsgebieten oder zwischen den Anderssprachigen in den Städten. Italiener siedeln in Tunis, Malta, Frankreich, der Schweiz, Jugoslawien, Argentinien. Ähnliches gilt von den meisten europäischen Völkern. Von der Sprache und vom Volkstum her vermögen sich wenigstens überall dort, wo die Gebiete aneinandergrenzen, zahllose Gebietsansprüche einzustellen. Zuweilen schlummern sie nur, zuweilen brechen sie lebhaft hervor. Aber zum grossen Teil sind diese Ansprüche erst nach schweren Kriegen oder anderen qualvollen Umwälzungen erfüllbar, in einigen Fällen wird alles nur ein mehr oder weniger schöner Traum bleiben müssen. Jedenfalls erweckt jede Erfüllung eines solchen poltischen Traumes in den anders gerichteten Menschen neue Gebietsansprüche, Irredenten der einen oder der anderen Art. Für sehr grosse Teile Europas gibt es überhaupt keine Lösungen nach dem Rezept der alten Politik und des Imperialismus, und jede Anwendung dieser unbrauchbaren Mittel steht im Widerspruch zu den wahrhaft nationalen und europäischen Zielen.

Weltkrise der Politik

Wir konnten hier nur einen Augenblick lang den Scheinwerfer auf diese merkwürdige Entwicklung unseres Zeitalters, auf diese beispiellose Zeitenwende richten. Die Technik fordert unbarmherzig andere staatliche, politische und soziale Ordnungen als die Ordnungen vergangener Epochen. Früher krochen die Nachrichten langsam über die Länder, Fernwirkungen brauchten ihre Zeit, man reiste mit Musse, die Heereszüge rückten gemächlich vor. Der politische wie der ge-

sellschaftliche Alltag war auf die nächsten und benachbarten Gruppen und Menschen gerichtet. Die meisten Wirkungen geschahen aus dem unmittelbaren Anstoss zwischen Mensch und Mensch, zwischen Gruppe und Gruppe, aber nicht aus einer Maschinerie und Organisation heraus, die derjenigen unserer Zeit vergleichbar wäre, und die ein Netz von psychologisch noch ganz ungeklärten Beziehungen über die Völker der Erde geworfen hat. Die Summe der politisch wirksamen Umstände ist tausendfältig multipliziert. Die ganze Erde ist ein Gemeinschaftsbezirk für die Wirkung der Nationen aufeinander und gegeneinander geworden. Dementsprechend herrscht allgemeine Konkurrenz. Trotz heftigen Widerständen, trotz vielen entsetzlichen seelischen, wirtschaftlichen und politischen Folgen ist die Zunahme eines planetarischen Bewusstseins nicht zu vermeiden. Der Planet ist zusammengeschrumpft, die Aufteilung des Landbesitzes auf Erden hat praktisch und seelisch eine neue Lage hervorgerufen. Unsere Raumvorstellung hat sich verändert, und es täte not, eine völlig neue Vorstellung von den Räumen der Völker zu schaffen. Diese ausserordentliche Umwälzung wird neue politische und gesellschaftliche Ordnungen ergeben; denn sehr wichtige Schwerpunkte des Völkerlebens haben sich verschoben. Bedingungen, aus denen heraus die Völker ursprünglich entstanden, sind entscheidend abgewandelt, und die Nationen schweben gleichsam wie von magischer nationaler Spannung erfüllte, eigenwillige und vom Licht der Vergangenheit bestrahlte Wolken über einem neuen planetarischen Erdboden, der unweigerlich ein Beziehungs- und Herrschaftsgebiet aller Menschen und Völker geworden ist. Die Gesamtheit der Kräfte, aus welchen die Völker einst entsprossen, sind innerhalb von hundert Jahren, also sehr plötzlich, durch so neuartige Bedingungen überdeckt worden, dass man sagen kann: Wenn heute ein neues Volk sich zu bilden begänne, so würde kaum irgend etwas entstehen, das eine tiefere Ähnlichkeit oder Übereinstimmung mit Italien, Frankreich, Deutschland, England besässe. Wäre unter den heutigen Voraussetzungen von vorne anzufangen, dann würden nicht nur wegen geschichtlicher, sondern auch wegen veränderter Bedingungen des Daseins ganz andere nationale Ordnungen entstehen. Alles würde sich anders entwickeln, gruppieren, verteilen, abgrenzen. Die vollzogene raumzeitliche Einheit über den Planeten hin müsste man als eine selbstverständliche Grundlage für die gesellschaftliche Ordnung ansehen. Man

würde sich keiner krampfartigen Täuschung darüber hingeben, dass die ganze Welt mit gemeinsamem Gut durchsetzt ist.

In unserer Zeit treten bald diejenigen modernen Kräfte, welche eine neue Welt hervorzurufen trachten, bald aber die alten Kräfte, aus denen die Nationen sich ursprünglich bildeten, in den Vordergrund der Arena, in der um die neue europäische Ordnung gekämpft wird. Das führt zur Weltkrise der Politik. Die europäischen Leistungen in Technik und Wissenschaft haben die Völker insgesamt auf jene neue Plattform gehoben; aber die Nationen erkennen seelisch diese neue Plattform noch nicht an. Sie haben alle Vorteile von Wissenschaft und Technik besitzen und geniessen wollen. Sehr rasch sind sie in eine ganz neue Umwelt hineingeschoben worden, und sie fühlen sich nun befremdet und in ihrem Bestande bedroht. Sie haben sich gesträubt, in einem modernen und zugleich sittlichen Sinn die Schlussfolgerungen aus der neuen Weltlage zu ziehen. Sie haben vielmehr das System des Verhängnisses in der von uns geschilderten Weise ausgebaut.

Die nationalen Gebilde, welche noch lange Epochen ein kräftiges nationales Leben besitzen werden, sind in Zustände geworfen worden, die ihren ererbten Vorstellungen auf die mannigfachste Weise im Wege stehen. Somit kämpfen in dem heutigen weltgeschichtlichen Augenblick zwei Zustände sehr gegensätzlicher Art miteinander um die Vorherrschaft. Der eine ist das gewaltige geschichtliche Züchtungsergebnis der Jahrtausende, wie es sich in verschiedenen Nationen und Völkern ausdrückt; der andere ist jene Kraft technisch-wissenschaftlicher Herkunft, welche den Boden zu zersprengen droht, auf dem die Nationen gezüchtet wurden. Diese Kräfte geben nun keine Ruhe, bis es nicht ganz neue wirtschaftliche, soziale und politische Ausgleiche zu schaffen gelang. Je rücksichtsloser die neue Zeit anpocht, umso mehr sucht sich das völkische Wunschbild nach Bildern der Vergangenheit oder nach nationalen Utopien auszurichten. Aus allen diesen Gründen entsteht Fieber und die nationale Zusammenziehung und Verkrampfung. Vieles Furchtbare und Gefährliche, das aus der Wandlung im Gefolge von Wissenschaft und Technik hervorgeht, versuchen die nationalen Ideologien noch aus Vorstellungen und Wertungen heraus zu deuten, die einer versunkenen, wenn auch nicht lange hinter uns liegenden Epoche entstammen. Solcher Zusammenprall zwischen Nation und technisierter Welt hat die schreckliche Folge, dass die Völker sich der Umklammerung von dem ungewohnten Neuen durch die Steigerung der von uns geschilderten

verhängnisvollen Methoden zu entziehen trachten. Das beschwört eine ungeheure Gefahr herauf: wir sind noch nicht in der Lage, den modernen, wirtschaftlichen, politischen, geistigen Weltprozess mit der Nation so widerspruchslos zu versöhnen, dass wir beides, richtig zusammengeschweisst, als das entscheidende Leitbild in uns tragen. Wenn sich dies nach fürchterlichen psychologischen und praktischen Wirrnissen vollzogen haben wird, mag die vergiftete politische Atmosphäre zu weichen beginnen. Bis dahin also wird die Schraube des Verhängnisses in immer rasender Drehung versetzt werden, und es ist nur zu hoffen, dass sie schliesslich leerläuft. Niemals indessen wird der grosse Zwiespalt durch den Sieg der einen oder der anderen Richtung überwunden werden. Unbarmherzig verlangt die neue Zeit ihr Recht, unbarmherzig stehen jedoch auf lange Zeit hinaus die von der Geschichte geformten Gebilde der Nationen noch vor uns. Alles trägt dazu bei, um das System des Verhängnisses zunächst zu steigern; aber eine Grenze wird erreicht werden, jenseits welcher es unmöglich sein wird, mit diesem System die wirklich notwendigen Entscheidungen herbeizurufen.

Aus: Eugen Diesel, Vom Verhängnis der Völker. Stuttgart u. Berlin 1934.

UMSCHAU

Nik. Hans Hockl:

Die Stellung der Banater Schwaben im Südosten

1.

Der Volksboden der Banater Schwaben, *) das Banat, liegt zwischen den Strömen Donau, Theiss und Marosch und dem südlichen Ende des Karpathenbogens. Es bildet trotz seiner Dreiteilung durch den Trianoner Friedensvertrag eine geopolitische, wirtschaftliche und in mancher Hinsicht auch kulturelle Einheit. Die umschliessenden Ströme und Berge halten das vielsprachige und vielgestaltige Land zusammen, schliessen es jedoch nicht von aussen ab.

Das Banat ist, wie auch Siebenbürgen, ein Grenzland des mitteleuropäischen Donaubeckens. Anders aber als dieses, das durch hohe Bergwälle von allen Seiten abgesondert ist und nur spärlich durch Talstrassen und Pässe mit den Nachbarn in Verbindung steht und darum mit einer wehrhaften Festung verglichen werden kann, ist das Banat in einem anderen Sinn ein Grenzland. Es ist nicht Grenzmark, sondern Vorgelände. Geopolitisch gehört es wohl, wie ein Blick auf die physische Karte zeigt, zum Donaubecken, von dem es im Norden und Westen die schiffbaren Ströme Marosch und Theiss nicht

*) Wir entnehmen die nachfolgenden Ausführungen der in Siebenbürgen erscheinenden neuen Monatsschrift „Volk im Osten". auf die wir bereits in unserer Besprechung im Dezemberheft 1934 der Balt. Monatshefte zu verweisen Gelegenheit hatten.

TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

absondern, sondern querüber verbinden; die Donau kettet es an Mitteleuropa, verbindet es auch nach Südosten und dem Balkan breit. So ist das Banat eine Grenz- und Übergangslandschaft. Dieser Charakter zeigt sich auch klimatisch. Von Nordwesten, also aus Mitteleuropa, bekommt es seine Niederschläge. Durch seine Täler aber, die nach dem Süden sehen, strömt des Südens Gluthauch ein. Im Banater Donautal und an ihren Nebenflüssen wachsen Mandeln, Zitronen und Kastanien. Im Südbanat gedeiht der Reis und auch im Norden reift noch die Feige.

Wegen seiner Grenzlagerung am Ausgangstor Mitteleuropas zum Südosten, wegen seiner Aufgeschlossenheit nach allen Seiten und seines Übergangscharakters wurde es im Lauf der Geschichte einmal vom Osten, dann von Norden, dann wieder vom Südosten befruchtet und erfasst. Die Banater Funde aus der jüngeren Steinzeit und der Kupferzeit weisen nach Ungarn. Das ausgehende Bronzezeitalter wieder hat starke Verbindungen zu Altrumänien. Die La-Tènezeit kettet es durch den Keltenstrom an die oberen Donauländer. Um den Beginn unserer Zeitrechnung beherrschten es von ihrer siebenbürgischen Festung aus die Dazier, allerdings nur bis zur Linie Arad-Temeschburg-Belgrad. Das übrige Banat war Vorfeld in ihrem Streit mit den skytisch-jazygischen Stämmen des mittleren Ungarns. Die römische Provinz Dazien, die auch rein gebietlich die Nachfolgerin des freien Daziens war, band das Banat noch einmal fest an Siebenbürgen und den Balkan. Durch die Germanen der Völkerwanderung wurde es jedoch aus diesem Gefüge herausgerissen und wieder mehr mit Mitteleuropa verbunden. Gepiden sassen z. B. von etwa 360 bis 800 n. Chr. im Banat und den angrenzenden Strichen. Dauerhafter und fester an Mitteleuropa ketteten es die Magyaren, die es seit ihrer Landnahme (897) langsam ethnisch und kulturell durchtränkten und bis zur Schlacht von Mohacs (1526) beherrschten. Die 164-jährige Türkenherrschaft wieder zog es gewaltsam in die balkanische und orientalische Welt, aus der es erst 1716 durch die Habsburger gerissen wurde. Zunächst nur durch militärische Eroberung, dann auch durch Besiedlung mit Deutschen aus dem Westen des Reiches. Von dieser Zeit an gehört es wieder zu Mitteleuropa, zuerst als Glied des Deutschen Reiches selbst, dann, seit dessen Zerfall als Teil der kaiserlichen Hausbesitzungen zum Habsburgerstaat, seit 1778 mit einer kleinen Unterbrechung (1849—1867) zum Teilstaat Ungarns, seit dem Trianoner Friedensvertrag aber zerrissen in drei Teile, zu Rumänien, Südslawien und Ungarn. Bemerkenswert ist das Abgleiten aus Mitteleuropa im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte. Erst Glied des Reiches, dann des zentralistisch von Wien aus regierten Habsburgerstaates, dann Ungarns und schliesslich seit dem Weltkrieg von Bukarest und Belgrad abhängig. Wir kommen auf die Folgerungen, die sich aus der Verlagerung des Abhängigkeitspoles im Zusammenhang mit der Aufgabe der Schwaben ergeben, weiter unten zurück.

So sehen wir, dass aus der geopolitischen Grenzlagerung auch eine gewisse Labilität des politischen Abhängigkeitsverhältnisses von den benachbarten politischen Zentren je nach den Machtverhältnissen eintritt. Gerade aber dadurch gewinnt der andere bestimmende Faktor der politischen Zugehörigkeit, der besonders im Zeitalter des Selbstbestimmungsrechtes der Völker ins Gewicht fallen muss, erhöhte Bedeutung: Die Bevölkerung des Banates selbst.

2.

Alle diese Veränderungen des politischen Abhängigkeitsverhältnisses haben auch die inneren Verhältnisse des Banates verändert. Das Blut aller Beherrscher des Banates lebt heute noch in ihm fort, so das Blut der Dazier, die die romanische Sprache annahmen, der Awaren und ihrer slawischen Sklavenvölker samt den germanischen Resten, die allesamt in Ungarn- und Rumänentum aufgingen, der Kumanen und Petschenegen, die ebenfalls mit den früheren Bewohnern verschmolzen. Die Türkenzeit entvölkerte dann das Land und machte es zu einem Desertum. In die Lücken drangen — u. zw. in den oben aufgezeichneten natürlichen Stossrichtungen — von Süden Serben, von Osten Rumänen und donauabwärts deutsche Bauern ein. Die heutige Bewohnerschaft des Banates (1,5 Mill.) gehört 13 Nationen an. Darunter befinden sich 450.000 Deutsche, d. i. 30 v. H. der Gesamtbevölkerung, während die Rumänen 40 v. H., die Serben 17 v. H. und die Ungarn 9 v. H. ausmachen.

Rumänen, Deutsche, Serben und Ungarn sind die heutigen Hauptvölker des Banates. Im Zeichen des Zerfalles der Donaumonarchie ist nun das Banat gemäss der hauptsächlichen Verteilung seiner staatsbildenden Völker in drei Teile zerrissen worden. Diese Zerreissung ist aber eine grobe Versündigung wider seine natürliche Zusammengehörigkeit. Obwohl eine Übergangslandschaft, die trotz ihrer natürlichen Zugehörigkeit zum Donaubecken auch ein Vorfeld der siebenbürgischen Festung und ein Brückenkopf des Balkan ist, bildet das Banat dennoch eine in sich geschlossene Einheit. Seine Aufteilung muss labil bleiben, solange nicht durch Kräfteverschiebung in den um das Banat rivalisierenden Staaten ein Gleichgewicht gefunden ist.

3.

Der bindende Kitt des vielsprachigen Banates sind die Banater Schwaben. Sie grenzen nicht an ihr staatsbildendes Muttervolk, haben also kein Interesse am Zerfall des Banates. Sie sind dabei die natürlichen Wächter der natürlichen Banater Einheit, und es kommt ihnen deshalb die Aufgabe des Ausgleichers und Ordners zu.

Die willkürliche Zerreissung des Banates hat die Schwaben am meisten betroffen. Denn sie bilden nicht nur geographisch, sondern auch kulturell und wirtschaftlich die Mitte, die das Banat verklammert und die nun ebenfalls in drei Teile zerrissen ist. Obwohl die Schwaben einen fast geschlossenen Siedlungsblock von beinahe einer halben Million ausmachen, wurde ihre Lage am Treffpunkt der drei staatsbildenden Nationen (Rumänen, Serben, Magyaren) zu ihrem Verhängnis. Einem politisch geschulten und einheitlich ausgerichteten Volk, das vom Bewusstsein seiner Geltung getragen ist, hätte ein derartiges Schicksal nicht bereitet werden können. So aber ist nach mannigfachen Plänen über die Zuteilung des Banates an Südslawien, an Rumänien, über die Errichtung eines autonomen Gebietes unter dem Schutz des Völkerbundes das Banat schliesslich in seine ethnischen Teile zerfallen, wodurch aber zu gleicher Zeit auch der geschlossene schwäbische Volkskörper zerrissen wurde.

Die Lage des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes am Berührungspunkt der gegenwärtigen drei Staaten hätte den Schwaben die Berechtigung und die Pflicht zu politischem Eingreifen zur Rettung der Banater Einheit geben können. Sie wurde nicht ausgenützt und so ging die Entwicklung über die Köpfe der Schwaben hinweg, die doch wegen ihrer Mittellage und ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Überlegenheit durch ein

erfolgreiches Eingreifen auch für die Zukunft ein politisch wichtiger Faktor hätten werden können. Politisch haben die Schwaben damals versagt. Sie mussten versagen, weil sie noch kein politisch geschultes Volk waren.

Aus der Kenntnis der gegenwärtigen Stellung der Banater Schwaben und ihren Möglichkeiten im Südosten erwächst auch ihre Aufgabe der Zukunft: Sie können noch immer zu einem äusserst wichtigen politischen Faktor in ihrem Raume werden. Aber ihre volkspolitische Erziehung muss in dieser Richtung ausgestaltet werden.

Ein neuer baltischer Dramatiker?

Ganz in der Stille der Provinz, in Liepāja reift ein baltischer Dichter zur eigenen Form. Niemand weiss von ihm; er selbst verschmäht es, durch billige Reklame oder eilige Veröffentlichungen die Aufmerksamkeit des Tages auf sich zu lenken. Dichten heisst ihm «Gerichtstag halten über sein eigenes Ich», nicht aber vor anderen glänzen und funkeln wollen. So bleibt, was er schuf, Geheimnis seiner Schreibtischlade, und nur die besten Freunde wissen darum.

Um so grösser ist die Verantwortung derer, denen der Kulturaufbau des baltischen Deutschtums als verpflichtende Aufgabe auf der Seele brennt, auf diesen Mann hinzuweisen. Die baltische Gegenwartsliteratur ist nicht übermässig reich an dichterischen Charakteren; Dramatiker vollends fehlen ihr so gut wie ganz. In Herbert Riege wächst ihr, wenn nicht alles trügt, ein sehr ernstzunehmender Bühnendichter entgegen.

Vor mir liegt sein fünfaktiges Jambendrama «Das Ende von Byzanz». Der geschichtliche Stoff, die an klassischem Vorbild geschulte Form, das Gewand der tragischen Verse, all das scheint sich der Gegenwart zu verschliessen. Aber es ist kennzeichnend für diesen Mann, dass er in vollem Bewusstsein die schwere Form und den schweren Inhalt wählt, um das Schwere, das ihm im Herzen wühlt, sagen zu können. Man wird nicht so oberflächlich sein dürfen, aus diesen Dingen voreilige spöttische Schlüsse zu ziehen.

Denn der geschichtliche Rahmen ist für Riege nichts anderes als eben ein Rahmen. Er will nicht ein bestimmtes einmaliges Geschehen mit treuer Hand, wenn auch etwa in dichterischer Erhöhung, nachzeichnen; ihn reizt auch nicht nur und nicht in erster Linie die Aufgabe, Charaktere, leidende oder fröhliche Menschen in künstlerischem Verstehen vor dem Leser und Hörer auferstehen zu lassen. Ihm sind diese gewesenen Dinge und Personen Symbol für Vorgänge und Erscheinungen, die sich immer wieder wiederholen und die unsere Generation aus eigenstem, schmerzlichstem Erleben kennt, Spiegelbild der Gegenwart von gestern und heute. So entsteht ihm unter den schaffenden Händen ein politisches Drama, das mit sehr ernstem Wollen und scharfem Blick für die wesentlichen Hintergrundzusammenhänge den Wandel, richtiger: den Zusammenbruch eines Zeitstils aufzeigt. Held des Geschehens ist keine Einzelperson, auch nicht der fortschrittlich-begeisterte Kaiser Konstantin, der es erleben muss, dass das Leben härter ist als alle seine edlen Gedanken, sondern der niederstürzende Staat selbst ist der Held dieses Stückes. Weshalb er stürzt, weshalb er stürzen muss, das füllt das bunte, vielsträngige Erleben der fünf Akte. Und es ist eben diese verwirrende Vielsträngigkeit des Wollens und Handelns, die zum Untergang führt, sie die eigentliche «tragi-

sche Schuld», die «das Ende von Byzanz» bedingt.

Das ist gewiss keine leichte Kost, und es ist auch nicht gerade beglückend, was da auf der Bühne geschieht. Ringende Menschen, eitle und selbstsüchtige Gestalten, Eigenbrödler sie alle, die einen im guten, die andern im schlechten Sinne, sie können nicht zueinander finden, weil ein falsches Bildungsziel sie alle in sich vereinsamt hat. Kein Retter naht; kein Riese wirft die Brandfackel einer grossen Wahrheit in diese schwelenden Herzen. So muss alles zu Grunde gehen. Ein furchtbares Menetekel, so ragt am Schluss die Ruine der alten Kaiserherrlichkeit trostlos gen Himmel.

Es ist gewiss nicht alles bis zur letzten Reife in diesem Drama gediehen. Ein Erstlingswerk wird immer Wünsche offen lassen. Aber diese Mängel, deren gewichtigster vielleicht die lastende, zuweilen drückende Schwere ist, die über dem Ganzen liegt, können nicht über den grossen und heiligen Ernst und auch nicht über die künstlerische Gestaltungskraft hinwegtäuschen, die uns hier begegnen. Ein Dichter bedarf des Publikums, um zu lernen. Und hier liegt unsere Aufgabe.

Wir besitzen ein «Deutsches Schauspiel», und wir sprechen gern von seinen Aufgaben. Hier erwächst ihm eine Pflicht: die Pflicht nämlich, einem baltischen Dichter die Möglichkeit zu geben, sich der öffentlichen Kritik zu stellen. Riege verdient es, dass man sich um ihn bemüht. Und sein Drama kann und wird vielen, die es sehen und hören, Einsichten vermitteln und bestätigen, die heute lebensnotwendig scheinen.

Mackensen

BÜCHERBESPRECHUNG

Eugen Diesel, Vom Verhängnis der Völker. Das Gegenteil einer Utopie. J. G. Cotta, Stuttgart 1934. Kart. Ls 5.85.

Eugen Diesel, ein politischer Denker von wirklichem Rang gibt sich in diesem Buche Rechenschaft über das Verhängnis unerträglicher Konfliktquellen, in dem die Völker Europas verstrickt liegen, ohne einen Ausweg finden zu können; das allen Friedenskonferenzen und Sicherheitsabkommen zum Trotz den Zustand einer gleichsam verewigten Friedlosigkeit aufzurichten droht. Mit einer von aller nur zu naheliegenden Einseitigkeit gelösten sachlichen Methodik geht der Verfasser vor. «Das Buch muss», so sagt er im Vorwort, «um seinen Zweck zu erreichen, so geschrieben sein, dass es auch ein Engländer oder Franzose oder Italiener hätte schreiben können.» Wir wollen dem Verfasser gern bestätigen, dass ihm dieses sein Vorhaben in vollem Masse gelungen ist. An mancher Stelle vielleicht mehr, als dem schlicht urtümlichen Empfinden als natürlich und gut dünkt. Dennoch mag Diesel Recht behalten: nämlich sofern es ihm gelingt, auch von den andern Völkern gehört zu werden. Wir wünschen, dass es ihm gelingt. Denn er hat viel zu sagen.

Innerhalb und zwischen den Nationen spielen sich die politischen Vorgänge ab. So geht Diesel vorerst an das Problem Volk und Nation heran. Er fasst die Nation in all ihren sinnverwirrenden und durcheinandergelagerten Gegebenheiten, die jeder abstrakt rationalen Analyse spotten, versucht die wesentlichsten Kräfte, die in ihnen und durch sie wirksam sind, darzulegen.

In den folgenden Abschnitten setzt er sich dann mit den Erscheinungen und Mächten auseinander, die die europäische

Nation in das Verhängnis hineinzwingen: das Folternetz der Grenzen, deren harte und knotige Maschen allenthalben eine nie verstummende Irredenta wachscheuern; die ewig hungrigen Gebietsansprüche seelischer, wirtschaftlicher oder strategischer Art, deren Urgrund doch ganz wo anders, in den Ausdehnungs- und Besitztrieben der Völker zu suchen ist; die Vergiftung der europäischen Politik mit ihrem unverantwortlichen Missbrauch politischer Ideologien. Die verhängnisvollen Schlagwörter von Schuld und Schuldlosigkeit, Rache und Hass, Feindschaft und Ehre personifizierter Nationen werden unter die Lupe genommen und vor uns hingestellt als Grössen, denen manche psychologische Tatsache zugrunde liegt, die ihren gefährlichen Gehalt aber erst bekommen durch die Tätigkeit eines automatisch wirkenden Apparats von Propaganda und Regie, Drahtzieherei, Reklame und Züchtung. Man spürt es Diesel freilich an: er schreibt nicht aus heissem Herzen, so zündend vielfach auch die Leidenschaftlichkeit seiner Anklagen packt. Mit kühler Überlegenheit breitet er das zerfaserte Bündel der politischen Vorstellungen und Begriffe vor uns aus. Und es will uns bedünken, dass trotz der unendlichen Sorgsamkeit, mit der er arbeitet, trotz der eigenen Skepsis gegen alle rein rationale Untersuchungsweise sich doch mancherlei ihm unter den Fingern verflüchtigt. Er hat in fast allem, was er aufzeigt, recht. Unrecht aber hat er vielleicht manchmal in dem, was er nicht sagt.

In der «Politik der kurzen Hand», die gleichsam von ihrem eigenen Mechanismus, ihrer eigenen Maschinerie beherrscht ist, zeigt Diesel das eigentliche Verhängnis der Völker auf. «Ein Staatsmann, der auf die ihn umgebenden Völker blickt, glaubt, dass sein eigener Staat zu schwach sei. Er schreit nach Sicherheit mit dem inneren Vorbehalt, nicht nur seine Sicherheit wahren zu müssen, sondern auch den Gegner angreifen zu können. So sucht er seinen Staat nach dem alten Rezept zu stärken, er vermehrt das Heer, beeinflusst die Presse, wo er kann, und bedient sich dabei vor allem der von uns geschilderten Mittel: er missbraucht propagandistisch die Volkspersönlichkeit, erzeugt falsche politische Ideologien, presst übersteigerte Ideen vom Staat in das Volk hinein, beweist seine eigene Unschuld und die Schuld der andern Völker, bringt jeden der Begriffe Ehre, Prestige, Feindschaft, Rache, Freundschaft unter psychologischen Hochdruck. Dies alles sieht der Nachbarstaat und tut desgleichen... Ganz gewissenlos greift man zu den Methoden der Schraube des Verhängnisses, immer in der Hoffnung, das Verhängnis für sich und sein Volk vermeiden zu können, indem man es im Chor mit den andern Völkern steigert.» So gelangt Diesel zum Begriff der Schraube des Verhängnisses. Und nicht «durch vernunftgemässe oder humane Überlegungen» wird diese sich überwinden lassen, «sondern nur dadurch, dass in Europa das allgemeine Gegeneinanderschrauben politisch seinen Sinn verliert». Diese Erkenntnis, die der Verfasser in den letzten Abschnitten seines Werks zu unterbauen sucht, ist wesentlich. Ihm schwebt als Vergleichsmoment zwischen dem Heute und einem Morgen, das vielleicht noch ein Jahrhundert auf sich warten lassen kann, Deutschland vor und nach seiner Einigung durch Bismarck vor. Viele seiner Ausführungen leuchten ein. Manche Lücke seiner Parallelen erkennt er selbst. Ob seine Vorausschau sich bewahrheiten wird? Die Nachfahren mögen es entscheiden.

Diesel selbst hat uns die Masstäbe zur Kritik seines Buches an die Hand gegeben. Nicht verstandesmässige Über-

legungen werden die Schraube des Verhängnisses zum Stillstehen bringen. An diesem Punkte nun wird eine Schwäche seines Denkens offenbar: ihm bleibt Geschichte letztlich doch allzusehr ein selbsttätiger Prozess. Uns ist sie ein Walten. Wir meinen, dass die Einsicht, um die er ringt, manche der brennendsten Fragen zu klären vermöchte. Darum ist sein Buch wertvoll, sofern es den Weg hinaus fände und in die andern Sprachen hinein. Wertvoll in vielen seiner überzeugend gefassten kritischen Partien. Aber die Einsicht ist keine geschichtsbildende Kraft. Geschichte wird von seelischen Mächten geformt. Und die seelische Macht zu weisen, welche das Verhängnis der Völker zu lösen vermöchte, dies ist uns Diesel freilich schuldig geblieben. *Bosse*

Borisav Stankovic. Hadschi Gajka verheiratet ihr Mädchen. Bücherei Südosteuropa. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München. Ls 7.20.

Mit diesem Bande eröffnet der Münchener Verlag eine neue Bücherreihe, welche bewusst der geistigen Annäherung zwischen dem germanischen Mitteleuropa und den, unserem Gesichtsfelde so seltsam abgelegenen Völkern des unteren Donauraums und des Balkans dienen soll. Borisav Stankovic, wem unter uns ist der serbische Dichter auch nur dem Namen nach geläufig gewesen? Von seiner starken, wenngleich fremdartig farbigen Schaffenskraft nun zeugt der Roman, der ein mazedonisches Frauenschicksal aufrollt, verwoben und verstrickt in den unheimlichen Niedergang einer, nein zweier reicher, kraftvoller Geschlechter. Es liegt etwas über diesem Werk, wie der ferne beklemmende Rhytmus östlicher Tanzweisen: aus breiter, sonnig ausladender epischer Fülle erfährt die Handlung ihre kaum merkliche, dann immer deutlicher zutage tretende Steigerung; in immer schnelleren Stössen drängt das Tempo vorwärts, lässt auf ihren Höhepunkte die Melodie in gellenden Dissonanzen durch einanderschrillen, um schliesslich in einem müden Abklingen auszutönen: an der Herdasche hockt ein Weib, erloschen, vorzeitig gealtert, starrt ins Nichts: Frauenschicksal des Balkans, Sklavinnenlos. Eine versunkene Epoche ist geschildert. Aber hinter dieser Schilderung erhebt sich dennoch mehr, ein anderes Menschentum als das unsre, dem auch eine neue, eine gleichsam europäische Zeit seine Sonderart nicht nehmen wird. Jahrtausende prägen an einem Menschenschlag: eine Sovka mag heute Dirne oder geschminkte Dame, kultivierte Städterin oder Bauernmädchen sein — Frau im deutschen, im germanischen Sinne wird sie nie werden. Eine andre Welt, eine andre Lebensgemeinschaft ersteht vor uns: von eigenen, unveränderlichen Gesetzen, östlich fern, beklemmend fremdartig, niemals die unsre; und doch von einer wilden Grossartigkeit, die packt und fesselt, wenn sie gleich in Abwehr erschrecken lässt. *B.*

Rudolf Paulsen, Das festliche Wort. «Kleine Bücherei», Langen/Müller München 1935. Ls 1.20.

Man tut gut, das Büchlein von hinten beginnend zu lesen. Da schreibt nämlich Paulsen über seine Heimat und seine Ahnen, und Hellmuth Langenbucher weiss gute Worte über den Dichter zu sagen. Beide Aufsätze führen in das Werk Paulsens aufs beste ein, und das ist notwendig; denn Paulsen erschliesst sich einem nicht ohne Mühe, sondern er verlangt, dass man sich in ihn hineindenkt und hineinfühlt. Wer wäre besser geeignet, einem diesen lohnenden Weg zu erleichtern als der Dichter selbst? Ist man aber erst hinter die Besonderheit Paulsens gekommen, ver-

steht und fühlt man ihre Eigenart, dann vermögen seine Verse viel zu geben. Ihre Kargheit und Nüchternheit, seltsam verbunden mit feinstem Empfinden und zartem Humor, oft stark beschwert mit tiefem Gedankengut, ergreifen, packen, stimmen nachdenklich und ernst — und geben immer etwas auf den Weg; eine stille Freude, eine gehaltene Trauer oder manchen männlichen Gedanken.

Heinz Diewerge

F. Dornseiff, Der deutsche Wortschatz, synonymisch geordnet. 111 und 509 S., 8°. Walter de Gruyter, Berlin und Leipzig 1933/4.

Auf das eigenartige und einzigartige Werk auch Kreise, die ausserhalb der fachmännischen Zunft stehen, hinzuweisen, lockt seine Besonderheit. Dieses Buch stellt den deutschen Wortschatz dar, aber nicht in der üblichen alphabetischen Wörterbuchart, sondern nach Begriffsgruppen geordnet. Um das zu ermöglichen, hat Dornseiff ein neues Kategoriensystem aufgestellt, das in zwanzig Hauptabteilungen, vom a priori beginnend und über die äussere Natur zum Subjektiven, den sozialen Bereichen und der Kultur fortschreitend, die deutschsprachigen Begriffe gliedert und ordnet. Nicht das Einzelwort, sondern der Begriff dient also als Darstellungsachse, und zwar erscheint jeder Begriff im Rahmen der Kategorie, zu der er gehört, also beispielsweise der Begriff «Dauer» zwischen «immer» und «vergänglich» in der Hauptabteilung «Zeit». Dadurch wird die Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache in ein ganz neues, spannungsvolles Licht gerückt; Wendigkeit und Wandelbarkeit deutscher Begriffe und Bezeichnungen werden greifbar deutlich; Sprachgefühl und Sprachlust steigern sich dem Benutzer. So wird das Werk wirklich zu einem «nationalen Erbauungsbuch» (S. 3*).

Für eine kritische Würdigung der klugen Einleitung, die Geschichte und Grundlagen der Bezeichnungslehre so kenntnisreich wie fesselnd darstellt, für eine Auseinandersetzung auch mit den Einzelheiten des Wörterbuchteiles selbst ist hier nicht der Raum. Ein so neuartiges Werk —ein Vergleich mit den bisherigen Synonymenwörterbüchern zeigt, wie neuartig dieser grosszügige Versuch in Wirklichkeit ist —wird beim ersten Wurf Wünschen und Fragen immer Raum lassen. Jedes Werk ist verbesserungsfähig; hier geht es aber um den Grundgedanken. Und da muss, unbeschadet aller Einzelkritik, gesagt werden, dass Dornseiffs «Deutscher Wortschatz» neue und fruchtbare Fragestellungen und sprachlicher Erkenntnisse eine Fülle vermittelt. Darum wird er künftighin dem Deutschlehrer, der seine Schüler zu einem wirklichen Verständnis der Muttersprache führen will, unentbehrlich sein. Aber auch der Übersetzer wird seiner nicht entraten können; die Sprachreinigung findet in ihm begründete Hilfe für ihr nötiges Werk. Der Philosoph hält hier einer Überblick über die Sprache als Ganzes in der Hand; volkspsychologischen Erörterungen ist fester, breiter Boden geschenkt. Es gibt kaum Stellungnahmen, die ohne Belehrung und Befruchtung an diesem Buche vorübergehen könnten.

Das Werk ist die Vorarbeit zu sprachwissenschaftlichen Untersuchungen des Verfassers, der von Hause Altsprachler ist. Wieder einmal ist der deutschen Sprachforschung wichtigste Anregung von einem Nichtgermanisten zuteil geworden. So gewinnt dieses Buch als Tat deutscher Wissenschaft erhöhte Bedeutung. Aber diese Zeilen möchten gern andeuten, dass nicht nur die Fachforschung sich mit äusserster Anteilnahme dem mutigen und klugen Werke zuwendet, sondern dass jeder, der seine Mut-

tersprache aufmerksam liebt, in ihm neue Beziehungen entdecken und sein Sprachverständnis erweitern und vertiefen wird. *Mackensen*

«Briefe eines baltischen Idealisten an seine Mutter 1833—1875.» Herausg. von Prof. Dr. Joh. Werner, Verlag Koehler & Ameland, Leipzig.

«Eines Idealisten?» denkt mancher vielleicht zögernd und etwas ablehnend. Die Abwehr schwindet bald. Denn der Mann der aus diesen Briefen ersteht, stand mit beiden Füssen fest auf den Boden der Wirklichkeit. Schon dass es Briefe an die Mutter sind, sagt davon. Denn an die Mutter schreibt man nicht abstrakt und lebensfern, sondern ganz lebensnah, warm, von Herz zu Herz, von allem, was ein Leben füllt, sei's hoher Tag, sei's Freud und Leid des Alltags.

Diese Briefe könnten auch gestern geschrieben sein, denn der Verfasser (Dr. Georg v. Schultz - Bertram) sieht das, wovon er schreibt, nicht nur in der zeitlich - vergänglichen Tatsächlichkeit. Er sieht immer tiefer und packt alles an der Wurzel, da, wo das Zeitlose alles Zeitlichen liegt. Und so hat er jeder Zeit etwas zu sagen; auch der unsern. Doch auch abgesehen davon, wirkt vieles erstaunlich modern in diesen reichhaltigen Briefen, so besonders das lebhafte Interesse für Volkstum und Volkslied und das stark ausgeprägte soziale Fühlen. Zudem beschränkt sich das in ihnen Gebotene bei aller tiefen Liebe zur Heimat nicht allein auf das baltische Deutschtum. Auf weiten Reisen erlebt der Verfasser mit offenem Blick für alle Lebensgebiete fast das ganze damalige Europa. Aus Berlin, Eisenach und Weimar, aus Wien, Budapest und Paris, aus Italien und dem schottischen Hochlande kommen seine geistvollen Berichte in das stille Landheim der Mutter, die an allem lebhaften Anteil nimmt. Und wenn er daheim ist bei der so sehr geliebten Mutter, wie lebensvoll ersteht dann in den Briefen an Frau und Kinder vor dem Auge des Lesers diese kluge und gütige Frau, und wie humorvoll alles Drum und Dran dieses schlichten Heimes voll warmer Menschlichkeit! Schlicht, warm und gütig steht auch er selbst vor uns — im eigenen Heim in Petersburg, in Finnland bei der verheirateten Tochter.

In baltischen Kreisen hat man oft eine Biographie Dr. Bertrams, des Verfassers der «Baltischen Skizzen» vermisst. Diese Briefe geben sie uns; sie laufen ununterbrochen von den Jugendjahren an, das Mannesalter hindurch bis an das Lebensende, denn die Mutter überlebte den Verfasser um einige Monate. Ein Lebensbild, wie es besser und eingehender kein anderer schreiben kann. *Ella Fritz*

Gott erlöste heute abend nach langem schweren Leiden im Alter von 47 Jahren meinen über alles geliebten Mann, unsern geliebten treuen Vater, meinen letzten Sohn und Bruder, den

Fideikommissbesitzer

Dr. Jürgen v. Heyden Graf von Cartlow

Oberleutnant der Res. des Garde-Kürassier-Regts.
Rechtsritter des Johanniterordens
Ritter des Eisernen Kreuzes I. Kl.

Cartlow, d. 21. Dezember 1934.

Agnes von Heyden Gräfin von Cartlow
geb. Wagner
Woldemar-Wichard
Jürgen
Harald
Eckard
Hubertus
Marie von Heyden Gräfin von Cartlow
geb. von Tiedemann
Gisela von Massow geb. von Heyden
Mechthild Gräfin von Behr geb. v. Heyden
Alexander von Massow, Oberst a. D.

Die Beisetzung hat am 26. Dezember, nachmittags 2 Uhr in der Kirche von Cartlow stattgefunden.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. *Heinrich Zillich*, Herausgeber der siebenbürgischen Monatsschrift Klingsor, Kronstadt-Brašov, Rumänien / D. *Viktor Grüner*, Riga / Dr. *Elmar Arro*, Dozent am Lutherinstitut Dorpat / Dr. *Leo von Middendorff*, Dorpat / Professor Dr. *Lutz Mackensen*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / Dr. *Heinz Diewerge*, Riga / *Ella Fritz*, Reval.

Verantwortlicher Schriftleiter: Maximilian Stender

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Bildungsziele

Von Rudolf Hippius

In der Dezembernummer 1934 der Baltischen Monatshefte versuchten wir grundsätzlich die Frage zu klären, was Bildung sei. Das Ergebnis der dort dargelegten Gedankengänge lässt sich kurz so formulieren: der Erwerb von Kenntnissen und Wissen, das Lernen vermag an sich keine Bildung zu geben. Bildung ist vielmehr Einordnung des ganzen Menschen und seines Schaffens in grosse Zusammenhänge; vorab als Mittel zur Vertiefung der Einordnung kommt dem Gelernten Bedeutung zu. Einordnung »bildet« darum den Menschen, weil sie ihn der formenden Macht der Werte unterstellt, die allein als höhere, spezifisch menschliche Schicht das körperlich bedingte Dasein des Menschen überhöhen.

Vielleicht ist es missverständlich, von der bildenden Macht der Werte zu sprechen, und verführt dazu, unsere Gedanken mit den längst bekannten Vermutungen und Behauptungen der sogenannten Wertphilosophie zu verwechseln. Was wir meinen, steht auf einem anderen Blatte geschrieben, es ist die schlichte Tatsache, dass der Mensch im Erfüllen als unabweisbar erlebter Forderungen seelische Formung gewinnt. Nicht das Nachdenken über Werte und Wertreiche mit seinem kühlen Abwägen der »Dignität« einzelner Werte noch die Spekulation über Wertsetzungen bewegen uns heute, — wir sehen in all dem einen höchst gefährlichen Übergriff der Rationalität, der nur in einem Zeitalter innerer Zersetzung möglich war. Wo die Werte zu Dingen werden, die man beliebig ordnet und über die man verfügt, da ist bereits eine erschreckende Wertentfremdung eingetreten. Werte sind nur dort lebendig, wo sie über uns verfügen, und zwar ohne Widerrede, ohne Reflexion, schlechthin zwingend. In solchem Geschehen, dessen Wurzeln seelisch tiefer hinabreichen als alle Überlegung der ratio stehen wir mitten inne. Wer könnte heute sich damit zufrieden geben, eine Forderung der Zeit als widersinnig

darzutun. Wir sind aus der Rolle des Richters verdrängt und dazu getrieben, wiederum Handelnde zu sein.

Der Tuende allerdings kann sein Schaffen auf zweierlei Weise erleben. Er kann sich erleben als Instrument und sein Schaffen als Befehlsausführung, die er fortschreitend mehr als wirkliche Pflicht erlebt. Er kann andererseits sich erleben als von innen her Getriebener, als berufener Verwirklicher von Werten, die zwar nicht er geschaffen hat, aber die zu gestalten klarer Sinn seines Lebens ist. In diesen beiden Arten des Tuns spricht sich zuletzt der Unterschied, den Bildung schafft, aus. Man könnte sagen, was soll hier die Bildung? Nach dem tiefen psychologischen Gesetz des Sich-Einfügens und Einlebens muss die konsequente Befehlsausführung schliesslich zum Glauben und zur inneren Überzeugung von der Richtigkeit des Befohlenen führen. Diese Meinung ist sicher zutreffend, und in der Tat wird man einem Menschen, der durch lange Zeiträume seinen Dienst gewissenhaft versehen hat, ein hohes Mass seelischer Formung nicht absprechen. Indessen, der solcher Art Geformte vermag noch nicht zu führen. Gewiss ist ihm die Notwendigkeit gegenwärtig, die sein Handeln regelt, aber ihm fehlt die Übersicht, ihm fehlt die Kraft zu eigenen weittragenden Entscheidungen, weil es nicht zu seinen Obliegenheiten gehörte, sich selbst zu befragen. Er ist eingefügt in eine Kette des Geschehens, er steht spannungslos unter der Notwendigkeit. Nur seine egoistischen Wünsche gilt es für ihn zu überwinden. Diese Überwindung ist wichtig genug, aber sie formt in ihrer Weise. Wo einlinige, sei es auch schwerste Tat gefordert ist, da wird die so gewonnene seelische Formung sich erweisen. Wir kennen Beispiele genug von Helden im Alltag und an der Maschine, die grosse körperliche Leiden in der Erfüllung ihrer Pflicht selbstverständlich auf sich nahmen. Es liegt aber nicht in der Linie dieser in ihrer Art stärksten Seelen, Entscheidungen zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu treffen. Ihre Tat vollzieht sich in der Erfüllung klarer Pflicht.

Anders dort, wo bewusste Wertverwirklichung das Gesetz des Handelns ist. Hier wird die Fähigkeit zu führendem Einsatz entwickelt. Wer führen muss, hat Entscheidungen zu treffen und bedarf dazu der Übersicht. Sein ganzes Erleben muss klarer und bewusster, verantwortungs-bewusster sein, und eben damit steht er zweierlei Gefahren gegenüber. Einmal der Gefahr, dass seine Entschlusskraft erlahmt durch die Bewusstheit seines Tuns, zum anderen

steht er selbst in der Gefahr innerer Konflikte und muss die Kraft finden, sich durchzukämpfen. Beiden Gefahren zu begegnen vermag er nur dann, wenn die Bewusstheit seines Lebens ganz im Zeichen der Verpflichtung steht, d. h. aber wenn sie nicht rationales Wissen, sondern im tieferen Sinne Bildung ist. Das Zusammenleben der Menschen bedarf zumal auf unserer Stufe notwendig der Führung. Man muss sich über die Gefahren, die daraus erwachsen, klar sein, um das konkrete Problem der Bildung in seinen Wurzeln zu fassen... Wir vertreten demnach die Meinung, dass jede Stufe der Bewusstheit des Lebens einer besonderen Verankerung in der Verpflichtung den grossen und notwendigen Zusammenhängen des Lebens gegenüber bedarf. An Stufen der Bewusstheit unterscheiden wir die Stufe, die die Ausführung trägt, die Stufe, die die Entscheidungen zu fällen hat, — beide der Tat zugewandt, und endlich die Stufe überspitzter Bewusstheit, die den Willen zur Tat vernichtet. Wenn wir in unserer Zeit den Bankrott der letzten Stufe erkennen und sie ablehnen, so muss doch mit aller Deutlichkeit gesehen werden, dass wir auf Bewusstheit nicht verzichten können und also unsere Bildungsaufgabe darin besteht, Menschen zu bilden, die fähig sind, Bewusstheit zu tragen, unfähig aber zur Frivolität des Richtens über letzte Notwendigkeiten.

Klären sich so die Forderungen, die an Bildung als Aufgabe zu stellen sind, so ist daraus konkret zu entnehmen: aller Unterricht darf sich nicht auf Wissensvermittlung beschränken, er muss, wenn anders er einen wirklichen Sinn haben soll, den Menschen zu höherer Bewusstheit führen, er muss aber auch zugleich Sorge tragen für die innere Einordnung des Unterrichteten. Dieses Doppelgesicht der Bildungsaufgabe ist ganz klar zu erfassen. Während bisher ein Bildungsgang dann als durchschnittlich genügend angesehen wurde, wenn ein gewisses Mass von Kenntnissen erreicht war und zugleich die Fähigkeit entwickelt, diese Kenntnisse im gehörigen Zusammenhang richtig anzuwenden, — ein guter Erfolg des Bildungsganges aber dann festgestellt wurde, wenn klares, scharfes und übersichtliches Denken entwickelt worden war, so müssen wir jetzt aus unserer Kenntnis der Gefahren der Bewusstheit darüber hinaus nachdrücklich fordern, dass ethisch geformte Eingliederung hinzutrete.

Jeder Mensch, so wissen wir es heute wieder, steht normaler und gesunder Weise im Zusammenhang der Gemeinschaft seiner Familie und der Gemeinschaft seines Berufs, seiner Arbeit. Er ist ver-

wurzelt in einem Lebensraum, der die Generationen seiner Vorfahren umschlossen hat und der durch sie seine Art geformt hat. Jeder Mensch gehört durch seine Muttersprache und seine Abstammung, in den Grenzfällen aber durch seine seelische Eigenart, einem bestimmten Volkstum an, aus dem herauszutreten die Aufgabe eines grossen Teils seiner selbst bedeuten würde. Jeder Mensch endlich begegnet im Erleben seiner selbst und der Welt ewigen Notwendigkeiten der Spanne vom Geschöpf zum Schöpfer. Alle vier genannten grossen Zusammenhänge greifen bis an die Wurzeln des individuellen Lebens und sie lassen uns erkennen, dass unser Leben garnicht so individuell ist, wie eine versinkende Zeit es wahr haben wollte, noch so intellektualistisch ist, wie das Denken in den letzten Jahrhunderten der europäischen Geistesgeschichte es zu verstehen bemüht war. Der krasse Individualist, der alle Bindungen von sich abzustreifen suchte, sei es auch, dass er seelische Grösse besitzt wie Nietzsche und wie dieser mit ganzer Seele um neue Werte ringt, — steht am Rande der Verzweiflung. Als Durchschnittsmensch aber wird er zum Schädling, der an der Zerrüttung der menschlichen Kultur arbeitet, gleichgültig, womit er sein Tun bemäntelt. Der Intellektualist verliert immer mehr die innere Möglichkeit zum Handeln, darum ist sein Kulturwollen, auch wenn in ihm die noch vorhandene Vitalität gipfelt, machtlos, weil es handlungsfremd ist.

Jedem der vier genannten Zusammenhänge kann und muss in der Art des Schulunterrichts Rechnung getragen werden. Die Einordnung in die Gemeinschaft muss das innere Leben einer Schule bestimmen. Auf diesem Gebiet ist bisher schon am meisten geschehen, denn hier lag eine unabweisliche Notwendigkeit vor, — in einer individualistischen Schule wird die Zusammenarbeit zur Plage. Indessen ist eine Weiterbildung auch hier noch möglich und notwendig. Die Gemeinschaft der Schule muss dem Schüler zu einem Werterlebnis werden. Erst dann gehört er ihr und sie ihm soweit, dass eine fruchtbare Lösung der Bildungsaufgabe möglich wird.

Die Zielsetzung des Unterrichts muss innerlich bestimmt sein von der Einordnung in die Zusammenhänge des Lebensraumes Staat und des Volkstumes. Dahinter aber muss allemal stehen die Einbindung von Lebensraum und Volkstum in den metaphysischen Zusammenhang. Von hier aus gewinnen ganz besondere Bedeutung die Unterrichtsfächer: Geschichte, Muttersprache, Landessprache, Naturkunde und Religion. Alle Kenntnisse, die hier erworben werden, sollten von vornherein

mit der Zielsetzung vermittelt werden: dem allen gehörst Du und es gehört Dir; das Kennenlernen macht Dich reif zu dem Dienst, für den Du bestimmt bist. Der Gedanke der Pflicht muss hier fortschreitend mehr Raum gewinnen, allerdings nicht als abstrakte Forderung, sondern als inneres Nicht-anders-Können, weil man dem ganz angehört, schicksalsmässig davon mitausgemacht wird.

Eine zweite Gruppe von Fächern bilden: fremde Sprachen (ausser der Landessprache, die wir zur ersten Gruppe zählen, vergl. Lebensraum), Mathematik, theoretische Physik usw. Diese Fächer führen nicht wie die anderen gewissermassen tiefer hinein in die fruchtbare und handlungsbestimmende Kenntnis seiner selbst, sondern sie sind teils Denkschulung, teils Horizonterweiterung. Man könnte hier fragen, ob sie nicht zurückzutreten hätten. Und in der Tat, ihre Bedeutung für das, was wir unter Bildung verstehen, ist von anderer Art. Drei Momente sind hier vorab in Anschlag zu bringen: 1) sind sie gerade zufolge ihrer Gefühlsabgelöstheit, ihrer Abständigkeit vom Lernenden, in besonderem Masse geeignet die Bewusstheit zu fördern, die, wie wir sahen, a u c h notwendig ist. 2)haben sie eine erhebliche Bedeutung für die erwerbspraktische Berufstüchtigkeit im Rahmen unseres heutigen Lebens. 3) aber sind manche unter ihne,n so die klassischen Sprachen, wie es sich dauernd erneut erweist, von besonderer Bedeutung für das Universitätsstudium. Andere dagegen, wie die modernen Sprachen, gewinnen vorab dann Bildungswert, wenn sie dem Verstehen fremden Volkstums und Kulturwollens dienstbar gemacht werden.

Aus dieser Überlegung ergibt sich, dass eine planvolle Bildungsarbeit für jede Bildungsstufe das Verhältnis der beiden genannten Fächergruppen hinsichtlich ihres Anteils am Gesamtunterricht sorgsam abzuwägen hat. Die Fähigkeit zum frischen Handeln und zum selbstverständlichen, freudigen Einsatz — sind auf jeder Bildungsstufe Kennzeichen dafür, ob die Bildungsarbeit ihrem Ziel, ganze Menschen zu formen, entspricht. Die Mehrzahl der Bildungsstufen ist unaufhebbare Notwendigkeit im gegliederten Organismus des Staates, sie ergibt sich aber auch notwendig zufolge der Ungleichartigkeit der Menschen. Diese Staffelung kann aber und muss fern sein von aller Hybris der »Gebildeten«, sie wird es, sobald es erlebnismässig Allgemeingut geworden ist, dass Bildung und Dienst unlöslich und notwendig zueinander gehören. Erst in dieser Doppel-

heit kann es auch richtig deutlich werden, dass echte Bildung Wertgebundenheit und Pflicht zum Handeln in sich schliesst.

Es kann vielleicht zur Verdeutlichung der geschilderten Gedankengänge beitragen, wenn wir noch einen Blick auf den schöpferischen Menschen werfen. Gerade die letzten Jahrzehnte haben mit grosser Deutlichkeit gezeigt, wie wenig das Streben nach Originalität wirkliche Leistungen hervorzubringen vermag. Alle wirklich schöpferischen Naturen haben nicht sich und ihre Individualität ausgelebt, sondern sie standen tief drin in den grossen Zusammenhängen des Lebens. Eingebunden in ihr Volkstum, ihren Lebensraum im ehrfürchtigen Aufblick zum Schöpfer. Die heiligen Werte, die in ihrer Welt lebten, brannten tiefer als bei anderen in ihrer Seele, — unter diesem inneren Muss gingen sie ihren Schöpfungsgang fern von jedem Übermut, ihr Schaffen als Dienst erlebend.

Der zeitliche Beginn des Bevölkerungsrückgangs im Deutschtum Lettlands

Von Hans Handrack

Kürzlich wurde an dieser Stelle ein Überblick über die natürliche Bevölkerungsbewegung der Deutschen in Lettland für die beiden letzten Jahre gebracht.[1]) In erschütternder Deutlichkeit entrollte sich vor uns ein Bild des Niederganges und des Versiegens der natürlichen Kräfte unserer Volksgruppe. Wir stiessen weiterhin auf Erscheinungen wie Vergreisung, Frauenüberschuss, Zusammenballung des grössten Teiles der Volksgruppe in der Grosstadt und daraus resultierend eine anormale berufliche und soziale Gliederung. Diese Erscheinungen lassen erkennen, dass die heutige so unheilvolle Entwicklung ihre Wurzeln schon in eine weit zurückliegende Zeit hinein erstreckt. Es dürfte daher, gerade im Zusammenhang mit der von Dr. Ernst von Bulmerincq gegebenen Darstellung der heutigen bevölkerungspolitischen Lage, von einigem Interesse sein, die Entwicklung der Bevölkerungsbewegung und des Bevölkerungsstandes des Deutschtums der früheren Zeit kennenzulernen und, soweit es

[1]) Dr. E. v. Bulmerincq: »Die nat. Bevölkerungsbewegung des Deutschtums in Lettland in den Jahren 1932—33«, Balt. Monatshefte, Heft 11/12 1934.

möglich ist, die Ursachen, die zur heutigen Lage geführt haben, klarzustellen.

Trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, die in der Unzulänglichkeit des statistischen Materials der früheren Zeit in Bezug auf die Nationalitätenstatistik liegen, sei hier der Versuch unternommen, den Bevölkerungsstand des Deutschtums auf dem Gebiete Lettlands vom Beginn des vorigen Jahrhunderts an festzustellen. Soweit es das vorhandene Material erlaubt, soll weiterhin das zahlenmässige Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, der Altersaufbau, sowie die Verteilung der Bevölkerung auf Stadt und Land Erwähnung finden.

Für die ältere Zeit, für welche keine Angaben über die nationale Gliederung der Bevölkerung vorliegen, ist die Zahl der Deutschen mit Hilfe der ständischen Gliederung bestimmt worden.

Das Deutschtum auf dem Gebiete des heutigen Lettland.[2])

Zeitpunkt	Riga	Vidzeme	Kurzeme und Semgale	Latgale	Insgesamt	Gesamtbevölkerung Lettland
Ende des 18. Jahrh.	17.550	8.616	35.374	ca. 1.500	63.040	806.612
1842	39.018		38,593	„ 2.300	79.911	1.090.547
1861/63	49.495		44.133	„ 2.600	96.228	1.297.422
1881	63.998	18.240	51.049	„ 3.400	136.687	1.668.276
1897	63.322	13.537	38.326	„ 3.500	118.685	1.929.387
1920	29.533	5.925	21.875	780	58.133	1.596.131
1925	43.792	4.997	21.180	995	70.964	1.844.805
1930	44.105	4.849	19.864	1.037	69.855	1.900.045

Die Betrachtung obiger Tabelle ergibt, dass in den hundert Jahren von 1797—1897 die Gesamtbevölkerung des Landes um fast das

[2]) Die Zahlenangaben sind zusammengestellt:

für das Ende des 18. Jahrh. für Riga und Vidzeme nach: Frh. v. Campenhausen »Fünf kameralistische Tabellen über die Stadthalterschaft Riga«, Leipzig 1798, und Minkwitz: »Die Provinz Livland« (russisch), A. Hupel: »Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland«, II Bd. 1777.

für Kurzeme und Semgale für d. Jahr 1797 nach: E. G. von Derschau und P. v. Keyserling: »Beschreibung der Provinz Kurland«.

für das Jahr 1842 nach: P. v. Koeppen: Areal und Bevölkerungsverhältnisse des Kaisertums Russland«, Petersburg 1859,

für das Jahr 1861/63 nach: Th. Grass: »Die Bevölkerung der Ostsee-

zweieinhalbfache gestiegen war und auch weiter bis zum Ausbruch des Krieges ununterbrochen anstieg. Dagegen lässt sich eine Zunahme der deutschen Bevölkerung nur bis zum Jahre 1881 feststellen, zu welchem Zeitpunkt das Deutschtum seinen absoluten zahlenmässigen Höchststand erreicht.

Die Zunahme der Zahl der Deutschen bis 1881 war jedoch nicht nur eine Folge der natürlichen Bevölkerungsvermehrung. Eine erhebliche Rolle spielte hierbei auch die ständige Einwanderung aus Deutschland, die umso mehr in's Gewicht fällt, als jährlich eine gewiss nicht ganz geringe Zahl von Deutschen in das Innere Russlands auswanderte, eine Erscheinung, die ebenso auch bei den Letten zu beobachten war. Diese Abwanderung nach Russland ist bei allen sozialen Schichten des baltischen Deutschtums feststellbar. Zu erwähnen ist weiterhin auch die Tatsache, dass das Deutschtum Zuzug von Gliedern der anderen Nationalitäten des Landes erhielt, die sich der deutschen Kultur assimiliert hatten.

In den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts tritt demnach ein Wendepunkt in der Bevölkerungsentwicklung des baltischen Deutschtums ein. Bis zum Jahre 1897 ist schon ein merklicher Rückgang des Deutschtums festzustellen, besonders auf dem Lande und in den kleinen Städten. Noch stärker ist der prozentuale Rückgang im Vergleich zu der Gesamtbevölkerung. Der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung sank von 10,3% im Jahre 1881 auf 8,06% im Jahre 1897 (Lettland ohne Latgale).

In der Zeit von 1897 bis zum Ausbruch des Weltkrieges ist freilich wieder ein Ansteigen der Zahl der Deutschen zu bemerken. Dies hat aber einen besonderen Grund: die Kolonistenansiedlung. Statt der natürlichen Bevölkerungsvermehrung wird durch Einwanderung und Ansiedlung deutscher Bauernfamilien aus Südrussland und Polen der wachsende Ausfall wettgemacht. Die Zahl der angesiedelten Kolonisten wird mit etwa 15 bis 18000 angegeben.

---

provinzen nach Nationalitäten«, und A. v. Heyking: »Ergebnisse der kurländischen Volkszählung von 1863«,

für das Jahr 1881 nach den Ergebnissen der allgem. baltischen Volkszählung v. Dezember 1881, bearbeitet v. F. v. Jung-Stilling u. V. Anders u. von J. M. v. Reibnitz,

für die Nachkriegszeit nach: M. Skujenieks »Latvijas tautas skaitīšanas 1920. g., 1925. g. u. 1930. g.«

Der Weltkrieg und seine Auswirkungen brachten dann durch direkte Kriegsverluste, Bolschewistenzeit und Abwanderung eine Verminderung der Zahl der Deutschen um fast die Hälfte. In der Nachkriegszeit müssen wir ein immer weiteres Absinken feststellen.

Wesentlich ist nun weiterhin die Feststellung, dass die Abnahme der absoluten Zahl der Deutschen seit den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts zum überwiegenden Teil als eine Folge der inneren Umwandlung in der Struktur der deutschen Bevölkerung anzusprechen ist, die in den späteren Jahrzehnten immer deutlicher hervortritt und die zu dem heutigen ungesunden Aufbau der Bevölkerung und seinen Auswirkungen geführt hat.

Diese innere Strukturwandlung der deutschen Bevölkerung muss — abgesehen von rein äusseren Einwirkungen — fraglos mit dem Aufkommen und der Erfassung des ganzen baltischen Lebens durch die liberale Anschauungswelt in Verbindung gebracht werden, die schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns zu Lande stark an Boden gewonnen hatte. Man wird freilich für Erscheinungen wie die Verstädterung, die Abnahme der Geburtenhäufigkeit und die Mischehen keine restlos befriedigende Erklärung durch Aufrollung etwa der «Schuldfrage» erhalten. Doch hat das Aufkommen des liberalen Denkens unleugbar in starkem Masse diese Vorgänge mithervorgerufen und gefördert.[3])

Es lässt sich feststellen, dass auch das Deutschtum auf dem Lande bis etwa zum Jahre 1881 stetig an Zahl anwächst, obwohl es dauernd zur Blutzufuhr an die schnell wachsenden Städte herangezogen wird. Beginnend mit den 50-er Jahren des vorigen Jahrhunderts verlangsamt sich die Zunahme der deutschen Landbevölkerung schon merklich, so dass man eigentlich nur noch von einer Bestanderhaltung sprechen kann, obwohl die natürliche Bevölkerungsvermehrung auf dem Lande sich noch keineswegs verringert hat. Es beginnt der Zug in die Städte, der dann nach 1880 in immer stärkerem Masse das flache Land von Deutschen entblösst.

Folgende Zahlen geben die schnelle Abnahme der deutschen Landbevölkerung deutlich wieder.[4])

---

[3]) Vgl. R. Wittram: »Meinungskämpfe im baltischen Deutschtum«, Riga 1934.

[4]) H. Handrack: »Die deutsche Landbevölkerung Lettlands«, Balt. Monatshefte, Heft 3, 1934.

	Zahl der Deutschen		
	auf d. Lande	in d. Städten	insgesamt
1881	38 450	98 237	136 687
1897	23 379	95 306	118 685
1920	15 294	42 839	58 133
1925	13 081	57 883	70 964
1930	12 549	57 306	69 855

Nicht einmal die Ansiedlung der deutschen Bauernfamilien kann diesen Rückgang der Landbevölkerung aufhalten!

In den letzten Jahren hat die Geburtenhäufigkeit der Deutschen einen Tiefstand erreicht, der die Bestanderhaltung unserer Volksgruppe auf's schwerste bedroht. Auch hier liegen die Wurzeln dieser Entwicklung schon in einer sehr viel früheren Zeit.

Noch bis zu den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts war nicht nur auf dem Lande, sondern auch sogar in Riga die Geburtenzahl durchaus günstig.

Auf 1000 deutsche Einwohner Rigas entfielen Geborene:

im Durchschnitt der Jahre	1881/82	35,2
	1896/97	27,4
	1913/14	13,9
	1931/32	8,7

Diese Zahlen sprechen eine genügend deutliche Sprache.

Der enorme Geburtenrückgang, welcher durch die Zusammenballung des grössten Teiles des Deutschtums in den Städten noch verstärkt wird, hatte seinerseits wiederum eine ungünstige Wandlung im Aufbau der deutschen Bevölkerung zur Folge, und zwar im Altersaufbau und demzufolge auch im zahlenmässigen Verhältnis von Männern und Frauen (Frauenüberschuss). Schon ein Vergleich der Altersgliederung der deutschen Bevölkerung der Jahre 1881 und 1897 lässt eine Verringerung der Altersgruppe von 0—10 Jahren um 3% erkennen, während der Anteil der Altersgruppe der über 60-jährigen im gleichen Zeitraum um 4% gestiegen ist. Neben der allgemeinen Lebensverlängerung ist diese Erscheinung vor allem eine Folge der Geburtenabnahme. Der zunehmende Geburtenrückgang lässt diese Entwicklung immer deutlicher hervortreten, so dass wir heute schon von einer starken Vergreisung unseres Volkskörpers sprechen können.

Erwähnt werden müssen in diesem Zusammenhang auch die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts immer zahlreicher werdenden nationalen Mischehen, die heute etwa 40% aller deutschen Ehen aus-

machen und die unserer Volksgruppe erhebliche Einbussen zugefügt haben.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, dass vor allem durch die Verstädterung und die Bevorzugung »gehobener« Berufe auch die berufliche und soziale Gliederung unsere Volksgruppe, sehr zum Schaden derselben, ein stark unnormales Gepräge erhalten hat und in neuester Zeit zu den schwersten Störungen im Volkskörper führt.

Das estnische Musikschaffen der Gegenwart

Von Elmar Arro

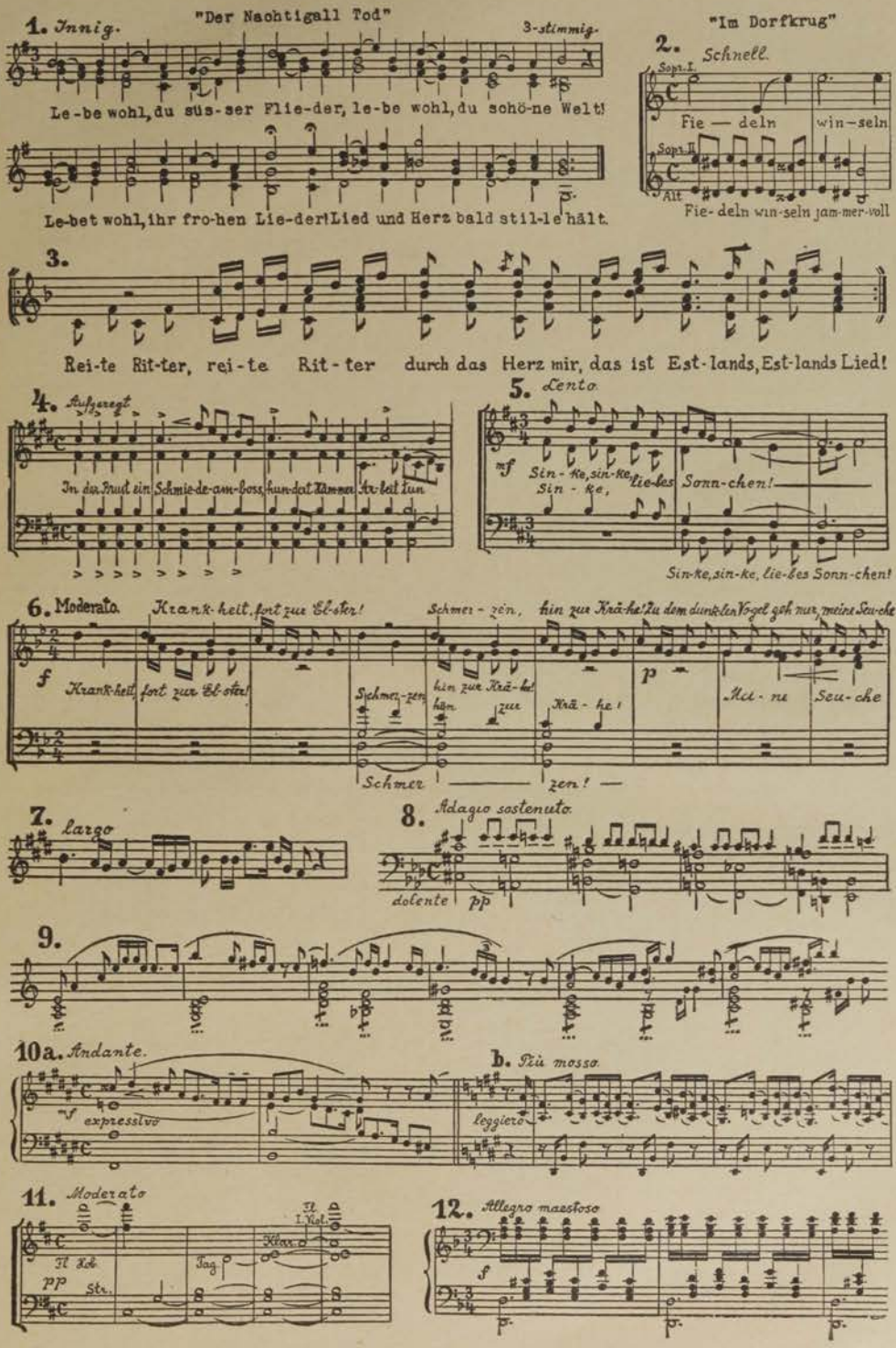
1.

Ein Blick auf die estnische Musik der jüngeren Zeit — etwa seit der staatlichen Selbständigkeit — zeigt, dass die Pflege des Chorgesanges immer noch weitaus an erster Stelle steht. Die Gesangbewegung, die ehemals im estnischen Sturm und Drang, in der national-kulturellen Erhebung des Estentums während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, wird auch heute noch unter der Führung des offiziösen »Estnischen Sängerbundes« (Eesti Lauljate Liit) als ein gewissermassen geheiligtes Erbe pietätvoll weitergehegt. Eine Betrachtung daher des gegenwärtigen estnischen Musikschaffens wird zuerst dem traditionellen Gebiet des A-cappella-Chorliedes seine Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

Als Veteranen einer längst dahingegangenen Generation erleben heute Miina Hermann und Alexander Sprenk-Läte die Früchte ihrer ehemaligen Pionierarbeit auf dem Gebiet der estnischen Vokalkomposition. Miina Hermann begann ihre Tätigkeit noch in den 90-er Jahren, als die ersten estnischen Fachmusiker mit Hochschulbildung (das Petersburger Konservatorium war die Lehranstalt aller estnischen Komponisten) auf den Plan traten: Joh. Kappel, Friedr. Saebelmann und Konst. Türnpu. Sie alle standen noch gänzlich unter deutschem Einfluss und bemühten sich lediglich, das seichte Niveau der einstmals von den dilettantischen Führern J. W. Jannsen und K. A. Hermann in der Singbewegung gepflegten deutschen Pseudovolksliedchen und Liedertafelliedlein durch ihre kompositorischen Arbeiten zu heben, für die sie sich die romantische Liedschule (Schubert, Mendelssohn, Schumann) zum Vorbild nahmen, (s. Notenbeispiel 1 d. Tafel). Nächst dem melodiösen Lyriker J. Kappel, der vor allem

Satz und Harmonik durch eine Belebung der Mittelstimmen farbenreicher gestaltete, wiesen die nicht minder melodischen, insbesondere für den formalen Aufbau ein Verständnis verratenden Lieder Miina Hermanns diese einzige weibliche Komponistin bereits in ihren ersten »Liedern für gemischten Chor« (1892) als das stärkste Talent aus. Ihre späteren Anthologien wie »Neuer Frühling« I—II (1922/25) u. a. waren durch die Bestrebungen der jüngeren Generation zur Schaffung einer nationalen Liedschule längst überholt. Die von ihr herausgegebenen Volksliederbearbeitungen für ihren populären konzertierenden Chor haben aber ebenso wie die Alben des Volksliederrepertoirs der Sängerin Aino Tamm diese Bestrebungen wesentlich gefördert: sie erkämpften dem estnischen Volkslied Podiumreife und stellten seine Verwendbarkeit für die Kunstmusik unter Beweis.

Alex. Läte (geb. 1860) war der erste, der es versuchte, einen volkstümlich estnischen Zug in seine Lieder zu bringen. In der Komposition Autodidakt (er war ursprünglich Küster, d. h. landischer Organist) und als solcher recht eigenwillig und eigenbrötlerisch, ist Läte in seiner melodischen Linienführung elementar und wuchtig, beinah noch bäurisch-urtümlich und kraftvoll, dabei etwas spröde und herbe sowie durchaus unlyrisch und gefühlsunbehaftet; seine Harmonik erscheint leicht etwas hart und abrupt. Ein gewisser stiller, urwüchsiger Humor und gelegentliche kleine Tonmalereien bei der musikalischen Schilderung (s. Notenbeispiel 2) sind die neuen Elemente, die seine Lieder dem estnischen Chorschaffen vermitteln, wobei die gelegentlich freiere Stimmenführung, die den absolut homophon-harmonischen Satz der Älteren abzulösen beginnt, zu einem der wesentlichsten technischen Hilfsmittel der sich bereits bei Läte ankündenden nationalen Liedschule auswächst. Während seine erste Anthologie »Gemischte Chöre« (1901) noch stark unter dem Einfluss der älteren, deutsch-romantischen Richtung stand, zeigt sich der neue Stil vor allem in seinen »Männerchören« (1906) u. a. Auch auf praktischem Gebiet hat A. Läte bleibende Verdienste um die estnische Musikentwicklung aufzuweisen: er war der erste, der die Notwendigkeit einsah, die Chorbewegung vor grössere Aufgaben zu stellen (Oratorienaufführungen) und daneben gleichfalls die Instrumentalmusik zu pflegen (sinfonisches Liebhaberorchester in Dorpat). Von einigen eigenen, noch stark dilettantischen Instrumentalkompositionen des jüngst durch das Ehrendoktorat ausgezeichneten Läte wird heute nur gelegentlich seine »Kalewala-Ouverture und ein Quartett F-dur gespielt.


1. Innig.
"Der Nachtigall Tod"
3-stimmig.
Le-be wohl, du süs-ser Flie-der, le-be wohl, du schö-ne Welt!
Le-bet wohl, ihr fro-hen Lie-der! Lied und Herz bald stil-le hält.
"Im Dorfkrug"
2. Schnell.
Sopr. I
Sopr. II
Alt
Fie — deln win-seln
Fie-deln win-seln jam-mer-voll
3.
Rei-te Rit-ter, rei-te Rit-ter durch das Herz mir, das ist Est-lands, Est-lands Lied!
4. Aufgeregt
In der Brust ein Schmie-de-am-boss, hun-dert Hämmer Ar-beit tun
5. Lento.
mf
Sin-ke, sin-ke, sin-ke, lie-bes Sonn-chen!
Sin-ke, sin-ke, lie-bes Sonn-chen!
6. Moderato.
Krank-heit, fort zur El-ster! Schmer-zen, hin zur Krä-he! Zu dem dunklen Vogel geh nur, meine Seu-che
f
Krank-heit, fort zur El-ster!
Schmer-zen
hin zur Krä-he!
zur
Krä-he!
p
Mei-ne Seu-che
Schmer — zen! —
7. Largo
8. Adagio sostenuto.
dolente
pp
9.
10a. Andante.
mf
espressivo
b. Più mosso.
leggiero
11. Moderato
II
I. Kol.
Kbsn.
Il Kb
pp
Str.
Sag
12. Allegro maestoso
f

Artur Kapp (geb. 1878), der bis zur Revolution in Astrachan als Direktor der dortigen Sektion der Kaiserlichen Musikschule tätig war, unternimmt mit seinen Chorliedern einen weiteren entscheidenden Schritt. Seine Melodik wirkt durch und durch volkhaft in ihrer gewollten markigen Primitivität, der häufigen Isorhythmik, dem stellenweise sequenzierenden Aufbau etc. (Beisp. 3). Vor allem ist es aber der Charakter absoluter unmittelbarer Urwüchsigkeit und unbeschwerter innerer Kraft, durch den seine Vokalwerke dem spezifischen Wesen des Volksliedhaften nahe kommen, — ein bedenkenloses Hinstellen des nackten Einfalls. Dabei liebt Kapp aber feinere imitatorische Arbeit bei recht kunstvoll freier Stimmenführung und erzielt im Satz hin und wieder sogar instrumentalartige Effekte. Seine Harmonik ist mitunter recht originell, für die Chorintonation stellenweise sogar kühn (Beisp. 4). Das Beste hat Kapp wohl in seinen »Gemischten Chören« I—II (1922) zu Texten von Ed. Wöhrmann geboten.

Könnte man Läte etwa als den Wegbereiter, Kapp als den Erfüller bezeichnen, so wird man als den Vollender im Ausbau der nationalen Liedschule Mart Saar (geb. 1882) ansprechen müssen — eine faszinierende eigenartige künstlerische Persönlichkeit von Format. Grundlage seines Liedschaffens ist die uralte Runenmelodik, in deren Geist er wie kein zweiter tief eingedrungen ist. Unerschöpflich sind seine Einfälle beim Variieren und Verarbeiten, vor allem aber beim Kopieren und Imitieren dieser alten Rezitationsfloskeln in ihrem Tetrachordaufbau mit dem für sie typischen Quartintervall und starken Spuren der alten Kirchentonarten innerhalb ihres Sextambitus. Infolge der unmöglichen Stilwidrigkeit, derartige archaische Gebilde in unserem heutigen Sinn vierstimmig zu »harmonisieren«, geht Mart Saar vorzugsweise zur Polyphonie über und entfaltet in der Verflechtung und in einem bunten Wechsel von kontrapunktisch-imitatorischer Arbeit mit gelegentlich heterophoner Setzweise — orgelpunktartigen Liegetönen (Dudelsack!) u. ä. — und einfachen homophonen Stellen eine wahre Virtuosität künstlerisch-wirkungsvoller Satztechnik, die doch bis in ihre Wurzeln volkstümlich und stilgetreu bleibt (Beisp. 5). Bereits sein erstes Sammelheft von »Liedern für gemischten Chor« (1909) zeigt diesen neuartigen Chorstil in voller Ausprägung, seine späteren Publikationen »14 Lieder für gemischten Chor« (1914), »10 Chorlieder« (1920), »7 Lieder für Frauen- oder Kinderchor« (1923) u. a. bekunden, dass Mart Saar so völlig im Chorlied aufgeht, wie vor ihm vielleicht keiner der estnischen Vokalkomponisten. Gegen jegliche grössere musikalischen Formen empfindet er Ab-

neigung und hat lediglich das Gebiet des Sololiedes durch einige eigenartige, durchaus national anmutende Sachen bereichert (»Einstmals«, »Schaukellied«) sowie eine Anzahl bishierzu noch unbekannt gebliebener leicht impressionistischer Klavierstücke verfasst. Der Künstler lebt ganz zurückgezogen auf dem Lande — einzig seinem Schaffensdrang ergeben.

Von den übrigen Vokalkomponisten versuchte der feinsinnige Juhan Aawik (geb. 1884), der sich zuerst in seiner Anthologie »Von heimatlicher Grenze« (1919) zu Texten von M. Weske als zarter, verinnerlichter Lyriker auswies, diesen nationalen Chorstil in seinen »5 Liedern für gemischten Chor auf Grund einer Volksweise« (1925) in einer beinahe artistisch raffinierten und eigenartigen Weise, in der vor allem das rein Klangliche sich in den Vordergrund stellte, weiterzuentwickeln. Zu erwähnen wären neben einer Klaviersonate Aawiks seine ausgezeichneten Sammlungen von Kinderliedern für Schule und Haus, sowie ein paar einprägsame Reisser unter den Sololiedern (»Im Schnee«, »Der Sänger«). Adalbert Wirkhaus gelang neben wesenloseren Instrumentalwerkchen — er ist ein Sohn des Initiators der estnischen Posaunenchorbewegung David Otto Wirkhaus und hat als solcher auch für Blasorchester geschrieben — der volkstümliche »Sklavengesang« (Beisp. 5). Die vorzugsweise lyrischen Chorlieder und Volksliederbearbeitungen von M. Lüdig weisen weniger Eigenart auf.

Dasselbe gilt auch für den jungen Nachwuchs: hier zeigt sich noch wenig Selbständigkeit. Theodor Wettik, der gern interessanten Klangkombinationen der Stimmregister nachgeht, mitunter das Groteske oder Mystische liebt und sich recht unvermittelt-volkstümlich gibt, Riho Päts, der, noch unmittelbarer wirkend, gern das Volkslied heranzieht und Humor, Wärme und Zartheit verrät, Enn Wörk in seiner naiv-herzlichen Art mit seiner Begabung für dramatische Spannung, der unbestimmt-suchende Werner Nerep — sie alle weisen noch kein scharfes Profil auf.

Zu vermerken ist bei den Jüngsten schliesslich ein wiedererwachtes Interesse für das geistliche Chorlied, mit dessen ausschliesslicher Pflege sich die estnische Singbewegung in ihren Anfängen befasste, das dann aber fast ein halbes Jahrhundert lang völlig unbeachtet blieb. Hierbei wäre in erster Linie Cyrillus Kreek zu nennen, der das bisher noch unangetastete Gebiet des geistlichen Volksliedes bearbeitet. Kreek, für den einige Zeit lang rege publizistische Propaganda getrieben wurde, hat jedoch nur ganz vereinzeltes der Öffentlichkeit

übergeben. Sein erstes estnisches Requiem konnte die an dieses Werk geknüpften Hoffnungen nicht erfüllen. Als weitere Vertreter des geistlichen Liedes sind noch Joh. Jürgenson und Joh. Tamwerk zu erwähnen.

Damit kann die Aufzählung der Namen beschlossen werden. Schliesslich gibt es ja kaum einen Chorleiter, der nicht ein eigenes Liedchen komponiert hätte. Das Chorlied ist eben Konjunkturartikel! Die verhältnismässig bequemen Aufführungs- und sogar Druckmöglichkeiten, die Preisausschreiben, die väterliche Fürsorge des Sängerbundes und im Hintergrunde die lockenden Sängerfestlorbeeren (die alle 5 Jahre zur Verteilung gelangen) — das alles wirkt hierbei zusammen.

Es mag zwar der heutigen Förderung des Chorgesanges die an sich richtige Erkenntnis zugrunde liegen, dass es in engeren Verhältnissen besser sei, ein bewährtes Spezialgebiet gründlich zu pflegen, statt sich in Verschiedenem zu verzetteln, doch darf dabei nicht vergessen werden, dass eine solche Einseitigkeit sich auf die Dauer schädlich auswirken kann ganz abgesehen davon, dass die allzu intensive Pflege auch der besten Tradition schliesslich zur Erstarrung führt. Dass das estnische A-cappella-Chorschaffen einen gewissen Höhepunkt schon überschritten hat und sich eben trotz aller Förderung bereits in einem leichten Abstieg befindet, kann wohl kaum unbemerkt bleiben. Ob es sich hier in der Entwicklungslinie nur um ein Wellental oder aber um ein endgültiges Absinken handelt, kann heute noch nicht entschieden werden. Offensichtlich ist dagegen, dass die Instrumentalmusik sich trotz mancher Behinderung durch die Praxis (keine Drucklegungsaussichten, wenig Aufführungsmöglichkeiten u. ä.) in einem rapiden Aufstieg begriffen befindet.

2.

Unter den estnischen Musikern der älteren Generation stand Rudolf Tobias (1873—1918) als Instrumentalkomponist weitaus an erster Stelle. Er war überdies der einzige, der durch seine Lehrtätigkeit an der Berliner Hochschule für Musik auch in Deutschland bekannt geworden ist. Tobias hat eine stattliche Reihe von Werken hinterlassen: die Oratorien »Des Jona Sendung« und »Jenseits des Jordan« (fragmentarisch), die Kantaten »Johannes Damascenos« und »Ecclesia«, die Ballade »Von der Wetterjungfrau«, eine Ouverture »Julius Cäsar«, ein Orchesterkapriccio und eine Klavierfantasie über estnische Volksweisen, ein Klavierkonzert, ein Trio und zwei Streich-

quartette, einige weltliche und geistliche Chorlieder (Psalm 42, Kyrie, das populäre »Wisst ihr denn nicht« — Beisp. 7) und verschiedenes andere (darunter ein »Kalevala«-Opernfragment). Der grösste Teil seines musikalischen Nachlasses ist im Besitz seiner Witwe — dem Staat gelang es nur Vereinzeltes davon zu erwerben, wie denn überhaupt von Tobias nur sehr wenig in der Heimat zur Aufführung gelangte. Es ist daher nicht leicht, diesen grossen Unbekannten der estnischen Musikgeschichte erschöpfend zu charakterisieren, — man könnte ihn am ehesten wohl als den estnischen Klassiker bezeichnen: vollendete Beherrschung aller technischen Ausdruckmittel, klare formale Gestaltung und saubere Linienführung, eine leicht herbe, etwas kühle und jeglichem Subjektivismus abholde Melodik, die aber stets prägnant und charaktervoll bleibt, eine unproblematisch-klare, kraftvolle Harmonik, eine mitunter gern energisch und akzentuierend gehaltene Textdeklamation — das sind die wesentlichsten Komponenten seiner ruhigen und urgesunden musikalischen Ausdrucksweise, die auf die Dauer vielleicht doch eine deutlicher wahrnehmbare, spezifischere persönliche Note vermissen lassen könnte.

Wenn man sich des Eindrucks nicht ganz erwehren kann, als sei Tobias — der erste einheimische Musiker, dem ein Denkmal errichtet wurde (in Hapsal) — mitunter etwas überschätzt worden, so trifft solches ganz offensichtlich auf Peter Süda (1883—1920) zu, den man in massloser Übertreibung sogar als »estnischen Reger« bezeichnet hat — wohl lediglich deshalb, weil sein geringfügiger musikalischer Nachlass hauptsächlich aus einigen kleineren Orgelsachen bestand, in denen er sich auch an einer kühneren, ins Atonale spielenden Harmonik versuchte. Ein paar Präludien und Fugen, ein Scherzino, vor allem aber ein »Ave Maria en forme de variations« (Beisp. 8) und eine »Gigue à la Bach« sind die nennenswertesten der teils modernistisch, teils klassizistisch gearbeiteten und sehr nett gelungenen, sonst aber doch ziemlich belanglosen Kleinigkeiten, die er hinterliess.

Die verschiedenen Instrumentalkompositionen Artur Kapps (Oratorium »Hiob«, Kantate »Zur Sonne«, sinfonisches Poem, Ouverture »Don Carlos«, Suite über Volksweisen, Streichquintett, Orgelsachen u. a.), die eine robust kraftvolle Sprache reden, stehen stark unter russischem Einfluss (Tschaikowski). Letzteres ist auch bei Mihkel Lüdig der Fall, dessen wenige Orchesterwerke weit weicher, lyrischer und farbenfroher anmuten (eine Suite »Lembit«, die ansprechende »Ouverture-Fantasie« und das prickelnd-frische Stimmungs-

bildchen »Johannisnacht«). Die klavierbegleiteten Sololieder der beiden Genannten sind stark im russischen Romanzenstil gehalten, wobei Lüdig russische Volksmotive mit estnischen offensichtlich verwechselt (z. B. in »Lindas Lied«).

3.

Hatten bereits manche unter den Komponisten der älteren Generation in ihren Instrumentalwerken gelegentlich das (allerdings weniger charakteristische neuere) Volkslied mit hineinbezogen, so wird solches im Schaffen der Jüngeren zu einem brennenden Problem. Das Zurückgreifen auf die typischen Wendungen der Volksmelodik erscheint natürlich als das Nächstliegendste und Bequemste auf der Suche nach dem nationalen Stil. Dabei wird nur zu leicht übersehen, dass die heissersehnte nationale Note sich nicht von heute auf morgen künstlich erklügeln lässt, ganz abgesehen davon, dass jedes bewusste Spekulieren um Zweck und Mittel in Dingen künstlerischen Schaffens an sich bereits fragwürdig ist. Für die Instrumentalproduktion gestaltet sich die Lage noch schwieriger dadurch, dass die charakteristische, altertümlich-primitive Runenmelodik wohl für das engere Gebiet des Chorschaffens ein dankbares Material bilden mag, für grössere Instrumentalwerke aber nicht recht verwendbar erscheint.

Abgesehen von solchen Elaboraten, die im Grunde nur Volksliederpotpourris sind und ihr wahres Gesicht unter den anspruchsvolleren Decknamen »Fantasie« oder gar »Suite über Volksweisen« zu verstecken trachten, wird man auf dem Wege zum nationalen Stil unter den betreffenden Werken folgende Versuchsgruppen (die sich nicht selten auch schneiden) unterscheiden können:

1) Werke, die eine oder mehrere Volksmelodien thematisch oder kontrapunktisch zu verarbeiten suchen;

2) Werke, die lediglich hier und da ein echtes oder imitiertes Volksliedmotiv auftauchen lassen, das dann im Weiterverlauf des musikalischen Flusses wieder versinkt;

3) Werke, die (auf eine melodische Ausbeutung der typischen Volksliedwendungen verzichtend) das Nationale entweder äusserlich in der Wahl spezifischer Sujets bzw. programmatischer Überschriften oder innerlich in einer entsprechenden geistigen bzw. seelischen Haltung suchen — oft auch beides verbindend;

4) Werke, in denen sich der Komponist vor allem um die Ausbildung eines möglichst individuellen, seiner persönlichen Veranla-

gung entsprechenden Stils bemüht, alles übrige seiner gegebenen naturhaften Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle überlassend.

In letztgenannter Richtung arbeitet vor allem der intuitiv-geniale Heino Eller, der vermerkenswerterweise der einzige unter den estnischen Komponisten ist, der keine einzige Note Gesangsmusik geschrieben hat: hierin allein bekundet sich schon eine künstlerische Individualität voll Rückhalt, die es darauf ankommen lässt, gegen den breiteren Strom zu schwimmen und auf billige Tageslorbeeren zu verzichten.

4.

Unter den jüngeren Instrumentalkomponisten ist Heino Eller (geb. 1887) unzweifelhaft der allerbegabteste und repräsentativste. Seine Werke in erster Linie sind es, die auf eine Beachtung auch über die engeren Landesgrenzen hinaus Anspruch erheben dürften. Als Zögling des Petersburger Konservatoriums geriet er stark unter den Einfluss Skrjabins, seine eigene künstlerische Veranlagung brachte ihn Debussy und dem französischen Impressionismus nahe, die stille Sehnsucht nach einer typisch »nordischen« Tonsprache führte ihn schliesslich zu Grieg hin: aus einer Verkettung dieser drei verschiedenen Richtungen bildet sich seine persönliche Eigenart. Unter Verzicht auf jegliche äussere Anlehnung an das Volkslied entstehen hier Orchesterwerke, die aufs trefflichste den Stimmungsgehalt des nordischen Landschaftscharakters wiedergeben. Schon die beiden Frühwerke, die sinfonischen Bilder »Abenddämmerung« und »Morgenröte«, sind zwei kleine Chef-d'oeuvres, intim getönte, zarte Aquarelle: das erste eher Stimmungs-, das zweite mehr Naturmalerei mit dem pastoraleartig einsetzenden Hoboensolo (einer jener wundervollen Holzbläserlinien, wie sie Eller ganz besonders gut gelingen — (Beispiel 9) und der webend-schwellenden, breit auswogenden Schlusssteigerung — dem Hymnus an die aufgehende Sonne. Charakteristisch ist auch die zyklische Anordnung der beiden Werke: nicht etwa »Morgenröte und Abenddämmerung«, die den »öden Tag eitler Tagesknechte» umrahmen, jenen Tag, der ja in unserem Landstrich den grössten Teil des Jahres von fahler, grauer Reizlosigkeit ist — sondern umgekehrt: »Abenddämmerung und Morgenröte«, und von ihnen umschlossen die geheimnisvolle, zauberhaft helldunkle nordische Nacht. Der Schilderung und Deutung ihres Mysteriums wendet sich Heino Eller in seinem nächsten Werk »Nächtliche Klänge« zu. Es folgen als weitere Steigerungen unter Aufbietung immer grösserer

orchestraler Mittel ein naturhaft-kraftvolles, pittoreskes »Sinfonisches Scherzo«, die episch-breite, episodenreiche »Sinfonische Legende« und schliesslich, angeregt durch einen Reisebesuch in den Pariser Katakomben, »Les fantômes«: hier zieht nochmals das mystische Grauen nächtlichen Dunkels an uns vorbei, spukhafte Bilder einer Walpurgisnacht flattern vorüber, das ganze Inferno scheint entfesselt, bis man endlich wieder mit der Rückkehr zum Tageslicht aufatmet, begrüsst durch jene »traurige Hirtenweise« des Englischhorn, mit dem das Werk eingeleitet wurde. Mit den »Phantomen« schliesst sich gewissermassen der Ring der ersten fruchtbaren Schaffensperiode Ellers (von seiner Rückkehr in die Heimat 1920 bis etwa 1925), zugleich aber zeigt dieses Werk einen deutlichen Stilumbruch, der sich, auf die einfachste Formel gebracht, am ehesten vielleicht als Wendung vom Impressionismus zum Expressionismus hin bezeichnen liesse — soweit sich Ellers eigenartiges Schaffen überhaupt durch eine solch verbrauchte, nivellierende »...ismen«-Terminologie charakterisieren lässt.

Die bis ins letzte Detail feingeschliffenen Partituren Heino Ellers sind filigranartigen Mosaiken vergleichbar. Auch der ganze motivische Aufbau und die formale Struktur besteht in einer ähnlichen, kaleidoskopisch bunten und wechselvollen Kleinarbeit. Als primäre Grundlage erscheint, insbesondere in den letztgenannten Werken, das rein klangliche Moment. So zeigt sich bei eingehenderer Betrachtung, dass auch in der Harmonik Ellers in jedem der Orchesterwerke ein Akkord als gewissermassen leitmotivischer Grundklang dominiert: in der »Abenddämmerung« etwa der Nonenakkord, in den »Phantomen« der eigentümliche Quartenakkordklang, in einem Cello-Prélude mit Orchesterbegleitung der verminderte Septakkord, der hier an einer Stelle des kleinen, nur 56-taktigen Stückes sogar 16 Takte lang unverändert gehalten wird — stets durch wechselnde harmoniefremde Nebentöne über- und untermalt. Solches unternimmt Eller gern bei Dreiklängen, die dann durch Terzenhinzufügung unter- und oberhalb des Grundakkordes bis zu Nonen- und Undezimenklängen erweitert werden, hierdurch oft leicht bitonale Wirkung vortäuschend (wie es gelegentlich bei Grieg durch Antizipierung der Tonika unter der Dominante so charakteristisch in Erscheinung tritt).

In einem den Orchesterwerken ähnlichen Stimmungscharakter und engverwandten Stil bewegen sich auch die übrigen Kompositionen Heino Ellers — seine dankbaren, instrumentkundigen Violinstücke wie «Nordische Weise», «Fichten», «Berceuse» u. a. m., die stark von

Grieg beeinflusste einsätzige Violinsonate (mit ihrem interessanten formalen Experiment: durch Einschiebung eines langsamen Largo-Überleitungsteiles vor der breiteren Presto-Schlusskoda keimhaft Dreisätzigkeit vorzuspiegeln), einige Cellosachen und die zahlreichen, verschiedenartigen Klavierstücke, von denen die erst unlängst im Druck erschienene Auswahl seiner älteren Préluden in erster Linie hervorzuheben wäre. In ihrer überwiegenden Mehrzahl zarte, stimmungsreiche Pastellinterieurs, suchen sie den chopinschen Klavierstil bis zur äussersten Leistungsfähigkeit des Instruments zu verfeinern und weiterzubeseelen, sodass man sich beim pianistischen Miterleben dieser kleinen, leicht angedeuteten Werke von unserem heutigen, so unpersönlich kalten Klavier, in dem die nackte Klangquantität längst die Klangqualität erdrückt, unwillkürlich zu den Zeiten des guten alten Klavichord mit seiner reichen Ausdrucksskala innerhalb der Anschlagtechnik — wie etwa Bebung, Nachschlag, Echo u. ä. — zurückträumt. Als Perlen einer solchen sensitiven Kleinkunst, die sich an einen exquisiten Kreis verfeinert-kultivierter Pianisten (mit ihrer heute erwachten Sehnsucht wenigstens bis nach dem Cembalo zurück) wendet, sind vor allem zu nennen die beiden Präludien in es-moll — das eine schmerzvoll-weh in seiner verhaltenen Leidenschaft, das andere (ohne Vorzeichen) vielleicht als »Idée fixe« zu charakterisieren — das h-moll-Präludium in seiner kapriziös-tändelnden, leichtkoketten Grazie, das düstere «Adagio misterioso» in g-moll und als einziges reines Landschaftsbildchen und vielleicht allerschönstes unter ihnen das Fis-dur-Präludium — ein Frühmorgen vor dem sommerlichen Sonnenaufgang am Meeresstrande: der erste durchbrechende rosige Strahl in den warmen Anfangstönen (Beisp. 10a), der plötzlich aufkräuselnde kühlere Hauch auf der bisher spiegelglatten Wasserfläche (Beisp. 10b) — das ist reife Meisterschaft musikalischer Naturschilderung!

In den letzten zehn Jahren hat sich Heino Eller, der bisher Produktivste unter den estnischen Instrumentalkomponisten, leider grösstenteils in Schweigen gehüllt. Ein paar vereinzelte, inzwischen entstandene Orchestersachen (darunter eine «Burleske») zeigen ein noch ungeklärtes, tastendes Suchen nach neuen Wegen und Ausdrucksmitteln bei gleichzeitiger Abkehr vom grossen zum kleineren, kammermässig besetzten Orchester zurück, wobei ein erwachtes Interesse für die Kammermusik in zwei recht eigentümlichen, beachtenswert verheissungsvollen Streichquartetten seinen Niederschlag fand. Die

Bedeutung seines künstlerischen Schaffens ist in der Heimat noch längst nicht voll erkannt worden, wobei ihm die wärmste Würdigung nicht einmal von seinen eigenen Volksgenossen, sondern von deutsch-baltischen Musikkritikern (E. v. Bormann, H. v. Andreae) zuteil wurde. Dabei ist er von den estnischen Komponisten vielleicht der einzige, der durch seine pädagogische Tätigkeit etwas wie Ansätze zu einer eigenen «Schule» hervorgebracht hat: die zur Aufführung gelangten Arbeiten einiger Schüler Ellers — Olav Roots, Ed. Tubin und A. Karafin — tragen deutlich den Stempel der künstlerischen Persönlichkeit ihres Lehrers. Ob und inwieweit die Genannten, die sich in den letzten Jahren aus verständlichen Gründen praktischer Arbeit als Dirigenten und Chorleiter (der erste auch als vielversprechender Klavierbegleiter) zugewandt haben, auf kompositorischem Gebiet noch etwas leisten werden, bleibt natürlich abzuwarten.

5.

Nächst Eller ist als stärkstes Talent auf dem Gebiet des neueren Instrumentalschaffens wohl Adolf Wedro (geb. 1890) anzusprechen, der sich infolge der Ungunst enger Verhältnisse nicht voll entfalten konnte. Als Kontrabassist am Estonia-Orchester und Lehrer am Konservatorium — also vor allem praktischer Orchestermusiker — besitzt er einen ausgeprägten Sinn und reale Erfahrungen für klangvolle Orchesterwirkungen, was seinen Partituren durchaus zugute kommt. Seiner ganzen künstlerischen Einstellung nach ist Wedro in erster Linie Programmusiker. Sogar seine äusserlich in der klassischen Viersätzigkeit gehaltene «Sinfonietta» h-moll bringt zu jedem der traditionellen zyklischen Teile einen eigenwilligen programmatischen Titel: der erste Satz, der, formal frei aufgebaut, als einziger die Überschrift «Schöpfung und Natur» auch wirklich tonmalerisch verwirklicht (Anfangstakte s. Beisp. 11), das Menuett, «Tugend», der langsame Satz, «Sehnsucht», und der Schlussteil in Sonatenform, «Liebe» benannt, — sie wollen mehr sein, als die bescheidene, der «absoluten Musik» entnommene Gesamtüberschrift vermuten lässt. Charakteristisch für Wedros ganze Einstellung ist desgleichen sein Wiegenlied für Orchester: auch hier geht er in der Ausdeutung und Gestaltung weiter, als der unvorbereitete Hörer zunächst annehmen wird. Das Stück ist bloss am Anfang und Ende von typischer, traditioneller Berceusenart — in seinem Mittelteil bringt es eine dramatisch-heldische Steigerung: das Ganze wird damit zu einem kleinen

Tongemälde, das uns gewissermassen eine an der Wiege ihres Kindes leise singende Mutter zeigt — wie sie, vielleicht sinnend, vielleicht selbst einnickend, eine Vision vom künftigen ernsten Lebenskampf ihres eben noch so kleinen Lieblings hat, um dann, in die Gegenwart zurückversetzt, das unterbrochene Liedlein wieder still weiterzusummen. Das ganze Werk ist in dieser Form von packender Wirkung! Etwas ähnliches liesse sich schliesslich auch von seinem urtümlich-kraftvollen, beinah robusten und plastisch malenden «Scherzo» sagen (das dem Ellerschen in manchem verwandt scheint), und es ist daher verständlich, dass Wedro seiner ganzen Einstellung nach sich bald speziell zur illustrierenden Bühnenmusik hingezogen fühlte und vor allem für das «Draamateater» eine Reihe von Schauspielmusiken verfasste (zur «Jungfrau von Orleans», «Salome», «Gespenstersonate», zu A. Kitzbergs estnischem Volksstück «Werwolf» u. a.). So ist er denn in folgerichtiger, konsequenter Weiterentwicklung schliesslich zum Gebiet der Oper gelangt, wo ihm der schönste Wurf glückte: sein «Kaupo» (1932) ist in dem krafttrotzenden Klangschwelgen des Orchesters und den gesanglich breit auslaufenden dankbaren Melodiebögen der Singstimmen als das beste bisher geschaffene estnische Opernwerk anzusprechen. Vollständigkeitshalber seien noch einige Violin- und Klaviersachen erwähnt, vor allem seine Verarbeitungen von Volkstänzen, sowie einige Sololieder, in denen Wedro sich als ausgezeichneter Textdeklamator erweist (auch das Gebiet der Melodeklamationsstücke ist von ihm flüchtig berührt worden).

Der bekannte estnische Pianist und Klavierpädagoge Artur Lemba (geb. 1885) hat sich ziemlich rege als Komponist — und vorzugsweise auf dem Gebiet des Instrumentalschaffens — betätigt. Seine Werke muten epigonenhaft eklektizistisch an: bald zeigt er sich klassizistisch gerichtet, wie etwa in seinen meisterhaften Fugen und der monumentalen, trefflich gelungenen Tokkata (Beisp. 12) — Werken, die noch aus der Zeit seiner Lehrtätigkeit am Petersburger Konservatorium datieren; bald wiederum zeigt er sich von der deutschen Frühromantik angehaucht, wie z. B. in seinem ersten Klavierkonzert, einer Kantate «Meereskönigin», einer Konzert-Ouverture, — dann jedoch wiederum russisch beeinflusst (Glasunow), wie etwa in seiner ersten Sinfonie, dem zweiten Klavierkonzert etc. In jenen Werken endlich, denen er (seit 1920 in die Heimat zurückgekehrt) einen estnisch-nationalen Anstrich geben möchte, gerät er mitunter einem billigen Volksliederpotpourrismus bedenklich nahe (Zweite Sinfonie «Auf

dem Lebenswege»). Lembas Arbeiten sind das, was man als «Professorenmusik» bezeichnet: ein solides technisches Können und einen gewissen Geschmack aufweisend, vermitteln sie den Eindruck von Gelegenheitsarbeiten. Ja, man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als glaube Lemba sich in den anspruchsloseren heimatlichen Verhältnissen hinsichtlich der technischen Durcharbeitung nicht mehr soviel Mühe auferlegen zu müssen. Es wäre sonst schwer zu erklären, dass Lemba, einst Verfasser technisch meisterhafter Fugen, späterhin ein »Fugato« schreiben konnte, das lediglich darin besteht, ein dürftig gesetztes Volksmelodiechen in längeren und kürzeren Abständen von Instrument zu Instrument bis zum Überdruss zu wiederholen (2. Sinfonie). Daher erfuhr auch seine Volksoper »Die Grabjungfrau« (1929) eine begreifliche Ablehnung bei einem Teil der Presse, worauf dann seine weiteren Opernarbeiten »Tod und Liebe« (1931) und »Helga« (1933) wieder ein bedeutend besseres Niveau aufwiesen. In den letzten Jahren hat sich Artur Lemba schliesslich in etwas Kammermusik versucht, wobei ein gefälliges Klaviertrio Erwähnung verdient. Er hat natürlich auch verschiedene — darunter selbstredend preisgekrönte — Chorlieder produziert.

Raimund Kull, der hervorragendste estnische Dirigent (am Estonia-Orchester), hat einige Unterhaltungsmusik geschrieben. Neben einer «Fantasie über estnische Volksweisen» erfreut sich seine »Schlacht bei Kriuschi« einer gewissen Beliebtheit im Repertoir einheimischer Orchesterwerke. Juhan Simm, Dirigent des «Wanemuine»-Orchesters, hat neben einigen Chorliedern auch verschiedene Orchestersachen und Bühnenmusiken verfasst, von denen vor allem seine Musik zu F. Karlsons Sagenspiel «Kalevipoeg und der Gehörnte» zu erwähnen wäre.

Mit einem ersten anspruchsvolleren, volkstümlich-romantischen Opernwerk »Die Wikinger« erregte 1928 der junge Ewald Aaw berechtigtes Aufsehen, doch ist von ihm seither leider nichts mehr zu hören gewesen.

Wie bereits erwähnt, hat die einheimische Instrumentalmusik neben dem Chorlied schwer um ihre Existenzberechtigung zu kämpfen. Sie ist in ihrer Gesamtheit noch Manuskript und im Laufe der letzten Jahre so ziemlich vollständig vom staatlichen Kulturfonds aufgekauft worden. Ob allerdings die zur Drucklegung grösserer Werke erforderlichen Mittel zur Verfügung stehen werden, ist zweifelhaft.

Im allgemeinen kann abschliessend festgestellt werden, dass die

bisherige Entwicklung des estnischen Musikschaffens sich in durchaus normalen, gesunden Bahnen vollzogen hat. Von allen Abirrungen und fruchtlosen Experimenten der Moderne ist sie (im Unterschiede etwa zur einheimischen bildenden Kunst) verschont geblieben und hat sich gleich von Anfang an auf das eine grosse Ziel gerichtet — eine volksverbundene Tonsprache zu schaffen. Und so sehen wir denn, wie nach hartem, fleissigen Ringen in der Vergangenheit sich heute vor unseren Augen eine junge nationale Tonschule zu entfalten beginnt, von der man Gutes erwarten darf.

Es dürfte allerdings noch eine Weile dauern, bis der Anschluss an das allgemeine europäische Musikgeschehen erreicht sein wird. Ein derart repräsentatives Genie, das in seiner Person allein dem gesamten Auslande gegenüber den Begriff einer fremden nationalen Tonschule verkörpert (wie etwa Sibelius seitens der Finnen), besitzen die Esten gegenwärtig noch nicht. Ein Vergleich mit dem südlichen Nachbarvolk würde ergeben, dass die Letten in der Instrumentalkomposition im allgemeinen vielleicht fortgeschrittener wären, dass die Esten dagegen Originelleres im Chorschaffen aufzuweisen hätten. Und gerade auf dem Gebiet des Musizierens zeigt sich die rassische Verschiedenartigkeit dieser beiden entwicklungsgeschichtlich sonst so engverbundenen Völker besonders deutlich: während die Musik der Letten ebenso wie die der Litauer sich unzweifelhaft als den slavischen Tonschulen zugehörig erweist, tritt die estnische Tonkunst ihrem ganzen Habitus zufolge dem Kreise der nordisch-skandinavischen Tonschulen als deren jüngstes und hoffnungsfrohes Mitglied bei.

Hauswirtschaftliche Erziehung

Von Barbara Bielenstein

1.

Hauswirtschaftliche Erziehung ist eine völkliche Notwendigkeit. Die Zahl der Mädchen, die für keinen Beruf ausgebildet sind, ist gross. Angelernte Arbeit ist nicht wirklich leistungsfähig, sie steht niedrig im Preise. Unser Lebensniveau sinkt ständig. Das kann unser Volkstum nicht tragen. Wir müssen nach Qualitätsarbeit streben.

Jede Frau hat in irgendeiner Form hauswirtschaftliche Arbeit zu leisten. Eine selbstverständliche Forderung ist, dass alle Arbeit so gut als möglich getan wird. Darum wird die Ausbildung dazu not-

wendig, denn hauswirtschaftliche Arbeit ist nicht so einfach, dass man sie ohne weiteres »von selbst« erlernen kann. Sie verlangt wirtschaftliches, technisches, künstlerisches und erzieherisches Können, also eine Vielseitigkeit, wie sie in keiner andern Berufsarbeit der Frau zu finden ist.

Hauswirtschaftliche Erziehung ist darauf gerichtet, dieses vielseitige Tun zu einer Einheit zu verbinden, in der alles bestimmt wird durch den Gedanken an das Ganze. Erziehung zur Hauswirtschaft heisst: hauswirtschaftlich denken und verantwortungsbewusst handeln. Jede Hauswirtschaft steht im lebendigen Zusammenhang mit der Volkswirtschaft und den andern Lebensgebieten des Volkes. Das beachten viele Menschen nicht, sie sehen ihren Haushalt an als ihr Privatreich und täuschen sich eine Unabhängigkeit vor, die es nicht gibt. Ist die Ernte schlecht oder gut gewesen, fallen oder steigen die Preise — die Hausfrau merkt es deutlich. Wiederum beeinflusst sie den Markt durch ihre Einkäufe. Wäre dem nicht so, bemühte sich auch nicht die Wirtschaft so sehr, durch Reklame die Aufmerksamkeit der Frau auf ihre Erzeugnisse zu lenken. Konsument und Produzent sind voneinander abhängig. Die Hauswirtschaft steht in der Volkswirtschaft, und das Verhalten der Hausfrau wirkt sich aufs Ganze aus. Jede Hauswirtschaft, die mehr ausgibt als sie einnimmt, ist ein unrentabler Betrieb und belastet die Wirtschaft. Darum ist es nicht gleichgültig, wie die Frau die Einnahmen, die durch ihre Hände gehen, verteilt, ob sie sparsam und überlegt wirtschaftet oder das Geld ausgibt für Dinge, die ihr im Augenblick notwendig erscheinen, ohne dass sie sich wirkliche Rechenschaft darüber gibt. Der Masstab für die Richtigkeit der Verteilung ist die Gesundheit und das Wohlergehen der Familie.

Dies sind alles so selbstverständliche Tatsachen, aber sie sind vielen in unserem Lande nicht bewusst. Wir haben viel verloren, wir setzen aber immer noch nicht alles daran, das, was wir noch haben, zu erhalten und auszubauen. Wir lächeln über Worte wie: Sparsamkeit, Einteilung, Rationalisierung, dünken uns darüber erhaben und geben damit die Möglichkeit des Aufbaues aus der Hand. Wir sind arm, wir sprechen davon auch ganz gerne, wir ziehen aber nicht die Folgerungen für unser Leben. Es ist Aufgabe der Frau, das Leben hier umzustellen. Wieviele Hausfrauen beschäftigen sich ernsthaft mit der Frage, wie sie ihre Familie billig und nahrhaft ernähren können? Wieviele Hausfrauen wissen überhaupt, was nahrhaft ist?

Wieviele Männer essen eine ungewohnte Speise, weil sie gesund und billig ist, ohne Murren? Wieviele Frauen wissen überhaupt, wieviel Geld sie täglich für die Ernährung ihrer Familie ausgeben dürfen? Welche Frau denkt daran, dass es ihre Pflicht ist, ihre Arbeitskraft zu schonen, und doch alle Arbeit aufs beste auszuführen? Die Fragen liessen sich unendlich häufen, und für alle fiele die Antwort dürftig aus. Wir gehen an Tatsachen vorbei und lassen unseren Besitz verkommen, nicht nur den Besitz materieller Güter, sondern auch unsere Gesundheit.

Erziehung zur Hauswirtschaft ist die Erziehung der Frau zu ihren völkischen Aufgaben. Erziehung zur Hauswirtschaft heisst: den Zusammenhang zwischen Haus- und Volkswirtschaft kennen und verantwortungsbewusst danach handeln; heisst die Gesundheit und Arbeitskraft mit allen Mitteln erhalten; heisst eine Kultur der Wohnung und Kleidung schaffen in der klaren Erkenntnis, dass, wenn in jedem einzelnen Haushalt Sauberkeit und Ordnung bis ins Kleinste herrschen, wenn danach gestrebt wird das Bestehende zu erhalten, zu verbessern und auszubauen, sich das auswirkt auf den ganzen Volkskörper und Staat.

2.

Hauswirtschaftliche Erziehung ist notwendig — wie wird sie wirksam? Hauswirtschaftliche Erziehung beginnt beim Kleinkind, das ganz im Rhythmus hauswirtschaftlichen Geschehens steht, soweit die Mutter selbst die Arbeit leistet. Das Kind wird gewöhnt an Pünktlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, wenn die Mutter ihre Arbeit davon bestimmen lässt. Ist es umgeben von Unruhe, Hast, Unordnung, so wirkt sich das natürlich auf seine Entwicklung und sein Verhalten aus. So beginnt die hauswirtschaftliche Erziehung auf natürliche Weise im Hause unter der Führung der Mutter, und sie könnte hier auch weiter geführt werden und fruchtbringend wirken, wenn die Mütter hauswirtschaftlich gebildet wären.

Durch die Schule werden die Mädchen stark von der häuslichen Arbeit abgelenkt, obgleich die Mutter immer mehr die Hilfe der heranwachsenden Tochter braucht. Sie haben keine Freude an der Arbeit zu Hause und streben fort, so oft es geht. Diese Abneigung der Mädchen liegt nicht an mangelnder Begabung für praktische Arbeit, wie es oft erklärt wird, sondern an der Art, wie von den Jugendlichen häusliche Arbeit verlangt wird. Es zeigt sich in den meisten Fällen,

dass die Mütter es nicht verstehen, bewusste hauswirtschaftliche Erziehung zu übernehmen. Von den Mädchen werden Handreichungen in der Küche, kleine Arbeiten wie Tischdecken und ähnliches verlangt. Aber nie erhalten sie eine Aufgabe, die sie selbständig lösen müssen, wobei sie alle Kräfte anzuspannen haben, wobei sie nachdenken müssen, wie sie es besonders schön machen können. Immer nur sollen sie Befehle ausführen. Gehorchen muss jeder lernen, aber wenn man nie die Gesetze kennenlernt, nach denen es gefordert wird, wenn man nicht den Sinn begreift, wird man das Gehorchen als graue, lästige Pflicht auffassen. Die Frage nach dem Warum wird verstummen, Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit platzmachen. Aber gerade das ist die grosse Gefahr, dadurch sinkt hauswirtschaftliche Arbeit in ein mechanisches, unschöpferisches Tun und verliert seinen tiefen Sinn.

Sehen die Frauen diese Entwicklung?

Die Notwendigkeit hauswirtschaftlicher Erziehung wird nicht ständig empfunden. Solange die Mädchen zur Schule gehen, müssen sie natürlich im Hause helfen, aber die Arbeit wird von der technischen Seite gesehen, nicht von der erzieherischen. Selten ist die Frage massgebend: wie lernt die Tochter am meisten? sondern meistens: wie wird die Arbeit am schnellsten fertig? Das merken natürlich die Kinder. Ist die Tochter mit der Schule fertig, so sehen viele die Notwendigkeit ein, dass sie nun hauswirtschaftliche Arbeit lernt. Man meint, dass sie das wohl am besten zu Hause lernen kann, sie erleichtert damit auch die Arbeit der Mutter. Das Ergebnis wird in den seltensten Fällen zufriedenstellend sein. Die Tochter konnte während ihres ganzen Lebens sehr viel Hauswirtschaftliches von der Mutter lernen, sie hat es nicht getan, und sie wurde nicht dazu erzogen. Man liess die Zeit ungenützt verstreichen und will nun alles in einem Jahr nachholen! Hat die Mutter es nicht verstanden, während all der Jahre bewusste hauswirtschaftliche Erziehung zu leisten, so wird es ihr jetzt auch nicht gelingen. Die Einstellung ist falsch, die erzieherische Aufgabe wird nicht an die erste Stelle gesetzt, sondern die technische. Das kann nie zum Ziel führen. Hat die Frau selbst nie systematisch hauswirtschaftlich gelernt, wird sie auch keine guten Anleitungen geben können. Wird die Arbeit falsch geleistet, so kann man oft nicht die Gründe dafür angeben, aus denen man die Arbeit besser machen könnte. Die Kenntnisse von den Dingen und Zusammenhängen fehlen. Die Frage nach dem Sinn der Arbeit wird abge-

schnitten, mechanischer Ablauf von Tätigkeiten bleibt. Die Arbeitsfreude schwindet, weil Sicherheit und Beherrschung der Arbeit bis zum Letzten fehlen. Gründen solche Mädchen, die zu Hause nur Hausarbeit lernten, nie aber zu hauswirtschaftlichem Denken erzogen wurden, ihren eigenen Hausstand, so schleppt sich der alte Zustand weiter, wenn sie nicht alles daran setzen, das Fehlende sich zu erringen.

Wichtig ist vor allem, dass man diesen jungen Frauen den Weg zur hauswirtschaftlichen Erziehung zeigt. Damit sie sehen, welch grosse Verantwortung auf ihnen liegt. Vornehmlich müssen grundlegende Kenntnisse in Ernährungslehre, Gesundheitspflege und Wirtschaftskunde übermittelt werden. Dadurch wird die Möglichkeit zur Selbsterziehung in hauswirtschaftlich bewusstem Denken und Tun gegeben. Die Kenntnisse allein machen es noch nicht. Hat man aber einmal die Zusammenhänge erkannt, so sieht man, an welcher Aufgabe man mitzuarbeiten hat und wie man anfangen muss. Fürs erste empfinden leider auch unsere jungen Hausfrauen hauswirtschaftliche Erziehung als unnötige Belastung. Sie bringen der Behandlung hauswirtschaftlicher Fragen Ablehnung entgegen und verbergen ihre Uninteressiertheit und Unbewegtheit hinter Schlagworten. Sie haben die völkische Aufgabe der Hausfrauen nicht erkannt. Nur wer nichts von der Sache versteht, kann Schulung in hauswirtschaftlichen Fragen für unnütze Zeitverschwendung halten.

Wenn die natürliche Erziehung des Elternhauses versagt, muss Schulung der Jugendlichen einsetzen. Grundschule und höhere Schule können dem, was im Hause an hauswirtschaftlicher Erziehung versäumt wurde, nicht viel entgegensetzen. In ihrem Wesen liegt es, dass sie den Hauswirtschaftsunterricht ansehen als »Ausgleich«, d. h. als ein praktisches Fach neben Turnen, Singen, Zeichnen, in dem sich die Kinder erholen von der theoretischen Arbeit. In diesen wenigen Schulstunden kann man natürlich von einer hauswirtschaftlichen Erziehung nicht sprechen. Hier ist hauswirtschaftlicher Unterricht der Rahmen, in dem einige praktische Fertigkeiten erlernt werden. Lehrer und Schüler gehen an die hauswirtschaftliche Erziehung mit falschen Voraussetzungen heran.

Zur Hauswirtschaft erziehen kann man nur, wenn sie als Ganzheit erlebt wird, wenn Menschen in einer Hauswirtschaft zu einer Gemeinschaft zusammengefasst sind. Das kann in einer hauswirtschaftlichen Schule, in einem Lager geschehen. Hauswirtschaftliche Erziehung kann nur dann fruchtbringend sein, wenn zu dem Aufzeigen

der Zusammenhänge zwischen Volk und Haus eine dauernde Übung in verantwortungsvollem Tun kommt, wenn zu dem Kennenlernen der Dinge eine täglich sorgende Pflege hinzutritt um des Ganzen willen. Nur dann kann es eine hauswirtschaftliche Erziehung geben, wenn die erste geleitete Einordnung und disziplinierte Arbeit zu einer dauernden Selbsterziehung wird, aus dem Bewusstsein heraus, dass das Leben für das Volk nicht aufhört an den Türen des Hauses, sondern dort erst anfängt.

Die Anfänge des Hauses Rurik in Russland

Eine genealogische Untersuchung

Von Benno v. Schlippe

Im 11. Jahrhundert wurde in Kijev eine Chronik verfasst, welche Volkssagen und Auszüge aus griechischen Chroniken verwertete. Diese Chronik ist bis zum Jahre 1074 fortgeführt; als Verfasser wird der Mönch Nestor genannt. Die Erzählung von den Anfängen des russischen Reichs lautet in deutscher Sprache etwa folgendermassen: In der Frühzeit belegten die Waräger, aus »Übersee« kommend, die novgorodschen Slaven mit Steuern, sowie auch die Kreevinger und die benachbarten finnischen Stämme. Endlich empörten sich diese gegen die Waräger, vertrieben sie übers Meer, begannen selbst zu regieren und Städte zu bauen. Doch bald fingen Zwistigkeiten an, und es empörte sich Gau gegen Gau. Da beschlossen sie, einen Fürsten zu wählen, der sie beherrsche und eine gerechte Ordnung bei ihnen einführe. So sandten sie (862) Gesandte übers Meer zum Warägerstamm »Rusj« [1]) und liessen sagen: »Unser Land ist gross und reich, doch es fehlt die Ordnung darinnen. Kommt her, über uns zu regieren und zu herrschen.« Und es folgten dem Ruf drei Brüder mit ihrer Sippe und ihrem Gefolge. Der älteste, Rurik (Hroerekr [2]), liess sich in Ladoga (an der Wolchovmündung) nieder, der zweite, Sineus [3]), in Beloozero, während der dritte, Truvor (Thorvadr) [2]), die Stadt Izborsk im Pleskauschen zu seinem Wohnsitz wählte. Nach

[1]) Vgl. finn. »Ruotsi« — die Schweden.

[2]) So lautet die nordische Namensform. Im folgenden soll den nordischen Namen der Vorzug gegeben werden.

[3]) So lautet der Name in der russischen Überlieferung.

dem Tode der Brüder (864) wurde Rurik Alleinherrscher im Norden mit der Residenz Novgorod (Holmgardr), während sein Sohn Igor (Ingvare) [2]) sowohl in Kijev als auch in Novgorod herrschte (»...a ero сынъ Игорь княжичъ уже и въ Кіевѣ, и въ Новгородѣ«).

Nach Angabe der Chronik soll also Hroerekr mit dem Warägerstamm Rusj 862 nach Novgorod gekommen sein. Dagegen sei bemerkt, dass (nach Platonov) der starke Stamm der Rusj schon etwa 20 Jahre früher auf dem Schwarzen Meer gegen die Griechen kämpfte und Konstantinopel schon im Juni 860 von ihnen überfallen wurde. Daraus folgt, dass es schon vor Ankunft Hroerekrs Normannen in Südrussland gegeben hat.

Von Hroerekr wird weiter erzählt, dass seine Regierung Unzufriedenheit hervorgerufen habe, ja, dass es sogar zu einem Aufstand unter Führung eines gewissen Vadim (des Tapferen!) gekommen sei, doch hätte Hroerekr Vadim erschlagen und die Empörer besiegt. Die Unzufriedenen wären dann nach Kijev geflohen, wo die warägischen Gefolgsleute Askold (Asköldr) und Dir (Dyri), die sich von Hroerekr getrennt haben sollen, geherrscht hätten. Nach Hroerekrs Tode (879) soll ihm in Novgorod sein Verwandter [4]) Oleg (Helgo, Helgi) gefolgt sein, der als Vormund für den minderjährigen Ingvare, den Sohn Hroerekrs, die Herrschaft ausgeübt haben soll.

Helgo blieb nicht in Novgorod. Mit Ingvare zusammen zog er gen Süden, eroberte Smolensk und Liubetsch am Dniepr und belagerte Kijev, das er durch Betrug gewann, und wo er Asköldr und Dyri ermorden liess. Diese Tat geschah unter dem Vorwande, Asköldr und Dyri seien »weder Fürsten noch fürstlichen Geblüts«, während er, Helgo, Fürst sei und Ingvare ein »Fürstensohn aus Hroerekrs Stamm« („Рюриковъ княжичъ"). So wurde Kijev Hauptstadt des Reiches. Im Jahre 912 starb Helgo als Greis. Ihm folgte Ingvare, der angebliche Sohn Hroerekrs.

Fassen wir einmal die obigen Jahreszahlen ins Auge: Hroerekr soll 862 (eventuell früher?) Herrscher geworden sein, während sein Tod ins Jahr 879 gesetzt wird. Er hat also ca. 17—20 Jahre regiert. Da er seine Brüder überlebte (falls er sie nicht beseitigte oder sie doch eines unnatürlichen Todes gestorben sind), so muss er zum mindesten das Durchschnittsalter von ca. 65 Jahren erreicht haben, mit-

[4]) Vielleicht sein Schwager? Helgo soll der Bruder von Hroerekrs Gattin Efanda, der Mutter Ingvares, gewesen sein.

hin etwa 810—815 geboren sein. Andererseits muss er beim Regierungsantritt mindestens 20—30 Jahre alt gewesen sein, so dass darnach sein Geburtsjahr auf etwa 830—840 zu setzen wäre. Jedenfalls ist Hroerekr zwischen 800 und 840 geboren! Eine zu ungenaue Angabe, um daraus irgendwelche Schlüsse ziehn zu können.

Doch wie steht es mit den anderen Angaben? Vielleicht lassen sich da etwas genauere Berechnungen anstellen. Helgo soll der Schwager von Hroerekr gewesen sein. Nun wissen wir nicht, ob Efanda, Helgos angebliche Schwester, die einzige Frau Hroerekrs gewesen ist, oder ob sie vielleicht die letzte Gemahlin war. Jedenfalls war sie jünger als Hroerekr, und ihr Geburtsdatum wäre daher, etwa in die Jahre 810—860 zu setzen. Ihr (angebl.) Bruder Helgo kann vielleicht älter gewesen sein als sie, aber es ist zum mindesten ebenso wahrscheinlich, dass er jünger war. Mithin müsste Helgos Geburtsdatum zwischen 790 und 875 schwanken, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist, dass er schon 879 die Regierung übernommen haben soll, zu diesem Zeitpunkt also schon volljährig gewesen sein muss. Daraus folgt, dass er vor 860 geboren ist. Weiterhin soll er 912 in hohem Alter gestorben sein. Er muss also über 65 Jahre alt geworden sein, etwa 80—85 Jahre, was als Geburtsjahr die Zeit nach 830 wahrscheinlich macht. Wir können daher mit Gewissheit nur sagen,, dass Helgo nach 830, aber jedenfalls vor 860 geboren ist, etwa 845. Doch sind auch hier die Angaben noch zu ungenau, um daraus weitere Schlüsse zu ziehn. Im Auge behalten werden muss aber die Tatsache, dass Helgo seine vormundschaftliche Regierung von 879—912 (also 33 Jahre lang!) bis an seinen Tod ausgeübt haben soll.

Doch fahren wir weiter in der Erzählung fort: Ingvare soll, seit 912 Fürst, im Jahre 945 nach unglücklichen Feldzügen von den Drevlänen ermordert worden sein. Für seinen »etwa vierjährigen«[5]) Sohn Sviatoslav (Svente(s)hlaf) regierte seine Frau Olga (Helga)[6]). Im Jahre 957 soll sie den griechischen Glauben angenommen haben (unter dem Namen Helena). Nachdem Sventehlaf volljährig geworden, habe er die Regierung weiterhin seiner Mutter überlassen, um ungestört seinen Kriegs- und Beutezügen frönen zu können. Später sei er ganz nach Bulgarien gezogen, seine Söhne der greisen

---

[5]) Назаревскій, Русская исторія, I. 1907. pg. 51. „Древляне, зная, что сынъ Игоря Святославъ, будучи въ то время четырехъ лѣтъ . . .“

[6]) So lautet der Name in skandinavischen und griechischen Quellen (Ἑλγα).

Fürstin Helga überlassend. Nach deren Tode (969) soll Sventehlaf das Reich ganz seinen drei Söhnen überlassen haben, selbst aber bald darauf (972) auf einem Beutezug gefallen sein. Seine Söhne, Jaropolk (= Harubald), Oleg (= Helgo) und Vladimir (= Waldemar) gerieten bald in Streit wegen der Herrschaft. Im Bruderzwist gingen die beiden älteren früh zugrunde (972 und 974), und Waldemar ward Alleinherrscher.

Sehen wir uns nun die obigen Daten etwas näher an: Ingvare wird 945 von den Drevlänen ermordet. Er muss verhältnismässig jung gewesen sein, jedenfalls das Durchschnittsalter von 65 Jahren nicht erreicht haben. Wir gehn kaum fehl, wenn wir in ihm einen Mann »in den besten Jahren«, also etwa von 45—55 Jahren, vermuten. Demnach müsste Ingvare ca. 890—900 geboren sein. Andrerseits soll er schon 912 die Regierung angetreten haben, muss also damals schon mindestens 20 Jahre alt gewesen sein, was für ca. 890 spräche. Nun soll aber Ingvare drittens Hroerekrs Sohn sein, und da dieser 879 starb, wäre dann sein Geburtsdatum auf die Zeit vor 879, etwa 875 (?) zu verlegen. Dann wäre er aber als etwa 70-jähriger Mann ermordet worden — und das scheint nach allen Umständen unwahrscheinlich! Denn von seinem Sohn Sventehlaf, der doch sein einziges Kind gewesen zu sein scheint — von anderen ist nirgends die Rede — wird ausdrücklich gesagt, er sei beim Tode des Vaters etwa 4 Jahre alt gewesen (s. o.), also um 940 geboren. Dies ist das erste genauere Geburtsdatum, das uns in die Hand gegeben ist. Wir werden unten sehn, dass es aber auch nicht stimmt!

Da der Altersunterschied zwischen Vater und Sohn etwa 25—50 Jahre beträgt, so wäre demnach Ingvare etwa 890—915 geboren; da er aber schon 912 die Regierung antritt, so bleibt, wie schon oben gesagt, nur das Jahr ca. 890 übrig, das auf drei Arten berechnet worden ist. Zu diesem Datum stimmen auch die Angaben über Ingvares Frau Helga. Helga starb 969 als alte Frau, also etwa 70 Jahre alt, wäre also um 900 geboren. Setzen wir aber Ingvares Geburtsjahr auf ca. 890 fest — dann kann Ingvare nicht der Sohn Hroerekrs sein!

Nun zu Sventehlaf. Wie schon gesagt soll dieser »etwa 4 Jahre« alt gewesen sein, als der Vater starb. Wir hatten daraus sein Geburtsjahr auf ca. 940 berechnet. Nun ist aber Sventehlaf im Jahre 972 gefallen! Seine Söhne müssen aber damals schon mündig gewesen sein, zum mindesten der älteste, denn noch im selben Jahr fällt der zweite Sohn dem älteren Bruder zum Opfer, der nach der Allein-

herrschaft strebt! Also muss der älteste, Harupalt, damals mindestens 17 Jahre alt gewesen sein, also vor 955 geboren sein. Wie ist das nun mit dem oben errechneten »genauen« Geburtsdatum von Sventehlaf in Einklang zu bringen? Obiges Datum muss also korrigiert werden, etwa in »geboren vor 930«. Und dies Datum passt auch eher zu dem für Ingvare errechneten ca. 890. Die lange Vormundschaftsregierung der Mutter Helga wäre dann durch den Charakter Sventehlafs zu erklären, der ja auch nach erlangter Volljährigkeit die Regierung ganz seiner Mutter überlässt. — Oder sollte Sventehlaf gar nicht ein Sohn von Ingvare sein? Die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, dass Sventehlaf wohl ein Sohn Ingvares ist, wird dieser doch in der Chronik ausdrücklich als Mann der Helga erwähnt, und letztere (in griechischen Quellen um 950 erwähnt) ist wohl sicher als Mutter von Sventehlaf anzusehn. So können wir denn folgendes Schema aufstellen, das der Wahrheit am nächsten kommen dürfte:

Ingvare (Igor), Fürst von Kijew 912—945, geb. (vor) 890, † 945, (etwa 55 J. alt). Gemahlin: Helga (Olga), geb. um 900, gest. 969 (etwa 70 J. alt), führt 945—957 für ihren Sohn die Regierung.

Sventehlaf (Sviatoslav) regierte (dem Namen nach) 957—972, geb. (etwa) 920, † 972 (etwa 50 J. alt).

Harupalt	Helgo	Waldemar
(Jaropolk)	(Oleg)	(Vladimir)
geb. (vor) 950	geb. (vor) 950	geb. (um) 950, † Berestov
† (erm.) 974	† (erm.) 972	bei Kijew 15. Juli 1015
(etwa 25 J. alt).	(etwa 20 J. alt).	(über 60 J. alt).

Obige Berechnungen zwingen zu dem Schluss: Ingvare kann nicht ein Sohn des Hroerekr gewesen sein! Es bleiben also nur folgende Möglichkeiten:

1) Ingvare war zwar nicht ein Sohn, wohl aber ein Enkel des Hroerekr! Nennt doch Helgo ihn (nach dem Bericht des Chronisten) einen »Fürstensohn aus Ruriks Stamm«. Dann hätte Helgo erst für den Sohn Hroerekrs die Vormundschaftsregierung geführt, und dann, nach dessen Tode weiter für dessen Sohn. Das ist aber unwahrscheinlich, denn dann hätte ja Hroerekrs Sohn inzwischen die Voll-

jährigkeit erlangt haben müssen, und Helgo wäre dann gezwungen gewesen, die Regentschaft niederzulegen. Doch vielleicht ist diese Unterbrechung der Regentschaft nur so kurz gewesen — vielleicht nur 2—3 Jahre —, dass sie aus der Erinnerung des Volkes verschwunden war? Oder lässt sich die lange Vormundschaftsregierung Helgos — (das ist der schwierigste Punkt in der ganzen Überlieferung) — auch noch anders erklären?

2) Ingvare war weder ein Sohn noch ein Enkel Hroerekrs, sondern ein Sohn Helgos! Helgo hätte dann zuerst für Hroerekrs unmündigen Sohn die Regierung geführt, dann aber, nach dessen früh erfolgtem Tode (oder Beseitigung?) die Regierung selbst übernommen und auf seinen eignen Sohn vererbt. Für diese letztere sehr gewagte und unsichere Hypothese scheinen auch noch folgende Tatsachen zu sprechen: 1) Helgo regiert 33 Jahre — viel zu lang für eine Vormundschaftsregierung. 2) Ingvares Enkel heisst Helgo — wohl nach dem Urgrossvater. 3) Helgo nennt sich »Fürst« (allerdings gleichzeitig auch Ingvare einen »Fürstensohn aus Hroerekrs Stamm«).

Alle weiteren Daten stehn mit den errechneten im besten Einklang. Waldemar (geb. ca. 950, † 1015) hinterlässt bei seinem Tode 12 Söhne (von verschiedenen Frauen). Sein Sohn Jaroslav (Harishlaf?) [7]), der später den Beinamen »der Weise« erhielt, starb in Vyschgorod bei Kijev im Februar 1054, im Alter von 76 Jahren, war also 978 geboren [8]). Dies Datum stimmt zu dem für Waldemar errechneten Geburtsdatum (um 950). Jaroslavs Söhne, Vladimir, Izjaslav, Vsevolod und Svjatoslav, müssen alle in den Jahren 1000—1025 geboren sein. Vsevolod starb 1093, etwa 75 Jahre alt (?).

Er war mit einer Tochter des byzantinischen Kaisers Konstantinos Monomachos vermählt. Aus dieser Ehe stammte Vladimir Monomach [9]), der 1053 geboren wurde (so Kostomarov) und als 72-Jähriger in der Nähe von Perejaslavlj am 19. Mai 1125 starb.

---

[7]) Er ist der Wiedererbauer Dorpats, das er nach seinem christlichen Taufnamen Jurij (Georg) — Jurjev benannte.

[8]) Назаревскій, а. а. О. „Ярославъ дожилъ до глубокой старости. Смерть постигла его 76 лѣтъ отъ роду . . . .“

[9]) Vladimir Monomach hatte drei Namen: den fürstlichen: Vladimir (= Waldemar), einen christlichen Taufnamen: Vasilij und schliesslich einen Beinamen zu Ehren seines mütterlichen Grossvaters: Monomach.

Zum Schluss folgen hier zwei Schemata, die das Gesagte verdeutlichen sollen:

Schema I.

Hroerekr (Rurik) ca. 820—879 (ca. 59 J.)
N. N. ca. 850— ?
Ingvare (Igor) ca. 890—945 (ca. 55 J.)
Sventehlaf (Sviatoslav) ca. 920—972 (ca. 50 J.)
Waldemar (Vladimir) ca. 950—1015 (ca. 65 J.)
Jaroslav 978—1054 (76 J.)
Vsevolod 1012(?)—1093 (ca. 81 J.)
Vladimir Monomach 1053—1125 (ca. 72 J.)

Schema II.

Helgo (Oleg)
ca. 1840—912 (ca. 70 J.)
Ingvare (Igor)
ca. 890—945
Sventehlaf
(siehe nebenstehend)

Aus oben Gesagtem erhellt, mit welcher Vorsicht alle Angaben aus der älteren Geschichte Russlands aufzunehmen sind. — Die Abstammung des ehem. russischen Herrscherhauses von Hroerekr (Rurik) ist durch obige Arbeit zum mindesten in Frage gestellt. Als sicherer Stammvater kann ja erst Sventehlaf (Sviatoslav), vielleicht erst sein Sohn Waldemar (Vladimir I., der Heilige) angesehn werden.

Quellen:

1. В. Назаревскій, Русская исторія 1907—10.
2. Н. Костомаровъ, Русск. ист. въ жизнеописаніяхъ ея главнѣйшихъ дѣятелей. 1806.
3. В. Дудинъ, А. Стебелевъ, А. Толстовъ. Русская исторія 1912.
4. С. Соловьевъ. Учебн. книга русск. ист. 1905.
5. С. Платоновъ. Учебникъ русск. ист. 1914.

Führer und Vorgesetzter

Von Georg Baer

Als um den Beginn unserer Zeitrechnung Germanen und Römer zusammenprallten, da trafen gleichzeitig zwei grundverschieden gestaltete Gemeinschaftsformen aufeinander:

Bei den Germanen führte der Herzog, bei den Römern befahl der Vorgesetzte im Namen des Kaisers.

Und seither ringen in den zwei Jahrtausenden abendländischer

Geschichte diese zwei Gestaltungsformen menschlicher Gemeinschaft miteinander, sich gegenseitig befruchtend und zerstörend, in wechselvollem Auf und Ab, grundverschieden im Wesen, und doch in ihrer Ergänzung untrennbar miteinander vereint: wo der Vorgesetzte nicht weiter kann, steht der Führer auf, wo der Führer fehlt, hält der Vorgesetzte den Platz.

Das Wesen dieser beiden Gemeinschaftsformen wird uns am deutlichsten aus ihrem ersten Zusammenprall, und aus diesem Grunde versuchen wir, uns ein recht eingehendes Bild dieser Zeit zu machen. Lassen doch die zeitgenössischen Berichte der Römer erkennen, dass dieser Gegensatz von ihnen und auch von den Germanen deutlich empfunden wurde; und die damalige Kriegsgeschichte mutet bisweilen wie eine einzige grosse Kraftprobe der beiden Führungsarten an.

Plastisch ersteht vor unseren Augen das römische Heer, das in eiserner Zucht und unerbittlicher Strenge aus verschiedenartigsten Elementen gebildet und bis ins letzte durchgegliedert ist. Es ist wesentlich aufgebaut auf Disziplin und Gehorsam, auf Befehl und eiserner Zucht. 10 Jahre harten Dienstes braucht der Rekrut, bis er für voll angesehen wird, und bis die Truppe jenes wundervoll geschliffene Instrument in der Hand des Feldherrn geworden ist, dessen exaktes Funktionieren wir noch heute bewundernd nachempfinden. Eine grossartige Leistung, aus diesem Heer, in dem alle Völker der Welt zusammengewürfelt waren, die Kriegsmaschine zu machen, die nur den Willen des Vorgesetzten kennt, die auf den leisesten Wink vorrückt oder zurückweicht, steht oder schwenkt; wo auf kurzen Befehl eine Wolke von Speeren aus den Fäusten der zähen, kleinen Südländer zischt; wo Kohorten und Manipeln herankommen, wie eine Mauer, Mann an Mann und Glied hinter Glied, jeder auf seinem Platze, jeder in seiner genau bezeichneten Rangstufe. Wenn im Nahkampf dann die kurzen Schwerte aus den Scheiden fliegen, ist es wie ein Blitz, und auch im dichtesten Gewühl werden die Befehle mit automatischer Sicherheit ausgeführt: unerschüttrelich steht das beste Heer der Welt an seinen Platz gebannt durch Befehl und Ehre. Und unsichtbar schweben um die goldenen Legionsadler die beiden Göttinnen, die die Legion vom Nil zum Rhein geleiten: Virtus und Disciplina.

Die höheren Offiziere wechseln oft, und der Soldat ist gewöhnt, ihnen ohne Ansehen der Person Gehorsam zu leisten; und täte er es

nicht, so würden ihn bald die Unteroffiziere eines besseren belehren, denen es auch nicht entfernt in den Sinn kommt, jenen Leuten, die als Vertreter kaiserlicher Macht aus dem fernen goldenen Rom kommen, nicht zu gehorchen, auch wenn sie merken, dass diese Leute wunderliche Heilige und schlechte Soldaten sind. Es gilt eben nicht in erster Linie der Mann, sondern das Amt, dessen Träger er ist, die Befehlsgewalt, die er in den Händen hält, als Vertreter der obersten Macht, des Herrn der Welt.

Manchmal gesellt sich zum Gehorsam auch Achtung, Verehrung und glühende Liebe, aber das ist für den Befehlshaber meist verderblich: in republikanischer Zeit bedeutet es eine Gefahr für die Verfassung; der Senat liebt diese Feldherrn, an denen das Heer hängt, durchaus nicht, und hat in dauerndem gesetzmässigen Beamtenwechsel jederzeit die Handhabe, solche Leute abzurufen. In der Kaiserzeit aber ist mehr als ein siegreicher und vergötterter Feldherr nach Rom berufen worden, und niemand hat ihn dann den Palast des Kaisers wieder verlassen sehen ...

In diesem Heer und in diesem Staat gilt nur ein Gesetz: dem Befehl des durch sein Amt Höhergestellten bedingungslos zu gehorchen. Am deutlichsten wird dies an der Gestalt des Liktors, des unbekannten Staatsdieners, der aber in seinen Händen die Ruten und Beile trägt, die Zeichen der Staatsmacht. Und in den langen Jahrhunderten römischer Geschichte ist es so gut wie nie vorgekommen, dass sich auch im wildesten Volkstumult nur eine Hand gegen den Liktor erhoben hätte. Ihn heiligt das Amt.

Ganz anders die germanischen Heere: überliefert ist uns das Bild der Cimbern- und Teutonenschlachten, wie da der furor auf die exakte Kriegsmaschine trifft: Diese riesigen rasenden Gesellen, einer so gross und so blond wie der andere, stürzen sich in Rausch und Wut, mit unwiderstehlichem Schwung auf die kalte, starre römische Mauer. Voran, oft mit Ketten auf Tod und Leben an die anderen geschlossen, ein baumlanger Berserker, das soll ihr Führer sein, noch stärker, blonder, grösser ,noch rasender als sie alle. Und die einzige Taktik und zugleich die unwiderstehliche Kraft dieses Sturmes besteht darin, dass ihm, dem Führer, alle blind und begeistert folgen; und so mancher Legionär weiss davon zu berichten, wie man den toten Herzog unter Haufen gefallener Gefolgsleute hervorziehen musste, wie einen verlorenen Legionsadler unter toten Adlerträgern. Der römische Imperator aber, der irgendwo mit guter Sicht hält und

seine Adjutanten zu den Unterbefehlshabern jagt, erwartet mit innerem Bangen den Zusammenstoss.

Der erste Anprall nämlich ist fürchterlich, und oft entscheidet sich die Schlacht schon in der ersten Minute: wenn nämlich die Legionäre den furor, dieses rasende Anbrausen, nicht ertragen können, und plötzlich die ganze Masse, von kopfloser Angst gepackt, zurückrast, weder Befehl, noch Vorgesetzte, noch Ordnung mehr achtend. Wenn die Furcht vor dem Feinde grösser ist als die Furcht vor Strafe und Schande, stärker als virtus und disciplina. Das sind dann Katastrophen erster Ordnung.

Wird aber der erste Anprall überstanden, so ist damit die Schlacht meist schon gewonnen. Eine Weile dröhnt der Kampfeslärm, aber die Mauer steht, und die kleinen Schwarzen lernen bald auf Anweisung ihrer Vorgesetzten die richtige Art, ihre Gewandtheit gegen die Kraft zu brauchen. Und mag auch der riesige Herzog 20 und mehr Feinde zerschmettern — die Mauer steht, und plötzlich dringt ihm doch von irgendwo ein kurzes Schwert in den Leib... Und merkwürdig: sind erst der Herzog und die Seinen, die Vordersten, Tapfersten erledigt, dann kommt es wohl, dass der Rest plötzlich genau so sinnlos und rasend flieht, wie er ankam, eine wehrlose Beute der blutgierigen römischen Wölfin. Römische Heere sind dagegen fast nie durch den Tod des Konsuls geschlagen worden: der Nächsthöhere übernimmt einfach das Kommando.

Wir wissen auch, woher das kommt: der germanische Heereszug hat einen anderen Ursprung als die Legion: diese wird nach den Listen zwangsweise eingezogen — zusammenschreiben heisst der Fachausdruck — und erhält von der Staatsgewalt ihre Vorgesetzten. Für die germanische Heerfahrt wirbt auf dem Thing der Führer um Gefolgschaft, und junge Leute des Gaues, seiner Art und seines Wesens, verschwören sich seiner Person freiwillig auf Tod und Leben. Oder aber der ganze Stamm beschliesst den Aufbruch und wählt dann den Herzog, der sie führen soll; und die Volksgemeinde überträgt ihm für diese Heerfahrt die Gewalt über Leben und Tod. Anders sind ja die Menschen, die nach Caesar von Jugend auf nichts gegen ihren freien Willen zu tun pflegten, anders ist dieses Volk von Herren und freien Kriegern nicht unter einen Hut zu bringen.

Mag auch im einzelnen das Bild sich verwischen, im Ganzen kann der grundsätzliche Gegensatz beider Gemeinschaftsordnungen nicht deutlich genug gesehen werden:

Bei den Germanen freiwillige Gefolgschaft, die der Person des Führers geleistet wird; ihm ist man durch gleiche Art, gleiches Wollen und gegenseitige Treue verbunden und gab ihm darum auch das Recht über Tod und Leben. Er führt durch mitreissendes Beispiel und begeisterndes Vorbild, wird zum Führer und bleibt es einzig und allein kraft seiner überlegenen Persönlichkeit. Mithin ist er meist unersetzlich.

Bei den Römern stellt die Staatsgewalt über eine beliebige Schar von Menschen, ohne sie zu fragen, einen ihr geeignet erscheinenden Mann, den Vorgesetzten (praefectus), dem pflichtgemäss Gehorsam zu leisten ist. Er regiert durch Befehl und Strafe, ist unabhängig vom Willen der Untergebenen und kann jederzeit durch einen anderen ersetzt werden; denn ihn erhebt einzig und allein sein Amt, seine Person ist Nebensache.

Wir kennen alle den Bericht Caesars über seinen Zusammenstoss mit Ariovist: entsetzte Marketender erfüllen das Lager mit Schauermärchen über die furchtbaren rotblonden Riesen, deren flammenden Blick und wilden Gesichtsausdruck niemand ertragen kann, und die mit entsetzlichem Gebrüll die kleinen Römer zermalmen werden. Die römischen Vorgesetzten, Parteifreunde Caesars aus der Hauptstadt, gute Demagogen, aber miserable Soldaten, versagen noch schneller, als wie sie zu ihren Ämtern gelangt sind: sie verlassen ihre Posten, da sie angeblich dringend in Rom zu tun haben; bestenfalls bleiben sie tränenden Auges und siegeln unter herzlichem Mitleid mit sich selbst ihre Testamente; das Beispiel greift auf die Untergebenen über, und es spricht sich herum: die Legionen werden den Befehl zum Vormarsch nicht ausführen; sie werden einfach nicht gehorchen: die Furcht vor dem Feinde ist grösser, als die Furcht und Scham vor den unwürdigen Vorgesetzten. Virtus und disciplina versagen in höchster Gefahr.

Da zeigt es sich, dass der Feldherr mehr ist als bloss ein Vorgesetzter. Ein solcher hätte die Truppen dezimieren, die Feiglinge degradieren müssen. Caesar holt die Soldaten zusammen, spricht und mahnt und gibt zuletzt das Beispiel: »Und wenn ihr alle Feiglinge seid, dann gehe ich allein mit der X. Legion! Denn die wird ihren Feldherrn nicht im Stich lassen!« So wächst er im schwersten Augenblick zum Führer empor und reisst durch Beispiel und Persönlichkeit die Truppe in den Aufbruch und zum Siege. Und ist dann bis zu seinem Tode Führer geblieben — die ergreifende Hingabe sei-

ner Truppen im Bürgerkriege zeigt das ebenso deutlich wie die Art, in der er die Meuterer durch die spöttisch-verächtliche Anrede: »Quiriten« (Bürger) zur Umkehr zwingt. Als Führer hebt er den römischen Vorgesetztenstaat aus den Angeln, seine Macht beruht auf seiner Person, und das Amt zieht er nur als Mantel für die Augen der vielen über, die die nackte Wahrheit nicht ertragen. Und weil die römische Republik keinen Führer will, sondern nur Amtsträger duldet, fühlt sich die »Freiheit« auf's tiefste verletzt, und Caesar fällt von den Dolchen derer, die einen Grösseren nicht vertragen können. Die starre und abstrakte Logik des römischen Staatsrechtes und seiner Verfechter beugt sich in jener Zeit nur dem höheren Amt, nicht aber dem höheren Menschen: fiat iustitia, pereat mundus!

Brachten hier beim Versagen von Disziplin und Vorgesetzten freiwillige Gefolgschaft und ein grosser Führer Rettung und Sieg, so kennen wir aus jenen Zeiten noch ein zweites Beispiel, wo ein Vorgesetzter nicht zum Führer emporwuchs, und wo deshalb das Versagen der Disziplin in höchster Not zur Katastrophe führte: Varus im Teutoburger Walde. Varus ist der typische Vorgesetzte, sogar die Römer empfinden das: mehr Beamter als Feldherr, sagen sie von ihm, ein Bürokrat von reinstem Wasser, der glaubt, ein fremdes Volk durch Verordnungen und Befehle, denen die bewaffnete Macht strafend Nachdruck verleiht, dem römischen Wesen zuführen zu können. Ähnlich mag er auch im Heer gewirkt haben, und in ruhigen Zeiten lief da die Sache, unter dem persönlich übrigens lauteren Manne, durchaus nicht so übel. Aber damals im Grauen der Teutoburger Schlacht zerbrach nach härtester Belastungsprobe, nach furchtbaren Strapazen und den entsetzlichen Verlusten des zweiten Tages die Disziplin. Am kennzeichnendsten ist dafür vielleicht das eigenmächtige Abrücken des römischen Reiterführers. Und da Varus in dieser Lage, wo die Disziplin zerbrach, ratlos war und nicht zum Führer emporwuchs, kam die Katastrophe; sein Selbstmord ist die symbolische Bankrotterklärung des ratlosen Vorgesetzten. Ein Führer wäre vielleicht auch nicht mehr lebend davongekommen, aber er wäre an der Spitze eines verzweifelten Durchbruchsversuches gefallen, wie eben jener Reiteroberst.

*

In unserer Betrachtung muss freilich eine Tatsache nachdenklich stimmen. Armin und Marbod, die beiden grössten Führer, und

der eine der unsterbliche Befreier Germaniens, fallen ihren eigenen Landsleuten zum Opfer. Wie in aller Welt ist das möglich? Man hat von Neid und Verrat gesprochen, sich damit aber die Sache doch zu leicht gemacht. Denn das waren keine Zufälligkeiten, nicht die Freveltaten Entarteter, sondern auch hier herrscht ein inneres Gesetz. Fiel Caesar, weil die römische Republik keinen Führer ertrug, so konnten die Germanen keinen Vorgesetzten dulden: anders lässt sich vor allem der plötzliche und allgemeine Abfall von Marbods Gefolgsleuten nicht erklären: Armin und Marbod waren nämlich beide auf dem Wege, aus Führern Vorgesetzte zu werden. Von beiden wird ja berichtet, dass sie begannen, das Heer in römischer Weise zu schulen, und dass sie nach der »Königsherrschaft« strebten. »König« aber bedeutet auf lateinisch soviel wie Tyrann, wie einer, der die innersten Gefühle des Menschen knebelt, der seine Mitbürger zwingt und regiert. Es bedeutet also, dass die beiden versuchten, ihre Führerstellung durch Amt und Befehl zu untermauern, wie sie es in römischen Kriegsdiensten kennen gelernt hatten. Warum in aller Welt taten sie das, warum nahmen sie das freiwillig an, wovor sie doch ihr Volk gerettet hatten?

Ein Blick in die Geschichte gibt uns auch hierüber Aufschluss: Der alte Feldlegat Caecina, der sich in 30 Jahren von Stufe zu Stufe hinaufgedient hatte, zieht mit einer römischen Heeresabteilung dem Rheine zu. Plötzlich sieht er sich in sumpfiger Gegend beim Teutoburger Wald von Germanen unter Inguiomer und Armin überfallen und hat auf dem Weitermarsch böse Verluste. Er ist vor allem Vorgesetzter; das zeigt nicht nur seine Laufbahn, sondern auch die folgenden Ereignisse: im nächtlichen Lager, um das rings die germanischen Siegesfeuer lohen, bricht unter den entmutigten Soldaten eine Panik aus; sein Beispiel, sein Schelten, Schlagen, Drohen wirkt in dieser Minute nichts, dazu ist sein persönlicher Einfluss zu gering. Da hemmt er die besinnungslose Flucht durch das Lagertor in bezeichnender Weise: er wirft sich über den Torweg, und die Soldaten stocken — nicht weil ihnen der alte Mann imponiert, sondern »weil sie sich scheuten, über den Leib des Feldherrn zu gehen.« Was hier wirkt, und was Caecina bewusst in die Wagschale geworfen hat, das Ansehen des Amtes, hat also bei den Untergebenen gesiegt; der folgende Tag wird dem Vorgesetzten noch mehr Recht geben.

In derselben Nacht aber erleidet das Führerprinzip bei den Germanen sein grosses Fiasco: der weitblickende Armin sucht mit allen

Mitteln von einem Sturm aufs Lager abzuraten und empfiehlt die bewährte Taktik der Varusschlacht. Die Gefolgschaft aber, von Inguiomer klug an ihrer Beutelust und Überheblichkeit gestachelt, setzt ihren Willen durch. Am Morgen nähern sie sich übermütig dem Wall und steigen in Siegerlaune hinauf. Da tönt ein kurzer Tubastoss, wie ein Mann brechen die Kohorten, jede an ihrem Platz, hervor, schwenken wie auf dem Exerzierplatz ein, und der germanische Sieg wird zu einer üblen Niederlage. Die Führer werden in die allgemeine Flucht hineingerissen, und ungefährdet schieben die Legionen ihre Schuppenglieder dem Rheine zu. Auf das wetterharte Haupt des Legaten aber senken zwei Göttinnen einen frischen Kranz: Virtus und Disciplina ...

Zum Vorstoss reicht es allerdings nicht, dieser erfolgt immer nur unter Germanicus, dem schwärmerisch verehrten Führer der Legionen. Aber eben weil er ein Führer ist, hat er im römischen Kaiserreich keinen Platz und endet auf die bekannte tragische Weise.

Wir erleben also etwas sehr Merkwürdiges: während im Römerheere die reine Disziplin und Amtsgewalt des Vorgesetzten in höchster Not mehr als einmal versagt, wo nicht ein Führer da ist, suchen die germanischen Führer zu derselben Zeit ihren persönlichen Einfluss durch Amt und Befehl nach römischer Weise zu festigen. Denn sie haben erkannt, dass derselbe in tiefster Not wohl zu gewaltiger Tat ausreicht — die Varusschlacht und der Auszug der Markomannen nach Böhmen zeugen davon; aber in sorglosen Zeiten und auf die Dauer regt sich doch der Einzelwille kräftiger, und es ist ungeheuer schwer, ihn durch persönlichen Einfluss zur Gefolgschaft zu zwingen.

Führertum bedarf der zuverlässigen Disziplinarordnung zur Befestigung nicht minder, wie umgekehrt alte Vorgesetztengewalt erst im Führertum ihre eigentliche Sinnbestimmung erhält. — Die Verflechtung und der Widerstreit zweier politischen Gestaltungsformen künden sich an, wie sie fortab immer wieder ganze Geschichtsepochen entscheidend bestimmen und formen sollten.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Die Jungscharen

Der Rat der Jungscharen beschloss, dass für die Jungscharen eine besondere Tracht eingeführt werden solle: für die Jungen im Sommer ein weisses Hemd, im Winter ein graues Jacket, dazu graue Hosen; die Mädchen tragen im Sommer eine weisse Bluse, im Winter eine graue Jacke, dazu einen grauen Rock. Die Kopfbekleidung zeigt auf grauer Grundfarbe weiss-grüne Verzierungen. Das Tragen der Uniform sei nicht obligatorisch, aber erwünscht. Ferner wurde beschlossen, dass Jungscharen nicht an andern Jugendorganisationen gegründet werden können, denn sie seien selbständige Jugendorganisationen. — In der Presse finden sich Hinweise auf die Tätigkeit der Jungscharen im Winter. Da die landwirtschaftliche Tätigkeit eine Sommer- und Herbstarbeit sei, müssten die Glieder der Jungscharen im Winter eine andere Tätigkeit entfalten. Um seine Heimat lieben zu können, muss man sie gut kennen, auch ihre Geschichte. Man solle Dinge sammeln, die Altertumswert hätten, Arbeitsgeräte, Kleider und Schmuck. Man könne aus solchen Dingen ein kleines Museum errichten. Man solle Erinnerungen an besonders hervorragende Glieder der Gemeinde sammeln. Erinnerungsstuben könnten geschaffen werden, wo derlei Andenken aufzustellen seien. Sehr beachtlich ist die geforderte Weckung eines genealogischen Interesses: man solle Ahnenforschung treiben und seinen Stammbaum zeichnen. Endlich werden Kenntnisse der näheren Heimat und ihrer Vergangenheit als notwendig bezeichnet.

Eine Aufforderung des Ministerpräsidenten

Am 28. Januar wandte sich Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis durch die ganze Presse an die Öffentlichkeit mit der Aufforderung, die Bibliotheken der Schulen, Vereine und Gemeindehäuser durch Spenden aufzufüllen, wobei jeder an seine Schule und seine Heimatgemeinde denken solle. Auch Musikinstrumente und Kunstgegenstände sollte man den Schulen zur Verfügung stellen. Die Aufforderung hat weiten Widerhall gefunden.

Der Bestand der Handels- und Industrie-Kammer

Am 23. Januar sind durch den Finanzminister der Vorstand und die Glieder der Handels- und Industriekammer ernannt worden. Vorsitzender ist A. Behrsinsch, Leiter der Sektion für Handel A. Lejas-Sauss und A. Benjaminsch, — für das Transportwesen M. Kalninsch, — für Industrie A. Kuraus und J. Kerpe, — für das Versicherungswesen A. Seebergs, für das Kreditwesen J. Eikert. Unter den 120 Gliedern der Kammer sind 10 Deutsche, 6 Juden, 1 Russe.

Liquidation aller politischen Parteien

Durch eine Verfügung des Innenministers vom 16. Mai v. J. wurde seinerzeit die Tätigkeit aller politischen Parteien unterbrochen. Die linken Parteien wurden bald darauf geschlossen. Nun sind durch Verfügungen des Vize-Innenministers A. Behrsinsch die übrigen politischen Parteien geschlossen worden. Für alle geschlossenen Parteien wurden Liquidationskommissionen eingesetzt.

Der Prozess der »Baltischen Brüderschaft«

Bei den Prozessverhandlungen der «Baltischen Brüderschaft» in der Berufungsinstanz ist das Urteil des Bezirksgerichts bestätigt worden, wonach 27 Teilnehmer mit 5 Monaten, 6 — mit 3 Monaten und 8 — mit 1 Monat Arrest bestraft wurden. 9 Teilnehmern wurde Bewährungsfrist zugebilligt, da sie im Sinne der Anklage, die auf Nichtregistration lautet, fast garnicht beteiligt sind, resp. in einem Falle wurden Verdienste als Freiheitskämpfer und Ritter des Lāčplēsis-Ordens in Erwägung gezogen.

ESTLAND

Neubau des Staates

Wie aus dem letzten Bericht hervorging, hatte der Innenminister seinerzeit der Presse gegenüber die Erklärung abgegeben, dass die Regierung mit der bisherigen Staatsversammlung keine Zusammenarbeit mehr suchen werde, und dass Wahlen nicht so bald erfolgen würden. Auf einem Mitte Januar stattgehabten grossen Kongress von Vertretern der Regierung und der Kommunen, der in der Landeshauptstadt abgehalten wurde, gab der Staatsälteste in einer längeren Rede das Programm der Regierung in Bezug auf einen Neubau der

Staatsordnung bekannt. Danach soll in näherer oder fernerer Zukunft eine Volksabstimmung über die Frage stattfinden, ob eine neue verfassunggebende Versammlung einberufen werden soll, die über die Neuordnung des Staates zu beschliessen haben würde. Aus dieser Rede des Staatsältesten seien hier die wichtigsten Stellen wiedergegeben.

Eingangs wies der Staatsälteste darauf hin, dass Estland nicht nur mit einer Wirtschaftskrise zu kämpfen habe, sondern wie ganz Europa zurzeit eine grosse Wende erlebe. «Wir leben in einer Zeit», sagte der Staatsälteste, «die ihre Erbschaft noch an Jahrhunderte weitergeben wird. Wir haben uns geistig verändert und haben unsre staatlichen Organisationen einer Kritik unterzogen. Wir prüfen alle früheren Sitten, nach denen wir gelebt haben. Wenn wir unsern Staat vorwärts bringen wollen, so müssen wir das zu werten verstehen, was um uns her vorsichgeht. Wir leben doch nicht auf irgendeiner kleinen Insel, sondern unsre Lage ist die, dass wir von Grossstaaten umgeben sind. Wie sich in diesen Staaten das staatliche Leben organisiert, das müssen wir verfolgen und dementsprechend unsern Staat festigen und unser Volk organisieren».

Weiter wies der Staatsälteste in seiner Rede darauf hin, dass die Regelung des staatlichen Lebens heute viel schwieriger sei als früher. Früher war der freie Wettbewerb Grundlage des Handels und der Industrie, heute aber könne eine Nichteinmischung der Staatsregierung in die Regelung des Volks- und Wirtschaftslebens zu einer tötlichen Gefahr für das ganze Volk werden. Daraus ergeben sich für die Regierung im Verhältnis zu früher ganz neue Aufgaben, die sie mit einer unorganisierten Gesellschaft nicht lösen könne. Deshalb stehe jetzt der Regierung die Aufgabe bevor, die Gesellschaft umzuorganisieren. «Wir müssen», sagte der Staatsälteste, «von der parteipolitischen Organisation des Volkes abgehn. Das Parteiensystem hat das Volk abgelehnt. Wir müssen unser Volk anders organisieren. Darüber ist in der Presse viel geschrieben worden, und es ist gesagt worden, dass wir dadurch ins Mittelalter zurückkehren. Doch das ist eine unnütze Befürchtung. Wir müssen unser Volk auf berufsständischer Basis organisieren, und zwar müssen die geistigen wie auch die rein wirtschaftlichen Kräfte in diese Organisation eingespannt werden. Wir müssen eine neue Moral und einen neuen Ehrbegriff schaffen. Wir müssen die Berufsstände zu Organisationen umbilden».

«Wozu», so fragte der Staatsälteste, «mache ich Sie auf alles das aufmerksam? Ich möchte Ihnen ganz offen und mit Betonung sagen, dass, solange wir noch keine derartige gesellschaftliche Organisation geschaffen haben, weder das Parlament zusammentreten wird, noch Wahlen stattfinden werden. Auf Grund der neuen Verfassung bin ich derjenige, der die gesamte Gewalt in seinen Händen hat. Bei der jetzigen Verfassung können wir aber nicht bleiben. Sobald wir zu einer festen organisatorischen Grundlage gelangt sind, wird eine neue verfassunggebende Versammlung zusammentreten müssen. Ich hoffe, dass wir, wenn unsre Gesellschaft neu organisiert ist, auf dem Wege einer Volksabstimmung dem Volke die Frage der Einberufung einer neuen verfassunggebenden Versammlung werden vorlegen können. Einen andern Weg, um zum Parlamentarismus zurückzukommen, haben wir nicht. Das jetzige Parlament werde ich nicht mehr einberufen. In der kommenden verfassunggebenden Versammlung werden Vertreter aller Volksschichten sitzen. Vor allem müssen an dieser Versammlung die Vertreter unserer Selbstverwaltungen, darunter auch diejenigen unsrer völkischen Minderheiten teilnehmen. Weiter müssen an ihr beteiligt sein: Vertreter der Ritter des Freiheitskreuzes, des Schutzkorps, der Universität und der Kirche. Und schliesslich müssen auch Volksvertreter in den Reihen dieser Versammlung sitzen, die auf breiter Grundlage gewählt werden. Ich habe Ihnen völlig freimütig alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe. Ich will nicht der Befehlshaber oder alleinige Führer des Volkes sein. Da aber auf mir die Verantwortung ruht, so hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen, die Sie aus dem ganzen Lande hier zusammengekommen sind, dieses zu sagen, damit Sie wissen, in welcher Richtung die Regierung den Staat führen will».

So die programmatischen Ausführungen des Staatsältesten.

Die Schaffung berufsständischer Organisationen ist denn auch inzwischen weiter fortgeschritten. Durch ein Dekret des Staatsältesten ist ein Gesetz über die Errichtung einer Hausbesitzerkammer erlassen worden. Die Wahlen werden spätestens nach 5 Monaten stattfinden. Früher schon sind Dekretgesetze erlassen, nach denen eine Ärztekammer und eine Pharmazeutenkammer geschaffen werden. Die Vorbereitungen hierzu sind bereits in vollem Gange. Zurzeit werden in den zuständigen Regierungsbehörden Entwürfe für die Satzungen einer Tierärztekammer und einer Kammer der Genossenschaften ausgearbeitet. Letztere soll drei Sektionen erhalten: eine

für die Konsumgenossenschaften, eine für die Produktionsgenossenschaften und eine dritte für die genossenschaftlich organisierten Banken und Versicherungsanstalten.

Estnische Kulturpolitik

Eine weitere wichtige Massnahme der Regierung bei der Neuorganisation des Staates ist das am 2. Februar durch Dekret des Staatsältesten erlassene Gesetz über die Bildung eines Rates für Volkskultur und Volksbildung beim Bildungs- und Sozialministerium. Diese Institution wird sozusagen den Kulturrat des estnischen Volkes bilden. Nach dem Gesetz wird dieser Rat folgende Aufgaben haben: a) die Beratung und Klärung aller Zweige der Volksbildung, sowie die Förderung der völkischen Bildung und Kultur des estnischen Volkes; b) die Vereinheitlichung der Arbeit aller auf dem Gebiete der estnischen Volksbildung arbeitenden Institutionen und Organisationen, sowie die Ausarbeitung eines für alle diese Institutionen und Organisationen geltenden Arbeitsprogrammes; c) die Durchführung grösserer kultureller Veranstaltungen.

Zu dem Rate werden gehören: der Ministerpräsident, der Bildungs- und Sozialminister und sein Gehilfe, die Abteilungsleiter des Bildungs- und Sozialministeriums, der Leiter des staatlichen Propagandaamtes, Vertreter des Landwirtschaftsministeriums, des Wehrministeriums, der Universität, des estnischen Kulturkapitals, des staatlichen Rundfunks, des Verbandes der Landkreise, des Städteverbandes, des estnischen Roten Kreuzes, der evangelisch-lutherischen und der griechisch-katholischen Landeskirche und ausserdem Vertreter aller auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiete tätigen Organisationen, die den Wunsch äussern, Vertreter in den Rat zu entsenden und denen das von der Regierung gestattet ist.

Der Rat wird je nach Bedarf zusammentreten, mindestens aber zweimal im Jahre. Die vom Rat angenommenen Programme, Beschlüsse und Grundsätze werden, soweit sie von der Regierung gutgeheissen sind, für die zum Rat gehörigen Organisationen und Institutionen verbindlich sein. Das gleiche wird auch für alle Organisationen gelten, die vom estnischen Kulturkapital unterstützt werden.

In den letzten Tagen des vergangenen Jahres tagte in Reval der dritte allstaatliche Bildungskongress, auf dem eine Reihe von Referaten gehalten wurde. Darunter eines von dem ehemaligen Staats-

ältesten und bekannten Hauptschriftleiter des Dorpater «Postimees» Jaan Tönisson. Aus diesem interessanten Referat seien hier einige Stellen kurz wiedergegeben:

»Dass den Esten in Zukunft ernste Schwierigkeiten und Lasten bevorstehen, sei sicher. Wenn schon die Vergangenheit zeige, wie an der Ostküste des Baltischen Meeres seit den Tagen einer grauen Vorzeit die Lebensinteressen vieler Völker sich gekreuzt haben, so wäre es nicht klug,sich darüber keine Rechenschafft abzulegen, dass auch in der Zukunft die internationale Spannung zwischen Ost und West nur steigen kann. Neben den weiteren Aussichten der Idee der Vereinheitlichung der Welt und des geeinigten Europas kann es nicht ausbleiben, dass die Notwendigkeiten und unausbleiblichen Tatsachen der völkischen Entwicklung Osteuropas auch in Zukunft ihre realen Schattenseiten zeigen werden. Je mehr Gross-Russland im fernen Osten durch die japanische völkische Expansion zurückgedrängt wird, desto mehr wird der russische expansive Druck nach Westen zunehmen. Und wenn man andererseits auch annimmt, dass der Expansionsdrang der nationalsozialistischen deutschen Ostraumpolitik sich im Baltikum nicht direkt auswirken wird, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, dass die Wirkung der deutschen völkischen Expansion für die Esten in Zukunft immer spürbarer werden wird — sei es durch ein Wachsen der politischen Spannung oder in Form der Gefahr internationaler Kompensationen auf Kosten der Baltischen Staaten. Ausser den genannten Gefahren müssten die Esten ernstlich mit den dauernden wirtschaftlichen und kulturellen Spannungen rechnen, die sich aus dem internationalen Bevölkerungsgesetz ergeben, nach welchem die zahlenmässig wachsenden Völker eine Expansion auf dem Wege einer friedlichen Wanderung in diejenigen Länder suchen, wo die Bevölkerungszahl geringer und der soziale Druck schwächer ist. Dabei vollziehe sich gleichzeitig eine allmähliche Entnationalisierung der schwächeren Völker. Dass diese historischen Gesetze auch heute noch nicht ihre Schärfe verloren haben, das zeigen sehr bildlich die deutschen Schlagworte von der friedlichen Eroberung des «Ostraumes» und des «Raumes um die Ostsee». Wer die historische Entwicklung der Völker verfolgen kann, dem müsste es klar sein, dass das estnische Volk seinen Platz an der Sonne unter den selbständigen Völkern in Zukunft nur dann wird verteidigen und sich weiter halten können, wenn es in Bezug auf seine kulturelle Entwicklung und seine innere

Tragkraft hinter den andern Völkern nicht zurückbleibt, die aus dem einen oder andern Grunde am Ostufer des Baltischen Meeres interessiert sind. Auf eine Entwicklung seiner völkischen Kultur könne aber das zahlenmässig geringe estnische Volk nur dann hoffen, wenn alle Volksschichten und jeder einzelne zu einer aktiven Teilnahme an der Entwicklung und Schaffung einer estnischen völkischen Kultur mitgerissen werden».

Und am Schluss seines Referats wies Tönisson darauf hin, dass die Esten bei ihrer völkischen Arbeit darauf achten müssen, dass sie nicht in eine kulturelle Isolierung geraten, da die kulturelle Entwicklung der Völker gerade eine gegenseitige Beeinflussung zur Voraussetzung hat. Die Esten müssten aber darauf achten, dass sie in erster Linie mit solchen Kulturvölkern in eine enge Berührung kommen, wo sie doch nicht zu fürchten haben, dass sie dadurch unter einen zu starken politischen oder kulturellen fremden Einfluss geraten. Aus diesem Grunde wünsche er enge Beziehungen zu der skandinavischen und zu der angelsächsischen Kulturwelt. Und als erste Fremdsprache müssten die Esten die englische wählen, die ihnen das nötige Gegengewicht schaffen würde »gegen den Ansturm der deutschen Sprache und der deutschen Kultur und der damit verbundenen natürlichen Gefahr einer Entnationalisierung«.

Staatliche Förderung des Bevölkerungszuwachses und der Rassenhygiene

In den ersten Tagen des Januar tagte gleichfalls in Reval der vom estnischen Verein für Rassenhygiene und Genealogie einberufene zweite Kongress für völkische Erziehung, an dem eine grosse Zahl hervorragender Persönlichkeiten der estnischen Öffentlichkeit teilnahmen. Die Eröffnungsrede hielt der Staatsälteste, in welcher er u. a. sagte: «Wir haben viele Kraftanstrengungen gemacht, um die laufenden Schwierigkeiten zu überwinden. Aber alle diese Anstrengungen werden nur einen zeitweiligen Erfolg haben, wenn unsre Bevölkerungszahl auf demselben Stande bleibt wie eben. Wenn Dänemark 3 Millionen Einwohner ernähren kann, so müssen wir wenigstens 2 Millionen ernähren können».

Der Kongress fasste eine Reihe von Resolutionen, in denen verschiedene Forderungen aufgestellt wurden.

Von den vom Kongress vorgeschlagenen Massnahmen zur Förderung des Bevölkerungszuwachses seien hier als die wichtigsten fol-

gende genannt: a) den jüngeren Staatsbürgern muss die Eheschliessung erleichtert werden, indem sie bei der Landverteilung und bei der Anstellung im Land- und Kommunaldienst bevorzugt werden. b) Die durch eine grössere Zahl von Kindern hervorgerufene finanzielle Mehrbelastung müsste durch entsprechende finanzielle Massnahmen ausgeglichen werden. c) Im Staats- und Kommunaldienst stehende Personen sind zu entlassen, wenn sie nicht heiraten. d) Eigentümer von Bauernhöfen resp. Landstellen und von Industrie- und Handelsunternehmungen müssen durch entsprechende staatliche Massnahmen zur Eheschliessung und zur Kinderzeugung gezwungen werden. e) Bei Erbschaften, Schenkungen usw. ist der an den Staat fallende Anteil in den Fällen zu vergrössern, wo die begünstigten Personen unverheiratet sind. f) Alles noch nicht in Kultur genommene Land muss in die Hände kinderreicher Familien übergeführt werden.

Ferner forderte der Kongress eine Förderung der genealogischen Interessen, da diese ein volkserzieherisch wichtiger sozialer Faktor sind. Auf dem Gebiete der Rassenhygiene sprach der Kongress folgende Wünsche aus: a) Vor einem jeden Eheschlusse müssten die Personen, die eine Ehe eingehn wollen, einer ärztlichen Untersuchung unterzogen werden und die standesamtliche Trauung dürfte nur nach Vorweis eines entsprechenden ärztlichen Zeugnisses erfolgen. b) Personen, die mit erblichen Krankheiten oder Fehlern belastet sind, müssten zwangsweise sterilisiert werden. Die entsprechenden gesetzlichen Vorschriften müssten möglichst bald erlassen werden. c) Bei der Schaffung von Siedlerstellen auf dem flachen Lande müsste den Siedlern die Verpflichtung auferlegt werden, dass jeder von ihnen mindestens vier Kinder haben muss. Dabei dürften neue Siedlerstellen nur an erbbiologisch gesunde Ehepaare abgegeben werden.

Es würde hier zu weit führen, alle vom Kongress beschlossenen Resolutionen anzuführen; als Beispiel für den Geist des Kongresses mögen die angeführten genügen. Die estnische Presse war allerdings mit diesen radikalen Beschlüssen des Kongresses vielfach garnicht zufrieden. So schrieb z. B. der Postimees: «Wie man nun aus den Berichten der Presse über den Verlauf des Kongresses ersieht, sind die im Laufe von zwei Tagen abgehaltenen Versammlungen fast ausschliesslich dem Heruntermachen des estnischen Lebens gewidmet gewesen, besonders die Debatten. Vom Geist des Heruntermachens sind wir noch lange nicht befreit, wie der Kongress für völkische Erziehung beweist».

Die Resolutionen des Kongresses wurden dem Staatsältesten und andern Gliedern der Regierung unterbreitet, und einen Erfolg hat der Kongress entschieden zu verzeichnen. Denn der Kongress hatte darum gebeten, «der Staatsälteste möge ein ständiges Institut ins Leben rufen, das alle auf dem Kongress angeschnittenen und durchberatenen Fragen gründlich durcharbeiten und einen Vorschlag darüber ausarbeiten soll, welche Probleme der rassischen Gesundheit des estnischen Volkes, der Erhöhung der Geburtenziffer und der völkischen Erziehung auf gesetzgeberischem Wege zu lösen seien und in welcher Reihenfolge». Die Staatsregierung hat diesem Wunsche jetzt entsprochen und eine interministerielle Kommission gebildet, die untersuchen soll, welche Möglichkeiten für eine Förderung des Bevölkerungszuwachses und der allgemeinen Wohlfahrt zurzeit bestehen, und die die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in einem entsprechenden Vorschlag zusammenfassen soll. Zu dieser Kommission gehören der Bildungs- und Sozialminister, der Wirtschaftsminister, der Landwirtschaftsminister und der Innenminister. Zu den Arbeiten dieser Kommission sollen auch Vertreter des Städteverbandes, des Verbandes der Landschaften und sonstiger gesellschaftlicher Organisationen herangezogen werden.

Lvo eon Middendorff

Dorpat, 7. Februar 1935.

Aus dem Schrifttum der Zeit

Gerhard Schumann: Die Tat

Süss ist die Knospe, schwer die reife Saat.
Einst liebte ich die Schau. Nun liebe ich die Tat.

Doch nicht den Jubel, hingeschwungnen Willen,
Den stolzen Weg in Siegen. Nein. Den Schmerz,
Den du dem Feinde fügst, lass in dich quillen.
Und wenn du schlägst, triff in dein eigen Herz.

Und auch die Freunde musst du tief verwunden.
Es wächst um dich ein atemloses Schweigen.
Erst ganz vereinsamt bist du allen eigen.
Sei wie der Adler fraglos hinverbunden

Dem Raume, der dich trägt, der um dich flutet —
Vor dem der eigne Wunsch und Wille blich. —
Die Tat ist gut, wenn du sie rot geblutet,
Dann halte sie, die Fahne, über dich. —

Aus: Fahne und Stern
Gedichte von Gerhard Schumann
München 1934

Herbert Böhme: Das Ewige

Wir kennen keinen Sieg und kein Ziel,
unser Sieg, unser Ziel ist der Kampf,
und das Schwert in der Faust und ein Segel am Siel
und des Pflugstiers schwelender Dampf.
Unser Sieg ist die Tat, die uns aufwärts hebt,
unser Ziel überwindet die Zeit,
denn in der Fahne, die vor uns schwebt,
lebt die Unsterblichkeit.

Aus: Des Blutes Gesänge
Gedichte von Herbert Böhme, München
1934

Eberhard Wolfgang Möller: Die Engel erscheinen den Jüngern

Sie gingen einen Wald empor und zwar
an einer Stelle, wo zwei Männer standen;
die suchten ihre Schuhe zu entsanden,
weil es an diesem Ort sehr sandig war.

Der eine war sehr gross und wunderbar,
als wäre er ein Baum auf Menschenbeinen;
er überragte weit den andern kleinen,
doch war ein heller Schein um dessen Haar.

Als diese Männer sie um Feuer fragten,
sich eine Pfeife Tabak anzuzünden,
da sahen alle staunend auf das Paar.

Und als sie ganz im Qualme waren, sagten
sie, dass der Herr erstanden sei. Die Schar
der Jünger sollte das der Welt verkünden.

Aus: Die erste Ernte
Gedichte von Eberhard Wolfgang Möller
München 1934

Gerechtigkeit

Von Werner Bergengruen

Es ist nichts Gefährlicheres, als wenn ein Mensch einen Eifer zur Gerechtigkeit hat und sich auf diesen verlässt. Herzog Heinrich von Lüneburg hatte einen Ratgeber, Christian Pelse, den Vogt von Celle. Diesen schätzte er um seiner Lauterkeit und Klugheit willen höher als alle anderen, die in seinen Diensten standen. Eines Tages erhielt der Vogt Botschaft, der Herzog sei in der Nähe zur Jagd und wolle ihn sehen und von Landesgeschäften mit ihm reden. Christian Pelse, der, hierin seinem Herrn ähnlich, nichts auf Prunk gab und sich ungern bedienen liess, stieg auf seinen Schimmel und machte sich, nach seiner Gewohnheit unbegleitet, auf den Weg nach dem bezeichneten Ort. Der Vogt hatte den Kopf voll von Sorgen um den Herzog und das Celler Land, so hatte er auf das Wetter keine Acht gehabt, und als er durch das Fuhsetal kam, gewahrte er, dass ein schneidender Wind wehte, dass ein starker Regen vom Himmel zu fallen begann und dass er selber nicht daran gedacht hatte, sich einen Mantel mit auf den Weg zu nehmen. Da er sich nie Ruhe gegönnt hatte, seinen Körper zu pflegen, so war seine Gesundheit nicht sehr fest; es fror und schauderte ihn. Aber da er Eile hatte, zum Herzog zu kommen, so mochte er auch nicht in einen Bauernhof einkehren, um sich zu wärmen und das Ende des Unwetters abzuwarten.

Indem er so weiterritt, gewährte er am Wege einen guten, warmen Mantel liegen von blauer Wolle mit Katzenfell, und zwar lag er unter einer grossen Eiche, deren Äste ihn vor dem Nasswerden schützten. In der Nähe aber war ein Acker, auf dem arbeitete ein Bauer, und es war offenbar, dass diesem Bauern der Mantel gehörte und er ihn beiseite gelegt hatte, um ihn wieder anzuziehen, wenn er sein Werk getan haben und sich auf den Heimweg machen würde.

Der Vogt rief den Bauern an, er möchte ihm den Mantel borgen, es solle ihm auf eine Erkenntlichkeit nicht ankommen. Der Bauer entgegnete, der Mantel sei sein, er brauche ihn selbst und sei kein Verleiher. Der Vogt redete ihm zu, allein der Mann blieb störrisch, sei es, dass er in bäuerlichem Misstrauen glaubte, der Vogt werde den Mantel für sich behalten wollen, sei es, dass des Herzogs Sorge für die Bauern ihn zu der Meinung gebracht hatte, nun dürfe und müsse er einem Herrn getrost alles das abschlagen, was nicht als seine Schuldigkeit im Gesetz oder Fronbuch verzeichnet stand.

Der Vogt wollte ihm den Mantel abkaufen, der Bauer erwiderte, er sei ihm nicht um tausend Schafe feil. Der Vogt dachte: Diese Art von Leuten hat eine härtere Gesundheit als unsereiner. Zudem, wenn er krank wird, so kocht ihm seine Frau einen Lindenblütenabsud und ein Nachbar tut seine Arbeit mit. Werde ich krank, so bleibt meines Herrn Land ohne Leitung.

Also kehrte er sich nicht weiter an den Bauern, nahm den Mantel, hüllte sich darein und ritt seines Weges.

Nun kam er zum Herzog, musste ihm berichten und mit ihm ratschlagen, tafeln und jagen. Da hatte er denn manche Dinge in seinem Kopf zu bewegen und vergass darüber die Herkunft des Mantels, dessen er sich immer noch bediente. Sonst hätte er wohl dem Bauern das Seinige mit einem Geschenk zurückgesandt und sich ein warmes Kleidungsstück von einem der Begleiter des Herzogs geliehen.

Als die Jagdtage vorüber waren, wünschte sich der Herzog um verschiedener Regierungsdinge willen nach Celle zu begeben, und Christian Pelse musste neben ihm reiten. So kamen sie in die Nähe der Fuhse. An einer Wegekreuzung stand eine Linde, hinter der sprang ein Bauer hervor, fiel vor dem Herzog auf die Knie und bat um Gerechtigkeit. Der Herzog stieg vom Pferde, hiess seinen Schild an den Lindenstamm hängen und sprach zu dem Bittenden: »Ich will Gericht halten und dir Recht schaffen.«

Nun begann der Bauer: »Was verschlägt es, dass man Euer Gnaden Gerechtigkeit rühmt und dass Euer Gnaden die Raubritter niedergeworfen haben, wenn die ärgsten Räuber unverfolgt in Euer Gnaden festen Häusern sitzen? Dieser Mann hat mir mit Gewalt vor drei Tagen den Mantel genommen, in welchem er neben Euer Gnaden geritten ist.«

Der Herzog fragte seinen Vogt, ob der Bauer die Wahrheit gesprochen habe und ob der Mantel ihm gehöre. Der Vogt erwiderte: »Ja.« Er wollte noch etwas sagen, da sah er den Herzog mit starken Schritten auf seine, des Vogtes, Schimmelstute zugehen und ihr den Halfter abnehmen. »Christian Pelse, weisst du, was mir der Halfter soll? Christian Pelse, du musst hängen. Ich habe verkündigen lassen, dass jeder sterben soll, der einem geringen Manne auch nur eines Hellers Wert nimmt, auf der Stelle und ohne Ansehen der Person. Es ist mir herzlich leid um dich, Christian Pelse, allein nun muss ich mein Wort halten. Hast du mir noch etwas zu sagen?«

Des Vogtes Gesicht war kalt und starr geworden wie Stein. Er sah den Herzog nicht mehr an und verschmähte jedes Wort. So hängten sie ihn an die Linde.

Über diesem hatte sich einiges Volk aus der Nachbarschaft eingefunden, das stand gaffend und horchend umher. Nun trat ein grauhaariges Bauernweib aus der Menge und sprach mit jener Furchtlosigkeit, die alten und rechthaberischen Weibern eigen ist:

»Wäre ich eher dazugekommen, so hätte ich eher geredet. Herr Herzog, es ist eine Schande, dass dieser Mann um den Mantel geklagt hat. Daheim hat er deren drei. Diesen aber hat er seinem Bruderssohn genommen, dessen Vormund er ist und der den Mantel als einziges Erbe von seinem Vater hat.«

Der Herzog legte sich die Hand über die Augen. Nach einer Weile liess er sie wieder sinken, winkte dem Bauern und dem Weibe, sie möchten ihrer Wege gehen, und sagte:

»Ich habe gerecht sein wollen, und es ist nichts daraus geschehen als Ungerechtigkeit. Von nun an will ich der Ungerechtigkeit ihren Lauf lassen, vielleicht macht Gott Gerechtigkeit daraus.«

Aus: Die Schnur um den Hals
Novellen von Werner Bergengruen
Berlin 1935

UMSCHAU

Um den Ostpakt

Dem Aussenministerium Lettlands ist der Inhalt der französischen Ostpaktnote vom 16. Januar an Deutschland bekanntgegeben worden. In der Presse ist über den Inhalt nichts verlautbart. Nachdem Laval Herrn Litwinow erneut versprochen hat, nun den Ostpakt in erster Linie zu behandeln, sind die langwierigen Verhandlungen wieder einen Schritt vorwärts gegangen. Russlands Konsequenz in der Garantie- und Ostpaktfrage, seinerzeit akut durch seine Sorgen im Osten, ist heute erklärlich durch den Wunsch, bei einer unerwarteten Befriedung Europas nicht draussen zu bleiben und im Falle des Scheiterns der Verhandlungen ein Militärbündnis mit Frankreich abschliessen zu können. Zum Ostpakt schreibt A. Klahwsons im »Rihts« Nr. 27 v. 27. Januar d. J.:

»Über den Ostpakt sind während der sich mehr als ein halbes Jahr hinziehenden Verhandlungen in der europäischen Presse unzählige Spalten geschrieben worden — ob aber dadurch das Paktproblem breiteren Kreisen klarer geworden ist, daran darf man zweifeln. Wir können uns noch gut dessen entsinnen, dass anfänglich auf die Baltischen Staaten Vorwürfe ausgeschüttet wurden, sie hätten nicht rasch, klar und wohlwollend genug ihre Zustimmung zu dem Pakt geäussert. Diese Zurückhaltung war jedoch verständlich, da über den Inhalt des Paktes lange Zeit Unklarheit herrschte und auch heute die Öffentlichkeit sich nicht einer erschöpfenden Kenntnis des Paktentwurfes rühmen kann.

Später wurden abwechselnd Polen und Deutschland zum Objekt der Vorwürfe, da die Baltischen Staaten im Vertrauen auf die von französischen und sovetrussischen Staatsmännern abgegebenen Erklärungen ihr prinzipielles Einverständnis mit der Paktidee aussprachen. Sie behielten sich ihr endgültiges Wort jedoch für konkrete Unterredungen über ein bestimmtes Projekt vor, das bis zur Zeit noch nicht vorhanden ist...

Nun eben haben diese Unterredungen über den Ostpakt in Genf eine neue Richtung genommen. Es scheint, dass unter dem unablässigen Druck Frankreichs und Sovetrusslands der polnische Aussenminister Oberst Beck einen kleinen Rückzug aus seiner Stellung vorgenommen habe und irgendeine stark reservierte und verklausulierte Zustimmung für den Pakt gegeben hat. Die französische Presse vermerkt dieses und zieht den Schluss, dass das weitere Schicksal des Paktes von der Regierung Deutschlands abhänge, die — so schreibt »Le Temps« — erklären muss, »ob sie allein ein Unternehmen verhindern wolle, das den Frieden und die Ordnung zu sichern beabsichtigt und darum ganz Europa interessiere.«

Am 16. Januar überreichte der französische Botschafter dem deutschen Aussenministerium das Memorandum, mit dem die französische Regierung auf das von Deutschland im September vergangenen Jahres ausgearbeitete Gutachten über den Ostpakt antwortete. Dieses Gutachten hat den Paktgedanken nicht vollständig abgelehnt, sondern stellte seine Realisierung in Abhängigkeit von der Gewährung des Rüstungsrechts an Deutschland. Den ganzen grossen Schriftwechsel in der Paktfrage zu analysieren ist im Augenblick nicht möglich, er ist in allen Einzelheiten auch nicht bekannt. Zur Bewertung der augenblicklichen Situation genügt die Feststellung,

dass nach den Spielregeln der Dipiomatie das Wort nun Berlin hat.

Sind damit aber die Aussichten auf den Pakt verstärkt worden? Darauf will im Augenblick niemand antworten. Frankreich hatte seine Antwort an Deutschland augenscheinlich wegen der Saarabstimmung hinausgeschoben; ebenso war es wünschenswert, die Verhandlungen mit Italien abzuschliessen, um eine gewisse Klarheit in der mitteleuropäischen Situation zu schaffen und um sich von der Notwendigkeit zu befreien, nach zwei Fronten — mit Deutschland und mit Italien — zu kämpfen. Die dritte Richtung der politischen Aktivität Frankreichs führt nach London, wo entscheidende Beschlüsse über das Rüstungsproblem erwartet werden. In einer so komplizierten Situation, wo sich Unterhandlungen mit vielen Staaten über viele Fragen kreuzen, ist es nicht schwer, den langsamen Gang des französisch-deutschen Schriftwechsels zu erklären.

Vom September bis zum Januar ... vier Monate hat Deutschland auf die französische Antwort gewartet. Die Vermutung kann zugelassen werden, dass auch Frankreich und damit alle direkt oder indirekt am Ostpakt interessierten Staaten — mit anderen Worten ganz Europa — eine gewisse Zeit auf die Antwort Deutschlands werden warten müssen. Und wenn die Antwort nicht zustimmend ist? Dann werden eben die Diplomaten wieder ausrechnen, wer nach den Spielregeln den nächsten Zug hat.

Bei der Beurteilung des Ostpaktes im vergangenen Jahr hat unsere Presse einmütig unterstrichen, dass uns zwei Dinge Sorge machen: ein gleichwertiges Recht in den Verhandlungen zu erreichen und sich von dem taktischen Spiel zurückzuhalten, das die Paktidee kompromittieren könnte.

Die erste These wurde durch die Erinnerung an die sovetrussisch-polnischen und sovetrussisch-deutschen Verhandlungen über die Sicherung der Unabhängigkeit der Baltischen Staaten hervorgerufen. Wir wiesen eine solche Fürsorge zurück; wir wollten selbst Schützer unserer Unabhängigkeit bleiben. Diese Versuche sind auch nicht wiederholt worden. Ebenso ist eine Motivierung für die Notwendigkeit des Ostpaktes beiseite geworfen worden, die eine Zeitlang besonders eifrig von der Sovetpresse ventiliert wurde, nämlich, dass der Pakt für die Sicherung der bedrohten Lage von den Baltischen Staaten notwendig wäre. Das alles gehört der Vergangenheit an.

Der Ostpakt ist als das grosse politische Problem Europas erkannt worden, welches er tatsächlich ist, und ebenso ist auch die vollberechtigte Rolle der baltischen Staaten bei der Lösung dieses Problems anerkannt worden. Das zeigt der kürzliche Schritt Frankreichs und Sovetrusslands in Riga, Reval und Kaunas, wobei allen drei Regierungen der Text des Protokolls vom 5. Dezember über die Angleichung der französisch-russischen Politik in der Ostpaktfrage überreicht wurde.

Schlechter steht es mit der anderen These, welche die lettische Presse hervorhebt, nämlich das taktische Spiel der Paktdegeneration zu vermeiden. Hier ist, wenn auch nicht vonseiten der Baltischen Staaten, viel gesündigt worden denn alle Erwähnungen über solcheine oder eine andere Zusammensetzung und Zahl der Paktteilnehmer, über die Teilnahme oder den Ausschluss eines oder des anderen Staates, über die feinen Nuancen in der Auffassung des Pakts, die Vorwürfe und die Ermunterungen, Verdachtsäusserungen oder Lobsprüche — alle die augenscheinlich inspirierten Schachzüge fördern nicht den Abschluss des Paktes, sondern behindern ihn. Sie verschleiern das Wichtige und heben am falschen

Platz das Geringe und Unwichtige hervor.

Eine so grosse Sache kann nicht beeinflusst werden, und noch weniger kann das durch Presseartikel geschehen. Sie wird nur durch direkte Verhandlungen gelöst, und je schneller deshalb alle Teilnehmer sich an den runden Tisch setzen — desto besser. Wenn man sich einigen kann, wird es ein grosser Erfolg sein, wenn man sich nicht einigen kann, so wird eine andere Lösung gefunden werden. Damit aber, dass man fortgesetzt die Schuld von dem einen auf den anderen schiebt, unzählige viele Seiten starke Dokumente austauscht, das bringt uns einer Lösung nicht näher. Das stört nur die Freundschaft und das Vertrauen. Das ruft Missverständnisse und Enttäuschungen in weiten Kreisen derer hervor, die mit gesundem Verstand verspüren, dass es gut wäre, etwas für die Befriedung Europas zu tun und die mit dem gleichen gesunden Sinn nicht verstehen können, wie man solange von verschiedenen äusserlichen Sachen sprechen kann, ohne dass hinsichtlich des Inhalts der kleinste Fortschritt stattgehabt hätte.

Nun gut — das Wort hat Berlin; hoffen wir aber, dass wir danach eine klare Sprache hören und, was die Hauptsache ist, Taten sehen werden.«

BÜCHERBESPRECHUNG

Junge deutsche Dichtung

Dichtung ist Spiegel der Seele eines Volkes. Zeiten des Niederganges lassen die Dichtung verkümmern, Zeiten des Aufstieges vermögen eine blutvolle und starke Dichtung erstehen zu lassen. Das grosse Erleben der Gegenwart hat dichterische Kräfte zu wecken vermocht, die wir dankerfüllt als eine Gabe und eine Hoffnung empfangen.

Wir glauben wieder an eine deutsche Kunst, an eine deutsche Dichtung. Lyrische Dichtung, die sich nicht in Selbstanalysen kränklicher Gefühlchen oder andren egozentrischen Belanglosigkeiten erschöpft. Lyrische Dichtung, die in Schlichtheit und Kraft dem Ausdruck zu geben weiss, was als Gefüge von Werten und Urerlebnissen einem Volke innewohnt, was lange Jahre hindurch verschüttet, dem deutschen Menschen wiederum erneut lebendig geworden ist.

Solche Dichtung wird keine gesuchte Originalität in der Wahl ihrer Themen aufweisen. Die ewigen Erlebnisse: Gott und Mensch, Natur und Heimat, Ich und Du sind es, die, vom Rhythmus ihrer Zeit getragen, der dichterischen Formung zudrängen. Politisch wird diese Dichtung sein, insofern die Wende unserer Tage eine Besinnung brachte auf die starken und unzerreissbaren Bindungen des Volkes und des Bodens, die den einzelnen einspannen in ein Gesamtschicksal, dessen verantwortungswilliger Träger er wird.

Nach solcher Dichtung ist heute ein Begehren, ja ein Hunger, den nur der ermessen kann, der da weiss, wie sehr das Gemeinschaftsleben der neuen deutschen Jugend der Kunst in all ihren Gattungen offen liegt. Und der sich dessen bewusst ist, dass alle Kunst und jede Dichtung eben von der Gemeinschaft getragen sein will. Dichtung drängt dem Worte zu; will gesprochen sein vor einer Gemeinde von Horchenden, Aufnehmenden, Empfangenden. Deutsche Dichtung, die allzulange in den Schulen welkte, in schöngeistigen Geniesserseelen und Lesezirkeln versickerte, sie

findet heute durch die Bünde und Kameradschaften der Jugend wieder den Weg ins Volk. So wird sie Gemeinschaftsdichtung in zwiefacher Hinsicht: aus ihrem Erleben geboren, und wiederum im gleichen Nährboden wirkend. Lebendig und fruchtend. Jung und zukunftsfroh.

Der jungen und jüngsten deutschen Dichtung hat der Langen/Müller-Verlag in München eine neue Reihe von Veröffentlichungen gewidmet. »Sturm und Sammlung« heisst sie. Das ist ein guter Name. Drei schmale Bände liegen uns heute vor. Wir sehen unsere Aufgabe nicht darin, in gewagten Analysen den besonderen Anlagen der drei Dichter nachzugehen, von denen der jüngste das 25., der älteste das 29. Lebensjahr noch nicht erreicht hat. Doch soll das gesagt werden: diese Dichtung kann dem Massstabe standhalten, den wir heute an deutsche Dichtung legen müssen und dürfen. Und der Masstab ist nicht gering.

Leidenschaftlich und doch bei aller zündenden Glut seltsam gebändigt sind die Verse von Gerhard Schumann, dem gewesenen Tübinger Studentenschaftsführer *). Liebe als schauerndes Schicksalserlebnis, voller Spannungen und Qual, durchzittert von dunkler Erlösungssehnsucht. Landschaftsimpressionen. Ein anderer Zyklus kämpferisch und heiss: von zorniger Härte und letzter ergriffener Hingebung.

»Des Blutes Gesänge«, so nennt der Ostmärker Herbert Böhme seinen Gedichtband **). Gehaltlich dem des Schwaben Schumann verwandt, erfüllt sein Schaffen ein weites Pathos, das gerade auch in freien Rhythmen eine vielfach glückliche Formung gefunden hat. Den Weihestunden und Feiern der Jugend werden diese lohenden Strophen gehören, gläubig und stark.

Abseitiger und mehr eigenbezogen stellt sich als Dritter Eberhard Wolfgang Möller dar ***). Eine klare Sicht liegt über seinen eigenartigen Versen. Schärfste Anschaulichkeit, Stilleben in ruhigen Umrissen, hintergrundlos und dabei erfüllt von nachdenklicher Besinnlichkeit. Wie stark im deutschen Geschehen der Gegenwart das Gotteserlebnis wieder wirksam geworden ist, davon mögen seine »österlichen Sonette« zeugen in ihrer versunkenen Schau, die dennoch die besondere, gegenständliche, gleichsam sachliche Stilart Möllers hervortreten lässt. Der Dichter ist durch Hörspiele und Dramen rasch bekannt geworden. Seine Verse werden demgegenüber nicht »durchschlagen«, aber sie vermitteln die Erkenntnis einer geschlossenen und erstaunlich weit durchgeformten künstlerischen Persönlichkeit, die aufmerksam werden lässt auf ihr weiteres Wirken. *Bosse*

Werner Bergengruen, Die Schnur um den Hals. Novellen. Buch- und Tiefdruck-Ges. m. b. H. Abt. Buchverlag. Berlin SW 19. 1935. — 235 S.

Was ist das Baltische an Werner Bergengruen? Mancher, dem die alte baltische Gesellschaft vor Augen steht, wird vielleicht sagen: seine ein wenig strenge Bewusstheit, seine Herbheit; oder seine Ironie, seine Plauderkunst; die Liebe zur Anekdote; die ungewöhnliche Hochschätzung der Form. Er sei der letzte baltische Causeur von Rang — seine geschliffenen kleinen Erzählungen wirkten bisweilen so »mündlich«. Oder ist das eine Mitgift seiner Hei-

*) Gerhard Schumann, Fahne und Stern. Gedichte. München 1934. Kart. Ls 2.70.

**) Herbert Böhme, Des Blutes Gesänge. Gedichte. München 1934. Kart. Ls 2.70

***) Eberhard Wolfgang Möller, Die erste Ernte. Gedichte. München 1934. Kart. Ls. 2.70

mat, dass Bergengruen den Grenzfall liebt — das Verwickelte, Besondere, die hintergründige Problematik, die neuen Anfänge, den fernen Feuerschein am grauverhängten Himmel? Bergengruen, der Romantiker; wie tief sass einst das Romantische in baltischen Gemütern! Allein solche Bestimmungen sind schwankend, weil ja auch das Wesen des Deutschen und Baltischen dem Wandel unterliegt. Genug, er ist ein Dichter, ein deutscher und ein baltischer.

Wie reizvoll ist wieder dieser Novellenband — eine schöne Sammlung jener »metaphysischen Pointen«, zu denen Bergengruen selbst sich einmal bekannt hat. Reich und bunt die Fülle des Geschauten — zwischen Italien und Russland —, bewunderungswürdig die Enthaltsamkeit der Erzählform. Aber das braucht an Bergengruen nicht mehr gerühmt zu werden. Auch dies macht ihn uns wert, dass seine Gesichte immer häufiger der Heimat seiner Kindheit entsteigen. Wie vortrefflich erzählt er in dieser Sammlung die alte kurländische Geschichte von der »Fahrt des Herrn von Ringen«! Nicht alle Novellen haben das gleiche Gewicht. Was ihm aber eigentlich seinen Rang verleiht, ist das hellsichtige Wissen um den Ernst, der hinter allem Spiel steckt, das unermüdliche Sinnen um den ewigen Hintergrund aller Dinge. Dafür ist auch die in diesem Heft wiedergegebene Erzählung ein Beispiel. *W. H.*

Album Neobaltorum 1879—1934. Bearbeitet von B. v. Lingen, herausgegeben vom Verwaltungsrat des Philistervereins. 106 S.

In einer Zeitwende, wo alte Bindungen sich lösen und neue geschlossen werden, wo immer schärfere Kritik an Einrichtungen und Überlieferungen geübt wird, die noch unlängst fast ausser jeder Kritik standen, darf eine Publikation wie die oben genannte vielleicht auch über den Kreis der Nächstbeteiligten hinaus auf einiges Interesse rechnen. Denn wenn die Frage nach der Daseinsberechtigung der studentischen Korporationen in einer neuen Zeit immer wieder aufgeworfen wird, so kann bei einer Beantwortung ein Rückblick auf ihre bisherigen Leistungen nicht wohl umgangen werden, und hierbei leisten die Alben der Korporationen wertvolle Hilfe.

Zwei Gedanken waren es vor allem, die den Gründern der Neobaltia vorschwebten, als sie es vor 55 Jahren unternahmen, in Dorpat eine neue Korporation ins Leben zu rufen. Einmal sollte im Gegensatz zu dem trennenden streng landsmannschaftlichen Prinzip das gemeinsame Baltische und Deutsche betont, andererseits besonderes Gewicht auf die wissenschaftliche Arbeit der Landsleute gelegt werden. In dem Wahlspruch der jungen Verbindung »Ex labore otium« lag der Nachdruck auf dem ersten Teil. Wie weit sind diese Gedanken verwirklicht worden? Das Album Neobaltorum, eine Neubearbeitung des ersten von G. Schnering 1904 herausgegebenen Albums, gibt die Antwort. Es verdankt sein Entstehen dem 50-jähr. Jubiläum der Korporation und umfasst 380 curricula. Auch die später ausgeschiedenen Landsleute haben Aufnahme gefunden, sie sind durch Klammern kenntlich gemacht. Aus Sparsamkeitsgründen ist der Text sehr knapp gefasst, doch hat reichliche Verwendung von Abkürzungen die Aufnahme alles Wesentlichen ermöglicht, ohne dass der Umfang des Albums zu stark angeschwollen wäre, (106 Seiten gegen 142 der ersten Ausgabe). Dass bei der durch den Weltkrieg und seine Folgen hervorgerufenen starken Zerstreuung der Landsleute sich Lücken nicht ganz haben vermeiden lassen, ist begreiflich. Im allge-

meinen ist aber ein reiches Material mit Umsicht und Sorgfalt verarbeitet worden. Versehen sind mir nur ganz vereinzelt aufgefallen. Im Vorwort sind die Daten des Albums teilweise statistisch verwertet.

Während von den 30 Stiftern der Verbindung 15 aus dem alten Livland, 8 aus dem alten Kurland, 3 aus Estland und 4 aus dem Innern Russlands stammten, oder wenn man das Gebiet der jetzigen Staaten zu Grunde legt, 17 aus Latvija und 9 aus Eesti, hat sich das Verhältnis im Lauf der Jahre stark verschoben. Von den 380 im Album behandelten Landsleuten, stammen 195 aus dem alten Livland, 96 aus dem alten Estland, 27 aus dem alten Kurland und 62 aus dem Innern Russlands, resp. 235 aus Eesti und 83 aus Latvija. Die Korporation hat also ihren Zuzug in immer steigendem Masse aus dem estnisch sprechenden Teile des Baltikums erhalten. Daneben steigt der Prozentsatz der aus dem Innern des Reiches, besonders aus Petersburg und den deutschen Kolonien stammenden Landsleute. Das Bild ändert sich noch weiter, wenn man die Abstammung nicht, wie augenscheinlich der Verfasser des Vorworts, nach der Herkunft der Eltern, sondern nach dem Geburtsort der Landsleute bezeichnet. Dann ergibt sich, dass nicht weniger als 121 Landsleute ausserhalb der Grenzen des Baltikums geboren sind, 144 in Livland, 81 in Estland und 34 in Kurland. Die Verbindung hat also in hohem Masse dazu beigetragen, mehr oder weniger national gefährdete Volksgenossen ihrem Volkstum zu erhalten.

Ihrer Standeszugehörigkeit nach sind von den 380 Landsleuten 11 Söhne von baltischen Edelleuten, 172 von Literaten, 34 von Beamten und Offizieren, 60 von Landwirten und Förstern, 76 von Kaufleuten und Fabrikanten, 24 von Handwerkern, 3 von Angehörigen verschiedener Berufe.

Von 164 gegenwärtig lebenden Philistern haben ihren Wohnsitz in Eesti 73 — 44,5%, in Latvija 19 — 11,6%, in Deutschland 41 — 25%, in Russland 16 — 9,8%, in and. Ländern 15 — 9,1%.

Bis zum Abschluss des Albums hatten 80% der Landsleute ihr Studium erfolgreich beendet, 22 Landsleute haben als Studenten für eine Preisschrift goldene, 9 silberne Medaillen erhalten, unter den 30 Hochschullehrern, die aus der Neobaltia hervorgegangen sind, finden sich solche von allgemein anerkanntem Ruf, wie A. und R. Seeberg und G. Tammann. Dankenswert ist die Aufnahme von Publikationen der Landsleute, soweit sie in Buchform erschienen sind. Die Anführung aller Beiträge zur periodischen Literatur hätte das Album zu stark belastet.

Mit diesen kurzen Daten ist der Inhalt des Albums natürlich keineswegs erschöpft. In den wechselvollen Lebensschicksalen der Landsleute, besonders während der letzten 20 Jahre, spiegelt sich ein Stück Zeitgeschichte. Die baltische Familienforschung wird sich diese Quelle um so weniger entgehen lassen dürfen, als auch die Frauen der Landsleute und ihre Herkunft Erwähnung gefunden haben.

Am 5. Februar 1935 starb im Alter von 32 Jahren in Santiago de Chile

Ralf von Schroeders

In tiefer Trauer

die Mutter und die Brüder

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. *Rudolf Hippius*, Dorpat / Dr. *Hans Handrack*, Riga / Dr. *Elmar Arro*, Dozent am Lutherinstitut, Dorpat / *Barbara Bielenstein*, Riga / *Benno von Schlippe*, Riga / Dr. *Georg Baer* / Dr. *Leo von Middendorff*, *Dorpat* / Dr. *Heinrich Bosse*.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Schütz–Händel–Bach

Von Hans Grohmann

Die Musikwelt steht am Beginn eines Jahres, das unsere Aufmerksamkeit in besonderem Masse auf die drei deutschen Grossmeister der Tonkunst Heinrich Schütz, Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach lenken wird. Aber das Jahr 1935 soll nicht nur ein Gedenkjahr sein, sondern vor allem auch zu einem Dankjahr werden für den unermesslichen Reichtum, der sich in den Werken jener Männer bis in unsere Zeit erhalten hat.

Zu den verhältnismässig wenigen vorbachischen Meistern, deren Kompositionen auch noch heute »zeitgemäss« und lebendig wirken, gehört an erster Stelle Heinrich Schütz. Die Gründe dafür, dass er trotzdem nicht »populär« ist, sind mannigfacher Art. Schütz, den man als den letzten deutschen Renaissancemusiker bezeichnen darf, lebte in einer Zeit, die der Verbreitung seines Schaffens hinderlich war durch die kulturfeindlichen Ereignisse des Dreissigjährigen Krieges, die Wirren der Gegenreformation und die sich daraus ergebenden Anfeindungen alles Protestantischen. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckte man, dass Schütz und seine Zeitgenossen es waren, die das italienische Kunstideal ihres Zeitalters durch die Originalität ihrer eigenen Persönlichkeit in ein deutsches zu wandeln bestrebt waren. Die wenigen, denen das geglückt ist, lieferten dadurch das Fundament für die Weltgeltung deutscher Tonkunst, und unter ihnen ist Heinrich Schütz der Grösste; und wo man heute Bachs und Händels gedenkt, da wirft auch der genau hundert Jahre ältere Grossmeister seinen mächtigen Schatten voraus.

Am 8. Oktober 1585 als Sohn eines wohlhabenden Gastwirts im reussischen Bad Köstritz (unweit Gera) geboren, lenkt er schon als Knabe durch seine helle Sopranstimme die Aufmerksamkeit des zufällig durchreisenden Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel auf sich, der den 13-jährigen als Diskantisten mit an seinen Hof nimmt und

ihn im Collegium Mauritianum erziehen lässt. 1607 bezieht Schütz als Rechtsbeflissener die Universität Marburg; als ihm nach vier Semestern der einsichtige Landgraf ein zweijähriges Reisestipendium zu Giavanni Gabrieli nach Venedig anbietet, greift er nur zögernd zu und ist so von allen grossen Tonsetzern am spätesten, erst vierundzwanzigjährig, zu ernsthaftem Musikstudium gelangt. In Venedig hat Schütz offenbar das bisher Versäumte mit Riesenschritten eingeholt. Nach seines Lehrmeisters Tode 1612 nach Deutschland zurückgekehrt, ist er zunächst fast zwei Jahre Organist am Bückeburger Fürstenhof und darauf in Kassel Schlossorganist, wo er auch zum Prinzenerzieher aufrückt. Unter Aufbietung aller Staatskünste zieht aber der Kurfürst von Sachsen Schütz nach Dresden und stellt ihn an die Spitze der damals ersten protestantischen Hofkapelle, welches Amt Schütz dann 55 Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, verwaltet.

Seine schöpferische Vielseitigkeit erregt auch heute noch Verwunderung: von seiner Oper »Daphne«, der ersten deutschen Oper überhaupt, ist uns nur der Text erhalten; eine Ballettmusik zu »Orpheus und Euridice« aus dem Jahre 1638 ist ebenfalls leider nicht auf unsere Zeit gekommen. Immerhin umfasst aber eine vor etwa 40 Jahren erschienene kritische Gesamtausgabe seiner Werke noch 16 stattliche Bände, deren weitaus bedeutendster Anteil der Musika sacra zuzuzählen ist. Noch als Achtziger schuf der von Gicht, Blind- und Taubheit Bedrückte seine wundervollen Passionen — direkte Vorläufer derjenigen Bachs — und die »Historia von der freuden- und gnadenreichen Geburt Jesu Christ«, ein erhebender Abschluss eines an Arbeit und Nöten überreichen Künstlerlebens. Als am 6. November 1672 der »eisgraue Senior« und »Vater der deutschen Musikanten« seine Augen schloss, trauerte ganz Deutschland um ihn.

Infolge des schroffen Stilwechsels zum Hochbarock geriet Heinrich Schütz schnell in Vergessenheit, und der bedeutende Musikwissenschaftler H. J. Moser hält es sogar für wahrscheinlich, dass weder Bach, noch Händel eine Note von ihm gekannt haben.

*

Georg Friedrich Händel, der sich in den Jahren seiner italienischen Wanderschaft Hendel und zur Zeit seiner Wirksamkeit in England Handel schrieb, entstammt einem Elternhause, das den Lebenszuschnitt einer in geordneten Verhältnissen lebenden Bürgerfamilie aufweist. Als er am 23. Februar 1685 geboren wurde, zählte sein Vater, der Amtschirurgus und »würckliche Kammerdiener«, bereits

72 Jahre. Da die Musik bis dahin in der Familie keine besondere Rolle gespielt hatte, ist es nicht zu verwundern, dass die musikalischen Regungen des heranwachsenden Knaben unberücksichtigt bleiben; erst nachdem der Achtjährige auf Verwandtenbesuch in Weissenfels einmal am Schluss des Hofgottesdienstes Gelegenheit hat, sich auf der Orgel hören zu lassen, gelingt es, den Vater durch ernsthafte Fürsprache umzustimmen, der dem Sohn nun durch den Organisten der Liebfrauenkirche in Halle, Friedrich Wilhelm Zachow, eine geregelte musikalische Schulung angedeihen lässt. Nach Beendigung des Gymnasiums bezieht Händel, — dem Wunsche des inzwischen verstorbenen Vaters entsprechend —, als stud. jur. die Hallische Universität, wendet sich aber dann nach einem Jahr doch endgültig der Musik zu. In Hamburg lässt er sich bescheiden als zweiter Geiger für die Oper am Gänsemarkt anwerben, überrascht aber alle, als er plötzlich den fehlenden Cembalisten zu ersetzen sich fähig zeigt. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der ersten Händel-Oper »Almira«. Zwecks weiterer Schulung auf dem ihn lockenden dramatischen Gebiet nimmt er für die Jahre 1707—1710 in Italien Aufenthalt, um darauf, nach einem nur kurzen Aufenthalt in Hannover, ganz nach England überzusiedeln, wo sein Wirken infolge der 1753 eingetretenen Erblindung wenig später als dasjenige Bachs zum Abschluss gelangt. Wohl setzte er — bereits erblindet — seine Orgelkonzerte noch eine Zeit fort, dirigiert auch wohl vom Flügel aus noch seine Chorwerke, bis er am Vorabend einer solchen Aufführung ohne vorhergegangenes Krankenlager am 14. April 1759 durch einen schnellen Tod abgerufen wird. Die gelegentlich aufgeworfene Behauptung, Händel sei dem deutschen Volk an England verloren gegangen, weist Moser mit folgender Begründung als unrichtig zurück: »Der Mann, der zwischen allen modisch französischen Briefen an seinen Schwager Michaelsen plötzlich in sein liebes Deutsch ausbricht, als es gilt, für die Bestattung der geliebten Mutter zu danken, der seiner deutschen Königin im fremden Lande den Choral »Wenn mein Stündlein vorhanden ist« und das altvertraute Ecce quomodo in die Trauerkantate mischt, der im Erblinden in seine englische Partitur deutsch hineinschreibt: »Bis hierher kommen den 13. Februar 1751«, — der ist im Fühlen und Denken ebensowenig Engländer geworden, wie in seinem Musizieren Brite oder Italiener.«

Die in das nämliche Jahr fallenden Geburtstage Händels und Bachs liegen kaum einen Monat auseinander, ihre Geburtsorte sind nur etwa

zwei Schnellzugstunden von einander entfernt, und doch sind sich die Dioskuren im Leben kein einziges Mal gegenübergetreten, ja nicht einmal eine Zeile ist zwischen ihnen gewechselt worden. Wohl pflegte Bach oft von ihm zu sagen: »Das ist der einzige, den ich sehen möchte, ehe ich sterbe, und der ich sein möchte, wenn ich nicht der Bach wäre«, aber seine lebenslängliche Sehnsucht, Händel kennen zu lernen, blieb unerfüllt.

Als jüngstes unter acht Kindern des Stadtpfeifers Ambrosius Bach wurde Johann Sebastian am 21. März 1685 in Eisenach geboren. Als er in seinem neunten Jahre die Mutter und im zehnten auch den Vater verlor, nahm ihn sein ältester Bruder, der im nahen Ohrdruff bereits als Stadtorganist seines Amtes waltete, zu sich. Und schon damals zeigte sich — für einen Bach fast selbstverständlich — die hohe Musikbegabung des Knaben. Nach Beendigung der Lateinschule bezog Johann Sebastian, der gleich dem jungen Luther in der Eisenacher Kurrende durch seine vortreffliche Stimme aufgefallen war, zu Ostern 1700 die berühmte Michaelisschule in Lüneburg. Zu arm, um eine Universität besuchen zu können, verdingt sich Bach nach Absolvierung der Klosterschule 1703 als Geiger in die Privatkapelle des Prinzen Johann Ernst zu Weimar, folgt aber schon nach wenigen Monaten einem Ruf nach Arnstadt, wo man das Orgelspiel des Achtzehnjährigen bereits durch eine ungewöhnlich hohe Besoldung ehrt. 1705 erbittet er sich einen Studienurlaub zu Buxtehude nach Lübeck, wo ihn der Altmeister so fesselt, dass er darüber sein Amt im Thüringer Lande fast zu vergessen scheint und nach seiner Rückkehr verdientermassen ernsthafte Vorhaltungen seines Konsistoriums über sich ergehen lassen muss. 1707 beruft man Bach in das angesehene Organistenamt der Mühlhäusener St. Blasius-Kirche, das er aber nach kurzer Zeit mit der Stellung eines Hoforganisten und Kammermusikus am Weimarer Hofe wechselt. Die folgenden neun Jahre werden für den Orgelmeister Bach bedeutsam: hier wuchs der gewaltigste Orgelvirtuose, der je gelebt hat, heran. Die Orgel ist auch Bachs eigentlicher Ausgangspunkt gewesen und hat stilistisch wie harmonisch sein gesamtes musikalisches Schaffen beeinflusst. In diese Weimarer Amtsperiode fällt u. a. auch die Entstehung der Kantate »Gottes Zeit ist die allerbeste«, an der deutlich erkennbar ist, welche Stufe bereits damals der Kantatenkomponist erreicht hatte. Bachs Wirken in Weimar findet einen unliebenswürdigen Abschluss: als ihn 1717 eine Berufung als Kapellmeister an den Cöthener Hof erreicht, sagt er zu,

weil man ihm in Weimar die endlich erledigte Kapellmeisterstelle verweigert hatte, und fordert im Ärger seine Entlassung so stürmisch, dass der Herzog seinen ungebärdigen Organisten auf einen Monat in Arrest tat und dann ungnädigst wegschickte.

Die sechs Jahre, die nun Bach in der Folgezeit am Hofe des jungen Fürsten Leopold von Anhalt verbrachte, waren vor allem der Beschäftigung mit Kammermusik gewidmet, als deren schönster Ertrag 1721 die sechs »Brandenburgischen Konzerte« entstanden. In ihnen steht der Symphoniker Bach hinter dem Kirchenkomponisten nicht zurück.

Als 1722 das Leipziger Thomaskantorat durch Kuhnaus Tod vakant wurde, fanden sich schnell mehrere Bewerber; der in Hamburg wirkende und in ganz Deutschland hochberühmte Georg Philipp Telemann erhielt den Zuschlag, schrieb aber bald wieder ab. Bei der nochmals notwendig werdenden Wahl ist auch nebenher von Graupner und Bach als Bewerbern die Rede; man einigt sich auf Graupner, muss aber mehr übel, als wohl auf Bach zurückgreifen, da Graupner aus seinem Darmstädter Amt nicht entlassen wird. Unwillig über den Verlauf der Angelegenheit gab damals einer der enttäuschten Leipziger Ratsherren zu Protokoll: da man von den »Besten« keinen bekomme, müsse man sich eben mit einem »Mittleren« begnügen.

Und diesen »Mittleren« wird man wohl nicht gar zu rücksichtsvoll behandelt haben, denn Bachs erste Leipziger Jahre sind durch niederdrückende Kämpfe nach allen Seiten beschwert; gar bald schon stellen sich Reibereien mit der vorgesetzten geistlichen Behörde ein, — weil ihm das alte Kantorenrecht, die Sonntagslieder auszusuchen, bestritten wurde; desgleichen wird auch das Verhältnis zu den Stadtvätern ein gespanntes, zumal berechtigte Anträge auf Verbesserung der Musikkräfte unberücksichtigt bleiben. Trotz allem steigt sein Ansehen stetig, ja, bald ist er der anerkannt erste Musiker der Stadt, 1736 gar »Kgl. poln. Kurf. sächs. Kirchencompositeur«. Hier in Leipzig kommt Bachs Schaffenskraft zur völligen Entfaltung und scheint alle Grenzen menschlicher Unzulänglichkeit sprengen zu wollen.

Vermutlich noch in die letzten Monate seines Cöthener Aufenthalts fällt die Konzeption der 1723 erstmalig aufgeführten Johannespassion, das Jahr 1729 bringt seine Passion nach dem Evangelisten Matthäus und die Jahre 1732—38 lassen seine jenseits jeglicher liturgischen und konfessionellen Bindung liegende Hohe Messe erstehen. Daneben reiht sich Kantate an Kantate, sein 50. Lebensjahr (1735)

bringt deren allein nachweislich zwanzig. Sein Ruhm ist inzwischen weit über die Grenzen der Stadt und des Landes hinausgedrungen, und jene Begegnung Bachs mit dem Preussenkönig gehört zu den Brennpunkten der deutschen Musikgeschichte. Bereits 1741 war der Thomaskantor, mit dem Gedanken einer Übersiedelung an den Hof Friedrich des Grossen umgehend, gewissermassen inkognito in Berlin gewesen; Anfang Mai 1747 folgte er dann in Friedemanns Begleitung fast widerwillig dem Drängen des Königs, der insonderheit wohl durch seinen Kammercembalisten Phil. Emanuel Bach viel von dem gewaltigen Meister gehört haben mochte. »Meine Herren, der alte Bach ist gekommen«, unterbricht der König die Musik, als ihm mitten im Hofkonzert der Tagestorzettel mit dem erlauchten Namen überreicht wird, und der Meister muss gleich im Reisekleid erscheinen. Diesem Zusammentreffen der zwei grössten Geister ihres Zeitalters verdanken wir Bachs »Musikalisches Opfer«; das Fugenthema, welches der König damals auf der Flöte vorblies, führte Bach zur Verwunderung des Hohenzollern zunächst aus dem Stegreif kunstvoll durch, arbeitete aber, nach Leipzig zurückgekehrt, das Thema regium nochmals in Ruhe aus und sandte das breit angelegte Meisterwerk als »Musikalisches Opfer« nach Potsdam. Sein letztes Werk, die »Kunst der Fuge«, stellt neben dem eben genannten den höchsten Gipfel imitatorischer Kompositionstechnik dar. Bei der Arbeit an einer Tripelfuge über das schon in Weimar von ihm entdeckte Thema B-A-C-H hat der Tod dem Meister die Feder aus der Hand genommen; am Abend des 28. Juli 1750 verschied Johann Sebastian Bach zu Leipzig, von Frau, Kindern und Schülern umgeben.

*

Begrenzt man die Frage nach der Bedeutung der drei Jubilare dieses Jahres auf ihre Stellung im Musikleben speziell Rigas, so ergibt sich mit Bezug auf Heinrich Schütz die Tatsache, dass von seinem reichen musikalischen Erbe bisher nur einige schlichte Psalmsätze, das Deutsche Konzert »Ich werde nicht sterben« und seine Matthäuspassion (1871 und 1876) hierher gelangt sind; 1933 vermittelte die »Leipziger Kantorei« uns auch die Bekanntschaft mit mehreren seiner Motetten.

Von Händels musikalischem Nachlass weisen die Vortragsfolgen der letzten einhundert Jahre an Instrumentalmusik nur wenig auf; u. a. wurde ein Händelsches Orgelkonzert mit der dazugehörigen Orchesterbegleitung (gleichzeitig mit zwei Sätzen aus Bachs Hoher

Messe) 1923 unter der Stabführung Th. Reiters im Dom aufgeführt. Häufiger dagegen finden sich Teile seiner Vokalwerke, und das 5-stimmige »Tu rex gloriae« ist in den Jahren 1868—1893 gar achtmal hier zu hören gewesen. Der »Messias«, den der lettländische Rundfunk am 23. Februar d. J. seinen Hörern als Gedenkfeier übermittelte, ist in Riga erstmalig 1820, in der Folgezeit dann noch 1869, 1896 und 1905 aufgeführt worden. Von den andern grossen Chorwerken Händels treffen wir, soweit festgestellt werden konnte, nur noch »Israel in Ägypten« (1887), das »Dettinger Tedeum« (1897) und »Judas Maccabäus« (1913) an.

Zwischen Bach und den Bewohnern der Ostseeländer lassen sich schon im 18. Jahrhundert mancherlei Beziehungen nachweisen, und speziell Riga kann sich rühmen, einem Schüler und Hausgenossen des Thomaskantors als Organisten der St. Petrikirche ein Wirkungsfeld geboten zu haben. Johann Gottfried Müthel, 1729 zu Mölln im Lauenburgischen geboren, wurde bereits mit 17 Jahren Kammermusiker und — als Nachfolger seines Bruders — Schlossorganist am herzoglichen Hof zu Schwerin. Der Herzog sah sich veranlasst, das unverkennbar grosse Talent zu fördern und bewilligte einen einjährigen Studienurlaub, damit sich Müthel bei Bach in seiner Kunst vervollkommnen könne. Das Geleitschreiben des Fürsten, welches ihm freundliche Aufnahme und die Vergünstigung, in Bachs Hause wohnen zu dürfen, verschafft, hat (lt. Spitta, J. S. Bach) folgenden Wortlaut: »Demnach Vorzeiger dieses, Unser Organist Johann Gottfried Müthel zu dem berühmten Capellmeister und Music-Direktor Bachen nach Leipzig, um sich in seinem Metier daselbst zu perfectioniren, und auf ein Jahr dahin zu reisen Vorhabens; So gelanget an jedes Ohrts hohe Landes- und Stadt-Obrigkeiten, dero hohen und niedrigen Civil- und Militair-Befehligs-Habern, auch gemeine Soldatesca zu Ross und Fuss, und sonst jedermänniglichen Unser respektivé freündlich Gunst- und Gnädiges ersuchen, gesinnen und Begehren, Sie wollen bemeldeten Unsern Organisten aller ohrten frey, sicher und ungehindert passiren lassen, welches wir um einen jeden Standes erheischung nach .... zu erkennen und .... wieder also zu halten geneigt seyn.« Im Mai 1750 findet Müthel im Hause des schon Schwerleidenden Unterkunft, wird aber schon nach wenigen Unterrichtswochen Zeuge seines Todes. Im Hinblick auf den Zweck seiner Reise begibt sich Müthel nun aus Leipzig für ein Jahr nach Naumburg zu Bachs Schwiegersohn und Schüler Altnikol in die Lehre, von wo er nur noch für kurze Zeit nach Schwe-

rin zurückkehrt. Der musikfreudige Otto Hermann von Vietinghoff zieht Müthel (1753 ?) nach Riga und überträgt ihm die Leitung seiner hervorragenden Privatkapelle. Schon 1756 sichert der Rat dem durch seine »gute Geschicklichkeit und Wissenschaft in der Musique, von der man verschiedene Proben mit Vergnügen gesehen« bekannten Musikus die Anwartschaft auf die erste vakante Organistenstelle zu. Als dann im Februar 1767 nach über 40-jähriger Amtszeit der Organist der Petrikirche, Hampff, stirbt, wird Müthel sein Nachfolger. Er ist nicht nur als Klavier- und Orgelvirtuose, sondern auch als Komponist zu hoher Anerkennung gelangt und stirbt nach reichlich 20-jähriger Tätigkeit an der St. Petrikirche im Sommer 1788. (Kantor und Musikdirektor der Stadtkirchen war seit 1773 Georg Michael Telemann, ein Enkel des berühmten Georg Philipp Telemann in Hamburg.)

Gleichzeitig mit Müthel begegnen wir in Riga einem zweiten Musiker, der ebenfalls zum engeren Kreise der Bachschüler gezählt werden kann: Christian Leberecht Zimmermann, der (vermutlich in Dresden) Schüler Friedemann Bachs gewesen ist und auch den Vater, der ja öfters aus dem nahen Leipzig herüberkam, mindestens gekannt haben müsste. Der Cembalist und Orgelspieler Zimmermann ist bereits vor 1767 in Riga nachweisbar; im genannten Jahr bewarb er sich um die gerade freigewordene Organistenstelle am St. Peter, jedoch vergeblich, da ja Müthel bereits im voraus die Zusage hatte. Zimmermann wird hingegen an der Jakobikirche angestellt und siedelt 1772 in den Dom über, wo er bis mindestens 1791 amtiert.

Zu dem livländischen Edelmann, dem Freiherrn Hermann Carl Kayserling, wird der Thomaskantor mehr als nur gesellschaftliche Beziehungen unterhalten haben; Kayserling, der russischer Gesandter in Dresden war, muss bei Hofe schon als Verehrer des Meisters bekannt gewesen sein, denn ihm wurde jenes bedeutsame Dekret vom 19. November 1736 zur Weitergabe an Bach ausgehändigt, welches seine Ernennung zum »Hofkompositeur« enthielt. Im russischen Gesandten, der später von August III. in den Grafenstand erhoben wurde, besass Bach einen vermögenden, hoch- und vielseitig gebildeten Gönner, in dessen Hause auch Friedemann verkehrte. (Einem Wunsche K.'s ist auch die Entstehung der sog. »Goldbergvariationen« zuzuschreiben.)

Zu Carl Philipp Emanuel Bach, dem zweiten Sohn Johann Sebastians, hat ein Sohn der herzoglichen Residenzstadt Mitau in freundschaftlichem Verhältnis gestanden: Dietrich Ewald von Grotthus,

1751 geboren und im Alter von nur 35 Jahren zu Geddutz gestorben. Er muss ein tüchtiger Musiker gewesen sein, denn der seit 1767 in Hamburg als Kirchenmusikdirektor tätige Phil. Emanuel Bach hat eine ihm zugestellte Vokalkomposition Grotthusens auch aufführen lassen. Im Zusammenhang mit zwei Rondos, die Grotthus und sein Freund Bach mit einander ausgetauscht haben, liegen von Grotthus selbst Aufzeichnungen vor, die Nik. Busch vor einigen Jahren veröffentlicht hat, und die hier nochmals im Wortlaut wiedergegeben seien. »Als ich auf meiner Reise nach Deutschland das mir unvergessliche Vergnügen hatte, mit Herrn C. P. E. Bach bekanndt zu werden, so überliess er mir sein Clavier, welches der berühmte Herr Silbermann für ihn verfertigt hatte und schon dadurch allein jedem Kenner merkwürdig seyn musste, und noch überdem, weil es mir von vielen grossen Clavier-Spielern als das einzige in seiner Art angepriesen wurde und weil ein so grosser Meister es 35 Jahre gespielt hatte, einen doppelten Wert bey mir erhielt. Schon 15 Jahre hatte ich den Wunsch in meinem Herzen herumgetragen, dieses vortreffliche Instrument nur zu sehen, und auf einmal hatte ich's gesehen, hatte einen Bach darauf gehört und war selbst der Besitzer dieses Claviers. Ich weiss nicht, welcher gute Genius mir dieses Glück verschaffte, nach dem so viele von Herrn Bachs Freunden vergeblich gestrebt haben. So viel ist gewiss: mich dünkte alle Freuden des Lebens aus seiner Hand empfangen zu haben. Allein ihm ging es wie einem Vater, der seine geliebte Tochter versorgt hat: er freuete sich, wie er sich selbst ausdrückte, »es in gute Hände zu sehen«, allein, da er es abschickte, überfiel ihn eine Wehmut, als ob sich ein Vater von seiner Tochter trennte, wovon nachstehendes Rondeaux ein Beweis ist und welches er mir mit folgenden Worten eines Briefes überschickte: »Hier erhalten Sie meinen Liebling. Damit diese Sonate blos in Ihren Händen sey, habe ich sie aus meinem ersten Aufsatz selbst abgeschriben. Sie ist ein Beweis, dass man auch klagende Rondeaux machen könne, und kann auf keinem anderen Clavier als dem Ihrigen gut gespielt werden.« In der ersten Entzückung über das erhaltene Clavier machte ich nachfolgendes Rondeaux und überschickte diesen Versuch eines Ausdrucks meiner Freude Herrn Bach zum Andenken. Und so entstanden diese beyden Rondeaux zum Andenken unserer Freundschaft und diese Nachricht zur besseren Einsicht des Vortrages. (Gieddutz, den 30. September 1781. / Dr. Ew. Grotthus.)

Auf die Pflege Bachscher Musik in Riga scheinen sich die auf-

gezeichneten persönlichen Beziehungen — wenigstens in der Öffentlichkeit — kaum merklich ausgewirkt zu haben. Es erscheinen zwar in der Vortragsfolge musikalischer Veranstaltungen nach und nach Teile seiner Instrumentalwerke, und im häuslichen Kreise erklingt der Choral vielfach im Bachschen Satz; an seine grösseren Vokalkompositionen aber, die Kantaten, Motetten und Passionen, wagte man sich auch in Riga nur schüchtern heran, und erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann von einer Pflege Bachscher Chormusik überhaupt gesprochen werden. Das Verdienst, in dieser Richtung Pionierarbeit geleistet zu haben, kommt jenen Kräften zu, die sich auf Anregung und unter Führung von Wilhelm Bergner jun., Dr. Julius Frühauf und Dr. med. Gustav Hollander am 21. Februar 1865 zur Gründungsversammlung eines »Bach-Vereins« zusammengefunden hatten. Der Kreis war anfangs klein, wächst aber noch im gleichen Jahr auf 62 aktive Mitglieder, denen noch 147 passive zugehören. Nach wenigen Monaten, am 5. Dezember, tritt der junge Verein zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit und bleibt dann Jahrzehnte über so gut wie die einzige einheimische Chorvereinigung, die unser Musikleben durch Aufführungen Bachscher Chorwerke bereichert. In den seit 1804 zur ständigen Einrichtung gewordenen Charfreitagsaufführungen wirkt der Bachverein seit seinem Bestehen mit, und in dieser Arbeitsgemeinschaft mit freiwilligen Hilfskräften aus allen Kreisen unserer Bevölkerung sind auch die Werke des Thomaskantors zeitweilig das Objekt liebevoller Beschäftigung und Pflege.

Insonderheit ist es Wilhelm Bergner, der als Mitbegründer und erster musikalischer Leiter des Bach-Vereins in dieser Richtung bahnbrechend und erfolgreich tätig gewesen ist; die Jahre seiner Leitung brachten (zum Teil mit Wiederholungen) von den Motetten: »Jesu meine Freude...« (1877), »Der Geist hilft...« (1890) und »Singet...« (1901), an Kantaten: »Ich hatte viel Bekümmernis« (1875), »Ich weiss, dass mein Erlöser lebt...« (1881), »Was mein Gott will...« (1893), die Trauerode (1897), den »Actus tragucus» (1898), »Gott der Herr ist Sonne und Schild...« (1900), »Halt im Gedächtnis...« (1902) und »Wachet auf...« (1902). Vor allem aber kommt Bergner das Verdienst zu, erstmalig unserer Stadt die Matthäuspassion (1886) und die Johannespassion (1895) dargeboten zu haben. Die Jahre nach Bergner sind bacharm, und erst neuerdings finden sich wieder Anzeichen dafür, dass für die Zukunft auf ein besseres Verständnis Bachs und seiner Werke vielleicht wieder gehofft werden darf. Besonders her-

vorzuheben ist es, dass inzwischen mehrere Kantatentexte auch ins Lettische übertragen und damit unseren Heimatgenossen lettischer Zunge zugänglich gemacht worden sind; allein sechs Kantaten in lettischer Sprache sind unter Leitung des Kantors und Organisten der Paulskirche, Herrn J. Gavars, in den letzten Jahren zur Aufführung gebracht worden.

Ist auch Bachs musikalisches Vermächtnis, besonders seine Musica sacra, seinen deutschen Volks- und Glaubensgenossen zur Wahrung und Pflege anvertraut, so gibt es doch eine in beständigem Wachstum begriffene, die Welt umspannende Bachgemeinde; gemeinsam mit ihr rüsten auch wir uns, das grosse Gedenkjahr würdig zu begehen und aus dem unerschöpflichen Quell seiner Musik neue Kraft und Freude zu schöpfen. Und die Mahnung, die der unlängst verstorbene schwedische Erzbischof Söderblom einmal an seine jungen Geistlichen richtete, verdient für alle Zeiten festgehalten zu werden: »Er ist der fünfte Evangelist gewesen, — gehet hin und wirket auch für ihn!«

Zum Verständnis der Kunst J. S. Bachs

Von Hermann Zenck

Das Jahr 1935 wird nicht allein in Deutschland als musikgeschichtliches Gedenkjahr von besonderem Rang und eigener Würde gefeiert. Auch jenseits der Heimatgrenzen von Bach und Händel hat man sich gerüstet, um in festlichen Veranstaltungen und musikalischen Aufführungen die grossen deutschen Barockmusiker angemessen zu ehren. Dabei sind die inneren Antriebe, aus denen die Feiern entspringen, so mannigfaltig und verschiedenartig wie die Feiernden selbst. Jede der grossen Musiknationen Europas besitzt in ihrer Feier ein eigenes Recht und einen eigenen Stil. Die Pflege der Werke Bachs und Händels gewinnt in jedem Musikland einen besonderen Sinn, ein eigentümliches im Volkstum begründetes Leben und hat überdies, wie gerade die Beispiele Englands und Frankreichs zeigen, schon ein beachtliches Stück »Geschichte« hinter sich.

In der Tat: diese Bach- und Händelfeiern brechen nicht unvermutet mit dem Gedenkjahr in das europäische Musikleben herein, bedeuten nicht eine plötzliche und vielleicht ratlose Anklammerung des lebenden Geschlechts an eine musikalische Vergangenheit, deren Sub-

stanz aufs stärkste verspürt wird und der man nicht verlustig gehen will. Die Feiern stehen in dem weiten Zusammenhang einer nun schon über jahrhundertalten Auseinandersetzung der Nachgeborenen mit dem Vermächtnis Bachs und Händels und sind Zeugen für die Lebendigkeit, mit dem dieses Vermächtnis verwaltet, und für die Hingabe, mit der es betreut wird.

Doch gerade angesichts der Welt-Öffentlichkeit dieser Bach- und Händelpflege steht die beunruhigende Frage vor uns auf: gibt diese gesicherte und intensive Verlebendigung der Werke Bachs und Händels schon ein echtes Recht zur Feier? Welche besondere Bedeutung hat das Gedächtnisjahr für das Land, aus dem die Gefeierten selbst hervorgingen? Wird für Deutschland der Zufälligkeitscharakter des Gedenkjahrs, der mit der geheimnisvollen Gleichheit von 1685 — dem Geburtsjahr Bachs und Händels -- gegeben ist, nicht noch verschärft durch die Verklammerung mit dem Jahr 1585, in dem Heinrich Schütz geboren wurde?

Für Deutschland, das in sein Gedenken an Bach und Händel mit geschichtsbewusster Verantwortung auch Schütz hereinnimmt, hat diese weitgespannte Verklammerung ohne Zweifel einen eigenen Sinn und ein unvergleichliches Recht. Sie entspricht zutiefst seiner geschichtlichen Lage. Sie zeigt, wie aus dem Land in der Mitte Europas innerhalb eines verhältnismässig kleinen Zeitraums höchst verschiedenartige Musikergestalten emporwuchsen, jede einzelne ganz in sich geschlossen, jede von höchstem geistigen und künstlerischem Rang, und jede auf ihre besondere Weise deutsch. Die enge Verklammerung von Schütz, Bach und Händel wirft ein erhellendes Licht auf die rätselvolle seelische Spannweite des Volkstums, sie macht beispielhaft klar, wie deutsches Wesen beharrlich besteht, auch wo es sich hingebend dem Fremden öffnet, und wie deutscher Geist sich selber treu bleibt, wo er ausserhalb der Heimat im anderen Volk wirkt. Aber nicht allein vom Land und vom Volkstum her besteht die deutsche Verklammerung von Schütz, Bach und Händel zurecht. Sie gewinnt ihre volle Bedeutung erst durch den gemeinsamen Glauben und das gemeinsame Bekenntnis dieser Männer. Die Musik Schützens, Bachs und Händels hat ihre tiefsten Wurzeln in der protestantischen Religiosität, ist unlösbar gebunden an den Geist der Reformation, und gerade in dieser endgültigen religiösen Bestimmtheit erscheint sie als »grösste künstlerische Offenbarung des deutschen Geistes zwischen Dürer und unserer klassischen Dichtung« (W. Dilthey).

Im Bekenntnis zum Glauben und Volkstum liegen die wesentlichen Besonderheiten des Gedenkjahrs für das Deutschland der Reformation, und darin müssen sich unsere Feiern von anderen notwendig unterscheiden. Es kann uns nicht genügen, die drei deutschen Barockmeister von einem weiten, vagen und seltsam unwirklichen Standort aus als »Heroen der europäischen Geistesgeschichte« zu sehen — so gewiss sie auch als solche ihre Stellung behaupten. Vielmehr gilt es jeden einzelnen in seiner Besonderheit, in seinem arteigenen Wesen zu fassen, in dem sich jeweils deutscher protestantischer Geist verkörpert hat. In diesem Sinne soll hier von Bach gesprochen und die Möglichkeit eines Verständnisses seiner Kunst überprüft werden. Aber wir dürfen von Bach nicht reden, ohne Händel mitzudenken, und wir können es nicht mehr, ohne uns der Gestalt Schützens zu vergewissern. Eben dies ist in der eigentümlichen Vielfältigkeit und Spannweite des deutschen Geistes begründet.

250 Jahre trennen uns von dem Geburtsjahr Bachs — wie kann es uns heute gelingen, diesen Zeitraum zu überbrücken? Wie können wir die geschichtliche Entfernung überwinden, die uns von Bachs ursprünglicher Existenz und ursprünglichem Werk trennt? Es ist nötig, das Entfernende und Trennende zu sehen und die Schwierigkeiten, die sich einem Verständnis Bachs entgegenstellen, ins Bewusstsein zu rufen, damit sich um so deutlicher die Einmaligkeit und Eigenart von Bachs Gestalt und Werk abzeichnen.

Die Schwierigkeiten beginnen bereits im unmittelbar Praktisch-Musikalischen, im »unbefangenen« Spielen und Hören der Werke, seien es Klavier-, Orgel-, Kammer- oder Orchesterkompositionen oder Kantaten und Oratorien, wie wir sie in Kirche, Konzert oder Rundfunk zu hören gewohnt sind. Bedenken wir, dass die schriftliche Überlieferung des Musikwerks stets skizzenhaft ist, dass zu seiner Ausführung durch den Spieler nicht allein Noten und Instrumente, sondern eine feste Tradition und eine Sicherheit des Musizierens gehören, die an eine ganz bestimmte geschichtliche Epoche geknüpft sind und mit ihrem Erlöschen verschwinden. Der reproduzierende Musiker schiebt sich zwischen Werk und Wiedergabe, und damit hängt jede Wiedergabe von der grösseren oder geringeren Fähigkeit des Reproduzierenden ab, den Sinn des Werkes zu erfassen und angemessen zu verlebendigen. Einer Verwandlung, wenn nicht gar einer Verfälschung der Authentizität des Werks scheint Tür und Tor geöffnet! Die Umdeutung ist unvermeidlich, selbst wenn es uns gelänge (was fak-

tisch unmöglich ist!), die materiellen Aufführungsbedingungen des Bachschen Zeitalters bis ins Kleinste wieder herzustellen, bis zu den originalen Instrumenten, die unsere Museen beherbergen, und bis zu den akustischen Raumverhältnissen, die für Bachs Musik gültig sind. Sicher ist jedenfalls: die materielle Vollkommenheit der Aufführungsbedingungen vermag noch lange nicht die sinn-erfassende Reproduktion zu gewährleisten. Was vom Sänger, Spieler oder Dirigenten gilt, gilt in einer anderen Dimension erst recht vom Hörer. Auch er formt das Werk noch einmal um und bringt der Musik Bachs Einstellungen entgegen, die ihr in grösserem oder geringerem Mass angemessen sind. Die Möglichkeiten der Einstellung scheinen zu wachsen mit der zufälligen »Entfernung« des Hörers vom Werk und mit der Fähigkeit des Hörenden, sich der Musik zu öffnen und ihr eigentümliches inneres Leben nachzuvollziehen. All diese Verwandlungen und neuen Sinnerfüllungen des Werks vollziehen sich in zahllosen Übergängen, und wirkliche Vertrautheit mit der Klang- und Stilwelt Bachs, mit der Wiedergabe und Aufnahme seiner Werke erwächst gewiss nur in langen angestrengten Bemühungen um ihren Sinn.

Tiefer in die Schwierigkeiten des Bach-Verständnisses führen musikgeschichtliche Erfahrungen. Machen wir uns klar, wie viele und wie gründliche Stilwandlungen der Musik zwischen der Kunst Bachs und unserer Gegenwart liegen — Stilwandlungen, die ebenso radikale Wandlungen des Geistes bezeugen, die nicht mehr rückgängig und ungeschehen-gemacht werden können! Nennen wir nur die geläufigen Schlagworte: musikalische Klassik und Romantik, Realismus und Impressionismus, Expressionismus, neue Sachlichkeit und neue Klassik. Sind sie auch schief, summarisch oder oberflächlich, so weisen sie dennoch auf Wesentliches, indem sie andeuten, wie vollkommen sich die Musik seit Bach verwandelt hat, in ihren Formen und Elementen, in ihrer Stellung zum Menschen und zur Gesellschaft und in ihrer Funktion im Gesamthaushalt des geistigen Lebens. Seit Mozart haben sich fast alle grossen Musiker mit Bach auseinandergesetzt und nachhaltige Eindrücke für das eigene Schaffen empfangen: Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Wagner, Reger; die Reihe ist keineswegs abgeschlossen, und wir wissen, in wie entscheidendem Masse unser Bild von Bach auch von diesen schaffenden Musikern mitgestaltet wird. Ein entscheidender musikgeschichtlicher Umbruch erfolgte bereits in den letzten Lebensjahren Bachs. Die Aufklärung zerstört die religiösen Grundlagen seiner Kunst, ein umfassender Sä-

kularisierungsprozess setzt ein, der klassische Künstler, zumal Beethoven schafft in Freiheit und Selbstverantwortung das autonome Kunstwerk. Nun ist für das 19. Jahrhundert der Weg offen für eine fortschreitende »Befreiung« der Musik, in der psychologischen Entwicklungskunst der romantischen Formen und in der sublimen Stimmungskunst des Impressionismus. Zwangsläufig endet der Weg der Befreiung in der Lebensferne und Isolierung des l'art pour l'art, in einem unverbindlichen, zur Gestaltung unfähigen Ästhetizismus, auf den nach dem Weltkrieg der harte Gegenschlag folgte. All diese Stadien unserer Musikentwicklung hat die ununterbrochene Pflege der Bachschen Kunst durchlebt, gewiss nicht ohne von den verschiedenartigen Strömen mitergriffen zu werden. Bemerkenswert bleibt aber die souveräne Beständigkeit und grossartige Dauerhaftigkeit von Bachs Musik, ihr eigentümlich unangreifbarer Charakter, den sie in einem Strudel feindlichster Gegenkräfte stets bewahrt hat.

In engster Verbundenheit mit diesen musikgeschichtlichen Wandlungen geht — zumal in Deutschland — eine fast ununterbrochene denkerische Auseinandersetzung mit dem Werk Bachs von seiten der Musikwissenschaft, die sich an Bach mehr als einmal entzündet hat. Es kommt nicht darauf an, die verschiedenartigen Umrisse des Bach-Bildes hier im einzelnen zu verfolgen, die die Wissenschaft im Lauf des 19. Jahrhunderts in ihrer jeweiligen Geistes- und musikgeschichtlichen Situation gezeichnet hat. Einige wenige Hauptwerke mögen genügen, um das wechselvolle Geschick des Bach-Verständnisses zu veranschaulichen, dem auch wir noch verpflichtet sind.

Am Anfang steht das epochemachende Buch des Göttinger Universitätsmusikdirektors J. N. Forkel »für patriotische Verehrer echter musikalischer Kunst« (1802), das die denkwürdigen Sätze enthält: »Was ich in meiner Geschichte der Musik von Bach zu sagen habe, möchte vielleicht bloss von dem kleinen Kreise der Kunstgelehrten gelesen werden, und doch ist die Erhaltung des Andenkens an diesen grossen Mann... nicht bloss Kunst-Angelegenheit — sie ist National-Angelegenheit«. Mit dem hohen Enthusiasmus, der Ehrfurcht und liebevollen Hingabe deutscher romantischer Wissenschaftsgesinnung kann Forkel »von Bachischen Werken... nicht anders als mit Entzücken, und von einigen sogar nur mit einer Art von heiliger Anbetung reden«. Die Grundkräfte der romantischen Bachverehrung wirken in der monumentalen Biographie Ph. Spittas, des unvergleichlichen deutschen Bachforschers weiter, obschon sich die Welt inzwischen

gründlich verändert hat. Die Kämpfe um Wagner und Brahms, um Neu-Deutsch Alt-Deutsch, um fortschrittlich und konservativ, der ästhetische Dualismus von »Inhalt und Form« klingen oft genug bei Spitta an. Sein Bachbild besitzt jene wohlbekannten altdeutsch-gemütvollen und traulich-bürgerlichen Züge; die Interpretation der Musikwerke hält eine bewunderungswürdige Sicherheit im Ausgleich der exakten »formalen« und der stimmungshaften »idealen« Momente. Fast prophetisch fühlt Spitta in den heftigen Geisteskämpfen, die das Entstehen seines ersten Bachbandes (1873/74) begleiten, das »Herannahen einer neuen grossen Zeit«: er will, dass auch die geschichtliche Erforschung des Lebens und der Werke Bachs dem Leben und damit der Nation diene, wie in denkwürdiger Gleichzeitigkeit Fr. Nietzsche in seiner zweiten Unzeitgemässen Betrachtung (1873/74) den »Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« einer unerbittlich-schonungslosen Prüfung unterzog. Um die Jahrhundertwende ist der harmonische Ausgleich des Dualismus, wie ihn noch romantisch-idealistische Gesinnung zu schaffen vermochte, endgültig verloren; die Gegensätze vermehren und verschärfen sich, eine Vielzahl von Bach-Beurteilungen entsteht, die naive Sicherheit der musikalischen Wiedergabe verschwindet und weicht lebhaftem Experimentieren. Nur zwei aufschlussreiche Stellungnahmen zu Bach vor dem Krieg seien noch verzeichnet. Ausgehend von der Tradition der französischen Orgelbewegung und in Nachbarschaft zum französischen Impressionismus stellt A. Schweitzer (1905) den auch in Deutschland lebhaft aufgegriffenen »Dichter-Musiker« Bach heraus, der vor allem durch den »Maler« ergänzt wird: »Bach était un poète et ce poète était, en même temps, un peintre« — während zur selben Zeit in Deutschland W. Dilthey, der grosse Geschichtsschreiber des deutschen Geistes, unbeirrt den entscheidenden Grundcharakter der Bachschen Kunst aufweist: sie ist ihm »die höchste Darstellung des protestantischen religiösen Bewusstseins«.

In den Erschütterungen des Weltkriegs und der Nachkriegsjahre — Vorboten eines radikalen Umbruchs im deutschen Denken — vollzieht sich dann der tiefgreifende Strukturwandel des deutschen Musiklebens, in dem wir noch heute stehen. Die Bedrohung unseres Daseins, die unabweisliche Frage nach Sein oder Nichtsein zwingt zur Abkehr vom musikalischen Naturalismus und Ästhetizismus und führt zur Rückbesinnung auf die Musik, wie sie in der Wirklichkeit unserer menschlichen Existenz erfahren wird. Die verschiedenartigen, im

letzten Grunde gleichgerichteten musikalischen »Erneuerungsbewegungen« mit ihren aufschlussreichen Bezügen zur jungen protestantischen Theologie sind ebenso Ausdruck unserer neuen musikgeschichtlichen Situation wie die nach dem Krieg einsetzende Erforschung der Musik des Mittelalters und der Reformationszeit, die den Blick öffnete für eine der nach-bachischen Musik gänzlich entgegengesetzte Musik-Wirklichkeit: für ein ursprüngliches, lebenbezogenes, im religiösen Dasein verwurzeltes und liturgisch gebundenes Musizieren. Von der gotischen Musik des Mittelalters, von der niederländischen Musik im Zeitalter Ockeghems und Josquins, von der deutschen vorreformatorischen und reformatorischen Lied- und Motettenkunst und nicht zuletzt von dem entscheidenden Eindringen in die Werke Schützens her öffnen sich Wege zu einer neuen Begegnung mit Bach, die nicht zufällig zuerst auf die »menschenfernen« konstruktiven Spätwerke, zumal die »Kunst der Fuge« führen. Schritt für Schritt werden gleichsam die historischen Schichten vom Expressionismus bis zur Klassik abgetragen; Schritt für Schritt werden die Wege zu der geschichtlichen Wirklichkeit der Gestalt Bachs freigelegt, auf denen der ganze Umfang seines Werkes durchmessen werden kann.

Von zwei entgegengesetzten geschichtlichen Richtungen aus nähern wir uns in der gegenwärtigen Lage dem Musiker, der in einer entscheiden Stunde der deutschen Geistesgeschichte — in der schicksalhaften Wende der Aufklärung — ein Werk errichtet hat, in dem sich unerschütterter christlicher Glaube und selbstgenugsame Weltoffenheit noch einmal die Wage halten. Nachdem wir die fortschreitende »Befreiung« der Musik in ihrer ganzen Fragwürdigkeit erlebt haben, nachdem die Zerbrechlichkeit und der Substanz-Verlust, mit dem diese Befreiung erkauft wurde, unverhüllt vor uns liegen, erscheinen jene »mittelalterlichen« Rückbindungen der Bachschen Kunst in einem besonderen Licht. Allerdings nicht so, als ob wir Bachs protestantischen Hochbarock ernsthaft für pures »Mittelalter« hielten, oder dass wir selbst, statt unsere eigene Gegenwart und Zukunft neu zu bauen, in eine quasi-mittelalterliche Schein-Geborgenheit zurückfinden könnten. Aber wohl wird eine mystische Unterströmung des deutschen Gotteserlebnisses bedeutsam, die von Bach zurückreicht über Jakob Spener und Johann Arndt bis zu Tauler (deren Werke Bach ja besessen hat). Und diese mystische Religiosität ruht auf dem Grunde einer reformatorischen Frömmigkeit, zu der sich Bach aus der Tradition seines Geschlechts heraus Zeit seines Lebens bekannt

hat, äusserlich am sichtbarsten in seiner unermüdlichen Bearbeitung der Luther-Lieder, in denen echteste und tiefste Kräfte deutschen Volkstums ungebrochen wirksam sind. Aus dem Weimarer und Köthener Hofdienst, in dem er sich den weltlichen Bezirken der Musik und der ästhetisch-autonomen Kunst seiner italienischen Zeitgenossen rückhaltlos geöffnet hat, tritt Bach in den Leipziger Kirchendienst, obgleich es ihm »anfänglich gar nicht anständig seyn wolte, aus einem Capelmeister ein Cantor zu werden«: in Wahrheit ein existenzieller Entschluss von unaufhebbarer Gültigkeit, eine letztlich religiöse Entscheidung, von jetzt an »im Dienst des Höchsten« und der Verkündigung seines Wortes sein Tagewerk zu verrichten.

Von dieser Ebene aus gewinnt die Kunst Bachs für uns eine unmittelbar ernste Bedeutung als noch heute lebendiges Bekenntnis zum Glauben und Volkstum, als Bekenntnis zur deutschen Reformation. Seine Werke treffen jetzt auf Menschen, die notgedrungen in neuer Weise lernen müssten, auf das jenseits des Klanglichen Liegende und auf das »Wort zu hören«; sie treffen auf eine innere Bereitschaft und Aufgeschlossenheit, einzigartig geeignet, die geschichtlichen Entfernungen und das Trennende der Jahrhunderte zu überbrücken. Es erwächst die Aufgabe, nicht in aufflammenden, kurzfristigen Feiern des »Menschen und Künstlers« Bach zu gedenken, sondern uns im unablässig-strengen und alltäglichen Dienst zur Wachsamkeit, zum »Hören» und treuen Darstellen der Werke Bachs zu erziehen, damit jenseits des Musikalischen deren letzte Gültigkeit ergriffen werde. Vielleicht besteht gerade in der auslanddeutschen protestantischen Diaspora eine unerhörte, nur hier zu verwirklichende Möglichkeit, im Glauben und Gehorsam Bachs Werk hineinzustellen in eine schicksalhaft begrenzte und endliche Welt, um sich in dieser Welt kämpfend und vertrauend zu behaupten.

Volksgesundheit

Von Rudolf von Seeler

Spricht man von der Gesundheit unseres Volkstums, so drängt sich die Frage auf: ist denn unser Volkstum krank? Die statistischen Daten von Handrack und Bulmerincq über den Geburtenunterschuss sprechen eine allzudeutliche Sprache! Gewiss, die einzelnen Menschen sind gesünder und bleiben länger am Leben als früher, aber

können wir daraus den Schluss ziehen, dass deshalb unser Volkstum gesünder geworden ist? Keineswegs! Die Gesundheit einer Volksgruppe oder eines Volkes erweist sich in der Gesundheit der Familien. Und Familien, die dem Volk die nötige Kinderzahl vorenthalten, sind krank — krank ebenso wie das Volkstum selbst.

Wir haben durch die Veröffentlichungen der letzten Jahre gelernt, dass die Volksgesundheit nicht von Wirtschaftskrisen und kriegerischen Verwicklungen abhängt, sondern dass der Verfall eines Volkes nur durch drei Faktoren bedingt ist: durch den Rückgang der Geburtenzahl, durch falsche Auslese der Erbmasse und durch Vermischung mit Trägern fremden Blutes.

Der Marxismus hat jahrzehntelang das Gegenteil behauptet. Wohlstand und Grösse einer Nation könne nur durch Kinderlosigkeit oder das Kleinhalten der Familie gewährleistet werden. Je geringer die Kinderzahl einer Familie, umso grösser müsse das Erbteil des einzelnen sein. Frankreich war das klassische Beispiel für diese Theorie. Moralisch und geistig durch die französische Revolution erschüttert, ausgeblutet durch die Napoleonischen Kriege, wirtschaftlich zerrüttet, fing der Franzose zu Anfang des 19. Jahrhunderts an, »vernünftig« zu wirtschaften. Das Ideal wurde der Rentner, der bis an den Geiz grenzende Sparer, der natürlich nicht viele Kinder haben durfte. Obgleich nun allmählich der Wohlstand in Frankreich wieder stieg, hielt man zäh am Ein- und Zweikindersystem fest. Andere Völker übernahmen diese Theorie, die sich bald im Siegeszuge über ganz Europa ausbreitete. Der Weg zur Sicherung von Wohlstand, Glück und Zufriedenheit der Kinder schien über die Kleinheit der Familie zu gehen.

Was für die kleinste Einheit im Staate, für die Familie, galt, sollte auch für den ganzen Staat gelten. Je weniger Menschen, desto grösser der Anteil des einzelnen am Nationalvermögen. Das Bürgertum sah der lauten Propaganda zu, ohne Einspruch zu erheben. Der Marxist posaunte ja nur das laut und schamlos heraus, was der Bürger schon längst heimlich tat.

Der Erfolg — die gesunde Familie wurde als rückständig, das kinderreiche Ehepaar als töricht, leichtsinnig, gewissenlos gegen die wirtschaftliche Zukunftsentwicklung der Nation bezeichnet.

Die Geburtenziffern stürzten, Marxist und Bürger trösteten sich mit der Überlegung, dass die Arbeitslosigkeit durch Rückgang der Bevölkerung eines Landes am besten bekämpft werden könnte.

Gleichzeitig griff der Glaube um sich, dass Lebenszeit und Lebenskraft der Völker ebenso begrenzt seien wie die des einzelnen Menschen, und dass deshalb nach Aufstieg und Blüte schicksalhaft der Verfall kommen müsse (Spengler). Die neueste Wissenschaft lehrt uns, dass diese Anschauungen irrig sind. Nicht Wirtschaft und Politik, nicht Naturkatastrophen, Kriege und Seuchen vermögen die Völker zu zerstören, wohl aber der Niedergang von Kraft und Gesundheit der Rasse.

Schon Platon hatte vor 3000 Jahren erkannt, dass staatliches Leben nicht ohne körperliche Gesundheit denkbar ist. Gobineau machte den Versuch, die Geschichte und Kultur der einzelnen Völker durch ihre rassische Verschiedenheit zu erklären. Galton sprach von der rassischen Zerstörung der Völker, und aus neuerer Zeit mögen nur die grundlegenden Werke von Schemann, Woltmann, Chamberlain u. a. angeführt werden, die die Rasse in den Vordergrund des Völkergeschehens stellen.

Nach den unseren heutigen Anschauungen ist also Hebung der Geburtenzahl und Vermehrung der Fruchtbarkeit der Erbtüchtigen, kurz mit »Auslese« bezeichnet, die Grundbedingungen für das Fortbestehen und für die Gesundheit eines Staates. Erst ein Volk, dessen Erbmasse, dessen Rasse zerstört ist, ist für ewig dahin. Kraft und Gesundheit des Blutes werden den Völkern nur einmal gegeben und lassen sich kaum jemals wieder aufbauen, wenn sie vergeudet sind.

Erbtüchtig und erbuntüchtig — Begriffe, die in früherer Zeit gar nicht anzutreffen waren. Es ist bekannt, wie nach der französischen Revolution das Dogma von »der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt« seinen Siegeszug durch die Welt anzutreten begann. Wie kam nun der Sozialist, wie kam nun der liberale Bürger dazu, von der Gleichheit aller Menschen zu sprechen? Sah er doch täglich selbst, dass beispielsweise ein Deutscher nicht gleich ist einem Neger oder Eskimo, dass aber auch unter uns Deutschen nicht alle gleichen Körperbau, Begabung und Charakter haben. Der Marxist sprach eben von der Umwelt —, von der Milieutheorie, wonach alle lebenden Wesen durch die Umwelt geformt und bestimmt würden. Gleiche Umwelt musste, so glaubte man, zu gleichen Entwicklungsergebnissen führen, verschiedene Umweltwirkungen zwangsläufig auch Verschiedenheiten hervorbringen. Diese Verschiedenheiten waren aber nur äusserliche und konnten durch eine Änderung der Umweltbedingungen jederzeit auch wieder geändert werden. Damit ergab

sich die Möglichkeit, an der Überzeugung von der grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen unerschüttert festzuhalten, ohne doch die unverkennbaren Verschiedenheiten der lebendigen Formen selbst leugnen zu müssen.

Zu der Zeit, als Rousseau, Bahnbrecher der modernen Erziehungsforderungen wurde oder als Marx die Entscheidung über Aufstieg oder Niedergang in die wirtschaftlichen Umweltbedingungen legte, mochte die Milieutheorie noch als wissenschaftlich begründet angesehen werden. Inzwischen hat die Naturwissenschaft ihre völlige Unhaltbarkeit gezeigt. Die Vererbungslehre, eine der neusten, der modernsten Wissenschaften, hat uns gelehrt, dass als bestimmend für die Entwicklung lebendiger Wesen an erster Stelle die Erbmasse steht, die von den Eltern ins Leben mitgegeben wird. Dem Durchschnittsmenschen steht der an Körper oder Geist überlegene, auf der anderen Seite der körperlich oder geistig Schwache und nicht voll Taugliche gegenüber. Und all diese Unterschiede, die eine wesentliche Verschiedenheit des Wertes und der Leistungsfähigkeit für die Nation bedingen, sind — wenn auch nicht einzig, so doch in besonders starkem Grade — eben durch die erblichen Veranlagungen bedingt und durch keine äussere Einwirkung wesentlich zu verändern.

Wir müssen also beanspruchen, dass die Fruchtbarkeit der Erbuntüchtigen vermindert wird (Ausmerze) und die Fruchtbarkeit der Erbtüchtigen vermehrt wird (Auslese).

Als Erbuntüchtige, als Erbkranke, deren Fortpflanzung der Staat im Interesse der Volksgesundheit und im Interesse der Rasse heute unbedingt verhindern will, werden nach den neuen Gesetzen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, die ausgehend von Amerika schon in einer ganzen Reihe von Staaten, zuletzt in Estland, erlassen worden sind, Personen bezeichnet, deren Krankheit nach den Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft als erblich aufzufassen ist. Es sind hier eine streng umrissene Anzahl von Krankheiten, die nach den neuen Gesetzen der Unfruchtbarmachung unterliegen, nämlich: angeborener Schwachsinn, Schizophrenie und zirkuläres Irresein (Geisteskrankheiten), erbliche Fallsucht, erblicher Veitstanz, erbliche Blindheit, erbliche Taubheit, schwere erbliche Missbildungen, schwerer Alkoholismus. Nur Personen, bei denen eine dieser Krankheiten mit Sicherheit festgestellt ist, unterliegen der Unfruchtbarmachung (Sterilisation).

Das beste Beispiel für die unbedingte Notwendigkeit der neuen

Gesetze ist der Fall Kallikak, der uns rassische Minderwertigkeit besonders deutlich zeigt. »Die Familie Kallikak, eine Studie über die Vererbung des Schwachsinnes« — unter dieser Bezeichnung wurde der Fall im Jahre 1914 veröffentlicht. Wie eine Bombe schlug die Veröffentlichung in das damals immer wachsende Lager derer ein, die in ihrer mechanischen Denkungsart allein die Umwelt, nicht das Erbe für den beherrschenden Bildner menschlicher Fähigkeiten ansahen.

Doktor Goddard, der Leiter eines Forschungsinstitutes für schwachsinnige Kinder, scheute keine Mühe, mit einem geschulten Mitarbeiterstab die Familienverhältnisse seiner Anstaltszöglinge zu erforschen. Zufällig führten diese Untersuchungen im Verwandtenkreise eines schwachsinnigen Mädchens zu einem so reichhaltigen Ergebnis, dass man eine weitere Untersuchung ihres Stammbaumes beschloss. In Jahren mühseligster Kleinarbeit trug die vom Glück begünstigte Hand der Forscher eine in der Tat verblüffende Geschichte der Familie Kallikak zusammen.

Vor sechs Generationen, zur Zeit der amerikanischen Freiheitskriege, zeugte der gesunde Ur-Urgrossvater der besagten Anstaltsinsassin mit einer Schwachsinnigen einen unehelichen Sohn, dem die Mutter — es war nach damaligem Gesetz möglich — den Namen des Vaters gab. In späteren Jahren heiratete der Vater eine Frau mit guten Anlagen. So wurde von demselben tüchtigen Manne der Stamm zu zwei Familien gleichen Namens gelegt, von denen die eine mit Schwachsinn belastet, die andere von Grund auf gesund war. Von 480 Abkömmlingen der ersteren waren 143 schwachsinnig, 36 unehelich, 33 unsittlich, 24 Alkoholiker, 3 Epileptiker, 3 Verbrecher, 8 besassen Häuser von schlechtem Ruf, 82 starben in früher Kindheit, und ganze — 46 von diesen 480 wurden als normal befunden. Die 496 direkten Nachkommen des gesunden Stammes waren bis auf 2 Alkoholiker und einen sittlich Entgleisten sämtlich normal. Es sind unter ihnen Rechtsanwälte, Ärzte, Richter, Pädagogen, Gutsbesitzer, Handelsleute, — lauter angesehene Bürger.

Ein anderes Beispiel: im 17. Jahrhundert sind 6 Träger des erblichen Veitstanzes nach Amerika ausgewandert. Nachweislich haben diese 6 Träger 962, also fast 1000 Nachkommen hinterlassen, die von dieser schrecklichen Krankheit gequält werden.

Wird nun durch die Gesetze zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in einigen Staaten schon der Versuch einer Verminderung

der Fruchtbarkeit der Erbuntüchtigen gemacht, so müssen doch auch Massregeln getroffen werden, um eine Vermehrung der Fruchtbarkeit der Erbtüchtigen zu erzielen. Worin können nun solche Massregeln bestehen? Die erbgesunde Familie muss kinderreich werden. Wir müssen also soweit kommen, dass es sich rein wirtschaftlich einfach nicht mehr lohnt, keine Kinder zu haben.

Den kinderreichen Familien muss zum Ausgleich dafür, dass sie als Bestanderhalter des Volkes eine biologische Voll- und Mehrleistung dem Volksganzen darbringen, geholfen werden. Sie werden geschützt und gestützt. Es handelt sich also in erster Linie darum, dass der Steuerdruck, der auf der kinderreichen Familie lastet, von ihr genommen und auf andere Schultern, mögen diese auch schon schwer tragen, gelegt wird. Indirekte Steuern werden, da sie sich besonders drückend für die Kinderreichen auswirken, durch direkte ersetzt. Erwähnenswert ist die Anregung eines Ausgleichs der Familienlasten. Familien mit wenig Kindern hätten Ausgleichbeiträge zu zahlen, die den Kinderreichen zugute kämen. Die Gebühren für Elektrizität und Gas, für Schule und Hochschule können je nach der Kinderzahl gestaffelt werden.

Das etwa sind stichwortartig die Aufgaben, deren Verwirklichung zu einer Gesundheit des Volkes, zu einer Gesundung der Rasse führen können. Gleichzeitig gilt es der Jugend und dem Volke klar zu machen, dass nicht Bildung, Wohlstand und das gute Leben des einzelnen den Sinn des Lebens ausmachen, sondern dass es darauf ankommt, dass das Gefühl der sittlichen Verpflichtung wieder Allgemeingut werden muss, aus dem einzig die gesunde Familie erwächst und damit ihr Teil zur Gesundung des Volkes beitragen kann.

Lettlands Wiederanschluss an die Weltwirtschaft

Von Eduard Knappe

Lettlands Volkswirtschaft hat nach den entscheidenden Ereignissen des 15. Mai eine unverkennbar günstige Entwicklung genommen und steht heute unter der zielbewussten Führung unserer Regierung unverhältnismässig besser da, als vor Jahresfrist. Diese Feststellung muss getroffen werden, obwohl viele Einzelexistenzen auch

heute mit materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Einzelne grosse volkswirtschaftliche Zweige sind einer Gesundung entgegengeführt worden. Naturgemäss hat sich die Gesundung bisher noch nicht gleichmässig auf alle Zweige ausgewirkt und auch nicht alle Einzelwirtschaften erfasst.

Wenn man die einzelnen vorliegenden Tatsachen der Entwicklung wertet, so muss hierbei immer in Betracht gezogen werden, dass von allen drei Baltischen Staaten Lettland sich in der stärksten weltwirtschaftlichen Verflechtung befunden hat, und dass die Weltwirtschaft sich nach wie vor inmitten der grössten Krise aller Zeiten befindet. Es war somit die Aufgabe der Wirtschaftspolitik, nach Möglichkeit Lettland aus dieser sich in Krisenzeiten als verhängnisvoll erweisenden Abhängigkeit herauszulösen, um die unerwünschten Erscheinungen auf dem Weltmarkt für Lettland auf ein Mindestmass zu begrenzen. Diesem Weg zur Autarkie sind für Lettland aus natürlichen Gründen gewisse enge Grenzen gezogen; es fehlen wichtigste Rohstoffe und für jede industrielle Massenproduktion der erforderliche Mindestumfang des Absatzes. Immerhin sind wesentliche volkswirtschaftliche Zweige vorhanden, auf denen eine Autarkie volkswirtschaftlich gerechtfertigt ist und auf denen sie auch durch zielbewusste Massnahmen zur Durchführung gelangte.

Hier ist vor allen Dingen die Landwirtschaft zu nennen, wo mit dem vergangenen Jahr der Weg der volkswirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit zu einem gewissen Abschluss gelangt ist. Mit der Erreichung der Autarkie auf den wesentlichsten Gebieten der landwirtschaftlichen Produktion ist eine Sanierung dieses volkswirtschaftlichen Zweiges Hand in Hand gegangen. Sind die Ernteergebnisse im laufenden Jahr annähernd gleich günstig wie im vergangenen, so kann die Krise in der Landwirtschaft im wesentlichen als überwunden angesehen werden.

Die unbestreitbaren Erfolge, die hierin erzielt worden sind, konnten jedoch nicht ohne wesentliche Opfer erreicht werden. Auf der einen Seite sind es die staatlichen Zuzahlungen, die u. a. für die Exportbutter allein im Jahre 1934 rund 21 Millionen Lat verschlangen, die Zuzahlungen für das zum Export gelangende überschüssige Getreide u. a. m.

Anderseits aber hat diese Entwicklung es mit sich gebracht, dass wir in Lettland aus der Raumgemeinschaft mit unseren beiden Nachbarn, Estland und Litauen, wirtschaftlich immer mehr herausgefallen

sind, indem wir z. Zt. im Vergleich zu unseren Nachbarn die höchsten Preise für landwirtschaftliche Produkte haben. Wir haben somit unseren wesentlichsten Produktionszweig und die Grundlage unserer Existenz — die Landwirtschaft — aus der Krise herausgehoben, konnten dabei aber nicht vermeiden, dass hierbei die Kluft zwischen unserer Volkswirtschaft und der Volkswirtschaft unserer Nachbarn sich vergrösserte.

Betreffs der staatlichen Zuzahlungen ist zu sagen, dass sie im Grundsatz völlig gerechtfertigt waren. Man kann bei der Beurteilung der Stützungspolitik nicht einfach die Millionen zusammenzählen, die zugunsten der Landwirtschaft verausgabt worden sind und sich dann berechnen, wie teuer diese Politik zu stehen gekommen ist. Es sind nicht die niedrigen Preise und die geringe Steuerlast, welche einer Volkswirtschaft ein Aufblühen gewährleisten, sondern immer und überall die Möglichkeit, rentabel zu produzieren und rentabel zu verkaufen. Und in dieser Hinsicht haben die ungezählten Millionen, die unserer Landwirtschaft zugeführt worden sind, die Kaufkraft dieses wesentlichsten Zweiges unserer Volkswirtschaft wiederhergestellt und zur Belebung der anderen volkswirtschaftlichen Zweige beigetragen.

Wenn zu Beginn der Krise die Tendenz zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit unseren Nachbarstaaten im Wachsen begriffen war und man aus der gemeinsamen Not den engeren wirtschaftlichen Zusammenschluss folgerte, so ist dieser Wunsch durch die eingetretene Entwicklung infolge des wachsenden Unterschiedes im Preisniveau zunächst rein platonisch geworden. Die Bildung eines gemeinsamen Wirtschaftsraumes lässt sich praktisch heute, abgesehen von allen anderen Widerständen, allein aus dem Grunde nicht durchführen, weil unsere Landwirtschaft auf höhere Preise angewiesen und eine Konkurrenz mit den Nachbarn für uns heute nicht tragbar ist. Da die Preise für landwirtschaftliche Produkte wesentlich das allgemeine Lohnniveau und die Preise in allen anderen Wirtschaftszweigen beeinflussen, lässt sich unter den bestehenden Umständen unter alle Bestrebungen zu einem wirtschaftlichen Zusammenschluss zunächst nur ein dicker Strich ziehen — für absehbare Zeit würde der Fortfall der Zollgrenzen für uns einen nicht wieder gutzumachenden volkswirtschaftlichen Schaden ergeben.

Damit ist aber noch nicht gesagt, dass das Streben nach der Bildung eines grösseren Wirtschaftsraumes aussichtslos geworden sei.

Diese Notwendigkeit besteht nach wie vor als vornehmste Aufgabe einer Politik auf weite Sicht. Die Krise hat uns gelehrt, dass wir in unserer volkswirtschaftlichen Verflechtung mit der Weltwirtschaft zu weit gegangen sind; sie hat uns gezwungen, uns auf unsere eigenen Kräfte zu besinnen. Wollen wir uns aber nicht dauernd mit einem Lebensstandard begnügen, der noch weit tiefer liegen müsste als der heutige, wo wir noch vielfach aus der Zeit vor der Krise zehren, so ist die Bildung eines grösseren Wirtschaftsraumes hierfür die Voraussetzung. Ein Wirtschaftsraum lässt sich jedoch nur dann mit einem anderen vereinigen, wenn die Bedingungen, unter welche die Produktion in beiden Ländern gestellt ist, nicht wesentlich voneinander abweichen.

Diese Entwicklung hat sich auch bereits in unserem Aussenhandel mit den beiden genannten Staaten im vergangenen Jahre ausgewirkt: mit beiden Staaten ist unsere Handelsbilanz passiv geworden, der Überschuss unserer Einfuhr über unsere Ausfuhr betrug im Verkehr mit Estland 1,1 Mill. Lat und mit Litauen 0,8 Mill. Lat. Bei einem Abbau der Zollgrenzen würden wir Gefahr laufen, mit billiger produzierten Waren erdrückt zu werden.

Wenn wir es somit erreicht haben, dass unsere Volkswirtschaft gesundet ist und wir einen höheren Lebensstandard aufweisen können als unsere Nachbarn, so trägt dieser Zustand doch auch die Gefahr in sich, dass er nicht dauernd aufrecht erhalten werden kann, weil er ständige staatliche Zuschüsse verlangen würde, die unsere finanzielle Kraft mit der Zeit übersteigen dürften. In dieser Hinsicht sind unsere Nachbarn insofern in einer glücklicheren Lage, als die staatlichen Zuzahlungen längst nicht die Höhe erreicht haben wie bei uns. Es ergibt sich hierbei eine gewisse Parallelität der Entwicklung zwischen uns und anderen Staaten, vorwiegend Deutschland und Italien, wo gleichfalls eine Binnenkonjunktur mit Hilfe staatlicher Ankurbelungsmassnahmen hervorgerufen worden ist, wobei sich jedoch in jedem Falle berechnen lässt, dass diese Politik nicht eine Dauerlösung bedeutet, sondern nur für eine Übergangszeit durchführbar ist, bis eben die angekurbelte Wirtschaft von selber läuft.

Auch die Unmöglichkeit, auf die Dauer unser überhöhtes Preisniveau mittels staatlicher Zuzahlungen aufrecht zu erhalten, weist uns den Weg zu einer allmählichen Angleichung an die Wirtschaft unserer beiden Nachbarn, was jedoch nichts anderes bedeuten würde, als die Schaffung der praktischen Voraussetzungen für die Bildung

eines grösseren Wirtschaftsraumes durch Zusammenschluss mit Litauen und Estland. Wir müssen zwecks Erlangung einer grösseren Krisenfestigkeit dazu gelangen, unseren Bedarf zuerst im baltischen Wirtschaftsraum, dann im übrigen Europa und erst in letzter Linie im Austausch mit den anderen Weltteilen decken zu können.

Dieses Ziel — den Anschluss an die in obigem Sinne verstandene »Weltwirtschaft« — gilt es jedoch zu erreichen, ohne dabei unsere mit soviel Opfern erkaufte Binnenkonjunktur zu torpedieren, was eine ernste, jedoch keineswegs unüberwindliche Aufgabe darstellt.

Der einfache Weg der Deflation mit gleichzeitigem Abbau der Stützungspolitik, welcher gewiss unser Preisniveau senken würde, ist nicht gangbar; wir würden katastrophale Krisenerscheinungen dadurch hervorrufen und Handel und Wandel endgültig lahm legen. Uns scheint, dass zweierlei Massnahmen Hand in Hand gehen könnten, wobei die schädliche Wirkung der einen Massnahme durch die andere wieder aufgehoben werden würde.

Auf der einen Seite werden wir nicht umhin können, allmählich durch weitere Rationalisierung die Voraussetzungen für einen Abbau der staatlichen Zuzahlungen zu schaffen, d. h. Verbilligung der Produktion, Verminderung der Zuzahlungen, Preisabbau, Lohnabbau u. s. f. Die Kaufkraft des Lohnes brauchte sich hierbei gar nicht zu vermindern, da ja gleichzeitig auch ein Preisabbau vor sich gehen würde.

Die bisher nicht überwundene Wirkung eines solchen volkswirtschaftlichen Vorganges besteht nun darin, dass damit gleichzeitig ein gewisser Käuferstreik und ein Streik des Kapitals verbunden ist, weil bei fallenden Preisen alle Käufe entweder später oder auch gar nicht vorgenommen werden und das Geld immer weniger Käufe vermittelt, was schliesslich zu den allen bekannten Krisenerscheinungen führt.

Ein näheres Eingehen auf die hiermit in Zusammenhang stehenden Fragen der Geldpolitik würde den Rahmen dieses Artikels überschreiten, da sie sehr komplizierter Natur sind. Es möge der Hinweis genügen, dass durch entsprechende Massnahmen auf dem Gebiete des Geldrechts die bei einer Deflation auftretende Schäden verhindert werden können. Beide Massnahmen zusammen ergeben dann den am wenigsten gefahrvollen Weg des Wiederanschlusses an die Weltwirtschaft und ermöglichen eine dauernde Gesundung unserer volkswirtschaftlichen Verhältnisse.

Die Sprache des Ornaments

Ein frühgermanisches Ornament auf einer Ofenkachel im Rigaer Dommuseum

Von Helene Tunzelmann von Adlerflug

Unter den alteinheimischen Ofenkacheln in der Sammlung des Rigaer Dommuseums, deren Schmuck ihrer Entstehungszeit, dem 16. Jahrhundert, entsprechend, vorwiegend naturalistische Renaissancezierformen aufweist, bemerkt man ein einziges Bruchstück mit einem geometrischen Ornament, das sinnbildlichen Charakter aufzuweisen scheint.

Die ausserordentlich lange Lebensdauer, mit der manches Ornament die Jahrtausende übersteht, verdankt es nächst seiner formalen Schönheit oft einer ihm ursprünglich beigelegten, uns jetzt gewöhnlich verborgenen Symbolik. Schon Joseph Strzygowsky hat mit dem ihm eigenen Sinn für das Wesen aller Kunstformen den Gedanken vertreten, dass die überlieferten Ornamente orientalischer wie altnordischer Herkunft ursprünglich von einem Ideengehalt erfüllt waren, den er mit den beiden, von ihm geprägten Ausdrücken: »seelischer Gehalt« für die nordische und »innere Gestalt« für die südliche Kunst charakterisiert hat.

Danach würde ein innerer Zusammenhang zwischen der seelischen Verfassung einer Zeit und ihrer Ornamentik bestehen. Und wiederum kann diese Ornamentik, durch die Verschmelzung des Seelischen und Dekorativen, zum Ausdrucksträger einer bestimmten geistigen Atmosphäre erhoben, uns, wenn richtig erkannt und gedeutet, wertvollen Aufschluss über das Geistesleben früher Völker und Zeiten bieten, die ihre Denk- und Vorstellungsweise in der Sprache der Symbolik niedergelegt haben.

Der dabei schon früh entwickelte Sinn für das Ornamentale in der Kombinierung und geschickten Disposition einfachster Motive, wie er schon in der ältesten Verzierungskunst an der Keramik der jüngeren Steinzeit hervortritt, ist oft erstaunlich, wenn sich auch nationale Eigenart oder Rassenunterschiede dabei noch nicht feststellen lassen.

Zu diesen anfänglich der gesamten Menschheit gemeinsamen, in wenigen Formen sich immer wiederholenden Motiven mit symbolischem Charakter gehört der von einem Zackenkranz umgebene sechs-

strahlige Stern, das Sinnbild der Sonne und ihres ewigen Lichtkreises. Bereits seit dem 2. Jahrtausend vor Chr. in der nordischen Kunst nachweisbar, *) von wo er sich über ganz Mitteleuropa bis in die kretisch-mykenische Zierkunst verbreitete, bildet er ein vorzüglich in der nordisch-germanischen Ornamentik gepflegtes Motiv, das sich in den Ländern früh-germanischer Kultur bis in die neueste Zeit fortgeerbt hat.

Aus der an bestimmten Kultstätten vorgenommenen Beobachtung des Sonnenlaufes, der vom nordischen Menschen der Vorzeit als Ausgangs- und Mittelpunkt alles Lebens, sowie als Ursprung aller kosmischen Vorgänge angesehen wurde, entstanden noch andere Bildzeichen kalendarischer Bedeutung, die zugleich als Segens- und Glückszeichen galten. Ein solches war unter anderen das sogenannte Jahrkreuz, die lineare Darstellung gedachter Verbindungslinien zwischen dem Ost-West- und dem Nord-Südpunkt, die als Symbol des Jahreslaufes neben dem sechsstrahligen Stern ein seit Urzeiten fortlebendes Ziermotiv von hoher kultischer Bedeutung war.

Diese primitiven, durch Jahrhunderte überlieferten Formen einer uralten Volkskunst gingen infolge ihrer dekorativen Wirkung auch in den christlich-germanischen Ornamentschatz über, ohne dabei anfänglich den ihnen beigelegten Segenscharakter einzubüssen. Noch jetzt findet man sie nicht nur als Zierat, sondern vermutlich noch mit den ihnen seit alters beigelegten Sinn als Segenszeichen auf dem Türsturz einer Reihe von Kirchenbauten in Spanien, Italien und West-Deutschland.

Allmählich verlor sich jedoch die ursprüngliche Verbundenheit von Bild- und Sinnform, die alten Symbole wurden zum blossen Zierat. Als solchen begegnen wir den beiden oben erwähnten Bildformen, dem sechsstrahligen Stern und Jahrkreuz, als Schmuck zweier Kachelfragmente im Rigaer Dommuseum, die in Gross-Buschhof im Kreise Jaunjelgava in Kurzeme ausgegraben wurden. (Nr. 544—546). Auf ihnen wechselt der in ein Quadrat gestellte und von einem Strahlenkranz umgebene Sechsstern mit zwei auf schmalem Vertikalstreifen übereinander geordneten schrägen Kreuzen. Die vier Winkel der Kreuzlinien füllen kleine plastische Dreiecke aus, ihrerseits die älteste germanische Kreuzform bildend.

Dass auch das schräggestellte Kreuz mehrfach in der germani-

*) Nils Åberg, Nordische Ornamentik in vorgeschichtl. Zeit, S. 11.

schen Vor- und Frühzeit auftritt, lässt sich ebenfalls in der archäologischen Sammlung des Dommuseums feststellen. Hier findet es sich auf dem Knauf eines Wikingerschwertes des 10.—11. Jahrhunderts (Vitrine 30), auf dem es 5-mal nebeneinandergesetzt, zweifellos Segens- oder Glücksbedeutung besass, die ihm noch bis tief ins Mittelalter hinein beigewohnt haben mag. Wir begegnen ihm in ähnlicher Zusammenstellung beispielsweise als Ornament auf dem Schilde einer Statue des hl. Theodor aus dem 13. Jahrhundert an der Kathedrale von Chartres.

Unter den genannten beiden Sinnbildern auf der Kachel zieht sich eine doppelte Zahnschnittreihe, der vermutlich gleichfalls ursprünglich symbolische Bedeutung zukam und vielleicht als Zahlenbild aufzufassen ist. Den aneinandergereihten kurzen Linien begegnen wir noch in der neueren deutschen Volkskunst als Randverzierung, mit der traditionellen Bedeutung von Monatszeichen.

Ein bemerkenswerter Wesenszug germanischer Ornamentik offenbart sich sodann auf dem Kachelfragment auch in der rhythmischen Wiederholung desselben Motivs ohne Berücksichtigung der Symmetrie. Anstelle dieses der Antike entstammenden Ordnungsprinzips, das der germanischen Kunst ursprünglich wesensfremd war und erst später von ihr aufgenommen wurde, trat vielmehr als charakteristische germanische Eigentümlichkeit eine gewollte Unsymmetrie, die — wie auch auf dem Kachelfragment ersichtlich — in der unendlichen Reihung desselben Motivs einen Ausgleich findet.

Weisen somit alle Einzelzüge der Formen- und Flächenbehandlung auf die nordische Herkunft des Kachelmotivs, so tritt diese endlich auch aus der technischen Behandlung hervor, die den Charakter der Holzschnitzkunst, der ältesten germanischen Kunstfertigkeit besitzt. Das Holz, dem Künstler naturgemäss das nächstliegende Material, wurde durch seine besondere Beschaffenheit und die Eigenart seiner Bearbeitung für eine Kunstsprache richtunggebend, deren Formenwelt später auch auf anderes Material übertragen wurde. Die grundlegende Technik auf dem Gebiet der Zierkunst war daher der Kerbschnitt, dessen Eigentümlichkeit sich in der gesamten frühgermanischen Ornamentik offenbart. In der Hauptsache Flächenkunst, wirkt sie durch Betonung der Umrisslinie, die auch für unser Kachelornament noch kennzeichnend ist. Sie verleiht ihm den sowohl plastisch als malerisch wirkungsvollen Wechsel von Glanz und Schattentiefe.

Das Wiederauftauchen des eigenartigen Ornaments zu einer Zeit, die ihre selbständige, hochausgebildete Zierkunst besass, deutet auf die tiefe Verwurzelung der alten Motive im nordisch-germanischen Volksleben. Dieses Fortleben der alten Bildzeichen im Volksbewusstsein, aber auch die bereits eingetretene Unkenntnis ihrer ursprünglichen Bedeutung erklärt ihre Wiederverwendung auf einem dem Kultischen entrückten Gegenstande, auf dem sie allein ihres dekorativen Wertes wegen erscheinen. Dieser tritt in der geschmackvollen Kontrastierung grundsätzlich verschiedener Linienverbindungen und der klaren Rhythmik ihrer Führung hervor, wie in dem gleichmässigen Schnitt der Formen, der auf ein ausgebildetes technisches Können hinweist.

Somit zeigt unser Kachelornament wohl die Darstellung einer in ihrer Bedeutung nicht mehr verstandenen Kalenderrune.

Längst ihrer magischen Heilsbedeutung entkleidet, lassen diese uralten Zeichen die Erinnerung an früheste Epochen unseres Werdens wieder anklingen. Als Erbgut unserer germanischen Vorfahren besitzen sie das Ehrwürdige einer fernen Überlieferung, welche über die Jahrtausende hinweg die Urverbundenheit mit dem Blut unserer nordischen Ahnen spüren lässt.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Ein Interview des Ministerpräsidenten Dr. K. Ulmanis

(entnommen aus der „Neuen Züricher Zeitung" vom 18. Februar. „Rig. Rundschau")

»Der Ministerpräsident widersprach sehr entschieden der Behauptung, dass seine Regierung einen gegen die Minderheiten gerichteten Kurs eingeschlagen habe. »Der 15. Mai», sagte Dr. Ulmanis, »ist einSymbol der Einigkeit und der Konzentration aller nationalen, aufbauenden Kräfte. Jeder Bürger unseres Landes, der hierbei mithilft, ist uns teuer, ohne Hinblick auf seine Zugehörigkeit zum Mehrheitsvolk oder zu einer nationalen Minorität. Die Regierung hat keinerlei Massnahmen zur Beschränkung der Rechte irgend einer Volksschicht oder Minderheit ergriffen. Selbstverständlich bezieht sich das ebenso auf die Juden. Ich bedauere, wenn in einigen Zeitungen des Auslandes etwas anderes behauptet worden ist.«

Ulmanis ist auch der Aussenminister von Lettland und als solchen kennt man in Genf seine hohe breitschultrige Gestalt. Die Völkerbunds-Orientierung bleibt die Basis seiner Aussenpolitik. Das Gespräch kam auf das aktuelle Thema des Ostpaktes. Der Ministerpräsident sagte: »Lettlands Stellungnahme zum Ostpakt ist in der Moskauer Deklaration, die wir gemeinsam mit Estland abgegeben haben, klar umrissen. Es heisst darin, dass die lettische Regierung grundsätzlich ihre freundschaftliche Stellungnahme zur Idee des Ostpaktes deklariert, an welchem die Sovjetunion, Deutschland, Polen, die Tschechoslowakei und die Baltischen Staaten teilnehmen sollen. Da uns der Text dieses Paktes nicht bekannt ist, reserviert sich Lettland das Recht, im Falle der Notwendigkeit Korrekturen und Ergänzungen hineinzubringen. Selbstverständlich würde die endgültige Absage Polens und Deutschlands, sich an einem solchen Pakt zu beteiligen, eine neue Sachlage schaffen, doch liegt im Augenblick kein Grund vor, der weiteren Entwicklung der Verhandlungen durch hypothetische Fragen vorgreifen zu wollen. Was unsere Beziehung zur Sovjetunion anlangt, so hat der Eintritt der Union in den Völkerbund nur zur Festigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern beigetragen. Der Abschluss der Baltischen Entente vom 12. September 1934 hat anderseits zu einer allseitigen Belebung nicht nur der politischen Beziehungen zwischen den Regierungen der drei Länder, sondern auch der gegenseitigen Fühlungnahme und Zusammenarbeit weiter Kreise des öffentlichen und geistigen Lebens geführt. Diese Entwicklung macht weiter erfreuliche Fortschritte und auf der nächsten Konferenz der Baltischen Staaten werden erhebliche Resultate gebucht werden können. Sie fragen mich, was ich über die Lage im Memelgebiet denke? Ich kann nur sagen, dass soweit unter »Memelfrage« die Politik der litauischen Regierung gegenüber dem Memelgebiet und seiner Bevölkerung verstanden wird, Lettland sich jeder Einmischung in das vertragliche Verhältnis zwischen Litauen und dem Memelgebiet enthält. Ein Aufziehen der »Memelfrage« als Objekt eines internationalen Konfliktes würde allerdings eine ganz andere Sachlage schaffen, aber ich glaube, es liegt kein Anlass vor, der zu einer solchen Befürchtung berechtigen könnte.«

Das Gespräch wandte sich hierauf den Beziehungen zu Deutschland zu. Im Zusammenhang mit einigen antilettischen Ausfällen der deutschen Presse war in der letzten Zeit eine Trübung des Verhältnisses eingetreten, die schliesslich zu einem amtlichen Protest Lett-

lands in Berlin führte.« (Folgt Näheres über den Fall Bischoff.) »Auf die Bitte, sich darüber zu äussern, antwortete der Staatsführer: »Wir haben mehrfach Anlass gehabt, der deutschen Regierung unser Befremden über die Duldung einer Agitation auszusprechen, die eine Verherrlichung der abenteuerlichen Tendenzen (Kolonisationspläne im Baltikum und politische »Mission« im Osten!) gewisser Kreise zum Gegenstand hat und mit den freundschaftlichen Beziehungen beider Länder nicht in Einklang zu bringen ist. Der verleumderische Inhalt einiger Druckerzeugnisse ist dazu angetan, Erinnerungen aufleben zu lassen, die im lettischen Volk Empörung und den Verdacht hervorrufen, dass jene abenteuerlichen Tendenzen eine Wiedergeburt erleben.««

Lettisch-litauische Zusammenarbeit

Am 16. Februar, dem Jahrestage der litauischen Unabhängigkeit, fand in Riga eine Feier statt, auf der Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis u. a. folgendes ausführte:

Die vom Jahre 1918 in ganz Europa erfolgten Veränderungen haben uns in grösstmöglichem Masse von den Einflüssen und dem Joch des Erbes der letzten Jahrhunderte befreit. Diese Umwandlungen waren so tiefgreifend und von so weitgehenden Folgen, dass wir gleichsam ein völlig neues Leben begannen. Andererseits liess sich unter den neuen Verhältnissen zwischen uns kein einziges Streitobjekt ersehen, das einer engeren Zusammenarbeit unserer Staaten hätte im Wege stehen können. Genau umgekehrt, alles sprach zu Gunsten einer solchen Zusammenarbeit, und in gewissem Sinne forderte das neue Gleichgewicht in Nordosteuropa sogar eine solche.

Durch die Unterzeichnung des Vertrages vom 12. September 1934 haben Lettland, Litauen und Estland einen ausserordentlich wichtigen Schritt getan. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass die Bedeutung dieses Vertrages nicht nur in der diplomatischen und politischen Zusammenarbeit liegt: im Vertrage vom 12. September haben wir hoffentlich den Augenblick erfasst, in welchem die instinktiven Freundschaftsgefühle einen Inhalt verlangten, in welchem wir durch einen klaren Beschluss und durch die Tat uns dafür entschieden haben, dass wir in Zukunft gemeinsame Wege gehen wollen, die uns das Verantwortungsgefühl für die Zukunft unserer Völker vorschreibt.

Die Erfahrungen unserer Vergangenheit lehren uns, dass es dreierlei Ursachen für die dunkle Zeit unserer Unfreiheit gab: Streit

untereinander und Uneinigkeit, Unterwerfung unter fremde Einflüsse und ein Abhängigwerden von fremden Mächten, und schliesslich Eroberungsgelüste des einen oder des anderen Nachbarn.

Ich habe mir schon erlaubt darauf hinzuweisen, dass das Jahr 1918 uns von dem direkten Zusammenhang mit der letzten Vergangenheit gelöst hat, dass es uns einen neuen Weg geöffnet, unsere Unabhängigkeit wiedergegeben hat unter Verhältnissen, die uns die Hände freimachten für das Werk des Neubaus und der Neuschöpfung. Das bedeutet aber nicht, dass wir die Vergangenheit vergessen wollen.

Vor allen Dingen aber hüten wir uns vor einer Wiederholung der Fehler der Vergangenheit unter den neuen Verhältnissen, die — ich unterstreiche es noch einmal — für eine Zusammenarbeit und ein Zusammengehen so günstig gewesen sind und sich in absehbarer Zukunft auch nicht wiederholen werden.

Unser erster Gedanke soll der Gedanke an Einmütigkeit sein. Hüten wir uns vor Streitigkeiten, seien wir uns darüber klar, dass die Eintracht zwischen uns wichtiger ist, als kurzlebige Erfolge und Vorteile auf Rechnung des anderen, dass die Eintracht zwischen uns es wert ist, dass man für sie auch gewisse Opfer bringt. Dann wird ganz selbstverständlich ein jeder von uns mehr Kraft in sich fühlen und zusammen werden wir eine kräftige Einheit sein, mit der alle werden rechnen müssen. Dann wird es nicht mehr nötig sein, Unterstützung von aussen zu suchen, die stets mit Abhängigkeit und gegenseitigem Misstrauen verbunden ist.

Unsere Beziehungen zu anderen Staaten mögen nicht auf einer Unterwürfigkeit unter die Bestrebungen der Starken begründet sein, sondern auf ehrlicher und offener Freundschaft, denn in der Freundschaft mit anderen Staaten werden wir wiederum stets einer Meinung sein.

Zwistigkeiten zwischen uns, Unterwerfung unter äussere Einflüsse, das sind gleichzeitig auch die einzigen Ursachen, die unsere Lage in einem solchen Masse schwächen könnten, dass sie zu aggressiven Bestrebungen gegen uns herausfordert. Wir haben keinen Anlass anzunehmen, dass das geschehen wird.

In seiner Antwortrede betonte der zu Gast weilende litauische Innenminister Rusteika folgendes:

Die Zeit zum Ausruhen ist noch nicht gekommen. Der umwölkte politische Horizont Europas veranlasst uns, immer auf der Wacht zu sein, um so mehr, als hier und dort Stimmen laut werden, die gegen unsere Völker und Staaten sind.

Der Zusammenschluss unserer drei Völker gibt den drei Staaten auch die Möglichkeit, im internationalen Verkehr den Platz einzunehmen, der uns gebührt.

Mit Vergnügen kann festgestellt werden, dass die Zusammenarbeit der baltischen Völker ständig von uns allen gefördert wird. Noch unlängst war das litauische Volk hochgeehrt und erfreut durch den Besuch der obersten lettländischen Heeresleitung mit General Berkis an der Spitze. Das erweist, dass die Armeen unserer Staaten schon eine gemeinsame Sprache finden, gemeinsame Gedankengänge in ernsten Augenblicken des politischen Lebens.

Zusammenschluss der Baltischen Staaten

In Verfolg der Beschlüsse der Konferenz der baltischen Staaten in Reval im Dezember v. J. haben die drei baltischen Staaten Lettland, Estland und Litauen am 6. Februar dem Sekretariat des Völkerbundes gleichlautende Noten eingereicht, in denen sie ihre Absicht bekunden im Völkerbunde als Einheit vorzugehen, um dadurch in stärkerem Masse bei der Besetzung der Ämter und Ratssitze berücksichtigt zu werden. — Hierzu schreibt die »Tribune de Genève«, diese Forderung verdiene, dass sie von allen kleinen Staaten unterstützt wird, denn die Baltische Entente fördere die Reorganisation des Friedens, dazu in einem der exponiertesten Gebiete Europas in Bezug auf seine geographische Lage. Die Baltische Entente könne als ein Vorposten europäischer Ordnung angesehen werden. — »The Economist« schreibt, der Vertrag der drei baltischen Staaten ähnele dem Statut der Kleinen Entente. Im Resultat hätten sich die drei kleinen Staaten in aussenpolitischem Sinne zu einem grossen entwickelt. Wenn jeder der Staaten sich isoliert halten würde, dann könnten sie leicht als Tauschobjekt benutzt werden; nach dem Zusammenschluss jedoch könnten sie sich gegen jede Vorherrschaft wehren und eine unabhängige Politik treiben.

Ministerpräsident Ulmanis zur Landwirtschaftlichen Woche

Im Verlauf der Landwirtschaftlichen Woche sprach der Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis über die Agrarpolitik der Regierung und die

wirtschaftliche Lage. Zur geistigen Neueinstellung nach dem 15. Mai bemerkte der Ministerpräsident, dass alle es erfasst hätten, dass Macht und Stärke nicht von der Zahl abhängig seien, sondern von den Anschauungen, dem Glauben und der Überzeugung der Menschen. Es sei mit einer zielbewussten Politik begonnen worden, insbesondere auf dem Gebiete des Agrarwesens. Die Regierung stehe auf dem Standpunkt, dass die Landwirtschaft die Grundlage aller wirtschaftlichen Entwicklung und Regsamkeit sei. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten seien sehr gross. Die Kaufkraft der Städter für landwirtschaftliche Erzeugnisse sei beschränkt und könne sich nur langsam heben. Die ausländischen Märkte hätten die Tendenz sich immer mehr abzuschliessen. Es sei das Ziel aller Staaten, mit eigenen Erzeugnissen auszukommen und wenn möglich, nichts vom Auslande zu kaufen. Auch Lettland müsse versuchen so wenig zu kaufen als nur irgend möglich. Zu exportieren sei daher sehr schwer. Für Fleisch sei im Auslande keine Absatzmöglichkeit. Getreide sei schwer zu verkaufen. Weizen könne man gar nicht verkaufen. Unser Zucker sei so teuer, dass man ihn in grösseren Mengen nicht exportieren könne. Zur Hebung des Zuckerkonsums gebe es nur eine Möglichkeit: anstelle eines Löffels — zwei! Von der Möglichkeit die landwirtschaftlichen Produkte in Geld umzuwandeln, hänge die Belebung unserer ganzen Wirtschaft ab. Um die Rentabilität zu erhöhen, müssten die Selbstkosten verringert werden, um im In- und Auslande konkurrieren zu können. — Man müsse daher auch von den Landwirten mehr Überlegung und Disziplin fordern und ein Sichfügen gegenüber den Belangen der Gesamtheit verlangen.

Landwirtschaftskammer

Über das in Vorbereitung befindliche Gesetz über die Gründung einer Landwirtschaftskammer äusserte sich der Vizelandwirtschaftsminister Birznieks folgendermassen. Bisher sei der Landwirtschaft und besonders der agronomischen Hilfeleistung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die agronomische Hilfe hätte dafür zu sorgen, dass die Landwirte alle durch den Staat geschaffenen Möglichkeiten ausnützen könnten und in kürzester Zeit in den Stand gesetzt würden, alle Neuerungen kennen zu lernen, und vor allem, dass die Selbstkosten der Erzeugung herabgesetzt würden. Die Arbeit der agronomischen Hilfeleistung sei durch ungünstige Umstände beeinflusst gewesen, denn sie hätte immer eine bestimmte politische Färbung gehabt. Die Land-

wirtschaftskammer würde die agronomische Hilfeleistung in zweckentsprechende Bahnen leiten.

Das neue Gesetz über die Rechtsanwaltschaft

Zum neuen Gesetz über die Rechtsanwaltschaft, das vom Ministerkabinett am 31. Januar angenommen wurde, äusserte sich Justizminister Apsītis laut Presseberichten folgendermassen. Das neue Gesetz zieht der bisherigen Autonomie der Rechtsanwaltschaft Grenzen. Die Advokatur besteht in Zukunft am Gericht und ist mit demselben organisch verbunden. Der Rat der Rechtsanwälte wird wie bisher durch die Vollversammlung der Rechtsanwälte gewählt, jedoch bestimmt dessen endgültige Zusammensetzung der Justizminister, der aus der Zahl der Glieder des Rates einzelne Personen streichen kann. Das nationale Prestige, das bisher öfters gelitten hätte, würde so gewahrt bleiben. Keine Person kann in die Rechtsanwaltschaft aufgenommen werden, wenn der Appellhof ein negatives Gutachten über sie abgibt. Der Justizminister kann gegen die Aufnahme einer Person als Rechtsanwaltsgehilfe Einspruch erheben, womit die betr. Person als nicht aufgenommen anzusehen ist. Der Justizminister bestimmt auch die Zahl der Rechtsanwälte, welche an jedem Orte zulässig ist. Die Institution des Patronats zwecks Vorbereitung der Rechtsanwaltsgehilfen bleibt bestehen. Falls ein Gesuch um Aufnahme in die vereid. Rechtsanwaltschaft dreimal abgewiesen worden ist, so ist der Antragsteller als ungeeignet auszuschliessen. Als normale Arbeitszeit eines Gehilfen gelten 5 bis 7 Jahre. Eine Ausbildung zum Rechtsanwalt ist auch am Gericht, als Gerichtsamtskandidat möglich. Der Punkt 2 der Übergangsbestimmungen besagt: Im Laufe von 3 Monaten nach Inkrafttreten des neuen Gesetzes hat der Justizminister das Recht, aus der Zahl der Rechtsanwälte und Rechtsanwaltsgehilfen die Personen zu streichen, deren Tätigkeit nach seinen Informationen der Stellung eines Advokaten nicht angemessen ist. Diese Beschlüsse des Justizministers sind inappellabel.

Abänderung des Gesetzes über Immobilienerwerb

Zu den neuen Bestimmungen äusserte sich Justizminister Apsītis laut Pressemeldungen wie folgt: Das bestehende Gesetz über den Erwerb von Immobilien verlangt das Einverständnis des Justizministers, wenn das zu veräussernde Immobil sich auf dem Lande befindet. Eine Erlaubnis ist dagegen nicht für eine Übereignung von solchen Immo-

bilien vorgesehen, die sich innerhalb der administrativen Grenzen einer Stadt befinden. Solch eine Teilung von Immobilien in städtische und landische ist völlig sinnlos, da es der Staatsgewalt auch nicht gleichgültig sein kann, wer Immobilien in der Stadt erwirbt. Daher wird durch die neuen Bestimmungen im Gesetz über den Immobilienerwerb festgelegt, dass der Übergang von Immobilien von einer Hand in die andere in jedem Fall nur mit der Genehmigung des Justizministers möglich ist.

Die Arbeit des lettländischen Aeroklubs

Der Inspektor des zivilen Flugwesens Oberst Indans berichtete am 14. Februar über die Ziele und ersten Arbeiten des neugegründeten lettländischen Aeroklubs, in dem das gesamte zivile Flugwesen konzentriert ist. Das Ziel des Aeroklubs sei, sich zu einer umfassenden Organisation zu entwickeln, die alle Zivilflieger Lettlands vereinigen soll, ferner die Entwicklung des Flugwesens zu fördern und den Flugsport zu popularisieren und das Netz der Flughäfen auszubauen, auch das Modellbauen und Konstruieren von Flugzeugen und Segelflugzeugen zu fördern, ganz besonders aber tätig zu helfen bei der Organisation des Luft- und Gasschutzes. Eine wichtige Rolle falle unserer Flugzeug-Industrie zu. Im Hinblick auf die grossen Ziele dürfe kein Bürger sich der Mitarbeit entziehen. Der Verwaltungsrat würde aus 30 Personen bestehen, in diesem Rat würden die verantwortlichen Leiter aller Institutionen und Vertreter grösserer Organisationen vertreten sein. Der Aeroklub sei dem Kriegsministerium unterstellt. — Zum Leiter der Propagandasektion des Aeroklubs wurde J. Mežaraups ernannt. An alle Mitbürger ergeht die Aufforderung zum Eintritt in den Lettländischen Aeroklub.

Überschuss in der Rigaer städt. Finanzverwaltung

Der Leiter des Rigaer Finanzamtes erklärte Pressevertretern, dass die Einnahmen der Stadt Riga merklich die im Budget vorgesehene Höhe überschritten hätten. Die Strassenbahn hätte einen Überschuss von 1 000 000 Lats, die Autobuskonzession einen Überschuss von 428 000 Lats ergeben. Nur das Betriebsamt habe ein Defizit von 568 000 Ls aufzuweisen, was mit den grossen Investierungen beim Bau des neuen Wasserwerkes in Zusammenhang stehe. Während das Einnahmebudget insgesamt einen Überschuss von 1 000 000 Lats auf-

weise, sei im Ausgabenbudget eine Ersparnis von 1 600 000 Lats zu verzeichnen. Der Gesamtüberschuss würde zur Deckung der Fehlbeträge aus den Jahren 1931 und 1932 verwandt werden.

Die Ergebnisse der Volkszählung

Die Volkszählung vom 12. Februar 1935 hat ergeben, dass Lettland 1 944 933 Einwohner hat. Davon entfallen auf

das Gebiet	Vidzeme	405 243,	mit einem	Zuwachs	von	etwa 1600,
„	Kurzeme	291 509,	„	„	„	„ 3500;
„	Zemgale	298 103,	„	„	„	„ 10 000;
„	Latgale	565 503,	„	„	„	„ 13 200;
„	Riga	384 575,	„	„	„	„ 7000.

Der Gesamtzuwachs der Bevölkerung soll 44 888 Personen betragen. Die Bearbeitung der Daten der Volkszählung wird wichtiges Material in Bezug auf die Nationalität, Beschäftigung und andere Fragen des Bevölkerungsstandes zeitigen.

Die Gilden an den Ministerpräsidenten

Anlässlich der Fastnachtsversammlung übersandten die Gilden dem Ministerpräsidenten Dr. K. Ulmanis folgende Telegramme:

»Die Mitglieder der Grossen Gilde, die zu ihrer historischen alljährlichen Fastnachtsversammlung zusammengetreten sind, beehren sich, Ihnen herzlich zu danken für Ihre rühmenswerte Arbeit für unser Vaterland und Ihnen ihre ergebenen Wünsche zur erfolgreichen Fortsetzung des Werks zu übersenden. Ältermann Schwartz.«

»Die zur alljährlichen Fastnachtsversammlung der St. Johannis-Gilde zusammengetretenen Amtsmeister aller Ämter sprechen ihnen ihren aufrichtigen Dank aus für ihr Werk, das für die Wiedergeburt und das Aufblühen Lettlands getan ist, denn auch unsere Vorfahren haben vor Jahrhunderten darnach gestrebt, nicht nur die gelernten Meister, Gesellen und Lehrlinge in den einzelnen Ämtern zu vereinigen, sondern auch eine Gemeinschaft all dieser Ämter zu schaffen — die jetzige Gilde mit 34 Ämtern und über 3000 Mitgliedern. Die in der Gilde versammelten zünftigen Handwerker sind, wie von altersher, stets bereit, einen tüchtigen Handwerkerstand zu bilden, in dem Ordnung und Disziplin herrschen. Ältermann Saje.«

ESTLAND

Neue Gesetze

Durch Dekrete des Staatsältesten sind wiederum eine Reihe neuer Gesetze erlassen worden. Unter diesen gehört zu den wichtigsten eine Novelle zum Gesetz betreffend den Staatshaushaltsplan. Durch diese Novelle ist das betr. Gesetz dahin abgeändert worden, dass der Staatshaushaltsplan, wenn die Staatsversammlung am 30. Januar eines Jahres nicht tagt, derselben auch zu einem späteren Termin vorgelegt werden kann, jedoch in jedem Falle nicht später als zwei Wochen nach Zusammentritt der Staatsversammlung oder zwei Wochen vor Beginn des Finanzjahres. Ferner enthält die Novelle die Bestimmung, dass sowohl der Staatshaushaltsplan als auch Ergänzungsbudgets wie alle übrigen Gesetze auf dem Dekretwege erlassen werden können und dann mit ihrer Veröffentlichung im Staatsanzeiger in Kraft treten. Durch diese Novelle erhielt die Regierung die Möglichkeit, den Staatshaushaltsplan und Ergänzungsbudgets auch ohne Annahme seitens der Staatsversammlung in Kraft setzen zu können. Auf Grund dieser Novelle ist denn auch bereits ein Ergänzungsbudget für das Jahr 1934/35 durch Dekret des Staatsältesten in Kraft gesetzt worden, ohne dass es der Staatsversammlung vorgelegt worden wäre.

Zum Erlass der obengenannten Novelle gab der Chef des staatlichen Informations- und Propagandaamtes Pressevertretern gegenüber längere Erklärungen ab, in denen u. a. folgendes gesagt war: »Nach der früheren Staatsverfassung lag die gesetzgebende Gewalt nur in der Hand der Staatsversammlung. Die geltende Verfassung aber, die bei der Volksabstimmung angenommen wurde, sieht noch eine andre gesetzgebende Instanz vor. Bei unaufschiebbaren staatlichen Notwendigkeiten kann nämlich jetzt der Staatsälteste Gesetze in Dekretform erlassen, solche Dekrete haben also Gesetzkraft. Und da der Staatshaushaltsplan nach der Verfassung ein Gesetz ist, so hat der Staatsälteste nach der geltenden Verfassung das Recht und auch die Pflicht, wenn die Lage es erfordert, den staatlichen Haushaltsplan oder ein Ergänzungsbudget auf dem Dekretwege in Kraft zu setzen, denn der Staat kann nicht ohne Haushaltsplan bleiben. Die Abänderung einiger Paragraphen des Gesetzes betreffend den Staatshaushaltsplan, wie sie durch das Dekret des Staatsältesten stattgefunden hat, war somit durch Vorschriften der neuen Verfassung bedingt.«

Ein weiteres Dekretgesetz vom 13. Februar 1935 enthält Vorschriften über die Schaffung resp. die Neuorganisation des Staatswirtschaftsrates. Durch dieses Gesetz ist das Gesetz betr. den Staatswirtschaftsrat vom Jahre 1919 ausser Kraft gesetzt worden. Der Staatswirtschaftsrat in seiner bisherigen Form stand eigentlich nur auf dem Papier. Jetzt wird ein neuer Staatswirtschaftsrat geschaffen. Nach dem neuen Gesetz ist derselbe ein beratendes Organ, das die Aufgabe hat, die Regierung und deren einzelne Glieder in wirtschaftlichen und sozialen Fragen zu beraten.

Nach den neuen Bestimmungen besteht der Staatswirtschaftsrat aus 25 Gliedern, die auf zwei Jahre ins Amt berufen werden. Glieder des Staatswirtschaftsrates können nur Personen sein, die mindestens 30 Jahre alt sind und die das aktive Wahlrecht in Bezug auf die Vertreterkörperschaften der Kommunen besitzen.

Der Bestand des Rates setzt sich folgendermassen zusammen:

1) 15 gewählte Glieder, die von den wirtschaftlichen Berufsständen gewählt werden. Und zwar: 4 von der Landwirtschaft, 1 von den Banken, 1 von der Industrie, 1 von der Kaufmannschaft, 2 von den Industriearbeitern, 1 von den Handwerkern, 2 von den Genossenschaften, 1 von den freien Berufen, 1 von den Hausbesitzern und schliesslich kraft seines Amtes der Präsident der Eesti-Bank. Die Wahlen vollziehen die betreffenden öffentlich-rechtlichen berufsständischen Organisationen, wie z. B. die Landwirtschaftskammer, die Handels- und Industriekammer usw.

2) 10 ernannte Glieder, unabhängig von ihrem Beruf. Die Ernennung vollzieht der Staatsälteste auf Vorschlag des Wirtschaftsministers.

Die Glieder des Staatswirtschaftsrates werden bei ihrem Amtsantritt vom Staatsältesten feierlich vereidigt. Die gewählten Glieder sind durch ihr Mandat ihren Wählern gegenüber nicht gebunden. Alle Glieder des Staatswirtschaftsrates erhalten weder ein Gehalt noch Zeitaufwandsgelder.

Ferner ist ein neues Filmgesetz in Kraft gesetzt worden, das eine ganze Reihe neuer Bestimmungen enthält. Nach diesem neuen Gesetz dürfen in erster Linie die Kommunen Lichtspieltheater eröffnen und besitzen, nächst ihnen auch estnische Staatsbürger und juristische Personen, deren Vorstandsglieder estnische Staatsglieder sind, jedoch nur mit Genehmigung des Innenministers.

Für jeden Administrativbezirk wird vom Innenminister eine Höchstzahl der zuzulassenden Lichtspieltheater festgesetzt. Sobald diese Höchstzahl in einem Bezirk erreicht ist, hat der Innenminister eine weitere Eröffnung von Lichtspieltheatern in diesem Bezirk zu untersagen. Ein Verkauf oder die Verpachtung bestehender Lichtspieltheater kann von jetzt ab nur mit Genehmigung des Innenministers erfolgen. Die vor dem 1. Januar 1935 eröffneten Lichtspieltheater bedürfen zur Fortführung ihrer Tätigkeit keiner besonderen Erlaubnis. Im übrigen unterliegen auch sie allen Bestimmungen des neuen Gesetzes.

Das neue Gesetz verlangt von den Eigentümern der Lichtspieltheater verschiedene Qualifikationen, so müssen diese estnische Staatsbürger sein, sie müssen einen bestimmten Bildungsgrad besitzen usw. Wenn der Eigentümer eines bereits vor dem 1. Januar 1935 bestehenden Kinotheaters diesen Anforderungen des neuen Gesetzes nicht entspricht, so darf er das Theater nur weiterführen, wenn er einen verantwortlichen Leiter anstellt, der den Anforderungen des Gesetzes entspricht.

Was nun die einzelnen Bildstreifen betrifft, so verlangt das neue Gesetz, dass dieselben das Volksleben aufbauend und erzieherisch beeinflussen. Filme, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, dürfen in Estland nicht mehr gezeigt werden.

In den Programmen der Lichtspieltheater muss nach dem neuen Gesetz eine Estlandchronik enthalten sein.

Beim Innenminister wird eine Filminspektion eingeführt, die ein Filmregister führt, in welches die zur Aufführung zugelassenen Filme eingetragen werden. Die Zensur der Filme liegt zunächst in den Händen eines Filminspektors. Gegen dessen Verfügungen kann bei der Filmkommission geklagt werden. Die Glieder dieser Kommission werden vom Innenminister im Einvernehmen mit dem Bildungs- und Wirtschaftsminister ernannt. Gegen Entscheidungen der Filmkommission kann schliesslich beim Innenminister selbst geklagt werden, dessen Entscheidungen endgültig sind.

Der Filmkontrolle unterliegen nicht rein künstlerische und wissenschaftliche Filme, die zur Vorführung in Schulen und wissenschaftlichen Institutionen bestimmt sind. Das neue Filmgesetz tritt am 1. April 1935 in Kraft.

Verlängerung des Heeresdienstes

Die Staatsregierung hat verfügt, dass vom Jahre 1935 an eine vorzeitige Dienstentlassung der ihrer Militärdienstpflicht genügenden Personen, wie sie in den letzten Jahren üblich war, nicht mehr stattfinden darf. Dieser Beschluss wurde in einer amtlichen Erklärung folgendermassen motiviert:

»Die Daten der Volkszählung zeigen, dass die Zahl der in den Jahren des Weltkrieges, des Freiheitskrieges und der darauf folgenden Zeit geborenen männlichen Personen im Verhältnis zu den Jahren der Vorkriegszeit stark gesunken ist. Dieser Umstand macht sich jetzt, wo diejenigen Personen ihrer Dienstpflicht genügen müssen, die in dem obengenannten Zeitraum geboren worden sind, bei der Organisation der Wehrkräfte des Landes stark fühlbar. Das Sinken der Zahl der Rekruten ist schon früher beobachtet worden, und es waren Massnahmen getroffen worden, um diesem Übelstande abzuhelfen. Diese haben sich aber als ungenügend erwiesen. Infolgedessen hat die Regierung beschlossen, von dem Rechte der vorzeitigen Dienstentlassung nach dem Usus der letzten Jahre Abstand zu nehmen.

Estnische Presse und Aussenpolitik

Die estnische Presse beschäftigt sich in der letzten Zeit sehr viel mit aussenpolitischen Fragen. Insbesondere ist es der Ostpaktentwurf, dem immer wieder lange Leitartikel gewidmet werden.

So schrieb z. B. das »Päevaleht« in einem Artikel u. a. folgendes:

»Wenn Deutschland und Polen sich weigern, am Ostpakt teilzunehmen, dann müsste dieser nur zwischen Frankreich, Räterussland und der Tschechoslowakei abgeschlossen werden, wobei man in diesem Falle augenscheinlich bereit ist, auf die Beteiligung der Baltischen Staaten am Pakte zu verzichten. Wenn dem so wäre, so könnten die Baltischen Staaten augenscheinlich in nächster Zukunft vor der Tatsache stehen, dass über ihr Schicksal ein Vertrag abgeschlossen wird, an welchem sie selbst nicht beteiligt sind. Unsrer Ansicht nach müssten die Baltischen Staaten sich noch einmal überlegen, was für uns günstiger ist, ob wir an einem Ostpakt ohne Deutschland und Polen teilnehmen oder mit Deutschland und Polen dem Ostpakte fernbleiben.

Die erste Möglichkeit würde uns eine neue Bestätigung dessen bringen, dass unsre Selbständigkeit anerkannt wird, und im Kriegsfalle würde man uns Hilfe geben (in erster Linie seitens Räteruss-

lands), wobei man aber fürchten könnte, dass diese Hilfe für uns zu einer Last werden könnte. Im andern Fall würde man an unsrer Unabhängigkeit schweigend vorübergehn, und es könnten Zweifel entstehn, ob nicht im Falle eines Konfliktes zwischen den Grossmächten in erster Linie Räterussland uns als zur feindlichen Partei gehörig betrachten würde und daran denken könnte, uns unschädlich zu machen, während Deutschland und Polen in Bezug auf uns garkeine festgesetzten Pflichten hätten.

Es scheint, als ob der Moment kommen könnte, wo die Baltischen Staaten gezwungen werden, sich für die eine oder andre Mächtegruppe zu entscheiden — wenn diese Gruppen sich nicht vorher einigen können und der Ostpakt dennoch abgeschlossen wird.

Das wäre eigentlich die erste wichtige aussenpolitische Entscheidung, die unsre Diplomatie und unsere Regierung seit dem Abschluss des Tartuer Friedens zu treffen hätte. Wir verstehn, wie schwer eine solche Entscheidung sein wird, und deshalb dürfte es der Wunsch aller unsrer Staatsbürger sein, dass es nicht zum Zerfall der Mächte in zwei feindliche Gruppen kommen möge, d. h., dass die Grossmächte eine gemeinsame Sprache in der Frage des Ostpaktes finden mögen, mögen sie ihn abschliessen oder nicht. Die heutige Lage lässt leider darauf schliessen, dass das Finden einer gemeinsamen Sprache wenn auch nicht unmöglich, so doch sehr schwer sein dürfte. Und deshalb müssen wir zeitig einen gut durchdachten und überlegten Entschluss bereithalten.«

Fast alle aussenpolitischen Betrachtungen der estnischen Presse sind ausgesprochen deutschfeindlich eingestellt. Man traut Deutschland nicht und behauptet immer wieder, das Deutsche Reich habe aggressive Absichten gegen die Baltischen Länder. Immer wieder bringen die estnischen Zeitungen Artikel, welche Überschriften tragen wie »Deutschlands Drang nach dem Osten«, »Deutsch-polnische Pläne über eine Aufteilung des Ostraumes in Einflusszonen« usw. Wie weit Teile des Estentums sich als im Kampfe gegen das Deutschtum befindlich betrachten, zeigen auch u. a. folgende Pressestimmen:

Das Dorpater »Uus Söna« brachte aus Anlass der finnischen Kalevalafeiern einen Artikel aus der Feder von O. Loorits, der am Schluss folgende bezeichnenden Sätze enthielt:

»Wollen wir (die Esten) also an der Kalevalafeier als an einer kulturellen Feier unserer ganzen Stammesverwandtschaft teilnehmen. Wir wollen nicht nur Gäste sein, sondern wir wollen Mitarbeiter und

Mitschöpfer sein im Lande der Kalevistenkultur. Mitkämpfer wollen wir sein, Brüder dem Geiste und dem Blute nach in unserem Verteidigungs- und Freiheitskriege sowohl an der Front gegen die Germanen als auch an der Front gegen die Slaven oder an irgendeiner andern Front. Vergessen wir nie, dass das Wort »Arier« für uns äusserlich und innerlich Sklaverei bedeutet, und schwören wir, dass wir uns nie mehr versklaven lassen werden, sondern Kalevs freier Geist leite uns lebenskräftig durch alle kommenden Zeiten.«

Und in demselben »Uus Söna« erschien ein Artikel über die im Werroschen Kreise belegene einzige deutsche Bauernkolonie Estlands, Heimtal, in dem es u. a. hiess:

»In Sommerpahlen (die Kolonie Heimtal gehört zu dieser Gemeinde) berühren sich die äussersten Nervenenden des estnischen und deutschen Volkes, und hier kommt auch die deutsche »loyale« Haltung zum Ausdruck. Man will es nicht haben, dass der deutsche Kolonist im Geiste des estnischen Volkstums aufwächst, dass er aufhört, sich als »Zelle des Dritten Reiches« zu fühlen.« Zu diesen Sätzen des »Uus Söna« schrieb die in Dorpat erscheinende »Deutsche Zeitung« u. a.: »Und weiter scheint uns besonders beachtenswert, dass Herr Varra (der Verfasser des zitierten Artikels des »Uus Söna«) augenscheinlich der Ansicht ist, dass die Deutsche Kulturverwaltung nichts dagegen haben soll, dass deutsche Kinder im Geiste des estnischen Volkes erzogen werden. Wenn es sich aber darum handelt, ob nicht estnische Kinder im Geiste des deutschen Volkes erzogen werden, dann schreit die ganze estnische Presse Verrat und bezeichnet das als ein Verbrechen. Wie steht es aber mit dem guten alten Sprichwort »Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu«?«

Leo von Middendorff

Dorpat, den 1. März 1935.

Aus dem Schrifttum der Zeit

Ernst Wiechert: Die Majorin

Es ist nicht gut, dass die Majorin auf ihrem Hof bleibt und selten über die Felder reitet. Die Frau Majorin sei krank, heisst es auf dem Hof, und es muss wohl richtig sein, denn niemand kann sich aus früherer Zeit erinnern, die Majorin nachmittags im Park gesehen zu

haben, auf einem Liegestuhl, ein Buch in den Händen, in dem sie nicht liest. Der Pastor ist noch niemals in der Halle umgekehrt, mit dem Bescheid, dass die Frau Majorin nicht wohl sei und keine Besuche empfange. Der Verwalter ist noch niemals aus ihrem Arbeitszimmer gegangen ohne Anweisungen für den nächsten Tag, sondern mit dem Bescheid, er solle es machen, wie es ihm am richtigsten scheine. Und Jonas sitzt in der Küche und raucht, ohne dass eine Hand sich auf seine Schulter legt und eine freundliche Stimme sagt: »Nicht wahr, Jonas . . wir beide . . .«

Es ist nicht wahr, dass ein Gut von fünftausend Morgen von selbst läuft, ein Tag den nächsten erzeugt, die Ernte von selbst aus der Saat erwächst. Es ist wohl wahr, dass das Tagewerk weiterläuft, dass die Glocke geläutet wird, die Gespanne auf die Felder ziehen und am Abend heimkehren, dass Mensch und Vieh das Ihrige erhalten, ohne Hunger zu leiden oder Ungerechtigkeit. Aber unterhalb des Tagewerkes ist etwas still geworden, was sonst da war, eine helle gemeinsame Fröhlichkeit, die Zuversicht auf das immer Bleibende, Starke, Unveränderliche. Über dem Lebenskreis eines grossen Hofes kann die Sonne fortbleiben oder der Regen. Das kann Sorgen geben, aber es ist erlaubt. Es wird eingeholt werden, denn die Erde ist geduldig und trägt auch eine lange Last. Aber es ist nicht erlaubt, dass ein Lächeln fortbleibt, das immer da war, ein Zuruf, ein Scherz. Das wird nicht eingeholt, ist verloren für immer und geht nicht nur den Verwalter an oder die Mamsell, sondern den jüngsten Scharwerkerjungen, der das Stroh hinter der Scheune zusammenharkt.

Niemand weiss das besser als die Majorin. Sie hört die Gespanne zurückkehren am Abend und sieht den Staub über die Rasenflächen des Parkes ziehen. Aber der Hufschlag der Pferde scheint ihr müder zu sein, und sie merkt es wohl, dass die Knechte nicht singen wie einst. Sie steht auf und geht tiefer in die Allee des Parkes hinein. Sie hat keine Schmerzen, also ist sie nicht krank. Aber wenn sie die Harke des Gärtners hört oder den dumpfen Ton der Bretter, mit denen die Gewächshäuser zugedeckt werden zur Nacht, macht sie einen weiten Umweg, bis an die Mauer, von der sie über die Felder bis zu dem dunklen Hochwald sehen kann. Sie hat keine Schmerzen, aber es macht ihr Mühe, zu sprechen, und es macht ihr schon Mühe, einen Menschen anzusehen. Ihre hellen und klaren Augen werden unsicher, wenn sie einen Menschen anblicken müssen, und da sie nicht gewohnt ist, die Augen niederzuschlagen, vermeidet sie die Menschen.

Hat die Majorin etwas getan, dass sie sich schämen müsste? Sie hat einen zerstörten Menschen aufgenommen und ihm ein Dach mit Lohn und Brot gegeben. Das ist alles, und es ist nichts weiter als Christenpflicht gewesen. Keines ihrer Worte ist über die erlaubte Grenze gegangen, kein Blick, kein Gedanke. Es ist wahr, dass ihre Gedanken häufiger zu ihrem Jäger gegangen sind als zu ihrem Verwalter oder zu ihren Mädchen, aber es ist nur in der Ordnung, dass die Armen mehr Gedanken bekommen als die Gesicherten und die Zufriedenen. Also nur die Zahl der Gedanken? Nicht ihre Wärme etwa oder ihre Verstohlenheit? Nicht der leise Wunsch, die Hand auf seine Stirn zu legen, dort wo die tiefe Narbe steht? Sei ehrlich, Majorin! So ehrlich wie bei der Steuer, die du in die Hand des Staates zu legen hast!

Und da die Majorin nicht unehrlich sein kann, nicht einmal in Gedanken, so errötet sie von neuem, dort an der Mauer des Parkes, wo niemand sie sehen kann. Und sie wartet, bis die Alleen finster in der Dämmerung werden, um ins Haus zu gehen, und beim Essen will sie im Dunkeln bleiben, weil das Licht ihren Augen wehtue.

Unsicher ist also die Majorin geworden. Nicht krank oder reuevoll, oder verliebt, sondern nur unsicher. Es hat ihr jemand einen Handschuh entwendet, um ihn unter seinem Lager zu verbergen. Das ist nichts, nicht mehr als lächerlich oder sentimental oder kindisch. Aber der Mann, der das getan hat, besitzt keine dieser Eigenschaften. Dieser Mann hat in der Hölle gelebt, hat Tod und Verzweiflung gesehen, hat alles Kleine und Gewöhnliche abgestreift von seinem Leben und dazu alle Scheu abgestreift, alle Ehrfurcht, alle Angst. Der Mann hat ihr einen Handschuh entwendet, aber in seinen Händen ist es soviel, als hätte er ihre Kleider abgestreift.

Und nun zittert die Majorin, weil sie nackt ist. Jedesmal, das sie in der Hütte gewesen ist, ist sie nackt gewesen, ein preisgegebener Mensch vor den Augen eines Fremden. ‚Fürchtet sich die Frau Majorin nicht vor mir?' Die Majorin aber hat geglaubt, die Toten hätten keine Wünsche mehr.

Die Majorin wird also den Jäger entlassen. Auf Grund der täglichen Kündigungsfrist. Sie wird Jonas hinschicken, mit dem nächsten Monatslohn, und die Gewehre abverlangen lassen, und er wird dabei bleiben, bis der Jäger seinen Rucksack zugeschnürt hat und die Hütte geräumt hat. Jonas ist still und stark, und er wird das seinige tun,

damit er wieder am Hoftor stehen und der Majorin das Pferd abnehmen kann.

Und der Jäger wird auf der Landstrasse durch den Wald gehen, aus dem Wald heraus und über fremde Felder, immer weiter, bis seine Spur erlischt im Staub, der über den Sommerwegen aufsteht.

Und der Totenvogel? Ja, den Totenvogel wird niemand schiessen. Und der alte Mann? Ja, den Acker wird ein Fremder erben. Es ist nichts damit gewesen, dass ein Bauer zu seinem Pfluge zurückgeführt werden sollte. Ein Bauer, den sie zerstört hatten, damit die andern in Frieden leben konnten. Die Majorin zum Beispiel, oder der Pastor, oder die Leute, die einen Aktenbogen anlegten, auf dem erlaubt wurde, dass Michael Fahrenholz leben durfte. Nichts damit, mit der gerechten Weltordnung, dem Wiedergutmachen, dem Helfen und Heilen an einer zerstörten Ordnung. Ein grauer Reithandschuh unter einem Lager von welken Blättern, und vorbei ist es mit der helfenden und heilenden Hand. Es gehört sich nicht, weder für die Lebenden noch für die Toten, und das Ungehörige hat keinen Platz im Haushalt der Majorin. Ein ordentlicher Haushalt, nicht wahr? So ordentlich, dass die Unglücklichen vom Tor gejagt werden, weil das Unglück nicht in die Ordnung passt. Und weil es nicht in die Ordnung passt, dass die Majorin errötet, vor einer Spiegelscherbe oder an der Mauer des Parkes. Kein Platz für Leute, die die Majorin zum Erröten bringen. In einem ordentlichen Haushalt gibt es kein Erröten, weil es weder Scham noch Schuld gibt.

»Herein! Jonas? Was ist, Jonas?«

»Die Frau Majorin hat mich rufen lassen.«

»Nein, Jonas, danke... ich habe es anders überlegt... vielleicht werde ich morgen reiten, Jonas.«

»Ja, Frau Majorin.«

Und Jonas wartet noch einen Augenblick, die traurigen Augen auf den Rocksaum der Majorin gerichtet, und geht dann leise aus der Tür.

Der Jäger wird also nicht entlassen, und es kommt auch kein Befehl, das Reitpferd zu satteln. Es heisst, dass die Majorin verreisen will, in ein Bad oder zu einem Arzt. Es wird viel davon gesprochen auf dem Hof, viel und mit Sorgen, denn der Roggen blüht schon, und auf den Wiesen steht der erste Schnitt des Grases.

Aber bevor die Koffer vom Boden geholt werden, ja bevor man noch weiss, ob das Mädchen mit der Korallenkette nicht geträumt hat, kommen böse Nachrichten aus dem Walde. Es kommt der alte Kätner

Johann vom Erlenfliess und steht im Arbeitszimmer der Majorin, neben der Tür, auf seinen Stock gestützt und die Mütze in der Hand. Ja, und er bringe eine Beschwerde vor die gnädige Frau Majorin, weil sie zwar den Kaiser abgeschafft hätten, da draussen in der Welt, aber das Recht nicht abschaffen könnten. Und die Frau Majorin möchte ihm sagen, ob er mit seinen Enkelkindern nicht mehr Fallholz auflesen dürfe im Wald, wie es seit sechzig Jahren in der Ordnung sei, oder ob die Frau Majorin diese Ordnung abgeschafft habe. Und dann hätte sie wohl recht daran getan, es ihn wissen zu lassen, denn auch alte Leute müssten erfahren, wenn die Frau Majorin eine neue Ordnung einführen wolle im Wald.

Er spricht langsam, aber mit einer behaglichen Zähigkeit, der alte Johann. Ein Sektierer aus der Einöde, der mit Gott einen besonderen Vertrag geschlossen hat und der mit hellen, wimperlosen Augen auf die Majorin blickt, ob sie es sich einfallen lassen werde, etwas dagegen zu haben. Denn auch das Fallholz steht im Vertrag mit dem lieben Gott, und die Frau Majorin, so mächtig sie ist, hat nur ein Mittleramt zwischen dem lieben Gott und Johann.

Aber die Majorin will gar nichts dagegen haben. Sie hat nur das Wort von der neuen Ordnung gehört und hat sich tiefer in den Schatten zurückgelehnt, und nun möchte sie wissen, was denn geschehen sei und worüber der Vater Johann sich beschweren wolle. Ihr sei nichts davon bekannt, dass das Auflesen des Fallholzes in ihrem Walde verboten sei.

Der Kätner nickt ihr triumphierend zu und bittet um Entschuldigung, dass er eine Prise nimmt. Aus einer Dose von Birkenrinde. Und es ist also so gewesen: Der Kätner ist mit seinen drei Enkelkindern in den Wald gegangen, wo die Brüche vor dem Moor liegen. Mit zwei Schiebkarren und Stricken und einer geflochtenen Basttasche mit Schwarzbrot. Genau so wie vor sechzig Jahren. Sie haben das trockene Holz aufgelesen, und er hat auf die Kreuzottern geachtet und den Kindern die giftigen Pilze gezeigt. Und dann haben sie auf einem trockenen Baumstamm gesessen und das Brot verzehrt, und er hat auf einem jungen Lindenblatt gepfiffen, damit die Kinder lernten, was im Wald zu wissen sei. Genau so wie vor sechzig Jahren.

Und dann ist mit einemmal der Jäger dagestanden. Der Tote. Und hat den Arm gehoben und sie aus dem Wald gewiesen. Aber Johann hat auf seine Gerechtsame verwiesen und dass ihm nichts davon bekannt sei, dass die Frau Majorin eine neue Ordnung im Wald ein-

gerichtet habe. Und dann hat der Jäger wohl geflucht, in einer fremden Sprache, und sein Gesicht ist wie das Gesicht aus der Offenbarung des Sankt Johannes gewesen. Und die Kinder haben geweint, so dass dem Kätner nichts übrig geblieben ist, als aus dem Walde zu gehen. Aber dann habe er sich doch noch einmal umgedreht und zurückgerufen, dass die Frau Majorin entscheiden werde, wer nun Herr im Walde sei, die Frau Majorin oder der tote Teufel. So habe er leider gesagt. Und darauf hat der Jäger das Gewehr von der Schulter gerissen und geschossen, dreimal oder noch mehr. Und die Äste über den Schiebkarren sind zersplittert und die Kinder haben geschrien und ihre Last stehen lassen, und so sind sie aus dem Wald gekommen, zersprengt und verstört, und haben sich erst am Fliess zusammengefunden, wo der Steig zur Kate entlang führt.

Hier macht der Kätner Johann eine Pause, nimmt, wieder nach einer Entschuldigung, eine zweite Prise und sieht die Majorin mit seinen hellen Augen furchtlos an. Jetzt wird es sich also entscheiden, das mit den Verträgen und der neuen Ordnung. Und dann wird er wahrscheinlich zum Landjäger gehen müssen. Ein guter Weg, wenn man in einer gerechten Sache geht.

Einen Augenblick sitzt die Majorin noch da, etwas betäubt von der langen Rede, und sieht aufmerksam zu, wie der Kätner die Birkendose wieder schliesst. Und dann steht sie schnell auf und geht ans Fenster. »Jonas!« ruft sie laut über den Hof.

Die Leute, die von der Kaffeepause zur Arbeit gehen, bleiben stehen. Es ist so lange her, dass die Frau Majorin über den Hof gerufen hat, dass man wohl stehen bleiben und nach dem offenen Fenster blicken darf. Eine seltsame Stimme, so hell und klar, dass sie wie neu klingt. Als hätte sie sich ausgeruht nach einer dummen Krankheit und sei nun auferstanden. »Jonas!« wiederholen ein paar Stimmen laut und fröhlich, und einer der Gespannführer läuft zum Reitstall, damit Jonas schneller komme.

Ein veränderter Hof, ein Hof, der neu geworden ist unter einem einzigen befehlenden Ruf. Kein Wunder, dass die Tauben aufsteigen von dem Platz vor der Scheune, eine tönende, leuchtende Wolke, die über den hohen Pappeln kreist. Dass die Mamsell ihr Fenster öffnet und der Kämmerer die Hand am Glockenseil hält, ohne es zu rühren, obwohl der Zeiger seiner grossen Uhr die Zeit überschreitet. Eine Stimme ohne Krankheit, ein Gesicht ohne Krankheit. Nichts von Bädern und Arzt und Gutsverkauf. Ein dummes Gerede von dem Mäd-

chen, das ein Kalb ist, und das sich wichtig machen will, wenn es aus den Zimmern der Majorin kommt.

Jonas erscheint mit einer geputzten Kinnkette in der Tür des Reitstalles und schützt die Augen mit der Hand vor der Sonne.

»Jonas... das Pferd!«

Nun, Gott sei Dank! Es ist alles wieder gut. Hell und fröhlich läutet die Glocke über den Hof, und alles läuft zu seiner Arbeit, als stehe ein Wetter über dem Feld und die letzte Ernte sei hereinzubringen. Wie gut das anzusehen ist für die Majorin! So gut, dass sie noch am offenen Fenster stehen bleibt, obwohl der Hof leer geworden ist und der Kätner noch wartend hinter ihr steht.

Also der Vater Johann möchte keine Sorgen haben. Es sei noch immer die alte Ordnung im Walde und der Jäger wisse vielleicht noch nicht mit ihr Bescheid. Aber es werde ihm gesagt werden, freundlich, da der Jäger wohl ein schweres Leben hinter sich habe, und der Vater Johann möchte sich von der Mamsell einen Topf Kaffee geben lassen.

Dafür bedanke er sich, und die Frau Majorin möchte entschuldigen, aber es sei doch seit sechzig Jahren so in der Ordnung gewesen, und ein alter Mann möchte doch gern wissen, ob der liebe Gott nun auch abgesetzt werde.

Und dann reitet die Majorin. Vielleicht hat sie keinen Grund zur Fröhlichkeit, nicht mehr als gestern oder vor einer Woche. Aber doch ist sie fröhlich. Über die Felder vielleicht oder über ihre Leute, die von fern die Mützen abnehmen, oder über den Wind, der frisch und stark vom Walde kommt. Sie beginnt zu traben, langsam und vorsichtig, denn der Rappe ist nicht bewegt worden, und seine Ohren spielen unaufhörlich und fangen jeden Laut auf, der über den Feldern ist. Und da es erst Nachmittagszeit ist, so beschliesst die Majorin, nicht gleich in den Wald zu reiten, sondern ihre Wiesen und Felder anzusehen, von denen sie nichts mehr weiss, und dann am Pastor vorbeizureiten, um sich zu entschuldigen, und dann vielleicht noch zum nächsten Dorf, wo sie Honig beim Lehrer bestellen kann. Und so wird sie von der andern Seite in den Wald kommen, ungesehen von allen, auch vom Jäger, und sie wird Zeit haben, das alles noch einmal zu bedenken, das mit der neuen Ordnung, und dass sie noch immer die Herrin im Wald ist und dass eine Herrin nicht darauf achtet, wenn jemand etwas hinter ihr aufhebt, ein zerbrochenes Hufeisen etwa oder eine gelöste Spange aus ihrem unbedeckten Haar.

UMSCHAU

Heinrich Zillich in Riga

Donnerstag, den 7. März wurde der Rigaer Öffentlichkeit der Eindruck einer seltenen Persönlichkeit vermittelt. Heinrich Zillich, der einem Ruf der Goethe-Gesellschaft zu Riga gefolgt war, las aus seinen Werken. Was als ein belebender Hauch von diesem Dichter ausging, was die Hörerschaft als Entscheidendes erleben durfte, das war die hier in seltenem Masse vorhandene Einheit von Dichter und Mensch. Von dem feinen, flüchtig hingleitenden Leuchten des Humors in den Zügen des Sprechenden zu der herben Geschlossenheit des Ausdrucks, zu den geweiteten Augen, die in unendliche Fernen staunten, lebte das Gesicht und lebte in ihrer warmen Tönung die Stimme in der sich aufbauenden Dichtung. Der ganze Mensch stand hinter seinem Wort. Darin liegt das bekennerhaft Starke, darin das Geheimnis und der Zauber der Wirkung. Diese Wirkung war nicht ein Triumph virtuoser Vortragstechnik. Der Lesende durfte darauf verzichten, weil er die Echtheit seiner Dichternatur, die ihn sicher leitet, für sich hatte.

Zuerst erstand, zart und von lieblichreinem Morgenschimmer, eine Kindheitserinnerung. Die Heimat des Dichters, das Land Siebenbürgen mit seiner besonderen, unfangbaren Luftschwingung über der Landschaft, mit seinen Menschen, seinem Brauchtum, das bodengefestigt in bäuerlichem Urgrund verankert ruht, weitete sich in vielen, teils leise angedeuteten, teils mit stärkerer Plastik hervortretenden Motiven zu einer Fläche reichen und schicksalhaften Lebens. Von den weithinschattenden Hintergründen hebt sich das Erleben eines Kindes ab. Weihnachten. Der Vater spielt Geige. Die Kinder singen. Der Weihnachtsbaum ist ein flimmernder Glanz. Da bricht das Geigenspiel ab. Und ehe sich die Kinder besinnen können, steht der Nicolaus da. Mit sparsam schonender Feinheit ist die psychologische Auswirkung dieses Vorgangs gezeichnet. Das Erleben des Kindes greift in das Tragische hinüber. Der Weihnachtsmann spricht rumänisch. Erschütternd erlebt das Kind, wie Volk dem Volk gegrenzt gegenübersteht, und doch ist dieses Erleben vom Dichter zugleich auf die ewigen Lichter des brennenden Weihnachtsbaums bezogen. Ein tiefer, verstehender, überschauender Humor weht durch die Schilderung der Geschehnisse.

Ein erhellendes Licht in die Kinderpsyche wirft auch das Gedicht »Abendstern«. Angstbeklemmung eines Kindes, das sich einsam dem grossen Abendschweigen ausgeantwortet fühlt, und das erlösend aufquellende Gefühl der Geborgenheit mit dem nahenden Schritt des Vaters. Eigenartig und lebend ist die Sprache der Lyrik. So ganz besonders im »Säemann«. Hier ist alles aus unmittelbarer Verwachsenheit mit der Erde gekommen. Ursprunghaft neu ist die Sprache. Das Empfinden ist nicht von Bewusstseinsspiegelungen hergeleitet, sondern unmittelbar, schlicht, wahr und zugleich schön ausgeformt. Aus der Ehrfurcht vor Saat und Ernte, vor dem Mutterschoss der Erde, dem Wachstum spannt sich der Bogen zu einem Gottbewusstsein, das das Staunen vor dem überweltlich Grossen nicht verloren hat, das den auseinanderzerrenden Verstandeszugriff und das Zerrende ablehnt und in kindhafter Keuschheit vor Letztem schweigt.

Dieser auf die letzten Dinge unseres Daseins gerichtete Ernst stammt zum Teil aus der Erschütterung des Welt-

krieges. Dies wurde deutlich aus der Art, wie Heinrich Zillich die kurze Erzählung »Der Urlaub« las. Den ganzen Nachdruck legte der Lesende — und damit hob er nur den eigentlichen Sinn, der in seiner Schöpfung bereits eingeschlossen liegt, zu kristallener Klarheit herauf — in die innere Entwicklung des Menschen inmitten der gewitternden und wuchtenden Entladungen an der Front. In kurzer Zeitspanne meisselt das unerbittliche Schicksal in die Züge des Jünglings, der fast noch Knabe ist, die Züge des Mannes: Aus vertieftem und gespanntem Gewissensleben heraus sucht er vielleicht sonderbare Wege; auf diesen Wegen aber ringt sich der junge Mensch nach dem Vorbild seines gefallenen Freundes zu dem Quell alles Lebens heran: »Und da war es ihm, als hätte er seit gestern etwas gelernt, was Schürer konnte, beten, natürlich ganz anders, aber vielleicht war es doch beten —«

In die Stunden erschütternden Erlebens klingt das Gedenken einer hauchreinen Liebe.

So stand Heinrich Zillich vor uns, lebendig, von edler Glut erfüllt, — vor uns als eine Dichterpersönlichkeit, in der reiche Möglichkeiten des Schaffens zur Entfaltung drängen. X

Zum vierhundertjährigen Jubiläum des estnischen Buches

(Estl. Ztg. Nr. 48 21. II. 1935.)

Am 25. August 1535 wurde in der Offizin des Hans Lufft in Wittenberg, des Buchdruckers Luthers, das nach dem Stande unseres heutigen Wissens älteste estnische Druckwerk fertig gestellt: ein niederdeutsch-estnischer Katechismus, verfasst von Simon Wanradt, dem lutherischen Prädikanten an unserer Nikolai-Kirche, und Joh. Köll, der Prediger an der Olai-Kirche war. Fragmente dieses Katechismus wurden durch einen glücklichen Zufall von Dr. H. Weiss in der Bibliothek der Estländischen Literärischen Gesellschaft im Einbande eines Sammelkodex entdeckt, der Wittenberger, Strassburger und Kölner Drucke aus den Jahren 1530—41 enthielt. Die Fragmente wurden von Dr. Weiss und Dr. P. Johansen untersucht und in dem wissenschaftlichen Organ der Gesellschaft, den »Beiträgen zur Kunde Estlands« (Bd. 15, Heft 4) erstmalig veröffentlicht. Bis dahin hatte man als älteste estnische Drucke erst aus dem 17. Jahrh. stammende Werke gekannt: Mag. Heinrich Stahls »Haus- und Handbuch« in nordestnischem und Joachim Rossihnius' Lutherischen Katechismus in südestnischem Dialekt.

In der Geschichte des Buchgewerbes ist es eine völlig normale Erscheinung, dass die ersten Druckwerke dem Bedürfnis der Kirche dienten. Dass Gutenbergs Erstdruck die Bibel war, ist allgemein bekannt; weniger, dass in den Drucken vor Gutenberg — wir kennen solche vor allem in Gestalt der sog. »Blockbücher« — das Bestreben zum Ausdruck gelangte, die biblische Lehre, deren dogmatische Verkündigung damals ausschliesslich der Geistlichkeit in der Kirche vorbehalten war, der breiten Masse des Volkes in symbolischen Darstellungen zu vermitteln. Diesem Zwecke diente vor allem das in unzähligen Variationen verbreitete »Speculum humanae salvationis«, der »Spiegel der menschlichen Seligkeit«, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch in unserer Heimat verbreitet gewesen ist.

Der oben erwähnte Katechismus ist, wie uns urkundlich bezeugt ist, sehr bald wieder aus dem Verkehr gezogen worden. Der äussere Grund war, dass die estnische Übersetzung als fehlerhaft erkannt wurde. (Es ist möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich, dass Johann Köll,

der die Übersetzung besorgte, estnischer Abstammung gewesen ist; er war zu Beginn seiner Laufbahn estnischer Prediger, später deutscher Pastor an der Hl. Geist-Kirche.) Aber auch davon abgesehen: es musste so kommen, dass dieser Katechismus mit seinem dunklen und verworrenen sprachlichen Ausdruck von dem knappen, klaren, im Fassungsvermögen des Volkes begründeten Lutherschen verdrängt wurde.

Das älteste estnische Buch ist also in Deutschland gedruckt worden. Von dort her, wie auch aus den Druckereien der Niederlande (durch die hansischen Beziehungen vermittelt) und auch Frankreichs haben unsere Vorväter ihre Bücher bezogen. Wie gross das Bedürfnis nach geistiger Nahrung in unseren »entlegenen Örtern« war, beweist schon die relativ grosse Zahl der »Inkunabeln« (Frühdrucke bis zum Jahre 1500), die in den heimischen Bibliotheken sich erhalten hat, beweisen dann die Nachlass-Inventare unseres Stadtarchivs, namentlich die der Prediger und Ratsherrn, die vielfach ganze kleine Bibliotheken enthalten.

Aber ein ganzes Jahrhundert dauerte es noch seit dem Erscheinen jenes Katechismus, bis in unserer Heimat die ersten Druckereien errichtet werden konnten. Ein Mann, dem viel darauf ankam, dass sein Wissen der Nachwelt nicht verloren gehe, der Chronist Balthasar Russow, hat seine »Chronica der Provintz Lyffland« in Deutschland — Barth in Pommern, bezw. Rostock — drucken lassen. Erst die grossen Taten Gustav Adolfs, die Begründung des Revaler Gymnasiums (1631) und der schwedischen Universität Dorpat (1632), hatten zur Folge, dass bei beiden Lehranstalten auch Druckereien begründet wurden. Unser erster Drucker Christoph Reusner ist über Rostock und Stockholm zu uns gekommen. Aber noch lange nachher musste doch die Nahrung des Geistes immer noch zum überwiegenden Teil aus den Druckereien des westlicheren Europa bezogen werden.

Mit dem Erwachen des Nationalbewusstseins zu Ende des Mittelalters machte sich auch das Bedürfnis geltend, Bücher in den lebendigen Landessprachen zu drucken, statt im, wie Kolbenheyer es so schön charakterisiert, »gläsernen« Latein. Deutschland hat auch hier den Vortritt, da das erste deutsche Buch 1455 erschienen ist: die bei Gutenberg gedruckte »Mahnung der Christenheit wider die Türken«. Die ersten volkssprachigen Bücher in England und Frankreich, sowie in den Niederlanden, stammen aus dem Jahre 1476, in Schweden und Dänemark aus dem Jahre 1495. Die Wanderung nach den Osten hat längere Zeit erfordert. Dem ältesten estnischen Buch von 1535 schliesst sich das älteste finnische 1542, das älteste litauische 1547, das älteste lettische 1585 an, während in Moskau als erster russischer Drucker ein Geistlicher zu Ende des 16. Jahrhunderts tätig ist.

O. Greiffenhagen

Über Gemeinschaft

Der Einzelne und die Gemeinschaft

(Aus einer Aufsatzreihe)

Jemanden einen Individualisten nennen, heisst ihn kränken. Das ist noch nicht lange so, aber es ist mit grosser Macht gekommen und schon gehört es beinahe zu den Trivialitäten, wenn jemand sagt: die Gemeinschaft ist das Entscheidende. Es ist gewiss nicht Willkür, ein So- aber auch Andersdenkenkönnen, das diese Erkenntnis zur herrschenden machte. Auch ein Erklärungsversuch, der die heutige Überzeugung als Gegenwirkung gegen den überspitzten Individualismus einer dekadenten Zeit auffassen wollte, würde das Wesentliche verfehlen. Es handelt sich hier nicht um eine neue Welle im

Wechselspiel philosophischer Lehrmeinungen, sondern um eine innere Not unzähliger Menschen, deren innerstes Verlangen in dem Aufbruch dieser Erkenntnis zum Ausdruck kam.

Etwas den Menschen wesentlich Ausmachendes, seine feste Gefügtheit in Gemeinschaften, das »Ein-ganz-bestimmter-Sein«, der in einem bestimmten Kreise seinen Platz hat, war verloren gegangen. Der Mensch wurde zu einem Irgendwer herabgedrückt. Er glaubte seit der französischen Revolution Fesseln zu sprengen und sprengte fortschreitend mehr alle gewachsenen Bande des Standes, der Zucht, zuletzt der Familie. Die Freiheit, die erobert werden sollte, faktisch wurde sie zur grenzenlosen Vereinsamung und Banalisierung des Menschen als ein Irgendwer, und nun wehrt sich das Gesunde und Starke mit aller Kraft gegen diese Vereinsamung. Das ist die reale Situation, die den Ruf nach Gemeinschaft schuf, — nicht das Denken.

Diese Sachlage bedeutet nicht, dass es uns nicht möglich sein sollte, denkend das Geschehen um uns tiefer zu verstehen. Zumal das Denken über die menschliche Seele hat allen Anlass sich darum zu bemühen, die Notwendigkeiten und Wurzeln eines so aus der Tiefe aufsteigenden Verlangens zu verstehen. Und in der Tat, das psychologische Denken braucht nicht einmal von seinem Erfahrungsschatz aus ein neues Gedankengebäude zu errichten, es findet vielmehr, auf seine Geschichte in den letzten Jahrzehnten zurückblickend, schon manchen, allerdings vereinzelten Denker, der darum wusste, dass ein neues Bedürfnis nach Gemeinschaft notwendig aufbrechen musste in einer kommenden Zeit. So wusste es um die Jahrhundertwende der Franzose G. Le Bon, so auch seit langem F. Krueger.

Welches sind nun die Momente, die uns das Bedürfnis nach Gemeinschaft von der seelischen Seite her verständlich machen? Wenden wir unseren Blick zunächst dem erwachsenen Menschen zu. In allem, was er sagt und tut, in allem was er für recht oder unrecht hält, ist er auf andere Menschen bezogen. Er will von ihnen verstanden sein, ja er bedarf durchschnittlich einer dauernden Bestätigung seines Tuns, Denkens und Wertens durch sie. Unmittelbar und schmerzlich kommt diese Tatsache dem zum Bewusstsein, der plötzlich in einen ganz anderen Lebenskreis versetzt wird, wo man »seine Sprache nicht versteht«, sein Handeln falsch auffasst und über seine Wertungen vielleicht lächelt. Es bleibt einem solchen kaum etwas anderes übrig als seine Zuflucht dazu zu nehmen »Beobachter« zu sein. Damit schraubt er sich künstlich auf einen »höheren« Standpunkt, aber er vermag das kaum durchzuhalten, und wo er seine Rolle nicht festzuhalten weiss, da fühlt er sich verlassen, vereinsamt, überflüssig. Hier erst wird es völlig greifbar, was es eigentlich heisst, Individuum — Einzelwesen — im vollen Sinne des Wortes zu sein. Es ist kaum einer unter uns, der dieses wirklich dauernd zu tragen vermöchte. Der seelisch gesunde, normale Mensch ist niemals Individuum in diesem krassen Sinne des Wortes. Es war ein Irrweg der Psychologie, den Menschen immer nur aus sich selbst heraus verstehen zu wollen. Richtig zu verstehen ist ein Mensch nur im Rahmen der Gemeinschaft, der sein Handeln und Denken gilt.

1. Das Denken. Die Gemeinschaft nun darf nicht zu eng verstanden werden. Was zunächst das Denken angeht, so formen sich die Gedanken in einer bestimmten Sprache. Das bedeutet, wie wir heute immer klarer sehen, eine bestimmte Prägung auch für den Inhalt des Denkens. In jeder Sprache lebt die Erlebnisweise eines bestimmten Stammes und Volkes. Wer die Sprache wirklich ver-

steht, Sprachgefühl besitzt, der denkt in eben dieser Weise. Darum kann man nie Sprachgefühl »erlernen«, sondern eine Sprache nur erwerben, wenn man lange Zeit inmitten, d. h. in Gemeinschaft mit dem betreffenden Volke lebt. Darüber hinaus zeigt sich auch im engeren Kreise die Sprache als Ausdruck der Gemeinschaft. So spricht jeder Stand, jeder Bund, zuletzt jede Familie innerhalb eines Volkstums seine spezifisch abgeänderte Sprache, die nur Zugehörige verstehen.

2. Das Tun. In allen unseren Handlungen beruflicher und privater Art sind wir auf Gemeinschaft bezogen. Das wird uns besonders deutlich daran, dass wir d e n einen Sonderling heissen, der nur nach seinem eigenen Kopf handelt. Aber auch daran können wir es ablesen, dass wir es als kränkend empfinden, wenn Handlungen, die uns gelten, ohne innere Beziehung zu uns vollzogen werden. Dort, wo das unvermeidlich ist, gewöhnt sich der Mensch nur schwer daran. So fällt es dem Rekruten beim Militär schwer, dass er hin und her geschubst wird ohne dass dieses Tun auf ihn bezogen wäre. Indessen haben die Organisatore der Heere weit mehr Menschenkenntnis bewiesen als die industriellen Unternehmer. Für den jungen Soldaten ist es nur ein Übergangszustand, bis er in seine Kompagnie, seine Abteilung eingegliedert wird und nun eine persönliche Beziehung des Handelns wieder möglich wird — der Industriearbeiter wurde bislang dauernd nur als beliebige »fungible« Arbeitskraft verwandt. Darum hat der Soldat »seine« Aufgaben und Freude an ihr, der Industriearbeiter aber blieb beziehungslos zu dem, was er tat. Jedes Tun wird dann erst zu freudigem Handeln, wenn es im Rahmen seelischer Wechselbeziehung entsteht.

3. Endlich das Werten. Hier erweist sich am stärksten die Abhängigkeit des Menschen von der Gemeinschaft. Angefangen von den kleinen Wertungen des Alltags, die wir Konvention nennen, verstösst man nicht ungestraft gegen Wertüberzeugungen. Wer es tut, schliesst sich damit selbst von der Gemeinschaft aus. Man wird ihm erst mit Kälte begegnen, dann mit offener Ablehnung, zuletzt mit Feindschaft. An den Wertungen wiederum ist es mit vollster Deutlichkeit abzulesen, wer zu einer Gemeinschaft gehört. Man könnte sagen, in der seelischen Schicht, wo das Werterlebnis gründet, sind nahezu alle individuellen Verschiedenheiten bei Angehörigen einer Gemeinschaft aufgehoben. Wir werden es im Weiteren näher aufzeigen, wie das geschieht. Hier genügt die Feststellung, dass die Wertungen auch wiederum dasjenige sind, wovon wir uns am schwersten lösen, wenn wir aus einer Gemeinschaft heraustreten. Menschen, die ihre Nationalität gewechselt haben, haben oft nicht mehr von ihrem Volkstum erhalten als die spezifische Art zu werten.

So zeigt sich uns beim Erwachsenen im Denken, Handeln und Werten das Angewiesensein auf Gemeinschaften, dort wo sie fehlt, ist das seelische Dasein aufs schwerste gefährdet. Das braucht man, wie wir sahen, nicht gedanklich zu erkennen: der Mensch ohne eigentliche Muttersprache, der Mensch in einer ganz unpersönlichen Arbeit, der Mensch der wertunsicher geworden ist, sie alle fühlen sich innerlich in Not, auseinanderbrechend und schwer gefährdet.

Das Mitausgemachtwerden des Menschen durch die Gemeinschaft zeigt sich dann zweitens ebenso dringlich bei genetischer Betrachtung des menschlichen Lebenslaufs. Das kleine Kind wird in eine Familie hineingeboren. Lange ehe es sich selbst als Individuum erlebt, ist es von dieser Gemeinschaft umschlossen, — sie ist seine Welt, in sie wächst es hinein. Schon kleine Kinder haben etwas an sich,

worin sich »der Ton, der im Hause herrscht« deutlich ausspricht. Die Familiengemeinschaft ist für das Kind alles andere eher als ein engmaschiges Netz von Du-Beziehungen. Das Kind erlebt sich nicht seinen Eltern und Geschwistern »gegenüber«. — Es ist eingebettet in das Gefüge der Familie, fühlt sich darin geborgen, wenn das Gefüge dauerhafter und selbstverständlicher Art ist; es ist »verloren«, innerlich gespalten, wenn Spannungen und Spaltungen die Familie durchziehen. Noch für ältere Kinder ist der herbste Teil jeder Strafe das zeitweilige Ausgeschlossensein, das Erlebnis des »Draussenstehens«, — und dann das Wiederaufgenommenwerden ein beseligender Augenblick. Mit etwa 3—4 Jahren entdeckt das Kind, dass es s e l b s t wollen kann, es kommt zu den kleinen Spannungen des sog. »ersten Trotzalters«, aber sehr bald fügt es sich, wenn keine Komplikationen hinzutreten, wieder willig und selbstverständlich der Gemeinschaft ein, von der es getragen wird. Erst die Pubertätsentwicklung führt meist unter heftigen inneren Erschütterungen zu einer gewissen Ablösung und Verselbständigung des Kindes. Indessen ist das Kind hier noch weit entfernt davon etwa seine Eltern »beurteilen« zu wollen. Es ist völlig mit sich selbst beschäftigt und gerade das bedrückt es bis zur Unerträglichkeit.

Von der neuen und fremden Ichhaftigkeit will es befreit sein. Zu alt für die Familie allein, die das Kind in ihm sieht und sehen muss — zu jung um seinen inneren Weg allein zu finden, drängt der junge Mensch zu seinen Altersgenossen, in eine Gemeinschaft, den Jugendbund.

Der Jugendbund ist (mindestens für Knaben und Jünglinge) keine Errungenschaft jüngster Zeit. Er wird falsch verstanden, wenn man sein Entstehen aus dem Zerfall der Familie zu erklären suchte. Er entspricht vielmehr einem tiefen Bedürfnis der Jugendlichen aller Zeiten. — Schon bei primitiven Völkern finden wir Ansätze gleichen seelischen Gehalts im Rahmen der Initiationsriten. Der Jugendbund kann mehr oder weniger »organisiert« sein. Von aussen unterscheidet hauptsächlich die »Organisation« den heutigen Jugendbund von den oft wenig organisierten Jugend-Gemeinschaften früherer Zeit: Verein, Leseabend, Kränzchen usw. Der Jugendbund hat seit je sein Daseinsrecht neben der Familie behauptet. Je weniger allerdings die Familie zu geben vermag, um so grössere Aufgaben lasten auf dem Jugendbund.

F. K r u e g e r hat zuerst auf die Tatsache hingewiesen, dass der Mann notwendig in der fruchtbaren Spannung zwischen zwei Gemeinschaften, deren jeder er g a n z angehört, steht. Der Jugendliche aus festgefügter Familiengemeinschaft leidet zunächst besonders unter dem Nach-zwei-Seiten-gezogen-sein, aber er wächst innerlich und reift an der Überwindung dieser Spannung. Zu harmonischer Lösung ist er allerdings noch nicht befähigt, sie muss ihm erleichtert werden (eine Aufgabe der Organisation) — aber die Oberhand behält schliesslich doch im Normalfall der Männerbund. Aus dem Männerbund ist entwicklungsgeschichtlich gesehen der Staat gewachsen; das Insgesamt der Familien einer Sprache und im Grossen gesehen einheitlicher Wertungen bildet das Volk. Daher ist es eine Notwendigkeit, dass in der Jugendentwicklung der Männerbund die Oberhand behält. Anders die Entwicklung der Frau. Die Gemeinschaft, in der und für die sie vorab lebt, ist und bleibt die Familie. Wir werden den Jugendbund als Beispiel echten Gemeinschaftserlebens im Folgenden genauer betrachten, im Rahmen der Entwicklung ist er ein Durchgangsstadium.

Das Herauswachsen aus dem Jugendbunde bedeutet den Abschluss der Jugendentwicklung. Auch diese Ablösung vollzieht sich nicht leicht. Wer jemals »ganz richtig« Student gewesen ist, der weiss, wie schwer es ihm wurde, als das studentische Treiben ihm innerlich fernrückte. Der wehmütige Abschied vom Studentenleben ist ein sehr bekanntes Thema — und doch sollte er nicht mehr sein als äussere Bestätigung einer vollzogenen Ablösung und Zuwendung zu einer neuen Lebensphase. Indessen jeder Verzicht auf eine Gemeinschaft fällt uns schwer. Neue Gemeinschaften tun sich dann früher oder später auf: die berufliche Eingliederung in das Werk, den Betrieb, die Kollegenschaft, zuletzt den Staat und anderseits der Eintritt in die persönlichste und tiefste Gemeinschaft, die als Du-Beziehung anhebt, aber über dieselbe hinauswachsen soll zur echten Gemeinschaft der Ehe, dann der Familie, zuletzt des Volkes.

Von der Gemeinschaft umschlossen ist der Lebensweg des Menschen: von der elterlichen zur eignen Familie als Zelle des Volkstums führt die eine Kette tiefster Bindungen, vom Männerbund zum Beruf und zur Arbeit im und für den Staat, die andere Kette. Spannungen, die aus solchen doppelten Bindungen erwachsen, zum Ausgleich zu bringen ist persönliches Werk, aber gefügt ist unsere Welt aus Gemeinschaften, in denen zu leben, oder gegen die sich zu wehren uns allein übrig bleibt. Beides ist echtes Leben, während Alleinstehen das Leben der Seele zu zerbrechen droht.

Dr. R. Hippius (Dt. Ztg.)

BÜCHERBESPRECHUNG

Ernst Wiechert: Die Majorin. Erzählung. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934.

Der Heimkehrer. Ein in der Nachkriegsliteratur um seines tragischen Gehalts und der grossen künstlerischen Möglichkeiten willen mehrfach geformtes Thema. Auch der Ostpreusse Wiechert packt es an. Aber auf seine Weise.

Wiechert schreibt von der Auferweckung eines Gestorbenen. Eines seelisch und geistig Toten; getötet von Gefangenschaft und Strafarbeit im heissen Wüstensand; getötet durch Roheit und Misshandlung unmenschlicher Wärter; getötet durch endloses Geschiedensein von Gott und Heimat und Volk. Nur der Hass bleibt und knirschende Menschenverachtung, Rastlosigkeit eines Gehetzten, der von keiner Ruhestatt wissen will. Der in seine Heimat wiederkehrt, nur um ihren Staub von den Füssen zu schütteln und endgültig unterzutauchen im betäubenden Getriebe der Fremde. Aber sieh, er bleibt. Mit grellem Hohngelächter bleibt er und trotziger Neugier. Und in wilder Begierde, die kein Heiliges kennt und nur zerstören mag. Und vielleicht, ganz tief verschüttet, aus einer Sehnsucht heraus, die ihr Ziel nicht kennt und nicht kennen will, die in gleichmütigem Erbarmen einen Freundschaftsdienst an dem irrenden Kameraden von einst zum Vorwand nimmt, und dennoch unmerklich fast und wider eigenes Wollen Wurzeln zu schlagen beginnt im alten Heimatboden, behutsam und in verstehendem Erbarmen geleitet von einer Frau: der Majorin. Sie nimmt das Ringen um die verhärtete Seele des friedlosen Heimkehrers auf. Es ist kein leichter Kampf. Er schlägt schmerzende und tiefe Wunden, und nur eine Güte, die

ganz über sich selbst hinauswächst, die von keinen eigenen Wünschen mehr weiss, kann solchen Kampf sieghaft überstehen. Sie führt den Ruhlosen zurück zur Scholle, der er erwuchs. Zur Arbeit, die ihm wieder zum Inhalt wird. Sie erlöst nicht durch Hingabe, sondern durch Entsagung. Eine Entsagung, die beiden auferlegt ist: dem Manne wie der Frau. Und die das Werk vollendet.

Dies Buch ist ganz verinnerlicht. Das macht seine Kostbarkeit aus. Es ist erfüllt von der grossen Keuschheit, die ein Dichter haben muss, der wachsende und ringende Menschenseelen darzustellen sich unterfängt. Darum soll man nicht ausführlich darüber schreiben. Aber man soll es lesen. Und dann lieb gewinnen.

Bosse

Zum Bach-Gedenkmonat. Wilhelm Schäfer, der Dichter der »Dreizehn Bücher der deutschen Seele«, hat auf der Tagung der Bach-Gesellschaft in Bremen eine Rede auf Johann Sebastian Bach gehalten, die nun auch als Broschüre erschienen ist. (Verlag Albert Langen/Georg Müller, München). Der Verfasser weist darauf hin, wie Bachs gesamte Musik auf dem Wir des lutherischen Chorals begründet ist, während das eigne Ich — im Gegensatz zu andern Künstlern — völlig zurücktritt. Er bezeichnet Bach als den begnadeten Finder, dem zum Glück des Findens auch die zarte und sichere Hand gegeben war, den Fund aufzuheben. Und weil Bach am reichsten fand, deshalb ist er auch als der grösste Künstler des abendländischen Kulturkreises anzusehen.

Der engere Kreis der Bach-Freunde wird an der kleinen Broschüre seine Freude haben. *H. G.*

Otto Lauffer, Dorf und Stadt in Niederdeutschland. Mit 10 Abbildungen. 234 S., 8°. Walter de Gruyter, Berlin und Leipzig 1934.

Dem ersten Bande seiner grossgesehenen niederdeutschen Volkskunde, den ich an dieser Stelle vor Jahresfrist anzeigen konnte (1934, S. 179 f.), hat Otto Lauffer in überraschender Kürze den zweiten folgen lassen; er bringt die notwendige Ergänzung, Abrundung und Krönung des Gesamtwerkes. Auch hier ist die Frage »Was ist niederdeutsch?« Leitmotiv der Darstellung; aber während sie im ersten Bande mehr grundsätzlich beantwortet wurde, ist hier eine Überschau über die niederdeutschen Wesensformen, wie sie sich in Dorf, Stadt und in der bildenden Kunst greifen lassen, angestrebt worden. Die kennzeichnenden dörflichen Siedlungs- und Hausformen, die Ackergeräte, der Hausrat und die Volkstrachten werden in ihren niederdeutschen Merkmalen verdeutlicht, die Stadtsiedlungen und -bauten auf ihre besondere Art geprüft, die Werke der bildenden Kunst mit denen der Dichtung verglichen und als geistige Einheit erfasst. Das alles geschieht in einer so ruhigen, sicheren, glaubenheischenden Art, hält sich so fern von billiger Schönrednerei wie von voreiligen heimatbegeisterten Fehlschlüssen, dass die Wanderung durch dieses bei aller sachlichen Breite doch so unendlich innerlich gebändigte Buch nicht nur zum Wissensgewinn, sondern auch zum ästhetischen Genuss wird. Dieses Werk erklärt nicht nur niederdeutsche Stammesart, es ist selbst ein gültiges Beispiel für die Antwort auf die Frage, die sich sein Verfasser gestellt hat.

Von der reichen Belehrung, die dem Fachmann jede Seite beschert, ist an dieser Stelle nicht zu sprechen; tiefe Sachkenntnis trägt das Ganze in allen seinen Einzelteilen. Aber das gerade ist das Zeichen der Laufferschen Meisterschaft, dass sein so grundgelehrtes Werk spannend und fesselnd auch den Nichtforscher anspricht. Der baltische

Leser wird, zumal im zweiten Teil (»Niederdeutsches in der Stadt«), sich auf Schritt und Tritt an die alten Hansestädte seiner Heimat gemahnt fühlen; so wird gerade ihm dieses Buch schönste Anleitung sein können, sein heimisches Stadtbild tiefer zu verstehen. Und aus der inneren Verhaltenheit der Darstellung wird er das Beste und Köstlichste lernen können, was ein Mensch auf dieser Welt besitzen kann: Liebe zur Heimat aus dem Bewusstsein der angestammten Art. *Mackensen*

MITARBEITER DIESES HEFTS:

H. Grohmann, Organist der deutschen Domgemeinde zu Riga / Professor Dr. *H. Zenck*, Göttingen. Universität / Dr. *R. von Seeler*, Riga / Schriftleiter *E. Knappe*, Riga / *H. Tunzelmann von Adlerflug* / Dr. *L. von Middendorff*, Dorpat / Dr. *Bosse*. Riga / Professor Dr. *L. Mackensen*, Riga, Herderinstitut.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Wolter von Plettenberg

Zum Gedächtnis an seinen Todestag am 28. Februar 1535

Von Leonid Arbusow

Plettenberg erhielt die Führung im Deutschen Orden in Livland und im livländischen Staatenbunde, als beide überlebt und doch nicht erneuerungsfähig waren. Das ist die Tragik seines in selbstlosem Dienst verbrachten Lebens. In den Mittelpunkt seines militärischen und staatsmännischen Wirkens aber hat die Überlieferung von jeher seinen Russenkrieg und die nachfolgenden langen Friedensjahre gestellt. Auch heute kann man nicht anders denken, als dass der Siegestag des 13. September 1502 der Höhepunkt seiner Laufbahn gewesen ist, wohl geeignet, seiner jetzt wieder zu gedenken.

An dem Bilde Plettenbergs, das die letzte Historikergeneration hinterlassen hat, hat sich im Grossen nicht viel geändert. Aber im Einzelnen haben die Forschungen der letzten Jahre durch Ausbeutung der Urkunden doch manchen neuen Zug hineingebracht[1]). In der Geschichte der langdauernden Auseinandersetzung zwischen Livland und Russland übersieht man heute deutlicher das Erbe, das Plettenberg übernahm, und seinen eignen Anteil.

Durch das bedrohliche Auftauchen Moskaus hinter den unmittelbaren Grenznachbarn Livlands — Pleskau und Nowgorod — war nach der Mitte des 15. Jahrhunderts eine neue Lage entstanden. Ihr hatte zuerst der Ordensmeister Wolthus von Herse durch innere Reformen und durch eine äussere Bündnispolitik mit dem gleichfalls gefährdeten Litauen begegnen wollen. Der Preis für das Kriegsbündnis sollte die seit dem ewigen Frieden zwischen Litauen und dem Deutschen Orden von 1435 auf der Tagesordnung stehende Regelung der fortwährend umkämpften livländisch-litauischen Grenze sein. Aber den Meister

[1]) z. B. die Arbeiten von H. Cosack, C. v. Stern, R. Kentmann, W. Lenz, Fr. v. Klocke u. a.

Wolthus stürzten seine eigenen Gebietiger (1471). Unter seinem Nachfolger Borch wurde Livlands Lage unhaltbar. Den Russen gab er die Ansprüche auf einen breiten, von Pleskau in langsamem Vordringen eingenommenen Grenzstrich preis, akzeptierte einen nicht ungefährlichen, von Moskau seitdem festgehaltenen dreigeteilten Friedenspakt (Landesfrieden mit Nowgorod und Pleskau, Sonderfrieden des Stifts Dorpat mit Pleskau), setzte danach das Land einem der furchtbarsten Russeneinfälle aus (1481) und stürzte es schliesslich durch Okkupation des Erzbistums Riga samt der Stadt Riga in einen Bürgerkrieg, in welchem die Stadt sogar Ordensschlösser, darunter das Schloss Riga, zerstörte. Nach Borchs Sturz fiel seinem Nachfolger Freytag von Loringhofen (1485—94) die Aufgabe zu, die unglückliche Erbschaft, die jener hinterlassen, zu liquidieren.

Diese Zeiten des tiefsten Darniederliegens des Ordens hat Plettenberg, zuerst als Wirtschaftsleiter eines Ordensgebiets (1469), dann als oberster Finanzbeamter des ganzen livländischen Ordens (1481), endlich als Kommandant einer an Russland grenzenden Ordensvogtei (zw. 1482 und 88) miterlebt. Den Anfang des allmählichen Aufstieges hat möglicher Weise bereits er geleitet. Vermutlich als Vertreter einer mit Freytags Regierung unzufriedenen Kriegspartei im Orden wurde Plettenberg 1489 zum Landmarschall, d. h. Kriegsminister und obersten Ordensbeamten nach dem Meister gewählt und vermutlich auf sein Betreiben raffte sich der Orden zu energischer Kriegsführung gegen Riga auf, das besiegt und u. a. zur Wiedererrichtung der zerstörten Ordensschlösser genötigt wurde (1491). Die Stadt hat diese schwere, zur Wiederaufrichtung des livländischen Staatenbundes doch notwendige Niederlage späterhin verschmerzt und in dem Ordensmeister Plettenberg auch den Mann ihres Vertrauens gesehen.

Mit den Russen brachte Freytag 1493 einen Frieden auf 10 Jahre zustande, der freilich, trotz seines Protestes, gewisse neuerdings aufgekommene demütigende Formeln enthielt und auch Pleskau abermals die strittigen Grenzgebiete überliess. Dessen Vordringen westwärts verursachten die Not an ländlichem Siedlungsraum und das Streben nach Sicherung des lebenswichtigen Welikaja-Laufes vor etwaigen Übergriffen von der ursprünglich sehr nahen livländischen Grenze her.

Im Jahre 1494 wurde, nach Freytags Tod, Plettenberg zum Meister Deutschen Ordens in Livland gewählt. Lange Jahre hindurch sollte seine tatsächliche Stellung die eines allgemein anerkannten obersten Leiters des livländischen Fünfstaates sein.

Ungefähr gleichzeitig mit seinem Regierungsantritt scheint Moskau, das seine diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zum Westen von der hinderlichen livländischen Mittlerstellung und Zwischenhand endgültig befreien wollte, die Eroberung des Landes in seine Politik aufgenommen zu haben. Schwere Übergriffe und Herausforderungen waren die Vorboten.

Livlands Nachbarstaat Litauen litt schon lange unter solchem Eroberungswillen, der sich nach und nach auf alle zum »väterlichen Erbe« des Grossfürsten von Moskau gezählten Länder erstreckte. Der litauische Grossfürst Alexander trug dem Meister daher ein Kriegsbündnis gegen Moskau an, das auch im Jahre 1501 auf 10 Jahre abgeschlossen wurde. Wieder war der Preis die Zusage der Regelung der livländisch-litauischen Grenze. Gemeinsame Kriegsführung, gemeinsamer Friedensschluss waren abgemacht. Sorgfältig gerüstet, eröffnete Plettenberg im Spätsommer 1501 den Angriff gegen Pleskau, wofür die Beteiligung des Bundesgenossen zugesagt war.

Aber trotz der gemeinsamen Interessengrundlage — Abwehr der beide Staaten bedrohenden Russengefahr — war das Bündnis doch von vornherein mit Gegensätzen belastet, besonders, seit der Grossfürst Alexander im selben Sommer 1501 auch noch Aussichten auf die polnische Königswürde erhalten hatte. Polens Hauptinteresse aber war die Erwerbung des Ordenslandes Preussen, und hinter diesem Hauptziel geriet die Aufgabe der Verteidigung Litauens gegen Moskau leicht in den Hintergrund. Vor allem aber bestand in Litauen selbst seit dem für Livland unglücklichen Jahre 1435 das Streben nach einer beherrschenden Stellung über den livländischen Orden.

Das alles bewirkte das Ausbleiben der Truppen des Bundesgenossen, als Plettenberg in den Russenkrieg eingetreten war. Er führte ihn als Präventivkrieg, da der Waffenstillstand, so schwer er auch durch Überfälle und den Grenzenkleinkrieg belastet war, erst 1503 ablief. Das Kriegsziel, das durch Eroberung Pleskaus erreicht werden sollte, war die Rückerwerbung der im 15. Jahrhundert an die Russen verlorenen Grenzgebiete und Sicherung des Landes durch einen längeren, sicheren Frieden, den der Meister sich gewiss ohne die bisherigen demütigenden oder nachteiligen Bedingungen gedacht hat.

Am 27. August 1501 siegten die Livländer in einer Schlacht auf russischem Boden, doch Pleskau wurde nicht gewonnen und daher auch keine volle Entscheidung. Furchtbare Einbrüche der Russen über die langgestreckte Landesgrenze bewiesen die Unhaltbarkeit der

Lage. Daher rückten im nächsten Spätsommer, nach abermaligen Abmachungen mit dem jetzigen König und Grossfürsten Alexander, die Livländer abermals ins Feld. Die Einnahme von Pleskau gelang nicht, nur die Vorstädte wurden verbrannt. Als dann das russische Hauptheer aus Nowgorod anrückte, stellte Plettenberg das livländische Heer in drei Treffen, die von ihm, dem Erzbischof von Riga und dem Landmarschall Plater geführt wurden, am See Smolina südlich von Pleskau in Schlachtordnung auf. Es war der 13. September 1502, der Tag vor Kreuzes Erhöhung. Die Kerntruppen betrugen diesmal nur 2000 Reiter und 2500 Landsknechte, aber das Gesamtaufgebot umfasste alles, was ganz Livland damals zu leisten imstande war, Deutsche, Letten, Esten, vom Erzbischof und Ordensmeister bis zu den kleinen freien Lehnsleuten und den Bauern. Unter den aufgebotenen lettischen Freien war auch der Kurische König. Unterlag dies Heer, so war das Land vor feindlicher Überflutung nicht mehr zu retten; Widerstandskräfte ausserhalb der Mauern der Städte und Burgen waren nicht mehr vorhanden. An einem seidenen Faden, sagt ein Zeitgenosse, hing damals das Schicksal des Landes.

Die Livländer siegten entscheidend. Das Vorstürmen des Zentrums unter Plettenbergs Führung erbrachte den Sieg. Er erschien den Siegern als Wunder.

Der Friedensschluss mit den Russen im Jahre 1503 entsprach dem militärischen Erfolge in keiner Beziehung wegen der immer deutlicher hervortretenden Brüchigkeit des Kriegsbündnisses mit Litauen, das unter dem Zwang der Lage einen ungünstigen Frieden annahm und den Bundesgenossen in die gleiche Lage versetzte. Plettenberg vermochte die Entwicklung des livländisch-russischen Verhältnisses der letzten Jahrzehnte nicht rückgängig zu machen; der neue Frieden auf 6 Jahre enthielt dieselben herabsetzenden oder Gefahr bergenden Bestimmungen wie früher. Infolge des Eintretens der litauischen Friedensunterhändler strichen die Russen aber wenigstens das ganz untragbare Verbot gegenseitiger Unterstützung des Ordens und des Bistums Dorpat im Fall eines russischen Angriffs. In dem Hauptstreitpunkt bewilligte der Grossfürst »die alte Grenze«, unter der beide Teile vermutlich etwas Verschiedenes verstanden, und deren Regelung der Zukunft überlassen blieb. Die Handelsfragen, für die Städte die Hauptsache, blieben ganz unerledigt.

Und doch war es, trotz des weit hinter den Plänen zurückgebliebenen Ertrages, ein Friedensschluss von grosser Bedeutung. Die Ge-

samtlage blieb, trotz gelegentlicher unruhiger Zeiten an der Grenze, doch viel stabiler als vor dem Kriege. Das Entscheidende aber wurde, dass die immer wieder verlängerten Stillstände, eingeschlossen eine letzte, noch von Plettenberg selbst erwirkte Erstreckung bis 1551, einen Friedenszustand von bisher nicht gekannter Dauer für Livland herbeiführten. Gewiss trug hierzu auch die Gunst der allgemeinen Lage bei — Moskaus Schwierigkeiten mit Kasan, der polnisch-russische Krieg. Aber dass Moskau eine Festsetzung in Livland so lange vertagte, war doch zuletzt durch die Erfahrungen von 1501 und 1502 bewirkt, die gelehrt hatten, dass das Land noch keine leichte Beute war. Plettenberg hat dem geschmähten und von den Russen missachteten Kleinstaat doch noch eine Verlängerung seines Bestehens gesichert. Dadurch aber wurde ermöglicht, dass das alte Livland ungeteilt die Reformation annehmen konnte und ihm dadurch für die Zukunft der Zusammenhang mit dem protestantischen Westen gewahrt blieb.

Ein Tagebuch aus Gambia 1651/52

Von Heinz Mattiesen

ZUR EINFÜHRUNG

Mit den Problemen der überseeischen Kolonien der kurländischen Herzöge Jakob und Friedrich Casimir haben sich zum ersten Male eingehend befasst H. Sewigh in der »Balt. Monatsschrift« 1872[1]) in einem Aufsatz über Tobago und H. Diederichs 1890 in einer Arbeit über die Gambiakolonie[2]). August und Ernst Seraphim brachten in den 90er Jahren der Monatschrift nur kurze Einzelberichte über »misslungene Seefahrten«. W. Eckert in seiner vorzüglichen Dissertation über den Merkantilismus in Kurland stellt in seinem Kapitel über die Kolonialpolitik Jakobs im wesentlichen nur die Forschungen Seraphims und Diederichs zusammen, ebenso auch G. Juškevič in seinem grossen Werk über Herzog Jakob[3]).

Zur erneuten Forschung auf dem Gebiete der herzoglichen Kolonien bewog mich vor allem die Tatsache, dass das überreiche Material des Tausende von Konvoluten umfassenden, seit 1929 wieder in seiner Heimat[4]) befindlichen, alten herzoglichen Archivs bisher kaum seiner Bedeutung entsprechend kolonialhistorisch ausgewer-

(Fussnoten 1—102 s. S. 210 f.)

tet worden ist. Ein weiterer Anlass war der Umstand, dass schon seit längerer Zeit in Publizistik und Presse um dieses allerdings interessante und sensationelle Thema ein ganzer Kranz von Märchen und Irrtümern sich gebildet hat. Den übertriebensten Vorstellungen von Reichtum und Grösse dieser herzoglichen Kolonien stehen Anschauungen gegenüber, die diese Unternehmen zu den verrückten Marotten eines grössenwahnsinnigen Kleinfürsten machen. Auch über die Frage, ob Letten, kurländische Deutsche, Reichsdeutsche oder Holländer den Aufbau und die Verteidigung dieser Kolonien in herzoglichem Auftrage für sich beanspruchen können, gehen die Meinungen weit auseinander.

Eben in den Tagen, als in der »Rig. Rdsch.« Grīns' spannender Kolonialroman mit seinen kühnen Phantasien über die Ankunft und Niederlassung der Kurländer in Afrika abgedruckt wurde, fand ich im lettländischen Staatsarchiv das wirkliche Tagebuch der Expedition nach Gambia 1651/52. Und es ist erstaunlich und ein Beweis, wie mangelhaft unsere Vorstellungen bisher waren, wenn man die nüchternen Zeilen und Daten des Schiffers Schulte über die Reise und Besitznahme, sowie das tägliche Leben in der Kolonie vergleicht mit dem Verlauf der Expedition, wie Diederichs ihn festgestellt zu haben glaubte, wie ihn Eckert und Juškevič danach in ihre Beschreibung übernahmen und Alexander Grīns ihn dichterisch ausschmückte.

Das Tagebuch besteht aus 22 in Pappe gebundenen Folioblättern, deren 13 dicht beschrieben sind. Das Buch muss manche Schicksale erlitten haben, denn sein oberer Rand ist zerfetzt, sein Rücken im oberen Teil wie von Würmern angefressen, ebenso gehen einige Frasslöcher fast durch alle Seiten. Es trägt keinerlei Titel und Vermerk, aber Seite 1—5 hat den Kopf »Journael van het Crocodel«, Seite 6/7 »... van de vaert naer Rio d'Gambia«, die folgenden Seiten »Rio d'Gambia...« und das Datum. Es ist durchweg in holländischer Sprache geschrieben, in sehr eigenwilliger Orthographie und Stilistik, mit krauser, fester Seemannshand, in typischer holländischer Kursive des 17. Jahrhunderts, die bei einiger Übung sich aber unschwer entziffern lässt.

Der Verfasser nennt sich nirgends, ist aber unzweifelhaft der herzogliche Schiffskapitän Pieter Schulte aus Holland; denn die anderen bekannten Führer der Expedition, Major Deniger und der Schiffer Mollens werden dauernd genannt, und der unten erwähnte Prinz Rupert von England, sowie Pastor Ebeling bezeichnen in

ihren Briefen Pieter Schulte als den Schiffer, der dem Prinzen die betr. Lotsendienste geleistet hat. Schiffer Schulte ist auch identisch mit dem »Schulz«, den Henry Momber [5]) und der spätere Oberst Stiel [6]) in ihren Berichten mehrfach erwähnen, und welchen Diederichs und die Anderen für einen militärischen Führer neben Deniger hielten.

Das Journal Schultes bringt auch noch manche andere überraschende neue Tatsache. Aus zahlreichen Akten und Quellen lässt sich feststellen, dass Herzog Jakob seit seinem Regierungsantritt 1641 sich mit den Plänen einer Guineakolonisation beschäftigte, dass wahrscheinlich schon am Ende der 40er Jahre seine Schiffe die afrikanische Küste erreichten, dass der »Walfisch« schon 1649 das erste Mal nach Afrika auslief. Die Schiffe »Krokodil« und »Walfisch« wurden also am 3. September 1651 aus dem Sunde abgeschickt, damit sie in den dem Herzoge längst bekannten Gebieten am Gambia eine Kolonie anlegten. Daher auch die zielsichere Fahrt durch den Ozean, weitab der Küste, auf den Gambia zu.

Möge der Bericht nun sprechen. Ich habe mich bemüht, das breite Schifferholländisch möglichst unverändert in Stil und Wortwahl wiederzugeben, nur missverständliche Stellen musste ich der Klarheit zuliebe unserer Diktion und Wortstellung angleichen.

Anno 1651 Jourrnael van den Crocodel

Seite 1.

. . . Juni des Morgens lag . . .[7]) Reede von . . . und war aus Holland gekommen und ich ging an Bord . . .[7]) zu besichtigen.

27. Juni ward befohlen zu laden. Aber es begann hart [. . . zu wehen . . .] aus dem Norden.

Vom 27. Juni bis zum 16. Juli haben wir unsere gesamte Ladung eingenommen, bis auf einige Dinge. In diesen Tagen viel harte Winde. Nicht bequem zu laden.

Den 17. dito. Des Mittags fuhr ich zum Schiff, um mit Gott die Reise zu beginnen, aber es war ganz still.

Den 18. dito. Des Mittags haben wir Segel gesetzt, unter Flaute, um meine Reise mit Gott zu tun. Gott verleihe uns glückliche und behütete Reise. Und die Galiot [8]) »Der Jäger« folgte uns. Der Wind nördlich.

Den 19. dito. Des Morgens sahen wir noch das Schloss von Windau und kreuzten hin und her. Der Wind westlich. Abends wurde die Fock angesetzt.

Den 20. dito. Die Galiot »Der Jäger« nicht gesehen. Aber es war ganz windstill.

Den 21. dito. Des Morgens auf 10 Faden Grund gelotet, vor »der Libau«, und wendeten auf NW, der Wind SW, und die Galiot folgte uns. Schlappe Top-

segel [9]) - Brise. Den Nachmittag wieder südwärts gewendet. Etwa 8 Meilen ausserhalb der Küste.

Den 22. dito. Des Vormittags Flaute und wir machten unsere Stagsegel [10]) klar, Mittags wenig Brisen aus WNW.

Den 23. dito. Des Morgens der Wind SSO. Brise in den Topsegeln, des Mittags gefundene Höhe 55 Grad 36 Min., mit dem Kurs SW zu W, des Nachmittags die Marssegel [11]) ein, und wir kriegen ein Donnerwetter. Gegen Abend wieder die Marssegel bei, und den ganzen Verlauf des Abends Regen, mit einem schweren Donnerwetter, der Wind lief westlich und wir kreuzten fortwährend.

Seite 2.

Den 24. Juli des Morgens südlich kreuzend . . .[7]) des Mittags war Rixhoeft [12]) s[üdlich von uns] . . . Meilen, wieder wendend, damit . . . und Abends setzten wir die Fock auf den Steven [13]) und kriegten harten Wind mit grossem Regen die ganze Nacht.

Den 25. dito. Nach NW über, mit hartem Wetter, so wir nicht die Segel refften. Des Nachmittags kam die Galiot wieder zu uns, gegen Abend wendeten wir wieder S über, und setzten des Nachts unsere beiden Marssegel. Aber da war ein grosses Stück von unserem Barkholz [14]) ausgebrochen, dass wir grosse Sorge um den Grossmast hatten, dass er nicht über Bord gerate.

Den 26. dito. Des Mittags Revekool [15]) gesehen und . . . SO zu S von uns etwa 2 Meilen, und wir kreuzten vorwärts mit verschiedenen Schiffen, der Wind W zu N.

Den 27. dito. Stille, abends Revekool SSO von uns etwa 2 Meilen und wir wendeten nach vorwärts, verschiedene Schiffe in der Nähe, der Wind W zu N.

Den 28. dito. Des Morgens südwärts, den ganzen Tag über wenig Brisen, des Abends Kolberg S zu O von uns, ungefähr zwei Meilen, und wir sahen den »Neptunus« [16]) nordwärts kreuzend.

Den 29. dito. Des Morgens westwärts herum, des Mittags sahen wir Bornholm und des Abends kreuzten wir den »Neptunus« und wir machten den Steuerring [17]) in unseren gewöhnlichen Anker.

Den 30. dito. Jasmund [18]) S von uns, es wurde windstill. Des Abends Moen SW von uns, 4 Meilen.

Den 31. dito. Des Morgens Falsterbo [19]) passiert, bis 3 Uhr Nachmittags nach Kopenhagen gekommen und von da der Herr Major Deniger.[20]) Ich fuhr im Wagen nach Helsingör, um den Faktor [21]) zu sprechen und kam allda des Abends um 9 Uhr an.

Seite 3.

Den 1. August Jan Wolders . . . hatte da . . . von Geld sollte viel sein und sagte Ja . . .

Den 2. dito. Fuhr ich im Wagen nach Kopenhagen und hatte auf die Hand 100 Reichsthlr.[22]) empfangen und den Steuermann im Sunde geheuert gegen 40 fl pro Monat.

Vom 3. bis zum 20. dito. »Alle Reperatien voor de Melytien als het schip ghedaen«.[23])

Den 21. dito. Zu Segel gegangen nach dem Sund und kamen dahin in der Nacht und fuhr weiter in der Nacht an Land mit Schiffer Willem Mollens.[24])

Den 22. bis zum 26. dito. Nichts besonderes vorgefallen, alles bezahlt und »op de Wint« gebracht, und das Volk[25]) ging . . . [an Bo]rd und wurde ihm 2 Monate auf die Hand gegeben.

[Den 3. S]eptember sind wir durch Gottes Gnade mit dem Schiff »Crocodel« und Schiff »der Walfisch« des Sonntags nachmittags zu Segel gegangen, der Wind SO, destiniert nach der Küste von Afrika, dass uns der der Gott geliebe zu verhelfen mit Glück und behüteter Reise.

Den 4. dito. Sahen wir Skagen, etwa des Mittags das Riff passiert und ich kaufte einen Teil frische Fische. Gegen den Abend lief der Wind WNW, nordwärts drehend.

Den 5. dito. Sahen wir das Land von Nordosten, doch wir wurden wieder südwärts getrieben, der Wind WNW, mit gutem Wetter, und des Abends sahen wir Skagen und liefen darunter des Nachts und ankerten auf 10 Faden wegen Konträrwind.

Den 6. dito. Unseren Anker aufgewunden und liefen näher an das Land und ich kaufte Fische. Der Wind wie vorher.

Den 7. dito. Sandte ich den Untersteuermann mit Mollens Boot, um einige Erfrischung zu kaufen, aber wenig bekommen. Mittags lief der Wind SSO und wir gingen wieder unter Segel und das Boot kam an Bord. Am stillen Abend das Riff passiert, Flaute, unser Kurs WSW.

Seite 4.

Den 8. September des Morgens Robbek[26]) . . . SO zu O, von uns etwa 4 Meilen, der Wind lief wieder nach WNW, hin und her springend.

Den 9. dito. Des Morgens sahen wir Norwegen und des Abends liefen wir in den Hammersund wegen hart widrigem Wetter, mit verschiedenen englischen Schiffen.

Den 10. und 11. im Hammersund[27]) gelegen.

Den 12. dito. Mittags wieder in Segel gegangen, mit unserer Gesellschaft, im nebligen Regen. Der Wind OSO.

Den 13. und 14. dito. Der Wind westlich, liessen . . . stehen bis über das Riff.

Den 15. dito. Lief der Wind SW, nordwärts kreuzend bei ganz hartem Wetter und mussten unsere Fock auf den Bug nehmen.

Den 16. dito. Wie vorhin und mussten wieder aufdrehen nach Norwegen. Des Abends nach Flekkefoe[28]) gekommen.

Den 17. dito. Der Wind SW, ich fuhr nach Kristiansand, bestellte einige Fass Bier, für Mollens; zu den Soldaten an Bord kommend fand ich, dass unser Obersteuermann Pieter Steffens und der Leutnant Berend Frantzen den Buttler »gestrengiert« hatten, um den Rum auszusaufen und fanden ihn und sie hatten vom Branntwein gezapft, soviel wie sie beliebten und »waeren droncken als beester«.

Den 18. dito. Schiffsrat gehalten und haben für gut befunden, den Steuermann zu kassieren, was auch getan wurde.

Den 19. dito. Ging der Steuermann vom Schiff auf einen Holländer, um mit ihm nach Hause zu fahren. Und der Hochbootsmann vom »Walfisch« wurde unser Steuermann wieder gegen 45 fl. pro Monat.

Seite 5.

Den 20. dito. Wurde Kriegsrat gehalten, über Leutnant Berent Frantzen und er wurde kassiert und nach Hause gesandt, wo er in vielen Dingen Aufruhr machte. Der Wind günstig.

Den 21. dito. Des Morgens der Wind NO mit schönem Wetter und wir gingen wieder unter Segel aus Flekkeroe, der Kurs SW zu S, des Mittags lief der Wind OSO mit gutem Wetter.

Den 22. dito. Der Wind NNO, der Kurs SSW, gut Wetter, und froher Fortgang. Mittags loteten Grund 27 Faden, Abends Kurs und Wind wie vorhin, Grund gelotet 24 Faden.

Den 23. dito. Des Morgens vor den Wind mit dunstiger Luft, Kurs wie vordem, Mittags befanden wir uns auf einer Höhe von 53 Grad 30 Min., sahen das Westende von Jütland, der Kurs SW, die Marssegel auf halbe Stenge gestellt, nach dem Mittag das grosse Marssegel eingenommen. Abends gelotet auf 16 Faden, wie vorausgesehen.

Den 24. dito. Des Morgens der Wind NNW, unser Kurs SW, setzten unsere Marssegel wieder, um Mittag die Höhe von 50 Grad 37 Min., der Wind lief nördlich. Sahen die Werke von Dünkirchen, südlich von uns und wir wendeten nördlich und des Nachts wieder südlich.

Den 25. dito. Der Wind veränderlich, nach dem Frühstück sahen wir North Foreland[29]) von England Mittags ziemlich genau bei den »Hofden«,[30]) gegen den Abend kam uns ein Parlamentsschiff entgegen und ich liess die Geschütze klar machen. Es lief hinter uns herum und ich liess eines von den neuen kurländischen Stücken schiessen, um zu sehen, wie weit es seine Kugeln werfen konnte, doch es sprang in tausend Elemente, so dass unser Vorschiff völlig ramponiert wurde, und der Constabel Frei wurde verwundet; Gott behüte uns vor mehrerem, das uns schädlich sein könnte.

Den 26. dito. Morgens neben Beavyside[31]) mit schönem Wetter, den Zimmermann geholt, um den Schaden zu reparieren.

Die folgenden Seiten 6/7 haben die Form einer grossen Tabelle, des klareren Druckes halber stelle ich die neben den Fahrtdaten über zwei Seiten hinweggeschriebenen Bemerkungen hinter dieselben.

Tage	Kurs	Meilen	Ob. Breite	Länge	Unt. Breite	Winde	Andere Befunde
September							
27.	—	—	—	12—37	49—51	NO	. . . ustert . . .[32]) nördlich [von] uns 4 Meilen und reparierten unsere Back.
28.	WSW	30	49—05	9—47	49—00	NO	Topsegel-Brisen und des Mittags sahen wir drei Schiffe in den Kanal einlaufen.
29.	SW	24	47—51	8—05	47—37	Nord,	Sturmzeichen im S.
30.	SW	36	45—55	5—36	—	NO	Topsegel-Brisen mit wenig Stoff, Regen.
Oktober							
1.	SW	22	44—53	4—08	45—15	NO,	schlaffe Topsegel-Brisen, Mittags richteten unseren Kurs SSW.

2. SSW 26 34—36 3—10 43—37 Nördlich, des Morgens reparierten unsere obere Blende [33]) und das Takelwerk, zwei Schiffe kamen uns entgegen und kreuzten nördlich.
3. SSW 32 41—38 2— 3 41—33 NW Ziemliche [Topse]gel-Brisen, des Morgens wenig Regen, stellten die Soldaten auf . . . Ranzion [34]) . . . Mittags die obere Blende aufgesetzt.
4. SSW 12 40—51 1—39 40—40 Nördlich und Flaute . . . [Mi]ttags lief der Wind SW zu S, ostwärts gedreht, in der Tagwacht wieder westlich herum, grosses Marssegel. Schüsse von den Geschützen des »Walfisch«.
5. S 6 40—16 1—39 — Veränderlich, mit Regen.
6. SW 14 39—36 0—48 39—24 Veränderlich, Steife Brisen, Des Mittags lief ein Teil unseres Volkes von der Rahe vor die Bottiche um zu taufen, nach dem alten Gebrauche zu Ehren des Königs von Spanien.[35])
7. SSW 8 38—56 0—32 — Veränderlich, mit viel Regen, des Morgens sahen wir zwei Schiffe, die Jagd auf uns machten, und wir wurden an Mollens Schiff geholt, wo die Soldaten murrten, zu wenig zu essen zu haben und wir gaben dem Boot Order, viele Töpfe Speise herüber zu schaffen. Des Nachmittags haben die von den Schiffen uns angerufen und waren Kaper, die nach Brasilien wollten.
8. S 30 36—56 0—32 37— 0 NO, hartes Wetter mit Donner und Blitzen, dass die Marssegel ein mussten, Schomfersegel [36]) u. Blendsegel zur Linken.
9. S zu W 32 34—35 0— 1 — NO, mit ganz hartem Wetter, Mittags stellten unseren Kurs SW mit einer Fock links, und wir kriegten viel Wasser über die Kajüte ohne Schaden.
10. SW zu S 24 33—35 358—56 — Östlich, des Morgens setzen wir unsere Schomfersegel, richteten den Kurs südlich, am Nachmittag um 3 Uhr sahen wir Madeira, Abends dicht beim Lande.
11. S 16 31— 4 359—50 — Östlich, [des M]orgens . . .[37]) [g]egen uns ein fremdes Schiff und einer unserer Soldaten . . . sollte sein Musket stopfen und das [37]) . . . flog in Stücke und über Bord und die Person kriegte es ins Gehör; und dem Sergeanten drang ein Stück in die Nase.
12. S 32 28—56 359— 5 26—31 Nördlich, mit steifen durchgehenden Brisen und des Nachts zu Beginn der Wacht Lot geworfen, weil wir das Land nahe vermuteten.
13. — — — 359—15 28—10 Nördlich, Gomera [38]) W von uns, steife durchgehende Brisen und sahen ein Schiff ostwärts kreuzend.
14. S zu W 30 26—12 358—49 26—00 NO, duchgehende Topsegel-Brisen.
15. S zu W 34 23—48 368—20 23—40 Östlich, und veränderlich.
16. S zu W 36 21—18 357—49 21—06 Nördlich, machten den Steuerring in unseren »Plechtanker«.[39])

17. S zu W 20 19—49 357—32 19—55 Östlich, viel . . . Strom, stellten unseren Kurs SSW, nahmen unsere . . . [M]arsseg[el] ein des Nachts.

18. SSO 30 18— 3 356—21 17—52 Östlich, bezog[ene] [L]uft und viele kleine Vögel um unser Schiff, verschieden flach.

19. SSO 17 17— 7 358— 2 17—22 Veränderlich mit Flauten, des Nachmittags fingen wir einen Fisch, dass unser gesamtes Schiffsvolk daran genug zu essen hatte, ungefähr 2 Uhr war das. Unser Kajütwächter stürzte über Bord und wäre schier ertrunken. Und des Abends warfen wir Grund mit 50/60 Faden, der Kurs die ganze Nacht S zu W

Den 20. dito. Des Morgens unser Kurs SSO, mit Sonnenaufgang sahen wir das Land, des Mittags Tiefe auf 15 bis 16 Faden befunden, Höhe 15 Gr. 10 Min. Stellten unseren Kurs SW und in der ersten Wacht kriegte unsere Sau 7 Junge, aber waren nicht ganz ausgetragen.

Den 21. dito. Des Morgens Kap Verde S von uns, des Mittags die Insel Gorée [40]). NNO von uns bezogen, die Luft wurde still.

Den 22. dito. Des Morgens Kap d'Mast [41]) O zu S von uns, Tiefe 26 Faden und des Vormittags stoppten wir mittels unseres Wurfankers, ganz still.

Den 23. dito. Des Mittags zu Anker neben Joale.[42]) Der Herr Major und ich mit Simon Jansen fuhren ans Land um Zeitung aus dem Flussgebiet zu haben. Und fanden allda eine Companie-Schaluppe [43]) mit einer portugiesischen Barke und erfuhren, dass in dem Flussgebiet alles wohl war, und dass sie Ende dieses Monats einen Engländer erwarteten und waren der Meinung ein Fort auf der Hundeinsel [44]) zu machen. Und das Volk, das die Engländer am Flusse zurückgelassen hatten, war gestorben bis auf drei Kaufleute.

Seite 10.

Den 24. dito. Nach Mitternacht wieder [unte]r Se[gel], des Morgens neben Brosael,[45]) Mittags wegen Flauten und der Ebbeströmung liessen wir den Anker fallen und gingen später wieder unter Segel, und gegen Abends sassen wir durch Konträrwind und Strömung auf 6 Faden Schlammgrund.

Den 25. dito. Des Abends kamen wir innerhalb des Flusses Gambia bis an die Hundeinsel, all wo wir uns festsetzten.

Den 26. dito. Des Morgens mit dem Tag fuhr ich mit dem Major und Simon Jansen [46]) nach der Hundeinsel, um sie zu besichtigen ob sie bequem sei, eine Fortifikation darauf zu machen, und sie nicht gut findend fuhren wir wieder zum Schiff [und] stehenden Fusses fielen wir wieder in die Boote, um nach Jillifree [50]) zu fahren, um die Insel St. Andreas [47]) zu besichtigen, wohin wir 3 Uhr Nachmittags kamen. Sobald wir an St. Andreas waren, fanden wir, dass es das bequemste sei. Abends sandten wir Simon Jansen, dass er Rapport tue, um aufwärts zu kommen mit den Schiffen.

Den 27. dito. Des Morgens erfuhr ich, dass zwei englische Schiffe neben unseren beiden lagen; und mit dem Tage kamen sie mit unseren Schiffen herauf, und ist der Herr Major mit dem Kanoo entgegengefahren, um Order zu stellen, dass wir vor allem Volk und Munition auf St. Andreas haben mochten. Sein Bleiben dort hatte die Ursache, um mit den Schwarzen zu akkordieren, damit wir tun

konnten nach unserem Willen und Begehren. Haben unsere Besatzung auch dann erst daraufgebracht. — Die Schiffe [48]) waren montiert mit 24 Geschützen das eine, das andere mit 6 Geschützen; und ich bin nach Bentang [49]) gefahren, um mit den Einwohnern Freundschaft zu bekommen. Und die Engländer reportierten, dass noch 2 Schiffe erwartet wurden mit 200 Mann, mit welcher Absicht, uns unbekannt.

Seite 11.

Den 28. dito. Die ganze Kompanie auf die Insel gebracht und gaben ihr Kraut und Lot. Selben Tag bin ich wieder an Bord gekommen und weiter nach Jillifree [50]) gefahren mit dem H. Major um Order zu stellen an den König,[51]) um lizenziert zu werden, auf dem Eiland zu arbeiten.

Den 29. dito. Das Fort abgesteckt und luden das Zimmerholz von der Schute, es auf das Eiland zu bringen mit einem Teil Stockfisch, dessen man am meisten bedurfte.

Den 30. dito. Begannen am Fort zu arbeiten und Schiffer Mollens liess unser Eisen aus seinem Schiff auf das Eiland bringen.

Den 31. dito. Sandten Lovis Perdegons [52]) Sohn nach Ambosat [53]) zum König mit zwei Flaschen Branntwein, um seinen Willen zu gewinnen, aber er brachte uns Nachricht, dass er nicht zu Stande kam. Den selben Tag segelten wir besser unter das Eiland und einer von den Soldaten versoff an der Insel und war mein Landsmann, genannt Boorre Svenson.

Den 1. November. Fuhr Simon Jansen mit dem H. Major nach Brefette [54]) und kamen des Nachts wieder an Bord, brachten Erfrischung mit, dazu 2 Tiere.

Den 2. dito. Die Edelleute vom König zu uns nach Gillifree gekommen. Und sagten uns, dass der König sich nicht dazu verstanden haben wollte, dass wir fortifizierten. Und Schiffer Mollens brachte unsere Ladung an Bord.

Den 3. dito. Bezahlten Steuer an den König von Barra.[55])

Den 4. dito. Musste ich 6 Neger mit »Profoss« von den Edelleuten des Königs kaufen, die ganz unbrauchbar waren, gegen den Wert von 30 Eisenstäben,[56]) und gelobten mit Versicherungen, der König werde unser Vornehmen bewilligen und befahlen uns mit dem Werke fortzufahren. Und ich kaufte 2 Tiere.

Seite 12.

Den 5. dito. Bin ich krank geworden an der »Lasskrankheit« [57]).

Den 6. dito. Fuhr Simon Jansen ausser meiner Zustimmung nach Bentang und kaufte einen »Parteyder«,[58]) ganz ausser Ordnung, und sie machten beiderseits einen Kaufbrief, damit ich nicht berufen konnte.

Den 7. dito. War ich ganz krank.

Den 8. dito. Ging unser Boot um Wasser, brachte einen Kalfater mit, der die Schute kalfatern sollte.

Den 19. dito. Nichts besonderes vorgefallen.

Den 10. dito. Haben unser Boot aufs Eiland geholt um es zu kalfatern und zu überholen.

Den 11. dito. Fuhr Simon Jansen nach Brefette, brachte einige Tiere mit und wir kriegen einen harten Sturm mit viel Regen und Blitzen.

Den 12. dito. Nichts besonderes.

Den 13. dito. Fuhr unser Boot nach Bentang.

Den 14. dito. Die beiden beschriebenen Engländer sind aus dem Flusse gesegelt und es wurde von den Einwohnern angenommen, dass sie auf Negerfang aus waren,[59]) denn sie sassen vor Comba.

Den 15. dito. Ging Schiffer Mollens [60]) aus dem Flusse, Gott verleih ihm Glück und wohlbehaltene Reise!

Den 16. dito. Nichts besonderes.

Den 17. dito. Kriegen einen grossen Gewittersturm mit Regen.

Den 18., 19. und 20. dito. Nichts notables.

Den 21. dito. Ging unser Boot um Wasser und fingen schöne Fische.

Den 22. dito. War ich noch ganz krank und war ausser Verstand gewesen die ganze Nacht. Gegen Morgen hatte es sich etwas gebessert.

Seite 13.

Den 24. dito. Kam eine grosse englische Fregatte, montiert mit 28 Geschützen, neben unser Fort zu Anker, hatte wohl 7 oder 8 Trompeter. Daneben ein Companieschiff [61]) von Groningen mit 18 Geschützen und war nicht wohl zufrieden, dass wir das Eiland für uns hatten.

Den 25. dito. Nichts notables.

Den 26. dito. Lief unsere Schute zu Wasser.

Den 27. dito. Fuhr unser Boot nach Brefette um etwas Holz für das Packhaus. kam Abends wieder.

Den 28. dito. Segelten die Groninger ab nach Bentang.

Den 29. dito. Unser Boot nach Brefette.

Den 30. dito. Boot Wasser geholt. Und ich wurde etwas besser, sodass ich wieder an Land gehen konnte, um meine Affären zu verrichten.

Den 1. Dezember. Fuhr unsere Schute nach Brefette mit dem H. Major, um »Syby«-Waldschilf [62]) zu bekommen, um das Packhaus zu decken.

Den 2. dito. Unser Volk um Wasser und brachten eine Menge schöner »Herden« [63]) mit, die sie mit dem Netze gefangen hatten.

Den 3. dito. Kam Kapitän Black von dem Engländer an Bord, um uns zu besuchen.

Den 4. dito. Fuhr ich nach Jochedegu [64]) um Reis,[65]) aber nichts bekommen denn es war noch zu früh.

Den 5. dito. Wieder unser Boot nach Wasser.

Den 6. dito. Nichts notables.

Den 7. dito. War ich an Land, um eine Pumpe für die Schute zu bekommen, und bekam eine und musste dafür bezahlen 7 Häute [66]) Wert.

Den 8. dito. Nichts notables, wie auch den 9. dito, allein dass ich mit der Schute nach Bentang fuhr.

Den 10. dito. Ist unser Hochbootsmannmaat gestorben, nachts um 11 Uhr.[67])

Den 11. dito. Wurde der vorige Tote begraben auf dem Eiland St. Andreas und das Boot holte von Bentang 4 Tonnen Reis.

Den 12. dito. Kam ich mit der Schute an Bord, von Bentang.

Den 13. dito. Nichts bemerkenswertes.

Seite 14.

14. Dezember. Fuhr ich ab in den Fluss bis nach Mansegar [68]) und legte einen

Soldaten nach Diegomansesan[69]) und Pieter Pietersen an die »Kolonie«,[70]) um auf beiden Plätzen Reis zu kaufen.

Den 15. dito. Nichts notables, wie auch den 16. dito.

Den 17. dito. Der Kaufmann und der Kapitän von der englischen Fregatte kamen zu uns an Bord, des Abends fuhren sie wieder an Bord, und unser Boot nach Brefette.

Den 18. dito. Nichts notables.

Den 19. dito. Ist der Obersteuermann Willem Flud mit dem Barbier Meister Jeles sehr krank gewesen.

Den 20. dito. Den Meister vom Engländer geholt um unsere Kranken zu aderlassen und zu purgieren, welches getan wurde, und er wurde wieder an sein Schiff gebracht.

Den 21. dito. Nichts notables.

Den 22. dito. War unser Boot nach dem Hunde-Eiland um einige Affären zu verrichten, den selben Mittag starb unser Obersteuermann, Gott gebe ihm die ewige Ruhe.

Den 23. dito. Wurde der Obersteuermann begraben auf dem Eiland St. Andreas, dito eine englische Yacht in den Fluss gekommen, montiert mit 6 Geschützen. Des Nachts starb ein Soldat auf der Insel.

Den 24. dito. Fuhr unser Volk nach Brefette, um ein Tier zu holen.

Den 25. dito. Nichts notables. Nachts starb Meister Jeles, Barbier.

Den 26. dito. Bin ich wieder von Oben an Bord gekommen mit einigen 1000 Pfd. Reis und hatte auf der Reise mächtig Durchfall gehabt, und hatte einen Schwarzen Eingeborenen gemietet, der auf mich aufpasste in der Zeit; und Mr. Jeles wurde begraben auf St. Andreas. Dito 2 von meinem Volke krank geworden.

Den 27. dito. Die Jolle kalfatert und überholt, die Schute nach Brefette.

Den 28. dito. Die Schute nach Brefette, um Syby[71]) zu holen, um die Logie damit zu decken, und unser Koch wurde krank.

Seite 15.

Den 29. Dezember. Bin ich mit dem H. Major und Simon Jansen mit der Schute abgefahren nach Bentang um einigen Reis zu kaufen und weiter von da ganz hinauf und ich legte einen Soldaten nach Diegomansensan und Simon Jansen nach Mansegar, ich und der Herr Major an die Kolonie, wo ich allein einhandelte über 9000 Pfund Reis und Simon Jansen nicht über 150 Pfund, der Soldat etwa 3000 Pfund und Simon Jansens Elfenbein ist von Joale[72]) gekommen.

Den 30. dito. Nichts notables, ausser einige Fische gefangen und der Untersteuermann schwerkrank.

Ao. 1652, den 1. Januar. Nichts Notables.

Den 2. dito. Das Boot überholt und Willem Smit wurde krank.

Den 3. dito. Nichts notables.

Den 4. dito. Das Boot nach Brefette und brachte einen Bock mit und weisse »Böhnchen«.[73])

Den 5. dito. Holten noch eine Partie Bohnen von dort.

Den 6. dito. Nichts besonderes.

Den 7. dito. Haben die Schwarzen, die ihre Elfenbein-Zähne brachten 3 Stäbe Eisen bekommen, ohne mein Wissen.

Den 8. dito. Kam unser Zimmermann von oben und war ganz krank und unser Volk fuhr zur Insel, um einige Geschütze von den Wällen zu holen. Dito zwei Kastilianer in den Fluss gekommen um Neger zu handeln, der Kaufmann ist an Bord gewesen um Lizenz zu erfragen, ob man ihm würde vergönnen im Flusse zu bleiben, welches zugelassen wurde vom Steuermann in unserer Abwesenheit.

Den 9. dito. Haben wir begonnen unser Schiff aussen zu kalfatern.

Den 10. dito. Nichts notables, wie auch den 11. dito.

Den 12. dito. Hat unser Zimmermann geholfen das Kanoo zimmern.

Den 13. dito. Nichts besonderes, ausser Wasser geholt.

Den 14. dito. Ist der englische Kaufmann auf dem Schiff gewesen, meinte mit mir zu sprechen, aber ich war abwesend. Seine Absicht war gewesen mich zu befrachten nach den Kanarischen Inseln.

Den 15. dito. Nichts notables, wie auch den 16., nur Wasser geholt.

Den 17. dito. Der Oberzimmermann schwer krank.

Seite 16.

Den 18. dito. Nichts notables, den 19. dito nichts notables.

Den 20. dito. Ist mein Neffe Andres Jorgens im Herrn entschlafen des Morgens um 9 Uhr und haben ihn sofort bestattet an Tante Cunda.[74]) Gott sei ihm gnädig.

Den 21. dito. Nichts notables.

Den 22. dito. Des Nachts kam ich an Bord mit einem Kanoo.

Den 23. dito. Kam die Schute nach St. Andreas und liessen sie gleich längseit kommen, um den Reis überzunehmen.

Den 24. dito. Haben begonnen unseren Ballast zu brechen.

Den 25. dito. Nichts bemerkenswertes.

Den 26. dito. Wurden die Ladungen nach der Insel gebracht und Willem Smit wurde im Magazin zu bleiben angestellt.

Den 27. dito. Wasser geholt und Simon Jansen von Brefette gekommen mit Reis.

Den 28. dito. Nichts notables, nur brachten zwei Schwarze, um das Packhaus zu decken.

Den 29. dito. Brachten einen Teil Reis auf das Eiland St. Andreas.

Den 30. dito. Der Reis auf der Insel gewogen, 2 Boote Ballast geholt.

Den 31. dito. Ist die Schute nach oben gegangen und ich nach Bentang, die Barke Wasser geholt.

Den 1. Februar. Holten 7 Boote Ballast und ich kam Abends wieder an Bord.

Den 2. dito. Bin ich wieder nach Bentang gefahren.

Den 3. dito. Bin ich wieder aufs Schiff gekommen.

Den 4. nichts notables.

Den 5. dito. Brachte ich den Rest des Eisens auf die Insel, wie auch den 6. dito und brachten den Ballast aufs Schiff.

Den 7. dito. Eine englische Schaluppe von oben gekommen.

Den 8. dito. Nichts notables.

Den 9. dito. Brachten unsere Wasserfässer auf die Insel, um sie zu wässern und dazu den Rest des Eisens.

Seite 17.

Den 10. Februar. Nichts besonderes.

Den 11. dito. Sandte ich das Boot nach Brefette um einige Bohnen.

Den 12. dito. Der Küfer an Land, die Fässer ausgebunden.

Den 13. dito. Der Rum [75]) ganz schön geworden.

Den 14. dito. Nichts notables.

Den 15. dito. Die Schute wieder von oben gekommen.

Den 16. dito. Wasser geholt.

Den 17. dito. Nichts notables.

Den 18. dito. Nach Jillifree mit dem Schiff gesegelt, um dort besser unser Wasser für die Heimreise zu holen.

Den 19. dito. Brachte das Volk Munition und Pulver auf das Eiland St. Andreas.

Den 20. und 21. dito. Wasser geholt und die Schute wieder nach oben gesegelt.

Den 22. dito. Nichts notables, als Wasser geholt.

Den 23. dito. Wie vorhin, den 24. dito, wie vorhin.

Den 25. dito. Schlugen wir unsere Segel an und ich kam von Bentang.

Den 26. dito. Fuhr ich nach Bentang. In der selben Zeit hatte ich dem Volk befohlen an Land zu gehen, um Häute zu kaufen zu suchen, aber keine bekommen.

Den 27. dito. Bin ich wieder aufs Schiff gekommen.

Den 28. dito. Nichts notables.

Den 29. dito. Sind wir aus dem Flusse Gambia gesegelt und taten drei Schüsse und das Fort hat mit 3 geantwortet und kamen neben die Hundeinsel, Gott verleihe uns Glück und Seligkeit.

Den 1. März. Gegen den Tag wieder unter Segel gegangen, aber nicht viel gewonnen. Abends unter der Insel Besuynen [76]) zu Anker.

Den 2. dito. Des Morgens bin ich mit dem H. Major ans Eiland Besuynen gefahren, um es zu besichtigen.

Den 3. dito. Liess ich unser Volk Holz hacken und die Zimmerleute an den Booten gearbeitet, denn sie waren sehr ramponiert.

Den 4., 5. u. 6. dito. Holz gehackt und die Schute vom Wall gesetzt.

Den 7., 8. dito. Holz und andere Reparaturen gemacht, waren zu der Heimreise ganz klar.

Seite 18.

Den 9. März. Des Morgens vermeinten wir mit Gott aus zu laufen, sandten eine Person an die Stenge, und er wurde gewahr, dass da zwei grosse Schiffe vor dem Flusse lagen und wagten es nicht zu riskieren, auszulaufen, ehe dass es uns bekannt war, was für Schiffe es waren, und der H. Major und ich mit Simon Jansen sind auf die Insel gegangen, längs dem Strand, sahen ein Boot, rudernd, das wir anriefen und sie sagten, dass sie vorhätten, Neger zu handeln. Noch ein anderes Boot wurde gesehen, das fuhr hin und her, um die Bucht zu loten, und im Gehen längs dem Strande begegneten uns 3 Personen, jede mit einem Schnapphahn auf der Schulter, und dazu kommend haben wir sie gefragt, wes ihre Herkunft sei, sagten aus London, und meinten Neger in Gambia zu kaufen und sagten dass sie gerne einen Lotsen hätten, denn der ihre wäre gestorben und nahmen mich, um mich auf ihr Schiff zu bringen, und kamen ungefähr um 12 Uhr in der Nacht an Bord. Unter-

wegs verstand ich von ihnen, dass das Prinz Ruperts[77]) Schiffe waren und sie lagen auf 3¼ Faden zu Wasser und gingen tief drei Faden und wenn sie die Schiffe allein hätten hereinbringen müssen, wäre alles verloren, denn sie lagen auf dem schlimmsten Platz im ganzen Flusse.[78])

Mündlich werde ich Rapport davon tuen.

Den 10. dito. Musste ich morgens einen Brief schreiben an das Schiff, mit der Schute zu uns zu kommen, um uns vorauszusegeln, der Brief wurde gesandt mit des Prinzen Hofmeister, genannt Golowkin, und als die Schaluppe zu uns kam, konnten wir lange nicht folgen, und gegen den Abend kamen wir innerhalb Besuynen, wo wir einer englischen Fregatte begegneten, die heraus wollte, mit 6 Geschützen, die er gleich nahm und während des Segelns kam noch eine Portugiesische Karavelle zu uns, die mit ihm in Kompanie gewesen; lagen die Nacht auf 6 Faden.

Den 10. dito. Mit dem Tage hinauf gesegelt nach dem Flusse von Bentang und des Nachts drang Prinz Moritz[79]) hinein, dito nahmen wir einen Spanier mit 40 Negern.

Den 11. dito. Des Morgens kamen wir in den inneren Fluss und dort hörten wir einige Kanonenschüsse und Prinz Moritz[79]) tat Kapitän Black angreifen, und musste es aufgeben, denn sein Volk wollte nicht fechten, es war ein Schiff mit 24 Geschützen und noch ein »Floytchen« mit 6 Geschützen, und ein Schaluppchen. Und ich ersuchte, mich verziehen zu dürfen, aber der Prinz wollte dem nicht zustimmen.[80])

Den 12. dito. Haben sie Häute eingenommen, in der Karavelle war noch mehr anderes Gut. Ich immer angehalten, um mich verziehen zu können.

Seite 19.

Den 13. März. Haben sie allen Fleiss getan, um ihre Ladung einzukriegen.

Den 14. dito. Wurde ich mit dem Hofmeister abgesandt nach unserem Schiff, um die englische Missive zu holen, die wir für sie nach England bestellen sollten. Musste geloben, gleich wiederzukommen.

Den 15. dito. Abends kamen wir an unser Schiff und fuhren gleich wieder ab, nach dem er den Brief empfangen hatte, befahlen wir dem Steuermann, zu folgen.

Den 16. dito. Wieder am Schiff von Prinz Rupert angekommen und den Brief übergeben und unser Schiff kam wieder vor Jillifree.

Den 17. dito. Gingen wir im Fluss von Bentang mit allen Schiffen in Segel, zu wissen: mit 8 Schiffen, grossen und kleinen.

Den 18. dito. Kamen wir mit dem Schiff zu unserem Schiff vor Jillifree, und aus unserem Schiff wurden getan 5 Schüsse zu Ehren des Prinzen und er antwortete mit 3 Schüssen, dann unsere noch mit einem Schuss als Dankbarkeit. Und mir erlaubte man, zu unserem Schiff zu gehen.

Den 19. dito. Haben wir einen Teil Häute empfangen, die wir von Kapit. Black mussten haben.

Den 20. dito. Habe ich 200 Häute empfangen, die mir von Prinz Rupert verehrt wurden für meinen Dienst und noch 50 Häute für einen kranken Trompeter, den er mir mitgab, damit ich ihn einen Dechanten haben lassen sollte, nach Ausweis seiner eigenen Hand.

Den 21. dito. Haben wir erfahren, dass eine von den englischen Schaluppen geflüchtet war, sollte Lovis Perdegons seines[81]) angelaufen haben und das Volk

totgeschlagen haben, bis auf einen Jungen, der entschwommen war, und den ich selber gesprochen habe.

Den 22. dito. Sind wir das dritte Mal unter Segel gegangen von Jillifree und schossen zum Adieu für den Prinz 6 Schüsse und er antwortete mit 3 Schüssen. Des Abends bei der Insel Besuynen.

Den 23. dito. Haben wir unsere Anker gelichtet um auszulaufen, doch da war Konträrwind und Stille und mussten den Anker fallen lassen und lagen; etwa um 2 Uhr legte sich dieses Wetter und wir segelten, damit wir uns flott kriegten. Liessen den Anker wieder fallen und ungefähr Mitternacht gingen wir wieder unter Segel.

Den 24. dito. Morgens waren wir schon ausserhalb aller Bänke, um unsere Reise ins Vaterland zu fördern. Gott gebe uns dazu seinen Segen. Amen.

Seite 20/21.

Tag	Kurs	Meil.	Unt. Br.	Länge	Ob. Br.	Winde	andere Befunde
25.	—	—	—	359—40	13—20	nördl.	Mittags setzten unseren Bord ein.
26.	WzuN	18	13—34	358—27	13—35	NNO	veränderlich, der Wind lief NNW
27.	WzuS	12	13—26	357—58	13—20	variabel.	
28.	WzuS	14	13— 9	356—41	13—12	variabel.	
29.	W	16	13—12	355—35	13—14	variabel,	starb der Trompeter von Prinz Rupert, wurde mit dem Abend über Bord gesetzt.
30.	WzuN	9	13—21	354—50	13—18	Flauten.	
31.	WzuN	10	13—26	344—10	13—26	wie vorhin.	
1. Ap.	WNW	16	13—50	353— 9	13—40	Nördlich	und »Labbertchen«.
2.	WzuN	9	13—47	352—33	13—49	veränderlich	mit Flauten.
3.	WNW	15	14—13	351—32	14—10	NNO	Topsegel-Brisen.
4.	WNW	18	14—37	350—23	14—53	NNO	„ „
5.	NW	20	15—50	349—24	15—52	NOzuO	Steife Brisen.
6.	NWzuN	24	17—11	348—29	17—10	NOzuO	wie vorhin.
7.	NNW	24	18—40	347—50	18—50	NOzuO	„ „
8.	NW	24	19—59	346—38	20—08	NO	mit harten Winden.
9.	NW	22	21—10	345—32	21—16	NOzuO	kackig und brackig.
10.	NWzuN	18	22—17	344—49	22—18	NOzuO,	das grosse Marssegel ein.
11.	NNW	28	24—01	344—02	24—00	östlich,	Brisen, mit einem bequemen Seeschiff.
12.	N	18	25—12	344—02	25—16	östlich	mit veränderlich.
13.	NNW	20	26—30	343—28	26—40	östlich	mit Böen.
14.	NWzuN	18	27—40	342—43	27—45	veränderlich,	sahen wenig Kräuselung.
15.	NWzuN	16	28—40	342—03	29—10	veränderlich,	schlappe Brisen.
16.	N	16	30—04	342—03	30—10	veränderlich,	mit Stillen.
17.	NNO	8	30—40	342—17	30—28	veränderlich	mit Flauten, des Abends begann es so hart zu wehen, dass beide Marssegel ein mussten.
18.	NNO	32	32—38	343—15	32—40	NW,	mussten die Fock auf den Bug nehmen, wegen der Veränderung des Windes.
19.	OzuN	12	32—50	344—11	— —	veränderlich,	abends gewendet.

20. N 2 32—58 344—11 32—58 des Morgens setzten die Fock wieder und Mittags beide Marssegel.

21. OzuN 8 33—04 344—49 33—10 Flauten und veränderlich.

22. NzuO 26 34—51 345—13 34—30 veränderlich.

23. N 10 35—10 345—13 35—12 veränderlich, des Morgens den Schiffsrat versammelt, um zu beratschlagen, ob man nördlich herumgehen sollte oder innen durch,[82]) es wurde gut gefunden innen durch zu gehen, wegen unbequemer Handhabung des Schiffs und damit man mit Gott eher ankommen könnte, um Rapport zu tun. Und später davon mehr, wir haben einen Rapport von gezeichnet.

Seite 22/23.

24. NNO 28 36—09 346—80 57—08 südlich, mit Regen.

25. NNO 30 38—59 346—58 — — südlich, mit mächtig viel Regen, als ob mit Eimern gegossen würde.

26. NO 30 40—24 348—40 40—34 SW und mächtig schweren Wind mit einer gerefften Fock zur Linken.

27. NOzuO 24 41—27 350—25 41—31 veränderlich, des Morgens das grosse Segel gesetzt, und Abends die Marssegel.

28. NO 18 42—43 351—34 42—23 westlich, mit Veränderungen.

29. Die selbe Länge und Breite, wie vordem, darauf hin und her in härtestem Sturm, aus verschiedenen Ecken blasend, und viel Regen.

30. NO 18 43—14 352—43 43—23 hartes Wetter, unbeständig.

1. Mai ONO 18 43—51 354—15 44—12, wie vorhin, erst mit einer Fock, dann mit einem Schomfersegel.

2. NO 18 45—03 355—26 45—00 unbeständig, mit einem Schomfersegel.

3. NNO 15 45—57 355—49 46—10 unbeständig, Abends mächtig hartes Wetter, wie ich in meinem ganzen Leben vordem nicht gesehen.

4. NO 20 46—57 357—11 46—54 veränderlich, mit Hartwetter.

5. NOzuO 10 47—22 358—00 47—26 stiller, mit schönem Wetter, des Morgens unsere Taue in die Anker.

6. ONO 22 47—59 360—00 48—08 südlich, mit Veränderungen, nahmen Marssegel ein.

7. NNO 12 48—52 00—30 48—50 OSO, mit der Fock auf dem Steven.

8. NNW 5 49—09 00—19 49—20 OSO, mit gesetzten Schomfersegeln beigelegen und das m..... Gut wurde an Meistbietende verkauft.

9. SSO 9 48—47 00—40 48—59 östlich, mit gutem Wetter kreuzend.

10. SOzuS 12 48—20 1—20 48—22 östlich, mit gutem Wetter.

11. NWzW 10 48—44 00—30 48—42 östlich, kreuzend, teerten unser Boot.

12. NOzO 3 48—49 00—48 — — wie vorhin.

13. OSO 3 48—59 1—02 — — wie vorhin.

14. SOzO 12 48—33 2—03 48—42 „ „ viel Regen.

15. OzuS 10 48—35 3—02 48—36 „ „

16. OzuN 14 48—47 4—25 — westlich, mit bezogenem Himmel und Regen.

17. OzuN 36 49—15 8—01 — SW mit Regen, abends warfen Grund auf 86 Faden, feiner Sand.

18. O 24 49—15 10—30 — SSW, dichter Nebel, morgens Grund auf 80 Faden, mittags 60 Faden, abends 54 Faden, in der ersten Wacht stellten den Kurs SO zu O, doch ein Glas auswärts, in der zweiten Wacht sahen wir die Sorroes [83]) und waren davon nicht weit ab.

Seite 24.

19. Mai. Der Wind südlich und wir mussten wieder zwischen Englandsend [84]) und den Sorroes durch, um See zu gewinnen, Abends die Sorroes O zu S von uns 3 Meilen und uns kamen zwei Schiffe entgegen, die mit uns SW wenden, wieder in die See mit Untersegeln, hartes Wetter.

20. dito. Des morgens wenden die 2 Schiffe ostwärts über, der Wind SSO und wir liessen es noch über stehen, abends wieder östwärts herum, stellten den Kurs nachts SO zu O.

Den 21. dito. Des Mittags die Sorroes nördlich von uns etwa 5 Meilen und Abends Englandsend N zu O von uns, und es kam eine holländische Flotte zu uns, die aus Portugal gekommen war. In der zweiten Wacht kamen 4 holländische Orlogschiffe zu uns, und ich wurde an ihren Bord geholt, um meinen Pass zu zeigen an den Kapitän, genannt Holla, und er erkannte mich als Freund und ich verehrte ihm 100 Pfd. Reis im Namen seiner Fstl. Durchl.

Den 22. dito. Des Morgens sahen wir die Küste. 3 Staatenschiffe. Abends sahen wir bei Torqay ein grosses Gefecht an.[85])

Den 23. dito. Mittags neben Portland, abends neben Wight und der Wind lief nördlich.

Den 24. dito. Passierten wir Beavyside,[86]) es wurde flautig, der Wind nördlich und wir sind die Nacht 7 Meilen auswärts getrieben und wir mühten uns ab, in Wight einzulaufen, denn wir fürchteten aus dem Kanal wieder abgetrieben zu werden, weil wir erfahren hatten, dass da 4 Türken [87]) vor waren. Und den selben Abend kamen wir neben die »Kuh« [88]) zu Anker auf 7 Faden und ich fuhr sofort ans Land mit dem H. Major, um das Schiff bei dem Kapitän anzugeben und alles schien gut zu sein.

Den 25., 26., 27., 28., 29., 30. u. 31. dito. Den guten Wind abgewartet und ein wenig uns erholt.

Den 1. Juni hat der Kapitän des Kastells Volk mit einem Boot an unser Schiff gesandt, um es neben das Kastell zu bringen, in Beschlag. Ich habe den Kapitän gesprochen, was da zu sagen war, er hat geantwortet, dass das Gebot von höherer Hand gekommen wäre, nicht lange dauern würde und und es keine Gefahr hätte.

Den 2. dito. Der Wind immer noch östlich und mein bestes getan, um aus dem Arrest zu kommen.

Den 3. u. 4. dito. Habe ich viel laufendes getan, auch um aus dem Beschlag zu kommen und es wurde mir versprochen, auf Morgen Bescheid zu haben.

Den 5. dito. Wurden wir entschlagen des Morgens und ich hatte soviel mit den Säufern zu tun, um sie auf das Schiff zu kriegen mit viel grosser Mühe, dass wir vor 3 Uhr des Nachmittags nicht Segel setzen konnten und kamen bis abends nur bei Portsmouth zu Anker unter Flauten.

Seite 25.

Den 6. Juni. Des Morgens mit dem Tag wieder unter Segel, der Wind westlich, gegen Mittag haben wir Beavyside passiert und abends neben »Vierley«.[89])

Den 7. dito. Des Morgens passierten wir die »Häupter«[90]) und uns begegnete eine Parlamentsfregatte und sie sand ihre Schaluppe uns an Bord, um uns zu visitieren und ich sagte ihm Bescheid, dass ich aus Wight gekriegt sei und wir wurden als frei erkannt. Gegen den Abend wurde es still und blieb windstill die ganze Nacht.

Den 8. dito. Wurde es neblig, der Wind westlich, mit Flauten.

Den 9. dito. Mit dem Tag lief der Wind NW mit steifen Brisen, dass wir unser Marssegel einnehmen mussten. Sichteten Texel OzuS, von uns anzugehen NNO, doch über ONO nichts zu schauen.

Den 10. dito. Immer noch der Wind NW, hartes Wetter, gegen Mittags westwärts wenden, mit Schomfersegeln.

Den 11. dito. Der Wind NWzuN mit harten Böen, liessen weiter nach Westen über stehen, etwas Regen, grosse Kälte. Abends um Osten gewendet, und des Nachts wieder um Westen.

Den 12. dito. Des Morgens ganz schweres Wetter, doch über den Tag besser, wendeten westlich, der Wind ONO und wir gingen SO an, Des Abends riefen wir einen Fischer an, er sagte Texel sei SO von uns, kamen mit unserem Gestenge ineinander.

Den 13. dito. Liefen wir östlich vor dem Winde ONO, und kam eine Galiot entgegen und es wurde für gut gefunden, Texel anzulaufen, weil wir Volk hatten, darauf wenig zu vertrauen war, auch fürchtend, den Engländern in die Hände zu fallen, und auch wegen Mangels an Lebensmitteln, und auch, weil der Skorbut unter die Mannschaft begann zu kommen, und auch weil wir in der Zeit das dritte Mal steif 20 Meilen verloren hatten. Und wir nahmen einen Lotsen ein, der uns binnen brachte, und kamen mit dem Abend hinein, Und der Schiffsrat hat gut gefunden, den Hendrik Bux und Adrian Ras in Eisen zu schlagen,[91]) um ihre Sachen vor S. F. DL. zu verantworten und ich heuerte gleich einen Wagen, da ich mit dem H. Major und dem, was meine Partie war, einigen Häuten, die meine waren, nach Amsterdam gleich fuhr.

Den 14. dito. Des Morgens zu guter Zeit bis Mittags die Missive abgefertigt, die den Sonnabend Morgen an Sein. F. Dl. abgesandt ward, und erfuhren, dass H. Momber[92]) zu Sein. F. Dl. verreist war. Und es wurde bezahlt etwas Geld an eine Person, die mit uns aus England kam, die uns vorgeschossen hatte.

Den 15. bis zum 20. dito. Habe ich meine Sachen verrichtet in Amsterdam, habe mich an Bord begeben des Abends. Der Wind NO.

Den 21. dito. Des Morgens mit dem Tag bin ich wieder auf das Schiff gekommen und meinte auszulaufen. In die Bucht kommend, lief der Wind ganz dagegen, dass wir wieder hinein mussten.

Den 22. dito. Des Morgens liefen wir tief am Lande aus, der Wind lief wieder konträr, mit Flauten, doch wir kamen in See, aber mussten des Nachts zu Anker gehen, weil wir das Schiff nicht vom Lande halten konnten und die anderen Schiffe, die bei uns waren, trieben alle zusammen ein grosses Stück in See. Der Wind veränderlich.

Den 24. bis 29. dito. Sind wir hin und her gekreuzt, bis dass wir keine Möglichkeit sahen, länger zu reichen mit unserem Wasser und unseren Lebensmitteln, es wurde beschlossen, das Land anzusteuern, ehe wir in die grösste Not gerieten, denn es war alle Tage still und ohne Wind.

Den 30. dito. Haben wir einen Lotsen gekriegt, um uns in nach Fly [93]) zu bringen, und liefen Abends gegen die Küste bis auf 12 Faden, sahen aber kein Land durch den Nebel. Kreuzten die Nacht hin und her.

Seite 26.

Den 1. Juli. Sahen wir das Land, aber erkannten es nicht, weil es neblig war, liefen längs der Küste westlich. Des Abends liessen wir unseren Anker fallen. Flau.

Den 2. dito. Des Morgens wieder unter Segel, ein kleines Lüftchen, und wurden vierkant [94]) und trieben nachmittags nach Fly hinein und ich fuhr zum Schiffsreeder, um zu hören, ob er kein Fleisch übrig hatte, er sagte nein. Und ich fuhr weiter nach Haarlingen,[95]) um mich mit allem zu versehen, um Zeit zu gewinnen, denn nach Amsterdam war es zu weit. Der Wind nördlich.

Den 3., 4. dito. Der Wind wie vorhin. Und des Abends kam ich ans Schiff mit Bier, Fleisch und Brot, doch Wasser hatte ich mit einer anderen Schute kommen lassen.

Den 5. dito. Des Morgens wieder aus Fly zu Segel gegangen; und gegen Mittag in See gewesen, mit einer ganzen Menge Schiffe, aber es dauerte nicht lang, und sie waren ausser Sicht.

Vom 6. bis zum 9. dito. Mit gutem Wind und gutem Wetter. Abends erst nach Skagen gekommen.

Den 10. dito. Morgens sahen wir Masterland [96]) und Abends neben Wasbaergen.[97])

Den 11. dito. Sahen wir den Kullen [98]) und kriegen schweren Regen.

Hier bricht das Tagebuch ab. Um den 15. Juli 1652 wird das »Krokodil« in Kopenhagen eingelaufen sein. Am 21. Juli war es nach dem Berichte Denigers [99]) bereits glücklich in Windau.

Nicht im September, wie Diederichs annimmt, sondern laut zweier Fahrtberichte am 20. Dezember trifft das »Krokodil« wieder in Kopenhagen ein. Der Herzog hatte im September einen holländischen Offizier Du Moulin zum Gouverneur und General der Gambiakolonie ernannt, der zwar nicht der Säufer und Lump war, zu dem seine Feinde ihn machten (und denen Diederichs Glauben schenkt), aber immerhin in Kopenhagen die Schiffe ohne Eile und Geschick ausrüstete. Es war auch bisher nicht bekannt, dass diese Expedition tatsächlich auslief und das »Krokodil« bis Gambia gelangte, während das Gouverneursschiff »Patientia« in fürchterliche Stürme geriet, immer wieder nach Norden getrieben wurde,[100]) und schliesslich mit erschöpfter, kranker und meuternder Mannschaft im März 1653 nach Kurland zurückkehrte. Es sei hier festgestellt, dass der häufige Miss-

erfolg der vom Herzoge ausgeschickten Übersee-Expeditionen nicht, wie eifrige Hofrichter sofort feststellen zu müssen glaubten, stets an der Unfähigkeit oder dem bösen Willen der Kapitäne lag, sondern oft an den übermässigen Anforderungen, die der ehrgeizige Herzog an seine tapferen Schiffer mit ihren unvollkommenen kleinen Schiffen stellte, wie auch aus Schultes Tagebuch klar hervorgeht. Eine Fahrt durch die Orkane und Wasserberge des wilden Weltmeeres war damals bei den oft nur 20 m langen und 6 m breiten hölzernen Schiffen eine ganz andere Leistung als heute.

Denn auch Pieter Schulte galt bisher als ein Verräter und Verderber der herzoglichen Sache. Auf dem »Krokodil« nämlich war auch der kurländische Pastor und Missionar Gottschalk Ebeling in die Kolonie gekommen, der am 20. März 1652, vor allem über den Zwischenfall mit dem Prinzen Rupert, dem Herzoge ausführlich berichtet[101]) und gehässiger Anklagen gegen Schulte nicht spart. Er zeiht Schulte der Unterschlagung und des bewussten Hochverrates, er habe sich vom Prinzen bestechen lassen, mit ihm das Raubgut geteilt, und die Kolonie an den dänischen König verraten und verkaufen wollen. Prinz Rupert dagegen schreibt herzlich an Herzog Jakob am 22. März 1652 aus Gambia, teilt ihm die Lage angeblicher Goldminen mit, die aber nie ausgebeutet wurden, und empfiehlt ihm Schulte als treuen und zuverlässigen Mann. Mit der Darstellung Ruperts und dem sachlichen Bericht Schultes stimmt auch der kurze »Rapport von Joachim Deniger, gewesener Chargant Mayer anno 1651/52« überein,[99]) bisher die einzige Quelle über die Besitznahme Gambias.

Dem Spezialforscher aber bringt Schultes Tagebuch manche überraschende Neuigkeit und Widerlegung früherer Ansichten. So die Station in Flekkeroe,[102]) dem neuen Ozeanhafen des Herzogs, die ängstliche Vermeidung Hollands, während Diederichs Amsterdam als Lade- und Werbestation konstatieren will. Ferner die Tatsache, dass es nicht der »Walfisch« allein war, dem der Ruhm der Landnahme in Gambia zufällt, sondern das »Krokodil«, dem der »Walfisch« nur begleitendes Transportschiff war. Dann die Tatsache, dass die angebliche reiche Ladung für die Neger und ihren »König« nur in — Branntwein und Eisenstäben bestand. Ebenso, dass vom Könige die Insel St. Andreas nie »gekauft«, sondern dass sie einfach besetzt wurde und der anfangs völlig abgeneigte »König« durch Sklavenkauf von »Edelleuten« besänftigt wird. Ebenso wird deutlich, dass die Kur-

länder nie Alleinherren des Gambiagebietes waren, sondern dass dieser Fluss von Portugiesen, Holländern und Engländern mindestens ebenso häufig besucht wurde. Auch das märchenhafte Jagd- und Abenteuerleben der Kurländer wird zu einem nüchternen Händlerdasein. Im Gegenteil, Dysenterie und Malaria räumen unter der Besatzung derart auf, dass das Leben dort recht wenig erträglich gewesen zu sein scheint. Der Nationalität nach waren die Soldaten meist Dänen und Deutsche, die Offiziere Deutsche, das Schiffsvolk meist Holländer und Deutsche. Einen Namen, der einigermassen auf einen Letten schliessen lässt, habe ich in den gesamten Kolonialpapieren, Soldaten- und Mannschaftslisten, Siedlerverzeichnissen bisher nicht gefunden. Auch von Gold oder Goldstaub ist im Journal überhaupt nicht die Rede, von Elfenbein kaum, ein Faktor kauft privat eine Partie, nur Häute und überraschenderweise grosse Mengen Reis bezw. Mais sind das Gut, das die Schiffe in die Heimat zurückbringen.

Die sachliche und schlichte Darstellung des Rupert-Abenteuers überzeugt ganz anders, als der ungenaue Bericht des Pastors Ebeling. Es kam nämlich zwischen diesem, dem zurückbleibenden Kommandanten des Forts, F o c k, und dem Kapitän Schulte zu einem Konflikt, bei dem letzterer den beiden andern Unverstand und Unerfahrenheit in kolonialen und maritimen Dingen vorwarf, sehr wahrscheinlich mit Recht. Entweder aus Widerwillen oder aus Verlegenheit verschweigt Schulte im Tagebuch die Namen Fock und Ebeling völlig.

Streit, Eifersucht und Verleumdung waren leider unter den herzoglichen Angestellten alltäglich, der Herr selbst erscheint bei aller Genialität als ein ungeduldiger, leicht zu beeinflussender und deswegen stets misstrauischer Mann. Er liess anscheinend die Faust seines Zornes auch auf Schulte fallen, obgleich dieser mit grossem Mut und grosser Treue durch Stürme und Feinde sich zu seinem Herrn durchgeschlagen hatte: als das »Krokodil« im Dezember wieder auf den Ozean ging, hatte es einen anderen Kapitän: einen Jansen. Auch die Rücksicht auf die englische republikanische Regierung, die dem Herzoge wegen der Rupert-Affäre Neutralitätsbruch vorwarf und mehrere herzogliche Schiffe in englischen Häfen arretieren liess, forderte eine Bestrafung des angeblich ungetreuen Dieners Schulte. Dessen Name verschwindet aus der herzoglichen Schiffahrt.

Fussnoten

[1]) Neue Folge, Bd. 21 »Eine kurländische Kolonie«. [2]) Herzog Jakobs Kolonien an der Westküste von Afrika: Festschrift der Kurl. Gesellschaft für Lit. und Kunst, Mitau 1890. [3]) Jēkaba hercoga laikmets, Riga 1931. [4]) jetzt im Lettländischen Staatsarchiv. [5]) vgl. Anm. 92. [6]) vgl. unten. [7]) völlig zerfetzt. [8]) das Krokodil war laut Schiffslisten ein grösseres Fahrzeug der herzogl. Flotte, etwa eine sog. Korvette. »Galioten« oder »Galionen« hiessen alle grösseren Schiffe in jener Zeit. »Der Jäger« war, wie alle Fahrzeuge des Herzogs, ein bewaffnetes Handelsschiff. [9]) die obersten der 3 Rahsegel eines Mastes. [10]) spitze Segel auf dem Steven. [11]) grosse Mittelsegel. [12]) das Kap nördl. Danzig. [13]) Sturmsegel. [14]) wohl ein Deckbalken. [15]) Berg nördlich Stolp i. P. [16]) eines der grössten und ältesten der herzogl. Handelsschiffe. [17]) um ihn klar zum Fallen zu machen. [18]) Stubbenkammer. [19]) Schwedens SW-Spitze. [20]) der vorausgefahren war, um Truppen zu werben. [21]) der herzogl. Handelsfaktor Jan Wolders. [22]) das ist für die weite Fahrt nicht viel. Der Herzog hatte stets Mangel an barem Geld. Daher musste oft auf Ladung oder Schiff Kredit genommen werden, und es kam zu Prozessen und Exekutionen. [23]) alle Besorgungen für Soldaten und Schiff. [24]) dort traf er wohl das zweite Gambia-Schiff, den »Walfisch«, dessen Kapitän Mollens war. [25]) die Soldaten, sonst auch im Sinne v. Mannschaft. [26]) bei Skagen. [27]) südl. Oslo. [28]) herzogl. kurl. Besitz, Fischereihafen, Station f. Ozeanfahrten, südl. vor Kristiansand. [29]) die äusserste Ostspitze östlich der Themse Mündung. [30]) in den nördlichen englischen Downs. [31]) heute Pevensey, holl. Bevesier, damals eine grosse Hafenstadt, zwischen Hastings und Eastbourne, von herzogl. Schiffen oft angelaufen. [32]) zerfetzt. [33]) Blende, Blinde, grosses Rahsegel unter dem Steven, nur bei alten Schiffen. [34]) die Lebensmittel wurden knapper. [35]) Taufe auf dem damaligen Null-Meridian östlich Spanien, an Stelle der heutigen Äquatortaufe. [36]) Sturmsegel. [37]) zerfetzt. [38]) in den Kanarischen Inseln, östlich neben Teneriffa. [39]) ihn bereit zu machen. [40]) neben Kap Verde, Kap und Insel holländische befestigte Besitzung. [41]) an der Gambia-Mündung. [42]) 50 km nördlich der Gambia-Mündung [43]) der holländisch-westindischen Companie. [44]) unmittelbar in der Mündungs-Bucht des Gambia-Stromes. Die Fahrt ging ohne Suchen zielsicher an den Gambia, das ganze Gebiet muss dem Herzog und seinen Schiffern vorher bekannt gewesen sein. [45]) Land unmittelbar nördlich der Fluss-Mündung. [46]) wohl als Handels-Commis der Expedition mitgegeben. [47]) 40 km innerhalb der Mündung inmitten des Stromes, strategisch und verkehrswirtschaftlich beherrschend gelegen, aber ohne Wasser! [48]) wohl die Engländer. [49]) an einem der vielen Flussarme südlich St. Andreas. [50]) grössere Siedlung am Ufer nördlich St. Andreas. [51]) den Häuptling von Cumbo, dessen »Reich« südlich der Fluss-Mündung lag. [52]) vielleicht ein dort bekannter Portugiese. [53]) Negerdorf in Cumbo. [54]) Siedlung in den Flussarmen südlich der Insel, Gambia war also 1650 schon ein von Portugiesen, Holländern und Engländern viel befahrenes Gebiet, mit mehreren Siedlungen. [55]) Land nördlich an der Mündung. [56]) ausser Eisen wird keinerlei kurld. Tauschware erwähnt. [57]) wohl Dysenterie. [58]) wie unten ersichtlich, eine Partie Elfenbein. [59]) das Weltgeschäft des Sklavenhandels ging damals aus den portugiesischen in holländische Hände allmählich über. Auch England, Dänemark beteiligten sich mit kleinem oder grossem Gewinn. Jakob v. Kurland und der Grosse Kurfürst von Brandenburg suchten mit wenig Erfolg Anteil zu gewinnen. Daher stets das Streben nach Besitzungen in Guinea, als Ausfuhr- und in Westindien (Tobago) als Abladestation. [60]) mit dem »Walfisch«. [61]) der Westindischen Companie. [62]) eine Rohrart. [63]) eine Fischart. [64]) Land und Dorf etwa 100 km südlich landeinwärts. [65]) »ries« im Text, entspricht dem heutigen holl. rijs, Reis. Eine Ausfuhr von Reis in solchen Mengen, mehrere 100 Ztr. wie unten ersichtlich, aus Gambia ist erstaunlich, auch heute ist der Reisbau dort nur ganz gering. Vielleicht ist Mais damit gemeint. Anderer Feldfrüchte bedurfte Kurland nicht, da es selbst übergenug hatte. [66])meist Antilopenhäute. [67]) Gambia hat für Europäer ein höchst ungesundes Klima, auch unter den Kurländern sind die Todesfälle an Dysenterie und Malaria zahl-

reich. [68]) stromaufwärts. [69]) Land über 100 km stromaufwärts. [70]) »Collynie«, viell. Kulinna, ca. 200 km stromaufwärts. Viell. eine europ. Siedlung. [71]) vgl. Anm. 62. [72]) vgl. Anm. 42. [73]) unklar, welche Art Bohnen gemeint ist. Vor allem Kakao wächst viel in Gambia und begann damals schon in Handel zu kommen. [74]) Dorf etwa 100 km stromaufwärts. [75]) also gewannen sie dort auch Zuckerrohr. [76]) Insel Bayona, südlich an der Flussmündung, 1652 vom Herzog käuflich erworben und besiedelt. Heute Stadt Bathurst. [77]) Pfalzgraf, Sohn des Winterkönigs Friedr. v. d. Pfalz und der Tochter Jakob I. v. England, also Neffe Karl I., 1619 nach England geflüchtet mit der Mutter, bis zur Hinrichtung Karl I. am Hofe in London, dann als Freibeuter auf den Ozeanen, die Parlamentsschiffe und Spanier bekriegend. Grosser Feind Cromwells, aber Freund Herzog Jakobs v. Kurland, der ja Patensohn Jakob I. war. [78]) Die Gambia-Mündung ist sehr flach, auch heute nur von kleinen Schiffen befahrbar, bei Flut von mittleren. [79]) Bruder Ruperts. [80]) wegen dieser Zwischenfälle kam es zu diplomatischem Streit und Briefwechsel zwischen England und Kurland, die kurl. Schiffe wurden eine Zeitlang von Parlamentsschiffen der Republik gejagt, 1654 aber kam ein Neutralitätsvertrag zustande. [81]) viell. eine Farm. [82]) d. h. nördlich um England oder durch den Kanal. [83]) wohl die Scillies heute. [84]) das Westkap von Cornwallis. [85]) 1652—54 der erste holländisch-englische Seekrieg um die Navigationsakte. [86]) heute Pevensey, vgl. Anm. 31. [87]) Korsaren. [88]) Stadt Cowes auf Wight. [89]) bei Dunge Ness. [90]) vgl Anm. 30. [91]) wohl wegen Meuterei. [92]) Henry Momber, herzoglicher Faktor und Kaufmann in Amsterdam, bestallt 1650, † um 1685. Er beaufsichtigte die herzogl. Schiffahrt, handelte mit den herzogl. Waren und besorgte Kredite. Der Herzog übervorteilte ihn dabei so sehr, dass das Haus Momber schwere Verluste erlitt und sich seit 1665 vom Herzoge zurückzog. 1690 betrugen die Schuldforderungen des Henry Momber jun. an das herzogl. Haus mit (Wucher-)Zinsen 170.000 fl, doch wurde derselbe nur minimal abgefunden. [93]) Insel - Dorf Vlieland O neben Texel. [94]) d. h. standen senkrecht zum Lande. [95]) aufs friesische Festland. [96]) Marstrand vor Göteborg? [97]) Varberg in Alland (Schweden). [98]) gegenüber Helsingör. [99]) im Kurl. Landesarchiv, z. Zt. Repositum i. Geh. Preuss. Staatsarchiv Berlin. [100]) ein Schicksal, das ja auch beinahe das »Krokodil« ereilt hätte (Tagebuch S. 3/4). [101]) im Kurl. Landesarchiv, z. Zt. Berlin. [102]) vgl. Anm. 28.

Gedenkrede auf Jakob Grimm

Von Lutz Mackensen

Jede Zeit hat das Recht, Vergangenes und Gewordenes an ihren eigenen Zielen und Wünschen zu messen. Jede Zeit hat auch das Recht, in den Taten der Ahnen die Züge wiederzufinden, die ihr selbst besonders begehrenswert oder verabscheuenswürdig scheinen. Denn gemeinhin schauen wir nicht zurück, um uns am Gewesenen, sondern um das Gewesene an uns abzuwägen; wir begehren Bestärkung unseres Wollens, Bestätigung unserer Zielsetzung, Kraft für unsern Weg. So versteht sich das von Zeit zu Zeit wechselnde Urteil über das Werk ein- und desselben Forschens; wer noch gestern vergessen oder — weit schlimmer für ihn — in Aufgabenbegrenzung, Arbeitsweise und Ergebnis abgelehnt wurde, mag heute eine fruchtbare Urständ feiern. Was frühere Beurteiler von Goerres, Creutzer oder Bachofen abschreckte, scheint uns nicht mehr gewichtig genug, um die Fülle

ihrer neuen z. T. genialen Gedanken und Beobachtungen zu verdunkeln, die wir heute mitzuerörtern wünschen. Das eben ist der Reiz der Forschungsgeschichte, dass sie in ihren Wandelbildern mehr als vielleicht mancher andere Zweig der Geschichtswissenschaften Einblicke in das geistige Wollen der Generationen ermöglicht.

Der Mann, dessen Namen ich Ihnen nennen soll, gehört zu den ganz wenigen Gelehrten, die niemals Gegenstand einer durchgängigen Kritik oder gar Ablehnung gewesen sind. Das Gewicht seiner Tat, die nicht nur Fortbau, sondern in allen ihren Teilen Beginn schlechthin war, erstickt jede Möglichkeit einer Verurteilung: wer sie aussprechen wollte, müsste wissen, dass er damit gleichzeitig die von ihm begründete Wissenschaft verneinte. Es ist, gemessen an dem Kampf, den der Aufbau mancher neuer Forschungszweige in unseren Tagen auslöst, aufschlussreich, dass bei ihm solche Stimmen sich nie erhoben, nicht zu seinen Lebzeiten, noch weniger in der Folge. Er hat nicht nur Ergebnisse sichergestellt, deren Ausbeute heute noch, ein Jahrhundert nach seinem Wirken, keineswegs auch nur annäherungsweise gelungen ist. Er hat, weit darüber hinausgreifend, dem Hause seines Volkstums einen neuen Saal zugebaut, einen Saal, der vielen Nachfolgern und zumal unserer Zeit der Mittelpunkt des ganzen Gebäudes zu sein scheint.

Nicht also kann es sich uns darum handeln, an Hand etwa eines billigen Lebensbildes die gelehrten Werke dieses Mannes am Massstabe unserer Kenntnisse und Zielsetzungen zu messen. Ein solches Bemühen würde neben die vielen Einzelentdeckungen, die sich der Forschung bewährt haben, auch eine ganze Reihe offensichtlicher Fehllösungen und Irrtümer stellen müssen, die nicht nur durch die fortschreitende Erkenntnis berichtigt worden sind, die z. T. auch in der Zeit ihrer Entstehung vermeidbar waren. Es würde sich so das landläufige Bild eines Gelehrten ergeben, eines grossen Gelehrten, dessen fruchtbare und wichtige Anregungen uns weit mehr beschäftigen als die Beseitigung der geringen Fehler. Aber das Bild Jakob Grimms wäre damit nicht beschworen. Das Geheimnis seiner für immer bedeutsamen Grösse und seiner erschütternden Schönheit liegt in seiner Einheit. Lösen wir es in seinen Einzelteilen, so entschwindet es; was übrig bleibt, sind fachliche Einzelheiten, an denen nur der Philologe erhöhten Anteil nimmt. Nicht die wissenschaftliche Tat, sondern die Haltung Jakob Grimms, die seine Leistung ermöglicht und gestaltet hat, lieh seinem Namen die Schwingen, die ihn weit über die Grenzen

seiner Zeit, seines Landes, seines Faches hinaustrugen, die ihm diese bezwingende Überzeugungskraft schenken, welche uns Recht und Pflicht auferlegt, ihn wie einen Kernspruch nicht nur über eine Stunde ehrfürchtigen Gedenkens, sondern über die Arbeit unseres Lebens zu schreiben.

Und nun, wo ich versuchen soll, diese Haltung in ihrer einmaligen Einheitlichkeit begreiflich anzudeuten, wird mir schwer ums Herz. Denn jeder Satz muss notwendig den Abstand aufzeigen, der zwischen Leben und Schilderung, Werk und Beschreibung, Meister und Gemeistertem sich auftut. Bewunderung und Liebe vermögen Verlorenes nicht zu ersetzen, nur die Sehnsucht kann es ahnen und vielleicht ahnend verstehen. Handlungen allein machen das Leben nicht aus; sie werden sinnvoll erst durch das eine Ethos, das sie alle trägt, aus dem sie ausstrahlen, unbegreiflich wie alles, was selbstverständlich ist. Weil Jakob Grimm dieses Ethos besass, um das wir durch lockende Verheissungen schmerzlich Getäuschte zu ringen beginnen, wird er uns Vorbild und Masstab.

Ethos ist nicht erlernbar; es ist Wesenskern und Seinsgrundlage und daher so wenig zeit- wie umweltbedingt. Gerade weil Jakob Grimm in so vielen Dingen anderen, Menschen wie Sachen, verpflichtet ist, tut es not, dies zu betonen. Denn es ist wohl nützlich, das Mass des Übernommenen bei Grimm abzustecken (nützlich schon, um den Abstand zwischen Anregung und Ausführung zu übersehen); aber es bleibt festzuhalten, dass solche Summe kein Gesamtbild ausmacht. Es fehlt ihr die Seele, die Atem, Bewegung und Haltung erst bedingt; der »Zeitgeist« kann sie nicht ersetzen. Denn er wirkte durch hundert führende Geister; aber nur einer von allen wurde Jakob Grimm. Entscheidend sind nicht die Vorläufer, die gleichstrebenden Zeitgenossen, die Umwelt als geistiger oder Landschaftsraum. Sie alle bedingen nicht mehr als die Aussenformung der Einzelheiten. Aber hinter der Schale pocht das einmalige Herz, und es ist s e i n Schlag, der allem Sichtbaren Rhythmus leiht.

Ich suche einen Namen für die Besonderheit des Grimmschen Ethos, und ich finde keinen andern als: Liebe. Nicht Liebe im gängigen Sinn, die auf bestimmte Dinge oder Personen abzielt und sich in ihnen erschöpft. Sondern Liebe als Grundgefühl, als elementare Fähigkeit, deren Wirken ihrem Wesen nach ganz unbegrenzt ist. Jakob Grimm ist mit solcher Liebe begnadet gewesen; sie formte sein persönliches Verhältnis zu den Menschen seiner Umgebung (nicht

nur zu denen, die ihm durch Blut verbunden waren); an ihr entzündeten sich ihm Arbeitslust und Forscherdrang; sie weitete sein Feld schier zur Welt, wo immer er mit dem Ackern begann; sie prägte die schlichte und innige Klarheit seiner Sprache. Leben und Lieben bedeuteten ihm gleich viel. Beide klingen in eines; auf einen Grundton abgestimmt wird so alles, was seine Hände berühren. Im Unaussprechbaren ertasten wir das Geheimnis dieser Lebenseinheit.

Man kann sie greifen, wohin man blickt. Berühmt ist sein Verhältnis zum Bruder Wilhelm, diese Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, die weder die Jahre der Trennung in der Jugend, noch die bei aller Ähnlichkeit der Grundhaltung sehr wohl bestehende und beiden fühlbare Besonderheit der Anlagen und Neigungen, noch gar die Verschiedenheit der Lebensführung gefährden konnte: Als Wilhelm 1825 heiratete, sah Dortchen Wild ihr junges Heim von zwei Männern belebt. Zumal in ihren Anfangswerken fällt es heutiger Forschung schwer, den Anteil des einen gegen den des andern Bruders abzustecken, und wiederum die letzte grosse Arbeit, an die sie gingen, das «Deutsche Wörterbuch», übernahmen sie gemeinsam. Die Zeit der entscheidenden Einzelwerke, die zwischen Beginn und Ende sich spannt, ist gleichwohl, wenn nun auch die Titelblätter jeweils nur einen der beiden Namen tragen, nicht minder gespeist durch die fruchtbare brüderliche Gemeinschaft. Man würde ihr Wesen verkennen, wollte man sie nur als eine Arbeitsgemeinschaft verstehen. Sachliches und Persönliches verschlingen sich auf Schritt und Tritt; wer will da scheiden wollen? Jakob Grimm selbst hat das nicht vermocht; dafür legt nicht nur seine schöne Gedenkrede auf den toten Bruder, in der Berliner Akademie gehalten, Zeugnis ab. Er hat einmal, kurz nach des Bruders Tode, vor den gleichen gelehrten Hörern über das Alter gesprochen, vielleicht das Weiseste und Mildeste, was wir von ihm besitzen. Da erwähnt er unter den Merkmalen gereiften Alters auch die Lust am einsamen Spaziergang, die sich dem stürmischen Knaben und dem sehnsüchtigen Jüngling nicht erschliesst, für die der tätige Mann keine Musse findet, die sich mit ihrem ganzen Gewinn erst dem Greis auftut — und plötzlich unterbricht er sich, gedenkt des Geschiedenen und sagt: «Wie freute mich innig, im Tiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der anderen Seite herkam, zu stossen, nickend und schweigend gingen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehen».

Diese selbstverständliche Verflechtung von Leben und Arbeit,

Fühlen und Denken, Liebe und Werk ist es, die wir meinen. Wilhelm Scherer erzählt, wie der junge Göttinger Professor einst im Kolleg mitten im Vortrag gestockt und sich entschuldigt habe: «Mein Bruder ist so krank!» Und derselbe Scherer hat Jahrzehnte später, als er berufen war, das Hauptwerk des grossen Verschiedenen, die «Deutsche Grammatik», für ihn neu herauszugeben, mit tiefem Staunen gesehen, mit welcher unbeschreiblichen Liebe dieser Mann gearbeitet hat, wie er nicht nur die sachlichen Nachträge dem achtbändigen Handexemplar mit einer fast zärtlichen Sorgfalt beigefügt hat, sondern wie sich dieses sein Haupt- und Lieblingsbuch ihm zum Haus- und Lebensbuch ausweitet, in das er hineinlegt, was seinen weiten Wanderweg irgend beglückt hat: gepresste Blumenblätter, Theaterzettel, alltägliche Bildchen, Bänder und Federn, eine Erinnerung jedes, und auf die liebsten hat er jeweils, wenn er beim Durchblättern des Folianten auf sie stiess, das Datum des Wiedersehens mit zierlicher Feder eingetragen. Was Scherer bei dieser Gelegenheit in tiefer Ehrfurcht «die Symbolik des inneren Lebens» nennt, meint das Gleiche, worauf wir abzwecken. Das heisst mehr als nur «mit Liebe arbeiten»; das heisst: Lebenseinheit finden durch Liebe. Der ungestörte, unzerstörbare Wohllaut von Grimms Leben hat hier seine Ursache.

Diese Feststellung verdeutlicht nicht nur den Menschen Jakob Grimm; sie erschliesst auch das besondere Geheimnis des Gelehrten. Der kluge Sulpiz Boisserée hat schon in der Frühzeit der Grimmschen Arbeit das schöne Wort von der «Andacht zum Unbedeutenden» geprägt, um die Eigenart dieser Arbeitsweise zu kennzeichnen. Wilhelm Schlegel, damals selbst mit Vorstudien zu umfassenden Ausgaben der Nibelungen und Minnesänger (die übrigens niemals erschienen sind) beschäftigt, hatte 1815 in den «Heidelberger Jahrbüchern», also an massgebender Stelle, eine scharfe Besprechung der «Altdeutschen Wälder», jener Grimmzeitschrift, die die Brüder ihren Funden als Sammelbecken auszuweiten gedachten, veröffentlicht. Er hatte die kleinen Beobachtungen und Texte, die von den Brüdern zur Zeitschrift zusammengeschlossen wurden, für nichtig erklärt: nicht die Steine, sondern der Turm als Ganzes sei Ziel des Baumeisters. «Wenn man die ganze Rumpelkammer wohlmeinender Albernheit ausräumt und für jeden Trödel im Namen der «uralten Sage» Ehrerbietung begehrt, so wird in der Tat gescheiten Leuten allzu viel zugemutet». Deutlicher lässt sich der Unterschied zwischen Leuten seines Schlages

und Grimm nicht machen. Denn wäre diese in Liebe wurzelnde «Andacht zum Unbedeutenden» nicht gewesen, der Turm, der heute weithin sichtbar aufragt, wäre nie gebaut worden.

Denn von ihr nimmt alles seinen Ausgang. Als Studenten beginnen die Brüder mit dem Aufbau ihrer Bücherei; suchend und unbestimmt noch sammeln sie alles, was ihnen liebenswert scheint, auch Altdeutsches. Als Jakob dann 1805 in Paris weilen darf, um dem geliebten Lehrer Savigny bei dessen rechtshistorischen Arbeiten zu helfen, sieht er die zumal durch ihre Bilder berühmte Minnesängerhandschrift, die nun durch Trübners Bemühungen wieder in Deutschland liegt, und es ist, als ob von nun Festigkeit und Zielsetzung dem Sammeln und Suchen innewohne. Er sucht nach ähnlichen altdeutschen Handschriften und Büchern, zunächst noch ganz für sich, nur in Liebe und ganz ohne sicheren Plan. Als er 1808 das leichte Amt eines Privatbibliothekars und Staatsrats beim lustigen König von Westfalen übernimmt, gewinnt, was begonnen, die letzte Eindeutigkeit. Die ersten Arbeiten erscheinen, die eigenen Sammlungen erhalten ihre grundlegende Gestalt.

Andacht zum Unbedeutenden: man muss dieses Wort gut überlegen, um den vollen Akkord des Beginns recht zu verstehen. Was wir heute zu leicht als geniale Eingebung, als überraschenden Instinkt für die Notwendigkeiten der Wissenschaft deuten, diese grosszügige und weitschauende Grenzabsteckung von allem Anfang an, die Sprache, Literatur und Sachgüter aller Art zusammensieht, sie ist Grimm wohl selbst erst allmählich ins wissenschaftliche Bewusstsein gerückt. Zunächst fühlt er nur, dass man Dinge, die man liebt, ganz lieben müsse, dass Liebe nichts für unbedeutend halten könne. So werden ihm Märchen und Sagen wichtig genug, um aus der Kinderstube aufs Podium der Forschung zu treten; aber indem er gleichzeitig die Gedichtform des Hildebrandsliedes nachweist und die Abhängigkeit des Meistersanges vom Minnesang aufzeigt, lehrt er die innere Einheit von Philologie, Literaturwissenschaft und Volkskunde, die in Sonderfächer zerschlagen zu haben der traurige Ruhm seiner Epigonen ist. Und im Einzelnen nicht anders als im Ganzen: man blättere einmal die Bände seiner Rechtsaltertümer, seiner Grammatik, seiner Mythologie durch, diese in jahrzehntelangem Sammeln gewonnenen Listen von Entsprechungen und Ähnlichkeiten, in denen jeder Baustein den andern stützt und sinnvoll macht, und man halte dann die scheinbar nach gleicher Weise gearbeiteten Werke seiner Epigonen daneben,

um den Abstand zu ermessen, der zwischen Grimmscher Andacht zum Unbedeutenden und landläufiger gelehrter Sammelwut klafft. Andacht trägt Behutsamkeit und Ehrfurcht in sich. Jakob Grimm hat niemals Belege gepresst oder gar unterdrückt, um einen Scheinbeweis für eine vorgefasste Meinung zu gewinnen. Das scheint eine moralische Selbstverständlichkeit, ist aber weit seltener als man glauben sollte.

Aus solcher Grundeinstellung erwachsen ihm zwei Besonderheiten, die seiner Arbeitsweise kennzeichnende Eigenart leihen. Ich meine zunächst den persönlichen Mut, mit dem er seine Ansicht ebenso selbstverständlich vorträgt wie er sie bei verbesserter Einsicht widerruft. «Willige Forscher», schreibt er in der Vorrede zur «Sprachgeschichte», «sollen den verschlungenen Pfaden folgen und bald leichteres bald schwereres Geschuhe anlegen, um sie betreten zu können. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Mut des Fehlens haben». Solcher »Mut des Fehlens« setzt ein gutes Selbstbewusstsein voraus; es hat ihm nicht daran gefehlt. Als er 1819 den grossen Wurf einer deutschen Grammatik wagt, betont er gleich zu Anfang, dass er nicht in die Reihe seiner Vorgänger, sondern «ganz aus ihr heraustreten» wolle: es ist die Erkenntnis der Sprache als eines natürlichen Wachtstums, die ihn mit der philosophisch-konstruktiven, lehrhaft-pedantischen Art seiner Vorläufer brechen und damit zum Begründer der modernen Sprachforschung werden lässt. Aber als er sehr bald Fehler und Lücken entdeckt, kostet es ihn «kein langes Besinnen, «den ersten Aufschuss meiner Grammatik mit Stumpf und Stiel, wie man sagt, niederzumähen». In früher Zeit hat er einmal — es geht ihm um den heimlichen Gegensatz zum Bruder bei der gemeinsamen Märchenarbeit — Dichter und Sammler als «warm und weltvergessen» und «kühl und besonnen» einander gegenüberstellt; aber wer ihm die zweite Kennzeichnung beilegen wollte, würde übersehen, dass er sich an anderer Stelle bei ähnlicher Veranlassung als «hitziger» und Wilhelm als den «heimlich stärkenden Hintergrund, den ich nicht entbehren will», bezeichnet. Freilich wird diese Hitze durch die Ehrfurcht vor der Sache, durch die Andacht zum Unbedeutenden gezügelt; von jünglingshaftem Brausegeist ist Jakob Grimm so weit entfernt wie von bedächtiger Pedanterie. «Mein Spruch lautet: Besser gelernt als gelehrt», sagt er in der Rede auf Wilhelm.

Der andere Zug ist seine Fähigkeit, scheinbar weit auseinanderliegende Dinge zusammenzusehen. Wissenschaftlicher Kerngedanke,

der ihm die Berechtigung zu solchem Vorgehen immer wieder gibt, ist die Herdersche Erkenntnis von dem seit ewigen Zeiten und in Ewigkeit fortwirkenden Volksgeist, dessen Äusserungen, wann und wo sie auch auftreten, gleichwertig und in gleicher Weise zeugnisfähig sind. «In der langen Zeit von tausend und bald zweitausend Jahren sind überall eine Menge von Fäden losgerissen, die sich nicht wieder anknüpfen lassen, ohne dass man darum die offenbaren Spuren ihres ehemaligen Zusammenhangs verkennen dürfte». Nach solchen abgerissenen Fäden sucht er; da ist ihm kein noch so dürftiges Endchen zu bescheiden. «Von der grossen Heerstrasse abwärts liebe ich es durch enge Kornfelder zu wandern und ein verkrochenes Wiesenblümchen zu brechen, nach dem andere sich nicht niederbücken würden». Das ist gewiss Andacht zum Unbedeutenden, aber eine Andacht, die sich nicht an das Unbedeutende verliert, die vielmehr weiss, dass die Kette nicht des kleinsten Gliedes entbehren kann, um geschlossen zu erscheinen. «Will man diese Anknüpfung Phantasie nennen, so habe ich nichts dawider, und ich möchte in solchem Sinn phantasielos weder Rechtsaltertümer geschrieben haben noch Grammatik». Viele seiner Anknüpfungen haben der Nachprüfung nicht standgehalten; das bleibt unbestritten. Aber ebenso gewiss ist die Tatsache, dass ohne diese Gabe die grossen Funde nie gelungen wären, auf deren Grund wir fortbauen dürfen: die Bedeutung der Betonung für die Entwicklung der deutschen Sprache, die Erkenntnis von Umlaut und Ablaut in ihrem Wert für Wortbildung und Wortbeugung, die Feststellung der Lautverschiebung (die nun in der ausserdeutschen Forschung «Grimms Gesetz» genannt wird) als der entscheidenden Geburtsstunde unserer Sprache; oder, in ganz anderen Zusammenhängen, die Bedeutsamkeit der Volksüberlieferungen für die Erforschung des heimischen Altertums, der Weistümer für die Rechtsgeschichte, der Sprachkunde für die Sachkunde. Das alles erscheint uns Heutigen als Urstoff unserer Wissenschaft, und wer ihre Geschichte über Grimm hinausverfolgen wollte, würde bald erkennen, dass erst durch seine glückhaften Funde Beschäftigung zur Wissenschaft erhoben ward.

Man hat gemeint, Lebensart und Forschungsweise mit dem Wort «Romantik» deuten zu können. Daran ist viel Richtiges. Die Berührungspunkte der Brüder mit den Wortführern zumal der jüngeren Romantik sind bekannt; in der Arnimschen Einsiedlerzeitung erscheinen ihre ersten Aufsätze, in den Spalten der «Heidelberger Jahrbü-

cher» treffen sie mit den Brüdern Schlegel, Goerres und Arnim zusammen; Tiecks altdeutsche Bücher, Wilhelm Schlegels Kunstauffassung haben sie vorher in ihren Studentenjahren stark beeinflusst. Es lassen sich auch leicht die Spuren solcher romantischen Einwirkung in ihrem Reife- und Altersschaffen nachweisen, bei Wilhelm weit stärker und eindeutiger, aber auch bei Jakob unverkennbar. Die Scheu, den Dingen auf den letzten Grund zu gehen, haben sie nie ganz verloren; die Ehrfurcht vor dem geheimen Wirken einer unbegreiflichen Urmacht, der sie verschiedene Namen wie Natur, Volk, Leben, Kraft gaben, hat ihre Schritte oft gehemmt. Die kritische Art eines Lachmann bewunderten sie, ohne sie doch für sich selbst zu bejahen. Und so sehr sich Jakob dessen bewusst ist, dass seine Werke eine neue Wissenschaft einleiten, so wenig ist er auf den Gedanken gekommen, seine Erkenntnisse in einer straffen, bestimmten Methodenlehre zu sammeln. Er hat einmal, auf der Frankfurter Germanistenversammlung von 1846, das Lob der «ungenauen Wissenschaften» gekündet — und dabei bekannt: «Es ist viel freier und schöner, diesen Unterschied (nämlich den zwischen Pflicht- und Neigungsforschung) zu verkennen, sich gehen zu lassen und blind in den Tag hinein zu studieren, dessen Licht genug augeneröffnende Kraft hat; rechte Wissenschaft gleicht dem Tag».

Das ist gewiss romantisch — und ist's doch wieder nicht. «Rechte Wissenschaft gleicht dem Tag». Die schleiernde Dämmerung der Romantik breitet sich nicht über Jakobs Schaffen, und tat sie's je im Beginn, so hat er sich von ihr zu steigender Klarheit befreit. Die Fülle der Quellen, die sich dem unermüdlich liebevollen Wanderer erschliessen, öffnen ihm sehr bald und sehr gründlich die Augen für die Tatsächlichkeit der Tatsachen, und die Andacht auch zum Unbedeutenden zwingt seine Person hinter die Dinge zurück. Gerade die Romantiker nehmen Anstoss an seinen Frühwerken: Arnim an den Märchen, Wilhelm Schlegel an den «Altdeutschen Wäldern», und schon im Streit um die Ausgabetechnik des «Wunderhorns» wird der Abstand zwischen romantischer und Grimmscher Zielsetzung deutlich. Der Erneuerungswille der romantischen Altertums- und Volksforschung und ihr wehmütiges Heimverlangen zur «guten alten Zeit» ist Grimm so fremd wie die oberlehrerhafte Erziehungs- und Belehrungssucht der Aufklärung. Das ist nicht nur der Unterschied zwischen Kunst und Gelehrsamkeit; man halte etwa Creutzer oder Goerres neben Grimm, um das einzusehen. Romantische Anregung ist un-

abweisbar. Aber die Anregung ist nicht mehr als ein Rohstoff, der in die eigene Stilform eingeschmolzen wird. Und jene vorhin angedeuteten Besonderheiten, die uns stutzen machen, weil wir sie als fremd empfinden — wer will sagen, ob sie nicht vielmehr jener eingangs umschriebenen Grundstimmung entspringen, die doch nicht kurzweg als «romantisch» abzutun ist?

Jakob Grimms entscheidende Tat für die Sprachforschung (und nicht nur für die deutsche) ist die Erkenntnis der Naturgesetzlichkeit des Sprachgeschehens. Man braucht nur diese Tatsache festzustellen, um den Abstand zum romantischen Denken zu ermessen. Denn so viele Baumeister von Vico über Bodmer, Hamann und Herder bis hin zu Goethe an den Grundlagen dieses Baus, den Grimm nun der Sprachwissenschaft zimmert, gearbeitet haben: eine folgerichtige Ausweitung und Nutzanwendung hat vor ihm keiner an diese tastenden Vermutungen gewagt. Damit bricht er endgültig mit dem letztlich der Antike entstammenden System der Grammatik und schafft die moderne Sprachwissenschaft, deren Ziel so wenig Sprachlehre wie Sprachbeschreibung, sondern einzig Erkennen und Verstehen des Sprachlebens ist. Nicht Herder, als er über den Ursprung der Sprache schrieb, nicht Wilhelm v. Humboldt, der doch das Wort von der «inneren Sprachform» fand, nicht Franz Bopp, dem wir die Feststellung der indogermanischen Spracheinheit danken, steht am Anfang unserer modernen Sprachwissenschaft, sondern Jakob Grimm, der Entdecker des organischen Sprachlebens. Benecke nannte damals in seiner Besprechung der «Grammatik» in den «Göttinger Gelehrten Anzeigen» das Buch «eine Naturgeschichte der Sprache», «wenn unsere Leser uns den Gefallen tun wollten, das Wort Naturgeschichte in seiner eigentlichen und wahren Bedeutung zu nehmen». Er hat die Bedeutung dieses Werkes sehr gut gesehen; Jakob Grimm hat mit ihm wirklich «eine Welt voll unbegreiflicher Ordnung» entdeckt. Seine oft verkannte weitherzige Stellung zur Frage der Sprachreinigung, gegen die er z. B. auf der Frankfurter Germanistenversammlung scharfe Worte fand, gründet sich auf dieser ehrfürchtigen Erkenntnis des lebendigen Sprachorganismus.

Jakob Grimm müsste nicht er selber sein, wenn er solche Betrachtungsweise auf die Behandlung der Sprache eingeschränkt hätte. Seine Rechtsaltertümer, seine Mythologie atmen den gleichen Geist, gehen von den gleichen Grundanschauungen aus, und wenn er uns die beabsichtigte Sittenkunde geschenkt hätte, würde sie uns gezeigt

haben, wie Volk in Sitte und durch Sitte lebt. Sprachforschung stand im letzten Jahrhundert fast im alleinigen Mittelpunkt der philologischen Anteilnahme; wenn für Rechts- und Religionsforschung die grosse Stunde schlägt, werden die Grimmschen Bücher dort nicht weniger gültige Grundlage sein. Immerhin lehrt schon heute ein Blick etwa auf die skandinavischen Arbeiten zur Religionsgeschichte oder auf die Rechtsstudien von Amira das Fortwirken Grimmscher Arbeitsart.

Natur und Geschichte gehen — und das ist nun unzweifelhaft romantisches Gedankengut — für Grimm in eines; gleicher gesetzmässiger Verlauf lässt eines im andern aufzeigbar und deutbar werden. Seine Entdeckung der sprachlichen Naturgesetzlichkeit hat künftiger biologischer Sprachbetrachtung die Tore geöffnet; er selbst hat weder die kühle Klarheit noch die überspitzte Einseitigkeit der Junggrammatiker gehabt noch haben wollen. Er ist, gerade weil er das Kulturschaffen der Völker dem Naturgeschehen parallel stellt, Historiker und fühlt sich als solcher. Sein Gedanke, Geschichte der deutschen Sprache zu schreiben, führt philologisches Denken vor eine ganz neue Möglichkeit: Grammatik hatte man auch schon vorher getrieben (nur eben nicht mit Grimmscher Einsicht), Sprachgeschichte noch nicht. Und es ist nun sehr bezeichnend, dass Grimm diesen selbstgeprägten Begriff ganz anders fasst als seine Nachfolger oder auch als wir: sie ist ihm nicht nur Entwicklungsgeschichte des sprachlichen Geschehens (dazu wird in seiner Hand die Grammatik) und noch weniger Bildungs- oder gar Geistesgeschichte seines Volkstums, sondern Sprachgeschehen wird ihm zur Handhabe, Geschichte schlechthin zu enträtseln. Was er gibt, ist im Wesentlichen eine Geschichte der germanischen Völker aus ihren Sprachen. Und wenn das Prunkstück seiner Ausführungen, die Gleichsetzung der Geten und Dacier mit den Goten und Dänen, sich auch als falsch erwiesen hat, und wenn der Eindruck der Boppschen Indogermanenentdeckung ihn auch verführt, die Germanen aus Asien in ihre europäischen Siedlungssitze einrücken zu lassen, so können solche Irrtümer auf die Dauer den kühnen Gedanken seiner Grundauffassung nicht verdunkeln. Von seiner Sprachgeschichte ist, nachdem ihre Fehler entdeckt und berichtigt sind, nicht mehr viel die Rede; dennoch hat das Buch mehr als nur wissenschaftsgeschichtlichen Wert. Für Jakob selbst war es neben Rechtsaltertümern und seinen Reinhart-Fuchsstudien das Lieblingswerk; vielleicht sollte schon diese Tatsache die moderne Sprachgeschichts-

forschung von Zeit zu Zeit veranlassen, ihren gewandelten Standpunkt an der Grimmschen Zielsetzung zu messen.

In einem Akademievortrag über den Ursprung der Sprache, dem er mit guter Absicht Herdersche Titelprägung gab, hat er (1851) den Abstand aufgezeigt, der seine von der romantischen Sprachbetrachtung trennt. Sprachen sind raum- und zeitgebunden; ihre Sonderformen beruhen auf Sonderentwicklungen. Sie spiegeln also nicht nur, sie sind Geschichte, sind Erbschaft, sind — und das wird mit deutlicher Spitze gegen Wilhelm v. Humboldt gesagt — «ein Werk, eine zugleich rasche und langsame Errungenschaft der Menschen». «Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte». In schönster Klarheit wird hier deutlich, was vorhin über Grimms Verhältnis zur Romantik gesagt wurde: romantische Anregung formt zwar die Grundauffassung mit, aber ihre Ausführung führt zu höchst unromantischen Ergebnissen. Die ehrfürchtige Verneigung vor Herder, mit der Grimm seine Überlegungen abschliesst, spricht wohl für seine menschliche Wärme, beweist aber nicht das Gegenteil.

Diese wiederum nicht auf das Gebiet der Sprachforschung beschränkte Einstellung nötigt Grimm zu einer besonderen Inhaltfügung des Begriffs »deutsch«. In den Werken, denen er das Wort »deutsch« auf den Titel setzt, findet sich auf weite Strecken hin mehr nordisches, ostgermanisches, angelsächsisches Volksgut ausgebreitet als eigentlich deutsches, und der drohend erhobene Zeigefinger der Epigonen hat diese Verwechslung von »deutsch« und »germanisch« ernstlich gerügt. Grimm hat gar nichts »verwechselt«. Aber er hat gewusst, dass »deutsch« der Begriff für einen geschichtlichen Entfaltungszustand ist, dass, was heute deutsch ist, einst germanisch war und nur aus diesem Zusammenhang heraus verständlich wird. So schreiben auch wir heute über unsere Bücher nicht das Wort »indogermanisch«, obwohl wir mit den Indogermanen beginnen müssen, wenn wir über die Germanen handeln wollen. Dass Grimm, abgesehen von der in ihren Einzelheiten oft verfehlten »Sprachgeschichte« und von weiten Strecken seiner »Grammatik«, keine eindeutigen Geschichtsabläufe herausarbeitet, dass er es versäumt, klare Zeitprofile festzustellen, daran ist weniger seine »romantische Unklarheit« als vielmehr seine vergleichende Arbeitsweise schuld, die ihn zwingt, Zusammengehöriges, auch wenn es in seinen Erscheinungsformen durch Raum und Zeit getrennt ist, zusammenzufügen. So entstehen die grossen Fresken der Rechtsaltertümer und der Mythologie.

Es ist die gleiche Blickweise, die es ihn versuchen lässt, Geschichts-, Sprach- und Rechtsforschung zu höherer Einheit zusammenzufassen. Das Bestreben ist seit den »Altdeutschen Wäldern« unverkennbar; in seinem eigenen Lebenswerk hat es Erfüllung gefunden. Der Gedanke einer Forscherorganisation, zu der in Frankfurt und Lübeck verheissungsvolle Ansätze gemacht wurden, zersplitterte an der achtundvierziger Revolution. Grimm schlug für den ganzen Kreis die Bezeichnung »Germanisten« vor; das Wort hat sich nur bei Philologen und Rechtshistorikern eingebürgert. Aber wenn wir seit dreissig Jahren, freilich oft ohne Grimms Tiefe und Weite, um eine »Deutschkunde« kämpfen, wenn wir eine verwandte Zielsetzung im wissenschaftlichen Umbau unserer Tage spüren, sollten wir nicht vergessen, dass hier um die Verwirklichung Grimmscher Geschichtsschau gerungen wird. Bei der Eröffnung der Frankfurter Germanistenversammlung nannte Uhland Grimm den Mann, »in dessen Hand schon seit so vielen Jahren alle Fäden der deutschen Geschichtswissenschaft zusammenlaufen«. Das war eine schöne und klare Erkenntnis.

Die Einheit der Germanistik, wie er sie fasste, sah Jakob Grimm in der gemeinsamen Beziehung aufs Deutschtum. Es lässt sich nicht wohl über diesen Mann sprechen, ohne seiner Liebe zum Vaterland zu denken. Er hat sie selbst immer wieder als das Feuer bezeichnet, an dem all sein Tun entbrannte. »Meine Gedanken«, sagt er in seiner Schrift über seine Entlassung, »solange ich sie sammeln, meine Arbeiten, solange ich sie richten konnte, kehrten sich auf die Erforschung unscheinbarer, ja verschmähter Zustände und Eigentümlichkeiten Deutschlands, aus welchen ich Haltpunkte zu gewinnen trachtete, stärkere, als uns oft die Beschäftigung mit dem Fremden zuwege bringt.« Und zuvor in seiner für Justi geschriebenen Selbstbiographie: »Liebe zum Vaterland war uns, ich weiss nicht wie, tief eingeprägt, denn gesprochen wurde eben auch nicht davon.« Es ist wunderschön zu sehen, wie selbstverständlich sich dabei sein angeborenes hessisches Heimatgefühl zur deutschen Vaterlandsliebe weitet, kaum bewusst, aber deutlich wahrnehmbar schon in der Grenzabsteckung seines Arbeitsbereichs von allem Anfang an. Aber noch fesselt ihn eine spanische Romanze nicht minder als ein altdeutsches Gedicht; noch gestaltet er mit dem Bruder die Urform der Märchen zu einem stockhessischen Buch aus; noch lehnt er 1816 die Berufung nach Bonn, die ihm doch nicht nur wirtschaftlichen Aufstieg, sondern auch den Glanz des akademischen Titels verheisst, ab, und als er 1829 nach Göttingen

geht, wird ihm der Weg in die »Fremde« bitter. Aber langsam formt sich sein Bewusstsein an den Ergebnissen der eigenen Arbeit. Als er Göttingen verlassen muss, ist seine Gefühlshaltung die gleiche, die seine Forschung von Beginn bestimmte.

Es ist dieses vaterländische Ethos, das seiner gelehrten Arbeit die unerhörte Durchschlagskraft lieh, das Mann und Werk hinausreisst aus den Bezirken der Forschung und hineinstellt ins Bewusstsein seiner Nation. Konrad Burdacht hat uns gezeigt, dass Grimms eigentliche Tat die wissenschaftliche Entdeckung und Darstellung der deutschen Nationalität ist. Das aber bedeutet, dass er unserm neuen Nationalbewusstsein die Grundlagen gegeben hat, dass er das politische Nationalgefühl des 19. Jahrhunderts geschaffen hat. So entscheidend die Tat der Romantiker ist, die den Gedanken des eigenständigen Nationalstaats aus dem Universalismus des 18. Jahrhunderts herausentwickelten, so unbestreitbar ist andrerseits die Tatsache, dass das nationale Gemeinschaftsgefühl der Völker nicht in diesen theoretischen Gedankengängen, sondern im Bewusstsein der eigenen Sprache, der eigenen Literatur, der eigenen Sitte wurzelt. Hier aber steht, und nicht nur für Deutschland, der Entdeckername Jakob Grimms. Die Fäden, die zwischen seinem Werk und dem Aufbau der nationalen Philologien in Frankreich, Dänemark und zumal bei den slavischen Völkern, bei Tschechen, Ukrainern und Polen, Russen und Serben hin und herspinnen, gilt es noch zu entwirren. Tatsache ist, dass Jakob Grimm die russische und serbische Philologie in ihren ersten Anfängen entscheidend gefördert, vielleicht mitangeregt hat, dass ihn die Werke der andern nationalen Philologien in seinem Tun bestärkt und gefördert haben. »Die Zukunft unseres Volkes«, schreibt er 1840 an Lachmann, »beruht auf einem Gemeingefühl unsrer Ehre und Freiheit. Dem Gedanken kann ich aber nicht wehren, und er macht mich desto demütiger, dass wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefacht hätte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird.«

Grimm ist, nicht nur durch die Folgen seiner Arbeit, sondern auch in Bewusstsein und Haltung Politiker. Sein Wissen um die Dinge zwingt ihn zum Mitreden, und als er sein akademisches Lehramt antritt, weiss er, dass ihn sein Beruf auch zur politischen Erziehung der Jugend verpflichtet. Es bedarf nicht des Hinweises, dass jede Parteipolitik ihm wie jede andere Enge wesensfremd ist. Aus der Ewigkeit völkischer Sittlichkeit gewinnt er den Masstab eigener Haltung.

Drei kurze Schlaglichter mögen das verdeutlichen. Berühmt ist seine Haltung seinem König Ernst August gegenüber, als dieser nach seinem Regierungsantritt die beschworene Staatsform rechtswidrig abänderte. Mit Dahlmann und Gervinus des Amtes und des Landes verwiesen, hat Jakob Grimm seinen Protest gegen die königliche Willkür öffentlich begründet (das Schriftchen musste ausserhalb der Reichsgrenzen, in Basel, erscheinen). Es ist mir unverständlich, wie Wilhelm Scherer dazu kommt, hier den Beweis zu finden, dass Grimm seinen Schritt nicht als politische Tat angesehen wissen wollte. Das ist nur bei engster Fassung des Begriffs »politisch« möglich. Das Gegenteil ist Tatsache. Denn hier findet sich das Bekenntnis zum politischen Lehramt: »Der offene, unverdorbene Sinn der Jugend fordert, dass auch die Lehrenden bei aller Gelegenheit jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten.« Der Jugend ein Haltungsbeispiel zu geben, das als seine Pflicht zu erweisen, wurde die Rechtfertigung geschrieben. Wissenschaft und Lehre sind nicht getrennte Gebiete, sondern nur in ihrer Einheit sinnvoll. »Solange ich den Atem ziehe,« schliesst Grimm, »will ich froh sein, getan zu haben, was ich tat, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, dass es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde.«

Abfassung und Veröffentlichung der Schrift beweisen nicht nur politisches Sendungsgefühl, sondern auch gesteigertes Führungsbewusstsein. Unter der Hand wächst ihm die Rechtfertigung zur politischen Sittenlehre des Gelehrten. Damals sandte ihm der begeisterte Anastasius Grün aus Wien ein mehr wohlgemeintes als wohlgelungenes Gedicht zu; Grillparzer bespöttelt seinen Überschwang:

»Wie leicht bewegt man sich im Grossen und im Fernen,
Wie schwer fasst sich, was nah und einzeln, an:
Statt vom Grammatiker fein still zu lernen,
Bewunderst du, hallo!, den Freiheitsmann!«

Er zerschlägt, wie so viele nach ihm, die Einheit dieses Mannes und damit sein ganzes Werk. Grün hat Grimm besser verstanden.

Das ist das Eine. Das Zweite ist seine Tätigkeit auf den von ihm mitveranlassten Germanistenversammlungen von 1846 und 1847. Die Vorträge, die da unter seinem Vorsitz gehalten werden, greifen immer wieder in die Tagespolitik ein; zumal zur schleswigschen Frage wird immer wieder entschieden Stellung genommen. Weniger auffällig,

aber für uns Heutige sehr lehrreich, ist ein Vorschlag Grimms, alle Vereine, die sich irgend mit der Erforschung des Deutschtums befassen, zu einer Art Reichsbund zusammenzuschliessen. Was er mit der Gelehrtenversammlung im Grossen bezweckte, gedachte er auch im Einzelnen durchzuführen: eine eindeutige, aufs Völkische abgestimmte Ausrichtung des nationalen Kulturwillens. Und schliesslich sei unvergessen, dass Jakob Grimm auf der Frankfurter Nationalversammlung sass und dort, bei aller sonstigen Zurückhaltung, das Wort immer dann ergriff, wenn die Haltung des Hauses zu schwanken drohte. Der Antrag, den er bei der Schleswigaussprache einbrachte, spricht in Form und Gesittung eine sehr deutliche Sprache: »Die Nationalversammlung erklärt laut, dass sie sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen lassen werde!«

Ich sollte über Jakob Grimm und die heutige Forschung sprechen. Ich meine, das ist geschehen, wenngleich auch nicht ständiges Vergleichen Abstand, Zusammenklingen und Entwicklung aufzeigte. Was wir tun, liegt uns noch zu warm in Herz und Hand, als dass wir es durch Einordnung in eine billige historische Linienführung schematisieren könnten. Wir vermögen uns auch nicht (oder doch nur in Einzelzügen unserer Arbeit) an Grimm zu messen, der allem unserm Forschen nicht nur im Stofflichen, sondern auch und ganz besonders im Ethos, Grundlage ist. Wir richten, aufsteigend über die emsige Teilfächerarbeit unserer Vorgänger, unser Bemühen wieder bewusst auf die Ganzheit der Deutschtumsfragen, und wir tun das, um die Kernhaltung unseres Volkstums zu festigen. Das aber sind Gedanken, Wege und Arbeitsweisen, die Jakob Grimm als erster gedacht, begangen und erprobt hat. Über jedem Leben und Schaffen der Unsrigen steht sein Bekenntnis:

»Weil ich lernte, dass seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben.«

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Aussenpolitisches

Die aussenpolitischen Ereignisse in den Baltischen Staaten standen ganz im Rahmen der aussenpolitischen Entwicklung in Europa. Das Protokoll der französisch-englischen Ministerbesprechung am

3. Februar, wonach der Luftpakt, der Ostpakt, der Donaupakt und die Abrüstung als geschlossenes Programm der Organisation des Friedens festgelegt sind, gab den Baltischen Staaten Gelegenheit, sich in die Verhandlungen der Grossmächte einzuschalten, indem sie den Regierungen Englands und Frankreichs von ihrer positiven Einstellung zu den Beschlüssen vom 3. Februar Mitteilung machten.

Da die grossen diplomatischen Besprechungen noch im Fluss sind, zeichnen sich ihre Ergebnisse zunächst nur in undeutlichen Konturen ab. Deutschlands Weigerung, am Ostpakt teilzunehmen. Die Möglichkeit eines französisch-russischen Militärbündnisses. Der Ostpakt ohne Deutschland und Polen, aber mit Frankreich. Unbekannt sind die Pflichten und Rechte, die sich für die Teilnehmer am Ostpakt ergeben, und damit die Frage der Teilnehmer. — Für uns dürfte sich wohl unter allen Umständen eine selbständige und vollkommen unabhängige Aussenpolitik ergeben. Die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zwischen den Baltischen Staaten einerseits und ihren Nachbarn andererseits ist ein ausschlaggebender Friedensfaktor in Nordosteuropa.

Die Landwirtschaftskammer

Auf der Sitzung des Ministerkabinetts am 28. März ist das Gesetz über die Landwirtschaftskammer angenommen worden. Ausser der Landwirtschaft im engeren Sinne (einschliesslich des Flachsbaues und der Saatenzucht) fallen fortab in das Tätigkeitsgebiet der Kammer: Vieh- und Pferdezucht. Milchwirtschaft, Geflügelzucht, Obst- und Gemüsebau, landische Hauswirtschaft, Hausindustrie, Fischerei und Fischzucht, private Forstwirtschaft und sämtliche sonstigen Nebenzweige der Landwirtschaft. — Die Aufgabe der Landwirtschaftskammer bildet die Interessenvertretung der Landwirtschaft bei allen in Frage kommenden staatlichen und sonstigen öffentlichen Stellen, die wissenschaftliche Bearbeitung landwirtschaftlicher Fragen, die Anregung, Ausarbeitung und Durchberatung von Vorschlägen zur Förderung der Landwirtschaft, die Begutachtung von Gesetzesvorlagen und Verordnungen vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus. Ferner die Begründung und der Unterhalt von Anstalten und Einrichtungen zur Förderung der Landwirtschaft sowie von landwirtschaftlichen Schulen und Kursen, die landwirtschaftliche Beratung und Hilfeleistung, die Herausgabe und der Vertrieb landwirtschaftlicher Fachliteratur. Endlich die Organisation und Leitung der Jungscharen (mazpulki), der

Ausbau und die Vereinheitlichung des landischen Genossenschaftswesens (Kooperative!) und der landwirtschaftlichen Vereine, die Schaffung von Arbeitsbüros zwecks Regelung der Landarbeiterfrage, die Bestellung von landwirtschaftlichen Sachverständigen, Kulturtechnikern und Veterinärärzten, die Regelung des landwirtschaftlichen Exports u. a. m.

Die Kammer untersteht dem Landwirtschaftsministerium. Private Vereine, Organisationen und Einzelpersonen dürfen fortab nur mit Erlaubnis und im Auftrage der Kammer landwirtschaftliche Beratung und Hilfeleistung ausüben.

Den Bestand der Kammer bilden 100 aktive Glieder, die ihre Arbeit ehrenamtlich leisten. Diese Arbeit wird in 12 Sektionen aufgegliedert, deren jede eines der folgenden Gebiete betreut: Wirtschaft, Landwirtschaft, Viehzucht, Konjunkturforschung, Arbeit, Kooperation, Jungscharen, Obst- und Gartenbau, technische Fragen, Meliorationen, Hauswirtschaft, Fischerei und Fischzucht. Die Mittel der Landwirtschaftskammer setzen sich zusammen aus Einnahmen vom Besitz der Kammer, Einnahmen aus den Dienstleistungen der Kammer (Honorare für Beratung u. a.), aus Zuzahlungen zur landischen Immobiliensteuer, Zuzahlungen aus dem Staatsbudget und etwaigen Stiftungen.

Das Gesetz über die Landwirtschaftskammer ist am 1. April in Kraft getreten. Die Tätigkeit, die Einrichtungen und die Mittel der bisher bestehenden landwirtschaftlichen Organisationen werden unter persönlicher Aufsicht des Landwirtschaftsministers übernommen. Mit der Übernahme ist bereits begonnen worden.

Wasserwerk und Brückenbauten

In den sandigen Kiefernwäldern südlich Ropaži ersteht das neue Wasserwerk für Riga; das alte Wasserwerk ist seit Jahren bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit belastet. Das neue Werk soll im Herbst d. J. in Betrieb genommen werden. Das weite Waldgebiet für die Grundwassersammelanlage ist durch die Stadt Riga auf dem Tauschwege von der Regierung erworben worden.

Zwischen den Städten Krustpils und Jēkabpils wird eine Brücke über die Daugava gebaut, die mit 280 m Länge zu den grössten Brücken des Landes gehören wird. Die Brücke, die für die Schmalspurbahnen Semgallens einen Anschluss an Krustpils und damit an die dortige Zuckerfabrik herstellen soll, wird auch dem Fahr- und Fussgängerverkehr dienen. Sie soll im Frühjahr 1937 dem Verkehr übergeben werden.

Zwischen den Städten Daugavpils und Grīva wird eine Strassenbrücke über die Daugava gebaut, die dem lebhaften Verkehr zwischen diesen Städten dienen soll. Diese Brücke wird voraussichtlich schon im nächsten Winter benutzbar sein.

Die neuen Aufgaben der Jugend

Der Vorsitzende des Lettländischen Pressevereins J. Druva wandte sich in einer Rundfunkansprache an die Jugend. Nach einem Hinweis darauf, dass für die Fehler der Jugend im wesentlichen das Alter verantwortlich zu machen sei, das die Jugend falsch erziehe, ging er auf die neuen Grundlagen der Erziehung ein. Erstes Erfordernis sei Disziplin. Disziplin hätten die Freiheitskämpfer gezeigt und dadurch die Russen und Deutschen besiegt. Ferner sei Achtung vor der Autorität wichtig. Nur das Volk, das seine Lehrer, Staatsmänner, Schriftsteller und Künstler achte, könne zum Kreise der Kulturvölker gezählt werden. Endlich seien es die Traditionen, die man achten müsse, um stark zu bleiben. Die neue Zeit werde eine Zeit der Arbeit und des Kampfes sein. Der Kampf verlange Kämpfer und Führer; diese müssten aus der Jugend kommen. Daher habe die Jugend aktiv zu sein in dem Bestreben, Verständnis für die neue Zeit zu gewinnen und nach Wegen zu suchen, die dazu führen, dass sie diese Zeit meistern lernt. Dieses sei durch Disziplin, durch Achtung vor der Autorität und vor den Traditionen zu erreichen.

Massnahmen zur Förderung von Kunst und Schrifttum

Der Rat des Kulturfonds hat am 11. März unter der Leitung des Ministerpräsidenten Dr. K. Ulmanis weitgehende Beschlüsse zur Förderung von Kunst und Schrifttum gefasst. Es sollen in grösserer Zahl Gemälde von Künstlern angekauft werden, und zwar als Schmuck für Schulen und Behörden in Stadt und Land. Den Selbstverwaltungsinstitutionen soll die Förderung der einheimischen Kunst zur Pflicht gemacht werden, indem sie namhaften Künstlern Aufträge für Wandgemälde in den Sitzungssälen erteilen. Die Altarbilder in den Kirchen werden einer Durchsicht unterzogen werden, um wertlose Bilder und solche unbekannter Herkunft durch Gemälde lettischer Künstler zu ersetzen. Das Schrifttum soll durch Arbeitsstipendien gefördert werden. Bewährten Schriftstellern wird der Staat unter Umständen mehrere Jahre hindurch monatliche Zahlungen bis zur Höhe von 500 Lat zuwenden, damit sie in der Lage sind, sich ganz der Fertigstellung wertvoller Arbeiten zu widmen. Auch Komponisten und ausübenden

Musikern sollen Stipendien zur Fortführung und Beendigung ihrer Arbeiten und zu Studienzwecken und Ausbildungsreisen bewilligt werden. Ferner beabsichtigt der Kulturfonds die Begründung eines eigenen Verlages. In seinem Budget für das Jahr 1935 will der Kulturfonds etwa 20—25% der gesamten ihm zur Verfügung stehenden Mittel, gegen Ls 200 000, für die Aufführung eines Monumentalbaues vorsehen. Laut Pressemeldungen hat auch das Ministerkabinett im Prinzip beschlossen, in das Budget des nächsten Jahres eine Summe von Ls 100 000 für die Errichtung eines Monumentalbaues einzustellen.

Das Amt für Denkmalsschutz hat beschlossen, wertvolle Kunstgegenstände aus landischen Kirchen, denen nicht die nötige Sorgfalt zugewendet wird, nach Riga überzuführen. Es handelt sich um Schnitzereien, Gemälde, Epitaphien, Wappenschilde und andere Gegenstände, die oft stark vernachlässigt werden, obgleich sie häufig von hohem künstlerischen Wert sind.

Vereinheitlichung der Sozialversicherung

Auf der Konferenz der Arbeitsinspektoren berichtete Volkswohlfahrtsminister Rubuls über die Absicht der Regierung, die gesamte Sozialversicherung zu vereinheitlichen, indem die Versicherung gegen Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Arbeitslosigkeit künftig von e i n e r Organisation durchgeführt werden würde. Damit würden die Krankenkassen zu allgemeinen Versicherungskassen werden. Obgleich die Alters- und Invaliditätsversicherung in erweitertem Masse durchgeführt werden solle, sei mit Ersparnissen zu rechnen, da der bisherige kostspielige Parallelismus nebeneinander arbeitender Stellen vermieden werden würde. Das System der Honorierung der Ärzte und der Ausreichung von Heilmitteln werde einer Umgestaltung unterzogen werden, wobei wesentliche Ersparnisse möglich seien. Auch die Unterschiede in der sozialen Versorgung der städtischen und der landischen Bevölkerung müssten aufgehoben werden, um auch hierdurch einem Abströmen der Landarbeiter in die Stadt entgegenzuwirken. — Ferner betonte der Volkswohlfahrtsminister, dass etwaige Arbeitskonflikte von den Arbeitsinspektoren nach Möglichkeit auf gütlichem Wege geregelt werden sollten, indem die Interessen des gesamten Volkes über die Interessen von Gruppen und Klassen gestellt würden. Ein Gesetz über eine Arbeitskammer sei in Vorbereitung. Diese Kammer werde aus Vertretern der Arbeiterorganisationen bestehen. Zu ihren Aufgaben werde die Interessenvertretung der Arbeiter, die

Anregung und Ausarbeitung von Gesetzesvorschlägen, die Abgabe von Gutachten und die Regelung des Arbeitsmarktes gehören.

ESTLAND

Aussenpolitische Hochspannung

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Deutschen Reiche hat naturgemäss auch beim estnischen Volke eine grosse Beachtung gefunden. In einer Erklärung, die der Aussenminister Seljamaa am 18. März Pressevertretern gegenüber abgab, und die die allgemeine aussenpolitische Lage zum Gegenstande hatte, äusserte sich der Minister über die deutsche Wehrpflicht folgendermassen:

»Ob der letzte Beschluss der deutschen Regierung über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht der Befriedung Europas Schwierigkeiten bereiten kann, muss sich in allernächster Zeit klären. Zweifellos wird sehr viel davon abhängen, ob der britische Aussenminister, Sir John Simon, seine Reise nach Berlin unternehmen oder sie aufschieben wird. Der Schritt der deutschen Regierung ist als förmlicher und fester Beschluss zu bewerten, sich von den Verpflichtungen loszusagen, die Deutschland durch den Teil V des Versailler Vertrages auferlegt waren. Die nächsten Tage müssen in dieser Frage die erforderliche Klarheit bringen.«

Während diese Erklärungen des berufenen Vertreters der estnischen Aussenpolitik sich in zurückhaltender Form mit einer sachlichen Feststellung des Geschehenen begnügten, erschienen in der estnischen Presse Leitartikel zu der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland, die fast ausnahmslos den Schritt Deutschlands aufs schärfste verurteilten und ein grosses Misstrauen dem Deutschen Reiche gegenüber offenbarten. Den grössten Alarm schlug das in Dorpat erscheinende »Uus Söna«. Es brachte einen Artikel unter der Überschrift »Wenn die Verträge sich in Nullen verwandeln. Die Einführung der Wehrpflicht in Deutschland bedeutet einen groben Bruch der internationalen Verträge«, in welchem u. a. folgende Sätze zu lesen waren: »Dass Hitler Überraschungen zu bereiten versteht, davon konnte sich das Ausland schon durch das Blutbad vom 30. Juni vorigen Jahres überzeugen. Dass aber ein Staat, der überall eine Lehre vorträgt, laut welcher er den ausländischen Staaten durch ein ehrlicheres Verhalten voraus sein will, so brutal den internationalen Verpflichtungen und Verträgen den Rücken kehrt, das ist eine Überra-

schung besonderer Art. Es drängt sich einem dabei die Frage auf die Zunge, ob die arischen Grundtugenden nicht die asiatischen Schritte in den Schatten zu stellen beginnen?« Und am Schluss des Artikels hiess es: »Wenn nun Deutschland Schritte unternommen hat, die allgemein als grobe Vertragsverletzung bezeichnet werden, so müssen wir um so vorsichtiger beim Abschluss von Verträgen sein, um nicht eines schönen Tages selbst vor »vollendete Tatsachen« gestellt zu sein.«

Der Dorpater »Postimees« brachte einen Artikel, in welchem u. a. folgende Sätze zu lesen waren: »Zu Beginn des Weltkrieges kam aus dem Munde des deutschen Reichskanzlers das historische Wort »ein Fetzen Papier«. Jetzt, 20 Jahre später, wiederholt das im Kriege unterlegene Deutsche Reich dieselbe Geste in Bezug auf einen Friedensvertrag, um den so viel Blut vergossen worden ist. Die erschütterte Welt, die Zeuge einer derartigen bisher noch nicht dagewesenen Verletzung des Völkerrechtes sein muss, fragt mit Schaudern: Was für Folgen erwarten den Vertragsbrüchigen und ganz Europa?« Ähnliche Äusserungen fanden sich in den meisten andern estnischen Blättern, wobei allgemein die Ansicht ausgesprochen wurde, dass der deutsche Schritt unweigerlich ein neues Wettrüsten einleite. Dabei schloss das »Uus Söna« einen seiner Artikel mit dem Satze: »Der blutige Schatten des zukünftigen Krieges ist über unserm Kontinent erschienen, ein Schatten, dessen Beseitigung nicht leichter sein dürfte als im Jahre 1914.«

Neben der deutschen Aufrüstung beschäftigt die estnische Öffentlichkeit nach wie vor der Ostpakt. Schon vor der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland besuchte am 9. März der estnische Gesandte in Paris den französischen Aussenminister, um dessen Aufmerksamkeit auf das Interesse zu lenken, das Estland der Regelung der Ostfragen entgegenbringt. Der estnische Gesandte gab dem Wunsche Ausdruck, dass Estland über die im Zusammenhang mit dem Londoner Abkommen vom 3. Februar beginnenden Verhandlungen informiert und ihm die Möglichkeit gegeben werde, seine Stellungnahme in diesen Fragen zum Ausdruck zu bringen. Und wenige Tage später gaben die Gesandten Estlands, Lettlands und Litauens in London dem britischen Aussenministerium gegenüber eine Erklärung ab, in welcher sie die völlige Übereinstimmung ihrer Regierungen mit der englisch-französischen Deklaration vom 3. Februar zum Ausdruck brachten.

Bei der oben bereits erwähnten Presseerklärung äusserte sich Aussenminister Seljamaa über diesen in Paris und London unternommenen Schritt Estlands folgendermassen:

»Unsere Standpunkte sind durch unsre Gesandten in London und Paris dem englischen und französischen Aussenministerium zur Kenntnis gebracht worden, wobei betont worden ist, dass die Befriedung Osteuropas unsrer Ansicht nach im Rahmen des allgemeinen Systems erfolgen müsste, das im Londoner Communiqué vom 3. Februar vorgesehn ist. Von gewisser Seite ist der Versuch gemacht worden, unsre Demarchen in London und Paris als irgendeine Änderung unsres bisherigen Standpunktes hinsichtlich des Inhalts der Verträge auszulegen. Unseres Wissens sind jedoch auf Grund des Londoner Communiqués noch keinerlei konkrete Vertragsentwürfe vorgelegt worden, weshalb wir auch bisher keinerlei Stellung zu einem oder dem andern Entwurf haben nehmen können. Unsre Standpunkte in dieser Sache sind dieselben wie bisher geblieben. Bevor wir wissen, welche Verpflichtungen uns der eine oder der andre Entwurf auferlegt und welche Sicherheiten er uns bietet, können wir unser Einverständnis oder unsre Sympathie zu einem dieser Entwürfe nicht bekunden.«

Besuch des polnischen Generalstasbchefs

Am 1. März traf der Chef des polnischen Generalstabs, General Gonsiorowsky, zu einem dreitägigen Besuch in Reval ein, wo er sehr herzlich empfangen wurde. Über diesen Besuch brachte das »Päevaleht« einen Artikel, in welchem der Auffassung entgegengetreten wurde, wie sie in verschiedenen ausländischen Blättern ausgesprochen worden war, nämlich, dass der Besuch General Gonsiorowskys eine politische Bedeutung habe und den Zweck verfolge, die Baltischen Staaten unter polnischen Einfluss zu bringen. Nach Ansicht des »Päevaleht« bedeutete die Reise General Gonsiorowskys nach Lettland, Estland und Finnland nur eine Erwiderung der Visiten, die die Chefs der Generalstäbe der genannten Länder vor einiger Zeit in Warschau gemacht hatten. Und in demselben Artikel fanden sich folgende Sätze über das Verhältnis zwischen Estland und Polen: »Jedem, der die Verhältnisse Osteuropas kennt, muss es klar sein, dass Polen niemals daran denken könnte, die Baltischen Länder zu erobern, weil Räterussland und Deutschland sich dem widersetzen würden. Auch dürfte der Streifen selbständiger Baltischer Staaten für Polen günstiger sein als irgend eine andere Lage. Ebenso klar dürfte es sein, dass Polen

niemals damit einverstanden sein könnte, dass Deutschland oder Räterussland die Baltischen Staaten eroberte. Unter diesen Voraussetzungen kommt Polen die Bedeutung eines erstklassigen ausgleichenden Faktors in Osteuropa zu, mit dem Freundschaft zu halten, für die Baltischen Staaten von Vorteil ist. Da diese Freundschaft nicht nur auf Gefühlen beruht, sondern durch die geopolitische Lage vorgeschrieben ist, ist sie auch nicht leicht Beeinflussungen unterworfen«.

Estland und die Frage der völkischen Minderheiten

Als der stellvertretende estnische Ministerpräsident K. Eenpalu zu der Feier des Jahrestages des Estnischen Freistaates nach Riga gefahren war, hielt er in dem dortigen estnischen Verein auf einem aus gleichem Anlass veranstalteten Festaktus eine an die Esten Rigas gerichtete Rede, in welcher er u. a. folgendes sagte:

»Eure Pflicht ist es hier, ordentliche, dem lettischen Staate treue Staatsbürger zu sein. Aber ausser der Treue dem Staate gegenüber gibt es noch Werte, die von gleicher Bedeutung sind, nämlich die völkische Zugehörigkeit. Deshalb ist es nötig, den Geist der Zusammengehörigkeit mit seinem Volke zu entwickeln und immer der Blutsgemeinschaft zu gedenken. Vergesst es daher nie, dass eure Mütter und Väter aus dem Lande stammen, das wir Marienland und unser Vaterland nennen«. Und zu diesen Worten des Ministerpräsidenten Eenpalu schrieb die Dorpater »Deutsche Zeitung«: »Auch wir estländische Deutsche vernehmen diese Worte des stellvertretenden Ministerpräsidenten mit grosser Befriedigung. Denn ein Mann, der solche Worte zu seinen Volksgenossen mit fremder Staatsangehörigkeit spricht, wird wohl auch für die geistigen und blutmässigen Bindungen Verständnis haben, die wir Deutsche estnischer Staatsangehörigkeit als deutsche Menschen zu unserm deutschen Gesamtvolke und unserm deutschen Mutterlande haben. Diese Worte sind um so erfreulicher, als wir in der estnischen Presse leider nur allzu häufig ganz andre Worte hören. Lasen wir doch noch gestern in einem estnischen Blatte, dass unsre Erklärungen, wir würden unsre geistigen und kulturellen Bindungen mit dem deutschen Volke nie verleugnen, Momente enthielten, die für das Mehrheitsvolk »unannehmbar« seien.«

Vaterländischer Verband

Anfang März ist von einigen der Regierung nahestehenden Personen ein »Vaterländischer Verband« ins Leben gerufen worden. Zweck dieses Verbandes ist nach den Satzungen der Kampf für all

das, »wodurch das estnische Volk innerlich und äusserlich erstarken kann«. Der Verband will das estnische Volk zu einer völkischen und staatlichen Denkweise erziehen und das Zusammengehörigkeitsgefühl bei allen Schichten des estnischen Volkes fördern. Ortsgruppen des Verbandes sollen in allen Städten, Flecken und Landgemeinden ins Leben gerufen werden. Über diesen Verband äusserte sich einer seiner Gründer, der Chef der staatlichen Propagandastelle Hans Oidermaa, in einer Rundfunkrede u. a. folgendermassen: »Der Vaterländische Verband will die Erhaltung, Erneuerung und Aktivierung des estnischen völkischen Gefühls mit allen Mitteln unterstützen und fördern. Das haben wir zurzeit nötiger denn je: im Inneren warten grosse Erneuerungsarbeiten auf ihre Durchführung, im Auslande aber kommen viele unruhige Kräfte hoch, und dort werden die Grundlagen zu neuen Zusammenstössen geschaffen. Das ist eine Zeit, wo die Esten enger und fester zusammenhalten müssen und wo nur daran gedacht werden darf, wie unser teures Estland erhalten und auf dem Wege des Gedeihens weitergeführt werden kann. Denken wir jederzeit daran: ein Land, ein Volk, eine Selbständigkeit und ein Ziel. Vorwärts«.

Dorpat d. 26. März 1935.

Leo v. Middendorff

Aus dem Schrifttum der Zeit

Karl Benno von Mechow: Das Ländliche Jahr

Nach dem Unwetter.

Grau war der Morgen, immer noch fiel der Regen vom Himmel — den ganzen Tag, die nächste Nacht, den nächsten Tag.

Die Reihenfolge der Landarbeiten war völlig durchbrochen. Es war unmöglich, auch nur einen Finger zu rühren, in der Pflege der Kulturen fortzufahren, die Rübenfelder zu hacken oder die letzte reinigende Furche durch die Kartoffelreihen zu ziehen. Alles schwamm in einer Nässe, die ebensowenig zu begreifen war, wie die vorhergegangene Zeit der vernichtenden Dürre. Die Pferde mussten im Stall bleiben und hatten vor ihren Krippen eine langweilige Zeit. Mädchen und Frauen veranstalteten daheim ihre Waschtage und taten voraus, zu was die Ernte ihnen keine Zeit lassen würde. Die Männer hatten genug zu tun, den Hof und die Wege in gangbaren Zustand zu

versetzen. Die alles überwältigende Wasserflut hatte keinen hinreichenden Abfluss finden können, staute sich nun überall und verwehrte den Durchgang. Mit langen Stangen wurde die unterirdische Abzugsleitung zum Dorfteich durchstossen und von dem angesammelten Unrat befreit. Ohne Schuhe und Strümpfe, die Hosen bis über die Knie hochgezogen, stapften die Männer im Wasser herum, und nebenan machten es ihnen die Kinder nach, strahlend vor Seligkeit.

Bald kam wieder einige Ordnung in die Dinge, das Wasser fand seinen Abzug und wurde allmählich weniger. Man ging daran, die durchnässten Durchfahrten der Scheune zu trocknen, indem man frischen Sand hineinfuhr. Das Wasser hatte sich von dort auch nach den Seiten in die Getreidefächer Eingang verschafft und weit und breit die Bodendeckung von altem Stroh durchfeuchtet. Das nasse Zeug musste hinausgeschafft und auf den Mist geworfen werden. Den getrockneten Boden bedeckte man mit frischem Stroh, und damit war gleichzeitig eine wichtige Vorbereitungsarbeit für die Ernte getan, und der junge Inspektor war darüber sehr befriedigt. Er ging hin und wieder einmal hinaus, um die Auswirkung des Unwetters auf die Getreidefelder gründlich und aus der Nähe zu besehen. Er kam aus dem Entsetzen nicht heraus und sagte es sich ein übers andere Mal, dass die Natur doch blind sein müsse. Bald sengende Hitze und brennende Wüste, — dann wieder eine Sintflut, die alles im Wasser zu ersäufen drohte. Einmal liebevollste Fürsorge für jedes Gedeihen und ein sorgsames Aufeinanderpassen aller Wachstumsbedingungen, — plötzlich wieder kalte Nichtachtung der äussersten und geringsten Lebensansprüche. Ja, blind musste sie sein. —

Es war auch wirklich vielerorts eine Verwüstung anzutreffen, die ganz phantastisch anmutete in ihrem durchtriebenen und restlosen Gelingen. Kein Mensch konnte an Grauen ersinnen, was eine Stunde Wirklichkeit geschaffen hatte. Die Wege waren kaum mehr passierbar. Alle paar Schritte lag die Krone eines wilden Kirschbaumes über den Gleisen, oder ein abgesplitterter Ast bog sich weit hinüber, und traurig hingen an ihm die noch unausgereiften Früchte. Unter das Dach der Feldscheune hatte der Sturm gegriffen, durch die Ritzen der Schalung die Dachpappe hochgeblasen und diese als einen riesigen Fetzen zur Seite gerollt. Weit über das Feld waren die abgerissenen Stücke verweht, und der Rest schlappte als eine groteske Riesenfahne vom nackten Holzdach herab.

Die Frucht, die noch leidlich die trostlose Dürre überstanden

hatte, war nun am meisten mitgenommen worden: die endlosen Roggenfelder waren so gut wie verschwunden. Die wogende Mauer neben den Wegen war gefallen, das stattliche Gewimmel lag festgedrückt auf dem Boden, soweit das Auge schauen konnte. Es sah aus, als sei eine breite Walze darüber hinweggegangen und habe in einem einzigen Zug diese Riesenarbeit vollendet. Ganz vereinzelt nur, wo Windwirbel in das Getreidemeer gefallen waren, standen Halmbüschel schräg in die Höhe, wedelten mit ihren einsamen Ähren in der Luft oder waren in der Mitte geknickt und vergruben ihre Spitzen im wüsten Gewühl, das um sie herum lagerte.

Dem armseligen Sommergetreide hatte die Sturmgewalt nicht in demselben Masse schaden können, wie eben bescheidenes Emporsteigen und schwächliches Gelten weit geringerem Sturz ausgesetzt sind. Die grasdünnen Hälmchen hatten durchweg ihre Haltung bewahrt und begannen sogar, sich hier und dort mit einer lebendigeren Farbe neu zu füllen.

Die Dreschmaschine.

Der Dampfkessel stand bereits unter hohem Druck, als die Arbeiterkolonne zu Fuss und zu Wagen bei der Feldscheune eintraf. Brandt waltete seines Amtes, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan. Er spannte mit ein paar Männern zusammen den langen Treibriemen vom Schwungrade des Kessels zur Dreschkastenwelle hinüber und liess, nachdem alles sorgfältig geprüft worden war, einen gellenden Signalpfiff ertönen, der die Pferde an ihren Wagen in die Höhe jagte.

Zischend fuhr der Dampf aus den Anlassventilen, langsam schnaubend und Luft holend setzte sich das schwarze Ungetüm in Bewegung und hüllte die nähere Umgebung in eine weisse Wolke. Im Dreschkasten begann ein Brummen, das sich allmählich bis zu ganz hohem Singen steigerte und erst wieder ein wenig herabsank, als der in dieser Arbeit seit Jahren bewährte Schulz auf dem Dach des Kastens die erste Garbe in das Einlegeloch gleiten liess. Er machte das sehr kunstgerecht, — das Schnittende nach vorn, die Ähren hintennach, langte mit der Hand hinterher und zerrte die Halme auseinander. Vor die Augen hatte er sich eine grosse Schutzbrille gebunden, damit ihn die aus dem Loch spritzenden Körner nicht störten. Er fühlte sich im übrigen für den Fortgang der Arbeit verantwortlich, kommandierte

wie ein Feldherr von hoher Warte in das Getreidefach hinein und genoss grosses Ansehen.

Oben im Getreidebansen flogen die Garben den Weg zurück, den sie vor Wochen hineingegangen waren, purzelten hinunter auf den Tisch und verschwanden eine hinter der anderen im gähnenden Maul der Maschine. Sie wurden durch Walzen gepresst, auf mehrfachen Schüttelsieben ihrer schon gelockerten Körner beraubt und allenthalben grausam behandelt. In drei Bestandteile aufgelöst gab sie dann die Maschine an verschiedenen Seiten wieder her: vorn, dem Dampfkessel zugewandt, rann das wohlsortierte und gereinigte Korn in die Säcke, an der langen Seite spuckte ein Windgebläse die Spreu weit hinaus, und hinten warfen die wie Tatzen vorgreifenden Schüttelarme das leere Stroh die Sprossen hinunter, wo es von den Frauen zu dicken Bunden zusammengenommen wurde.

Unentwegt summte die Maschine das Lied ihrer Arbeit und frass immer neue Garbenmassen in sich hinein. Zuweilen, wenn eine Einlage gar zu dick geraten war, senkte sie in plötzlicher Abspannung ihre Stimme und rumorte verlegen so unten herum, bis sie neue Kräfte gefunden hatte und den Anlauf zur Höhe wiedergewann.

Und andere Male, wenn der lange Schulz sich die Brille von den Augen nahm und seine Nase vom dichten Staub schneuzen musste, atmete sie befreit auf, schwang sich zu schrillem Singen hinan und lief so schnell, dass das ganze Holzgebäude mit den daraufstehenden Menschen zitterte und schwankte, dass sich die Kugeln des Regulators auf dem Kessel in rasendem Drehen fast zu horizontaler Lage erhoben.

Ausser den drei erwünschten Teilen des Getreides gab die Maschine noch einen ganz unglaublichen Staub von sich. Der wälzte sich als dicke Wolke über das Arbeitsfeld und legte sich auf die Leute und den Schweiss ihrer Gesichter, dass sie alle ganz verändert und alt ausschauten, als hätte ein Schminkstift die Falten ihrer Haut nachgezogen. Er lagerte sich auf den Brauen ab und in den Augenwinkeln, reizte zu ständigem Jucken und Brennen, verklebte Lippen und Nase und machte das Atmen zu einer scheusslichen Angelegenheit.

Der Inspektor aber hielt wacker beim Abwiegen der Säcke aus, wo es gerade am allerschlimmsten herging, wo man den stumm beschäftigten Klinge kaum noch erkennen konnte. Wie konnte man es auch wagen, den Arbeitern Befehle zu geben, wenn man nicht ihre Arbeit bis zum letzten mit ihnen teilte! Auch Herr Wüstenberg kam

einige Male heraus, stellte sich neben Herbst auf und sah zu, wie der armdicke Körnerstrahl langsam die Säcke füllte. Er griff mit der Hand in den rinnenden Bach und hielt sich die Körnerprobe dicht unter Augen und Nase. Der Geruch war gut, aber — was er sah, gefiel ihm wenig. Er zeigte Herbst die überwiegend nur kleinen, faltig verschrumpften Körner, rieb sich den Staub aus den Augen und seufzte tief auf.

Pausenlos floss das einförmige Tun dahin. Handgriff folgte auf Handgriff, Wendung auf Wendung, genau bemessen nach Dauer und Weite. Wie das Radwerk einer Maschine griff das Bewegen der arbeitenden Menschen ineinander, das eine löste das andere aus, — stumm und ernst blieben die Gesichter.

Brandt war unaufhörlich tätig und versäumte nichts. Er hielt die Glut unter dem Kessel in gleichmässiger Stärke, er zerschlug auf einem Brett die grossen Kohlenstücke, er liess in regelmässigen Zwischenräumen die Pumpe der Maschine aus eigener Kraft neues Wasser in den Kessel ziehen, sobald das Glas einen zu geringen Stand anzeigte. Auch ging er viel hin und her und prüfte mit der Hand die Lager hinter den sausenden Riemenscheiben, ob sie nicht etwa warm liefen.

Herbst sah mit Besorgnis, dass er dabei ein wenig zu gleichmütig vorging und mit seinen Armen oft den Rädern und Riemen allzu nahe kam. Er verwarnte ihn mehrmals, erhielt jedoch nur ein verächtliches Achselzucken zur Antwort.

Wenn der Alte einmal ohne irgendeine dringliche Verrichtung war, lehnte er sich an das rüttelnde Fahrrad des Kessels und schaute zum Dreschkasten hin und über die vielen Leute hinweg, — tauschte auch wohl ein Kopfnicken mit Schulz, der wie eine Eule über seinen Einlegekasten hinwegsah. Sein Gesicht war zufrieden, ja fast stolz, als feiere er seinen Ehrentag, und als geschähe alle Arbeit rings um ihn allein zu seiner Freude. —

Aus dem Roman »Das Ländliche Jahr« von Karl Benno von Mechow. München 1935, bei Albert Langen/Georg Müller.

UMSCHAU

Die lettische Presse zur Einführung der Wehrpflicht in Deutschland

»Brīvā Zeme« v. 21. März. Unter dem Titel »Der Versailler Vertrag und der europäische Friede« schreibt Aleksander Grīns u. a.: Internationalen Verträgen, die nicht auf der Grundlage einer beiderseitigen freiwilligen Einigung abgeschlossen sind, sei stets ein gewisser Mangel an Stabilität eigen; der leidende Teil versuche, sich von den unbequemen Verbindlichkeiten zu lösen. Der besiegte Gegner der Entente habe den Versailler Vertrag, wie sich von selbst verstehe, nicht freiwillig unterschrieben, sondern deshalb, weil ihm kein anderer Ausweg geblieben war. Der Schritt der deutschen Regierung habe viel Staub aufgewirbelt; wenn der sich legen werde, würden die Völker Europas sehen, dass die Luft in ihrem Weltteil klarer geworden sei, weil dieser Akt die Organisierung der Sicherheitspakte fördern werde. Der Schritt Deutschlands werde das Bewusstsein der Unteilbarkeit des europäischen Friedens bestärken. Auch dann, wenn in unserem Weltteil zwei feindliche Koalitionen im Entstehen begriffen sein sollten — die eine aus Verteidigern, die andere aus Gegnern des status quo bestehend — auch dann müssten noch Jahre vergehen, bis die eine oder die andere der z. Zt. noch nicht bestehenden Koalitionen so sicher auf einen Sieg rechne, dass sie geradeswegs auf einen bewaffneten Konflikt hinarbeite. Mit seiner Massnahme habe Deutschland selbst Verzicht auf einen Haupteinwand gegen ein allgemeines europäisches Sicherheitssystem geleistet, gegen den Einwand, dass es als entwaffnete Macht sich nicht an Sicherheitsgarantien und Verträgen über gegenseitige Hilfeleistung beteiligen könne. Deutschlands Weg führe nun entweder zu einer vollständigen Isolierung oder zu einer rückhaltslosen Anlehnung an alle Friedensbestrebungen Europas. Deutschland könne es nämlich nicht mehr riskieren, mit einer ausweichenden Politik den letzten Rest an Vertrauen in den Augen der europäischen Völker zu verlieren.

Der »Rīts« vom 17. März erklärt: »Deutschland deckt seine Karten auf«. In dem Artikel wird gesagt, dass Deutschland durch das neue Gesetz offen den Versailler Vertrag gebrochen und den Rüstungswettlauf begonnen habe. Dieser offene Bruch des Versailler Vertrages beweise, dass Deutschland sich militärisch stark genug fühlt, um sich nicht vor den im Vertrage vorgesehenen Schritten der Verbündeten fürchten zu müssen.

»Jaunākās Ziņas« v. 18. März. In einem Artikel »Der zerrissene Vertrag von Versailles« wird die deutsche Erklärung eingehender Kritik unterzogen. Der nicht genannte Verfasser ist der Ansicht, dass eine Berufung auf die 14 Punkte Wilsons und die Abrüstungsverpflichtung der Siegerstaaten nicht berechtigt sei, da der Versailler Vertrag solche Verpflichtungen nicht enthalte. Die Erklärung, dass die Wahrung der Ehre und Sicherheit des Deutschen Reiches wieder der eigenen Kraft der deutschen Nation anvertraut sei, bedeute eine bestimmte und unmissverständliche Absage an das ganze System und die Verpflichtungen des Versailler Vertrages und des Völkerbundes. Der Vertrag sehe zwar Sanktionen vor; doch wäre deren Durchführung dem Kriege gleichzusetzen, den kein Staat wünsche. Die

Tatsache der deutschen Rüstungen sei bekannt gewesen, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht somit keine Überraschung. Unerwartet sei nur die feierliche Absage an den Versailler Vertrag gekommen. Es sei dieses ein sehr kühner Schritt gegenüber den verbündeten Staaten, die den Friedensvertrag unterschrieben haben. Es sei aber auch fraglos ein Schritt, der Deutschland noch mehr von den anderen Staaten Europas entferne und eine Verständigung, auf die England grosse Hoffnungen gesetzt habe, unvergleichlich schwerer mache als bisher.

In der gleichen Zeitung ergreift am nächsten Tage »Nordicus« das Wort: Der pathetische Aufruf der deutschen Regierung, die pathetische Rede des Wehrministers Gen. Blomberg und der Lärm, den Deutschland in der ganzen Welt erhoben habe, stünden in keinem Verhältnis zur Bedeutung der Ereignisse. Allein die Tatsache, dass niemand Deutschland bedrohe, und dass es daher zum Schutze seines Gebietes weder eines grossen Heeres, noch intensiver Rüstungen bedürfe, zeuge dafür, dass der von der deutschen Regierung publizierten Erklärung in erster Linie politische Motive zugrunde lägen. Wer sollte wohl Deutschland bedrohen? Es gebe keinen Staat in der Welt, der territoriale Ansprüche an Deutschland hätte. In jedem einzelnen Falle verfolge das krasse Auftreten Hitlers ein bestimmtes propagandistisches Ziel: das Prestige Deutschlands und der deutschen Regierung zu heben, und zwar sowohl hinsichtlich der äusseren, als auch der inneren Politik. Ein Land, das schwer unter der Wirtschaftskrise leidet, empfinde jeden Prestigeverlust zehnmal schwerer als ein Land, in dem normale Zustände herrschen. Aus diesem Grunde seien kraftvolle Deklarationen als Propagandamittel aufzufassen. Die Meinung der Weltpresse sei folgende: Deutschland habe das de jure vollzogen, was de facto schon bestand. Wie sei darauf zu reagieren? Indem wir mit dem tatsächlichen Stande der deutschen Rüstungen rechneten, hätten wir begonnen, durch Sicherheitspakte für die Sicherung des Friedens zu sorgen. Nun müsse diese begonnene Arbeit auf das bestimmteste fortgesetzt werden.

Am 25. März schreibt Nordicus unter dem Titel »Keine Panik«, die europäische Presse sei seit langem nicht so mannigfaltig an verschiedenartigsten Kommentaren und Kombinationen gewesen, wie nach dem Erlass des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland. Auch die deutsche Presse zeige eine grosse Aktivität, obgleich ihr das am wenigsten zukomme. Deutschland habe doch durch seine Deklaration das erreicht, was es wolle, nämlich »Gleichberechtigung«, oder, wie die Deutschen selbst sagten, »ihre Ehre sei wieder aufgerichtet«. Daher beginne die begeisterte Haltung der deutschen Presse langweilig zu werden, desgleichen aber auch die Pressekampagne der anderen Staaten, die einen Beigeschmack von Sensation habe. — Wenn die Ergebnisse der Verhandlungen bekannt werden würden, werde man sehen, ob Deutschland auf dem gleichen Wege mit Europa sei. Daher sei es nur eine überflüssige Beunruhigung, heute von einem Kriege zu sprechen.

BÜCHERBESPRECHUNG

Karl Benno von Mechow, Das Ländliche Jahr. Roman. Albert Langen/Georg Müller Verlag. München 1935.

»Kennst Du das Ländliche Jahr von Mechow? Das müssten eure jungen Leute lesen, ehe sie hinausgehen aufs Land, es brächte ihnen Freuden und Leiden des Landmanns ganz nahe...« Den Brief schrieb eine Gutsfrau aus dem Posener Lande. Gerade heute liegt er vor mir. Und in diesen beiden Sätzen ist mehr als in einer langen Besprechung von der Bedeutung und dem Wert des Buches gesagt.

Ein landisches Buch. Ganz echt, und wenn man will, sehr nüchtern. Es erzählt von der Arbeit und den Nöten eines jungen Inspektors auf seiner ersten selbständigen Stelle. Weiter nichts. Das Buch hat kein Ende, wie es im Grunde auch keinen Anfang hat. Ein Wirtschaftsjahr auf dem ostdeutschen Gute rollt ab. Andre werden folgen, wie ihm andre vorausgingen. Vielleicht werden die Menschen wechseln, aber die Ackerschläge bleiben und die Arbeit, das Land und das Volk.

Hans Johst sagt von diesem Roman, das Menschenleben sei in ihm wieder gehorsam und bescheiden in den Kreislauf des Lichtes und Himmels eingeordnet. Das ist gut gesagt. Aber weil wir nicht nur empfehlen wollen im billigen Sinne des Wortes — das hat Mechow, der heute im deutschen Schrifttum ganz vorne steht, nicht nötig — sondern werten, mag eines angemerkt werden: diese Stärke bedingt auch eine Schwäche des Werkes; die einzige, die wir sehen. Durch die Bewusstheit des Hineinrückens in den Hintergrund verlieren einzelne der Gestalten auch an Leben. Sie werden in Umrissen charakterisiert, auf ihre Eigenheiten wird aufmerksam gemacht: freundlich ironisierend führt sie der Dichter vor, um sie dann abtreten zu lassen. Das bewirkt zuweilen den Eindruck — hier hat sich's Mechow, weil es ihm ja dabei nicht um das Wesentliche ging, etwas leicht gemacht. Hat nur in den Figurenkasten gegriffen und sie hervorgeholt: einen Malsow etwa oder ein Fräulein Seidenfein.

Das klingt nach Krittelei. Es soll keine sein. Denn das Werk in seiner erdnahen Geschlossenheit bleibt bestehen. Und wir würden bei kaum einem andern die Beanstandung gemacht haben als gerade Mechow gegenüber, der in seinem wunderschönen »Vorsommer« *) ja gezeigt hat, welche Höhe seine andeutend gestaltende, scheu erschliessende Menschendarstellung erreichen kann.

Bosse

Herbert Freiherr v. Oelsen, Tausend Jahre deutscher Plastik und Malerei. 51 S. u. 192 Abb. Gross 8°. Walter de Gruyter, Berlin-Leipzig 1934.

In fast zweihundert ausgezeichneten Bildern zieht tausendjähriges deutsches Kunstschaffen am Beschauer vorüber; knappe, unaufdringliche Schlagzeilen vermitteln ein Verständnis der wandlungsreichen Entwicklung und ermöglichen eine erste Stellungnahme zum Einzelwerk. Bei der schwierigen Auswahl aus der überquellenden Fülle wurde versucht, Gültiges und Kennzeichnendes herauszustellen; das scheint schönstens gelungen. Die knappe Einleitung, im wesentlichen an Dehio ausgerichtet, hält sich eng an den nachfolgenden Bildschatz und zeigt an seinen Beispielen dauernden deutschen Bestand und zeitbedingten Form- und Gedankenwechsel treffend auf.

*) Karl Benno von Mechow, Vorsommer. Roman. München 1934. — Vgl. auch die Besprechung Balt. Monatshefte, Februar 1934.

Ich wünschte den schmucken, erstaunlich wohlfeilen Band in die Hände zumal unserer Jugend; er kann ihr Zugang zu unerschöpflichem Reichtum, zu nie versiegender Freude erschliessen. Was aber mehr ist: er vermittelt einen Begriff vom deutschen Wesen in seinen reinsten Äusserungen, von jenem Deutschland, das Dehios Meisterauge in unserer Kunst entdeckt und uns dargestellt hat. Sein schönes Bekenntnis zu deutscher Kunst und deutschem Wesen ist dem Buch als krönendes Nachwort beigegeben. *Mackensen*

Alfred Karrasch, Stein, gib Brot —! Eine Chronik aus dem Kampf unserer Tage. J. G. Cotta Nachf. Stuttgart/Berlin 1934. In Leinen Ls 7.20.

Unter den arbeitslosen Steinfischern des kurischen Haffs schleicht das Elend um. Hunger und erzwungenes Nichtstun lähmen die Seelen, würgen die Kehlen, treiben zu Verzweiflung und Selbstmord, zu Diebstahl und Gewalttätigkeit. Auf diesem Hintergrunde vollzieht sich das Schicksal des Johannes Cornelsen, der in Not und Hass den Auktionator bei der Versteigerung seines Schiffes niederschlägt, ins Gefängnis kommt und dann wieder heimkehren darf nach dem grossen Umbruch der deutschen Erneuerung. — Zeitromane nennt man diese Art Bücher. Das Wort gilt, wenn wir es so begreifen: Romane, die die Zeit verstehen lehren und uns aus teilnahmslos mitlebenden zu aktiv handelnden Menschen durchformen helfen. Dann gehört Karraschs Buch dazu. *B.*

Julius Forssman, J. K. Lavater und die religiösen Strömungen des 18. Jahrhunderts. Versuch einer seelenkundlichen Deutung in geistesgeschichtlichem Rahmen. Abhandlungen des Herder-Instituts zu Riga. Bd. V, Nr. 2. Verlag Ernst Plates, Riga 1935.

Die schillernde Gestalt Lavaters, der bereits seinen Zeitgenossen zugleich als duldsam und bekehrungseifrig, zugleich als bekennerhaft unerschrocken und geschmeidig in der Anpassung an die jeweilige Umgebung erschien, hat auch fernerhin verschiedenartigste Beurteilung erfahren. Lange noch wirkten die Ansichten seiner Zeitgenossen nach, und die Forschung verweilte vielleicht zu ausschliesslich bei der Feststellung der Sprunghaftigkeit, der Widersprüche in seinen Werken und bei der Bizarrerie der individuellen Eigenart, ohne es in genügendem Masse zu versuchen, Lavaters Persönlichkeit auf den geistesgeschichtlichen Hintergrund seiner Zeit zu stellen, ihn von hier aus zu begreifen und so den geistesgeschichtlichen Sinn jenes rastlos suchenden, zwischen leuchtender Zuversicht grosser Verheissungen und erschütternden Zweifeln hin- und hergeworfenen Mannes zu erschliessen. Hier hat Christian Janentzky die wissenschaftliche Arbeit um einen entscheidenden Schritt vorwärtsgebracht. Bei allem Verständnis für die Einmaligkeit der individuellen Persönlichkeit bleibt Janentzky bei dieser nicht haften, sondern sucht im Gegenteil aus einem Gesamtbild der geistigen und religiösen Strömungen die Gestalt Lavaters als Exponenten dieser sich in ihm kreuzenden Strömungen zu erfassen. Als Dominante der Bestrebungen Lavaters schält sich ihm die Sehnsucht heraus, das Übersinnliche in sinnlicher Greifbarkeit vor sich zu haben, das Sichtbare als »Mittel zur Erkenntnis des Unsichtbaren« zu verwenden. Diese Ergebnisse zeitigt Janentzky in seinem aufschlussreichen Buch »J. C. Lavaters Sturm und Drang im Zusammenhang seines religiösen Bewusstseins« (1916). Im Rahmen einer Literaturgeschichte der deutschen Schweiz weisen Nadler und Ermantinger auf Lavater hin.

In der vorliegenden Arbeit nun unter-

nimmt J. Forssman den Versuch, die geistige Struktur Lavaters von den religiösen Strömungen des 18. Jahrhunderts her abzustecken und so einer »seelenkundlichen Deutung in geistesgeschichtlichem Rahmen« den Weg zu ebnen. Damit steckt Forssman dem Umfang nach sein Ziel weiter, als es Janentzky vorschwebte, der in seiner Aufdeckung der Zusammenhänge wesentlich vom Sturm und Drang ausgeht.

Forssmans Arbeit zeugt von ausgebreitetem Wissen und gründlicher Belesenheit, die sich der Verfasser in jahrelanger Erkenntnismühe erworben hat. Sie wird eingeleitet durch einen Überblick über das Bild Lavaters im Urteil der Dezennien bis zur Gegenwart, von G. Gessner an, der 1802/3 sein dreibändiges Werk »verwandtschaftlicher Pietät« herausgibt, bis zu Ermantinger.

Die religiösen Strömungen des 18. Jahrhunderts, wie sie in dem abgeschlossenen Weltbilde Lavaters hervortreten, erkennt Forssman als gesonderte Elemente in den nacheinander sich lösenden Entwicklungsphasen wieder. Die Anfänge stehen im Zeichen der aufgeklärten Moraltheologie. Die rationalistische Einstellung der Aufklärung spricht sich bei dem jungen Lavater aus in der Hervorkehrung des didaktischen Moments, des Nützlichkeitsgedankens, der Glückseligkeitslehre, des gesunden Menschenverstandes. Unter Spaldings Einfluss stehend, neigt er sich zunächst den Auffassungen des Deismus zu. Bezeichnend aber ist, dass gleichzeitig der Sensualismus der Aufklärung sich in Lavaters Überzeugungen wirksam erweist. Bonnets Ansicht der Wechselwirkung von Leib und Seele zieht ihn an, und Bonnets Ausführungen nimmt er auch zum Ausgangspunkt einer Kontroverse mit Moses Mendelssohn.

Bald siegt die Empfindsamkeit, die der Naturanlage Lavaters entgegenkommt, und die durch den Pietismus und die gesellschaftliche Kultur gebildeter Schweizer Kreise genährt wird. Das »Geheime Tagebuch, von einem Beobachter seiner selbst«, das anfangs stark aufklärerisch gefärbt ist, zeigt in seinen späteren Partien den Durchbruch der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges. Die Empfindsamkeit bekundet sich in zweierlei: in dem Ausströmen schwärmerischer Empfindungen und in dem subtilen Ergreifen aufs höchste differenzierter und kultivierter Empfindungen. Der Sturm und Drang Lavaters zeigt sich neben einer Reihe anderer Züge vor allem in seiner dithyrambischen Verehrung des Genies, in seinem Sinn für das Irrationale. Mit dem Sturm und Drang Lavaters bringt Forssman auch dessen Bemühungen um die »Phisiognomik« in Verbindung.

In die Religiosität der reiferen Jahre gehen Bestandteile dieser mehr oder minder gesondert durchlebten Entwicklung ein, jedoch so, dass das rationalistische Moment bis auf einen verschwindenden Rest zurückweicht, während Sensualismus, Empfindsamkeit und Sturm und Drang Ansichten und Lebenswerk des Züricher Gottesmannes bestimmen.

Nachdem Forssman den Biblizismus Lavaters betont hat, grenzt er dessen Gläubigkeit gegen die herrschenden Richtungen ab: gegen die Orthodoxie, deren Unduldsamkeit Lavater verurteilt und die er »lichtlose, angeerbte Schultheologie« nennt; gegen die Aufklärung, speziell den Deismus, dem Lavater einst unter dem Einfluss Spaldings bis zu einem gewissen Grade huldigte, den er aber auf der nun erreichten Stufe seiner Entwicklung entschieden ablehnt, weil er ihm unvereinbar ist mit dem Christentum. Die Deisten könnten »Christum

entbehren«, wenn sie Gott hätten; der wahre Christ aber müsse glauben, dass der Vater durch den Sohn geoffenbart werde. (Im Anschluss in diesen Abgrenzungen stellt Forssman die Anschauungen und das Glaubensleben Lavaters Kant und Lessing gegenüber). Aber auch vom Herrnhuter Pietismus, von dem Katholizismus, Mystizismus unterscheidet sich diese durchaus individuelle Persönlichkeit, wenngleich sie manches mit jenen genannten Glaubensrichtungen verbindet. Der unruhige, sprühende, flakkernde Geist geht auf eine Ausweitung der Horizonte aus, sucht überall mit dem Vorsatz, das Beste sich zu bewahren. Eine Betrachtung der Glaubensinhalte zeitigt das Resultat, dass Lavaters Gläubigkeit von dem deistischen Gottesbegriff sich immer mehr in das Zentralphänomen Jesu Christi verlagert, in dem ihm alle Attribute der Gottheit vereinigt zu sein scheinen, und die Pole erschütternder Herrschermajestät und der brüderlich gedachten Barmherzigkeit und Milde in eins begriffen sind.

Janentzky hatte als eine Dominante in Lavaters Wesen die heisse Sehnsucht erkannt, das Übersinnliche in sinnlicher Vergegenwärtigung greifen zu können. Hier knüpft Forssman an und zeigt, wie sich diese Sehnsucht im Glauben an Wunder, an Magnetismus, Magie, Wundertäter, Geisterbeschwörer, an die Wiederkunft des Apostels Johannes niederschlägt, wie ihn dieser Eifer von Goethe trennte, und wie auch die abenteuerliche Reise Lavaters nach Dänemark mit ihren Ausblicken auf die »leuchtende Wolke«, das »Lichtorakel«, die »Seelenwanderung« von dem gleichen brennenden Wunsch diktiert wird.

Es wäre irrig, das Lavater-Bild nach dieser Seite schwärmerischen Ausschlagens zu vereinseitigen. In dieser krausen Persönlichkeit lag vieles nebeneinander. Über allem stand ihm die verzehrende Leidenschaft um das Reich Gottes. Und mit der gleichen Glut, wie er schwärmte, handelte er auch. Hinter seinen Worten stand die Tat. Er wusste unerschrocken für das Rechte einzutreten. Er wusste zu helfen, zu leiden und endlich mit standhaftem Mut in den Tod zu gehen, wie sein lebendiger Christenglaube es von ihm verlangte

O. v. Petersen

Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Neue Folge. Begründet von Dr. Hermann Rauschning, herausgegeben von Dr. A. Lattermann. Im Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen in Posen.

Die Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen bringt jährlich in zeitlich ungebundener Folge je 2—3 Hefte geisteswissenschaftlichen Inhalts als Veröffentlichung der Historischen Gesellschaft für Posen (jetzt für Polen) und 2—3 naturwissenschaftliche Hefte des Deutschen Naturwissenschaftlichen Vereins in Posen im Umfange von ca. 15—16 Druckbogen heraus.

Die in rascher Aufeinanderfolge im Spätsommer und Herbst 1934 erschienenen Hefte 27 und 28 zeigen in ihrer Mannigfaltigkeit die Aufgabe, die die Herausgeber sich stellen: ein Organ für die Forschungsarbeit zu sein, die auf sämtlichen geisteswissenschaftlichen Gebieten zur Erforschung des geistigen, kulturellen und politischen Lebens des Deutschtums und des Polentums Posens, Pommerellens, ganz Schlesiens und — in neuerlicher Erweiterung der Aufgabestellung — des ganzen polnischen Staates von einheimischen und auswärtigen Kräften geleistet wird. Neben der politischen und der Kulturgeschichte nimmt die Kirchengeschichte einen breiten Raum ein; sprachwissenschaftliche und sied-

lungsgeschichtliche Forschungen stehen gleichwertig daneben; bereitwillig und mutig nimmt sie kleinere Aktenpublikationen auf, wie sie jedem Forscher unter die Hand kommen und die so oft wegen Mangel an Veröffentlichungsmöglichkeit der Vergessenheit in der Schreibtischschublade anheimfallen.

Der Aufbau der Hefte gliedert sich in Aufsätze, kurze Beiträge, Besprechungen und Inhaltsangaben.

Um ein Bild von der Mannigfaltigkeit zu geben, sei kurz auf den Inhalt der Hefte 27 und 28 eingegangen: Heft 27 bringt eine Abhandlung des Nestors der Kirchengeschichte Polens D. Dr. Theodor Wotschke über den Aufbau der grosspolnischen lutherischen Kirche nach erlangter Religionsfreiheit; Dr. ing. Geo Jopke behandelt ein Thema aus der Baugeschichte des berühmten Posener Rathauses; Manfred Laubert schreibt über die Militärverwaltung in der Provinz Posen. Die kurzen Beiträge bringen kleinere Aktenstücke. Das besonders wohlgelungene Heft 28, dem ein Nachruf für den verschiedenen Reichspräsidenten von Hindenburg, das älteste Ehrenmitglied der Historischen Gesellschaft für Posen, vorangeschickt wird, enthält einen durch beigefügte Tafeln und Listen überaus wertvollen Beitrag zur Siedlungsgeschichte aus den Kreisen Zempelburg, Wirsitz, aus dem Netzegau und dem Kirchspiel Vandsburg von Rittergutsbesitzer J. von Wilchens. Es folgt ein Aufsatz von D. Gottfried Smend über Samuel Hentschel, einen kirchlichen Führer im alten Polen, und schliesslich das vollständige Verfasser- und Sachregister der nicht mehr erscheinenden Zeitschrift »Aus dem Posener Lande bezw. aus dem Ostlande« bearbeitet von Franz Lichtenberg in Posen, die eine Reihe auch auf das Baltikum bezügliche Beiträge enthielt. Dem schliesst sich ein Bericht über die Internationale Geographentagung in Warschau von Albert Breyer an. Die kurzen Beiträge bringen die Veröffentlichung eines Ansiedlungs-Werbeblattes und Briefe zur Kirchengeschichte von Moskau und Polen.

Für den Historiker Osteuropas ist die Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen ein unentbehrliches Werkzeug durch den umfangreichen (7—8 Bogen Petitdruck) umfassenden Besprechungsteil, dessen Bearbeitung in den Händen der namhaftesten Wissenschaftler des Deutschtums in Polen liegt: Lattermann, Walter Kuhn, Breyer, Lück, Doubek u. a. m. Hier gelangt das Hervorragendste deutscher wissenschaftlicher Publikationen in Einzelabhandlungen und Zeitschriften zur Besprechung; besonders berücksichtigt werden: geographische, sprachwissenschaftliche, historische, siedlungsgeschichtliche, verfassungsrechtliche und Deutschtumsfragen. Den weitaus breitesten Raum nimmt die Besprechung der polnischsprachigen wissenschaftlichen Literatur ein. Wir können bei den auf eingehender Sachkenntnis beruhenden Besprechungen als das Hauptverdienst der Zeitschrift bezeichnen, dass sie dem der polnischen Sprache Unkundigen die Kenntnis der polnischen Wissenschaft vermittelt. Auch hier empfinden wir im Vergleich dazu den Mangel eines Organes, das eine ähnliche Aufgabe für das baltische Deutschtum erfüllen konnte.

Da gerade der letztgenannte Teil auch für unsere spezielle Forschung viel bietet, sei die Benutzung dieser Zeitschrift aufs wärmste empfohlen. Sie ist zugänglich in Riga in der Bibliothek der Gesellschaft f. Geschichte und Altertumskunde, in Reval in der Bibliothek der Estländischen Literärischen Gesellschaft und in Dorpat im Institut für wissenschaftl. Heimatforschung, Lossi 1.

Herta v. Ramm-Helmsing

VON DER SCHRIFTLEITUNG

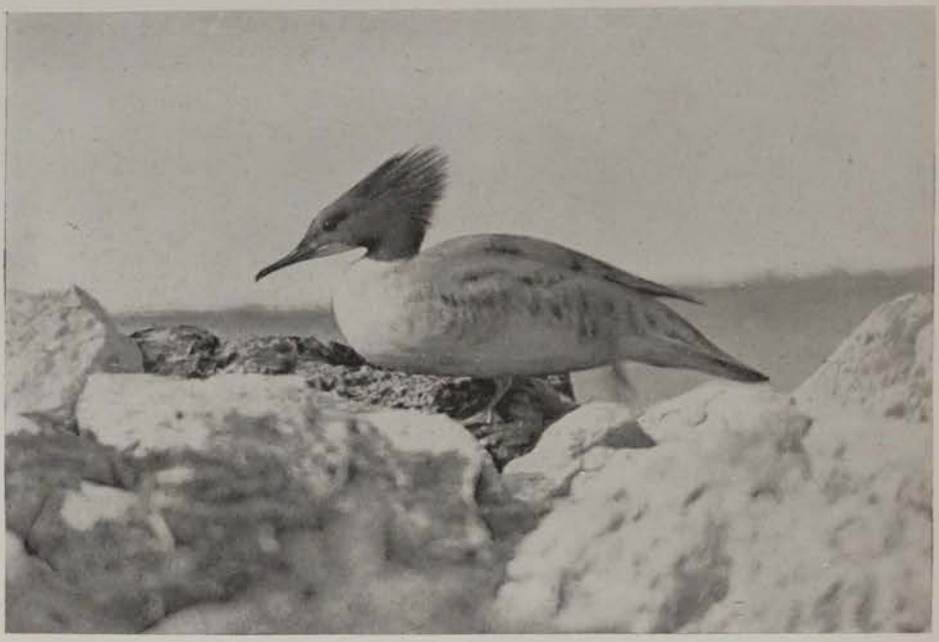
Der Plettenberg-Aufsatz dieses Heftes ist ein Autorreferat des Festvortrages, den Herr Professor Dr. L. Arbusow am 28. Februar ds. J. zur Feier des 400. Todestages Plettenbergs in der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga gehalten hat. Auch Professor Dr. L. Mackensens Gedenkrede auf Jakob Grimm ist in der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde gehalten worden (am 14. März ds. J.). — Die Schriftleitung spricht an dieser Stelle der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde ihren Dank für die Überlassung der wertvollen Arbeiten aus.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Prof. D. Dr. *Leonid Arbusow*, Riga / *Heinz Mattiesen, Riga* / Prof. Dr. *Lutz Mackensen*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Leo von Middendorff*, Dorpat / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / Dr. *Otto v. Petersen*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Herta v. Ramm-Helmsing*, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18



Gänsesäger (Mergus merganser) Phot. F. E. Stoll

Die Waikariffe

25 Jahre wissenschaftlicher Arbeit im estländischen Vogelparadies

Von F. E. Stoll

Als ich im Frühjahr 1907 erstmalig meinen Fuss auf die Waikariffe setzte, jene 6 kleinen Felsenriffe an der Westküste Ösels, die, zusammen nur 5 Hektar gross, der Insel Filsand vorgelagert sind, fand ich dort ein so eigenartiges Vogelleben, eine so seltsame Pflanzenwelt, einen so andersartigen geologischen Untergrund, als ich bisher zu sehen gewohnt war, dass in mir der Wunsch erwachte, hier heimisch zu werden, um die noch unerforschten Schätze dieser einsamen Riffe zu heben und der Wissenschaft zuzuführen. Der Naturforscherverein zu Riga gab mir die Möglichkeit, auch in den folgenden Jahren Ösel zu bereisen und dabei auch die Waikariffe zu besuchen. Als Ergebnis dieser Reisen konnte ich im August 1909 dem Vorstande den Entwurf zur Gründung einer biologischen Station in Kielkond vorlegen. Es wurden auf dieser Vorstandssitzung gleich 50 Goldrubel als erste Summe für die Vorarbeiten bewilligt, und im Frühjahr 1910 bezog Dr. Robert Streiff als erster die Station. Bald folgten ihm Dr. Erwin Taube und ich, schliesslich noch stud. med. Max Brandt. Den Filsander Leuchtturm betreute damals der noch junge Aufseher Artur Thom, der ein lebhaftes Interesse für die ihn umgebende Natur, besonders die Vogelwelt auf den Waikariffen hatte. Seine Liebe zu den Vögeln hatte ihn veranlasst, schon im April 1909 die damals zum Pastorat Kielkond gehörigen Riffe zu pachten und ihre Bewohner vor den Nachstellungen der eiersammelnden Inselbewohner in Schutz zu nehmen. Als dann im folgenden Jahr der Naturforscherverein die biologische Station in Kielkond gründete, trat Thom, den Wert wissenschaftlicher Forschung erkennend, diesem sein Recht an den Waikariffen ab und übernahm ehrenamtlich die praktische Aufsicht über die Inseln. In Anerkennung seiner tätigen Mitarbeit und Hilfsbereitschaft überreichte ihm der Naturforscherverein später ein wertvolles Werk

über die Vogelwelt Europas. Der Verein pachtete die Riffe auf 5 Jahre und konnte nun die Arbeit beginnen, die besonders der dortigen Vogelwelt galt. Die jetzt unter Aufsicht stehenden Vögel merkten bald den Schutz und siedelten sich in steigendem Masse auf den Riffen an. 1907 nisteten dort z. B. nur 5 Eiderpaare, bei Ausbruch des Weltkrieges bereits 50.

Der Weltkrieg vernichtete alles. Das Stationsgebäude in Rootsiküll-Kielkond wurde niedergebrannt, das wertvolle Inventar teils gestohlen, teils in Trümmer geschlagen, die Bibliothek zerstört und das grosse, s. Z. in Helsingfors bestellte Stationsboot verschleppt und vernichtet. Als nach Schluss des Weltkrieges Estland ein selbständiger Staat wurde, bot sich Thom die Möglichkeit, die Waikariffe zu erwerben und deren Erforschung und Schutz nach eigenem Ermessen auszubauen. Er verzichtete jedoch zu Gunsten der Universität Dorpat, da er fürchtete, dass nach seinem Tode die Inseln aufhören würden Reservat zu sein. Er war und blieb aber die Seele des Ganzen, entwickelte mit zäher Energie eine ungeheure Propaganda für seine Schutzbefohlenen, bemühte sich, in seinen Volksgenossen das rechte Verständnis für die lebende Natur und ihren Schutz wachzurufen und wusste kapitalkräftige Herren für seine Waikariffe zu interessieren. Bald war er im ganzen Lande als »Vogelkönig« bekannt. Thoms verständnisvolle und weitblickende Massnahmen zur Erhaltung und Vermehrung der auf den Riffen beheimateten Vögel haben die schönsten Erfolge aufzuweisen. Durch sachgemässen Eingriff beschränkt er das Überhandnehmen der räuberischen Mantel-, Herings- und Sturmmöwen und sorgt so für die Erhaltung und Vermehrung der seltenen Brutvögel wie Eiderente, Samtente, Brandgans, Steinwälzer u. a. Selbst nicht Wissenschaftler, sucht er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln der Wissenschaft zu dienen und Gelehrte zur Arbeit auf den Waikariffen heranzuziehen. In einem Saal der Leuchtturmgebäude hat er aus eigenen Mitteln ein schönes Filsand-Museum errichtet, in dem geologische Sammlungen, ein gutes Herbar, viele Präparate und prachtvolle Photos an den Wänden ausgestellt sind. Hierher werden die Gäste zuerst geführt und in ausführlichem Vortrag über die Waika unterrichtet, und dann erst dürfen sie unter Thoms persönlicher Leitung die Untere Waika besuchen und die lebendige Wirklichkeit schauen. Die übrigen Riffe bleiben ihnen verschlossen.

Das Erbe des Naturforschervereins zu Riga übernehmend, hat die Universität von neuem eine biologische Station in Kuusnömme ge-

gründet und unter dem Titel »Universitatis Tartuensis Stationis Biologicae opuscula« eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten herausgegeben. Das Hauptmaterial zu diesen Arbeiten lieferten wieder die Waikariffe. Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Universität war es Dr. med. M. Brandt, Herrn Dr. phil. H. Ecke und mir vergönnt, in den Jahren 1926, 1929 und 1930 die Waika wieder zu besuchen, dort interessante biologische Beobachtungen anzustellen und viele wertvolle Lichtbildaufnahmen zu machen. 1929 hat ein russischer Entomologe, Herr Sumakoff, wochenlang auf Filsand geweilt und die Käfer der Waikariffe gesammelt. Im Sommer 1933 verbrachte Dr. Xaver Graf Zedtwitz 1½ Monate auf den Waikariffen; er hat seine Erlebnisse in einem schönen, reich illustrierten Buch »Vogelkinder der Waikariffe« niedergelegt. Graf Zedtwitz beabsichtigt, noch in diesem Frühjahr das reiche Leben auf den Waikariffen im Film aufzunehmen.

Besteigt man den Leuchtturm und richtet den Blick nach Süden, so liegen die Waikariffe wie auf einer Karte ausgebreitet da. Vorn die Untere Waika, dahinter die Mittlere und am weitesten hinaus die Obere Waika. Östlich die kleine Mustpank und die noch kleinere Kullipank und im Westen die flache, kaum aus dem Wasser ragende Karrirahhu. Zur offenen See hin ragen die Felsen, von einer schwarzen Alge (Verrucaria maura) überwuchert, starr und düster aus dem Wasser auf, andern Ortes hat sich die Xanthoria parietina, eine gelbe Alge, in Massen angesiedelt und gibt den scharfen Kanten ein etwas freundlicheres Aussehen. An den flachen Stellen, wo die Wogen hinaufschlagen und zurückweichen, frisst das Wasser in den verwitternden Grund Spalten, Rinnen und Löcher und bohrt mit glatten Steinen in unermüdlicher Arbeit drehrunde Töpfe in den Fels. Von Norden und Osten her haben Eisschollen in Jahrtausenden das Gestein gesprengt, zerrieben und in langen weissen, sonnengebleichten Schotterwällen auf den Strand geschoben. Rund und glatt geschliffen, liegen die Versteinerungen hier in Massen umher: kindskopfgrosse Korallenblöcke, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, Trümmer von Schnecken, Muscheln, Fischen und Krebsen, Zeugen längst vergangener grauer Vorzeit, die nie ein Menschenauge lebend geschaut, über denen nie ein Möwenschrei geklungen. Stumm waren die Tiere der Vorzeit, stumm schauen ihre Trümmer den suchenden Forscher an und reden doch eine laute, vernehmliche Sprache. Oben, wo Feuchtigkeit, Hitze und Frost das Gestein gesprengt haben und die Trümmer in scharfkantigen Blöcken

liegen, hat dann der Zufall in freundlicher Laune einen wunderbaren Trilobiten, einen prachtvollen Orthoceras oder einen schön erhaltenen Korallenzweig blosgelegt. Oft habe ich die erhärteten Schlammstücke an einem eiszeitlichen Granitblock zerschellt und schöne Versteinerungen darinnen gefunden. Wie staunte ich einmal, als aus einer kleinen glatten Höhlung ein krötenähnliches Gebilde mich anschaute. Es war der wohlerhaltene Steinkern eines Armfüsslers (Monomerella), und die glatte Höhlenwand zeigte deutlich die Struktur seiner längst vergangenen muschelartigen Schale. Als ich vor Jahren einmal an der Nordküste Ösels von unserm Stationsboot aus ein mit eisernen Zähnen bewaffnetes Schleppnetz über den harten, in 30 m Tiefe liegenden Meeresgrund zog, brachte es mir festen, knetbaren Schlamm herauf, von der gleichen Beschaffenheit und Farbe wie die Blöcke auf den Waikariffen; er enthielt aber nicht Einschlüsse aus dem Silur, sondern Tiere der Jetztzeit, einige Schalen der Tellermuschel (Tellina baltica). Sollte nach Jahrtausenden einmal auch dieser Meeresboden sich heben und den jetzt schon recht festen Schlamm erhärten lassen, dann werden vielleicht spätere Forscher die Zeugen der, nun sagen wir »Tellina-Zeit« mit dem gleichen Interesse betrachten, wie wir heute einen wohlerhaltenen Trilobiten oder den berühmten Eurypterus untersuchen.

Auf der Höhe der Inseln, wohin auch der stärkste Sturm die Wasser des Meeres nicht werfen kann, hat sich eine üppige, stark maritime Flora angesiedelt, die, Seewasser trinkend und Seeluft atmend, in trotziger Widerstandskraft ihr Leben lebt. An den höchsten Stellen wuchert in der dürftigen Humusschicht die Alpenjohannisbeere (Ribes alpinum) und vereinzelt auch der Wacholder (Juniperus communis). Etwa Anfang Juni, je nach der Witterung, schwebt über dem grünen Rasen ein weisser Schimmer. Es sind die hunderttausend Blütenkronen des Körnigen Steinbrechs (Saxifraga granulosa), die nur wenig im Winde sich neigen und dann wieder unverwandt zum blauen Himmel schauen. Nach vierzehn Tagen sind sie verschwunden, doch nun wogt es in weichen weissen Wellen dahin, tags fast unscheinbar, doch abends, wenn die Sonne sinkt, in schneeiger Pracht. Um die Nachtinsekten zur Bestäubung heranzuziehen, hat das Nickende Leimkraut (Silene nutans) seine Blütensterne geöffnet und lockt mit süssem Duft. Dann sind auch diese Blüten eines Tages fort. Doch nun kriecht über das lose Geröll und bunte Gestein ein rosiger Schimmer, drängt sich vor, leuchtet und lacht. Rot sind die Blüten, rot die Stengel und

rot färbt sich sogar das grüne, tief geteilte, fiederspaltige Blatt. Ruprechtskraut wird es genannt (Geranium robertianum). Zwischendurch blüht in blauen Flächen der Gamander-Ehrenpreis (Veronica chamaedrys). Auch die gewöhnliche Vogelwicke (Vicia cracca) findet man, die kaum zu erkennen ist, denn ihre Blüten leuchten hier in kräftigem Blau! An anderer Stelle wuchert ein Büschel Hornklee (Lotus corniculatus) in brennendem Gelb, und daneben blüht in prächtigem Violett Blüte an Blüte das Stiefmütterchen (Viola tricolor). Es hat die Dreifarbigkeit aufgegeben und freut sich daran, in die violetten Kronen goldgelbe Staubfäden zu setzen. In die Spalten des flachen, schwarzen, zerfressenen Gesteins hat sich mit seinen dünnen, schmalen Blättern ein Wegerich (Plantago maritima) gedrängt, ihm schliesst sich im gleichen Spalt in langer steifer Reihe das Milchkraut an (Glaux maritima). Es ist nur wenige Zentimeter hoch und trägt in den Winkeln der runden, kleinen, fast schuppenartigen Blätter kleine rosa Glockenblüten. Gleich nebenan schmiegt sich flach an den Boden das unscheinbare Dänische Löffelkraut (Cochlearia danica). Dieses Pflänzchen erreicht hier die Ostgrenze seiner Verbreitung, ist geschützt und darf daher nicht gepflückt oder gar mit den Wurzeln für das Herbar gesammelt werden. Silberweiss glänzend breitet der Strand-Beifuss (Artemisia maritima) sein zart gefiedertes Laub über die Klippen. Unten an der Seekante, wo die Wurzeln Seewasser trinken, treibt zwischen Blöcken und grobem Geröll die Breitblätterige Kresse (Lepidium latifolium) als echte Meerespflanze ihre hellgrünen Schösslinge mit den breiten, gezahnten, löffelartigen Blättern empor, und gleich daneben wächst in schärfstem Farbenkontrast bisweilen der Bittersüsse Nachtschatten (Solanum dulcamara). Er rankt sich, klettert an den Blöcken empor und breitet sein schwarzgrünes Laub und die tiefvioletten Blüten über den weissen, sonnengebleichten Stein. Wenn die Sonne um Johanni auf die Inseln niederbrennt, dann webt sie über den Fels ihren weiten, wunderbaren Sternenteppich, den strahlenden Mauerpfeffer (Sedum acre). Der leuchtet und funkelt wie gleissendes Gold, Stern bei Stern, und spiegelt sich schimmernd im stillen Wasser. Auf den Schotterwällen reckt die kandelaberartige Meerwaid (Isatis maritima) die gelben Blüten zum blauen Himmel, und es neigen sich die silberblaue Strandgerste (Elymus arenarius) und die kleine Strandmiere (Honckenya peploides) vor der unvergleichlichen Pracht des blühenden Seekohls (Crambe maritima). Die Schönheit dieser Pflanze muss man selbst gesehen haben, um sie in ihrer Herrlichkeit begreifen

zu können. Auf den blanken Schotterwällen, im dunkeln Gefels breitet sie ihre üppigen silbergrünen Blätter aus, formt sie die grossen weissen, honigduftenden Blütendolden. Man sollte meinen, dass ein Heer von Insekten die Honigquelle umschwärmen müsste; es zeigt sich aber keine Biene und kaum je ein Falter; die scharfen Seewinde sind daran schuld. Nur einige kleine Käfer und vielleicht auch Fliegen sorgen für die Bestäubung. Die See hat ganze Wälle braunen Blasentangs (Fucus vesiculosus) aufs Ufer getürmt, nun geht die Sonne unter und lässt sie durchscheinend in glühendem Kupferrot leuchten.

Wer mit sehenden Augen die Riffe betritt, dem drängt sich die ungewöhnliche Farbenpracht förmlich auf. Wo nehmen die Pflanzen eine solche Leuchtkraft her? Sind die Blüten hier wirklich farbenstärker als sonst? Es mag vielleicht so sein, aber die reine, völlig staubfreie Luft dürfte wohl den Hauptanteil daran haben. Als ich einmal im Juni 1929 mit meiner Kamera in früher Morgenstunde im Versteck sass und auf Beute wartete, da zogen im Sonnenschein 6 Brandgänse in ihren leuchtenden Farben über den tiefblauen Himmel. Auf den schwarzen Felsen prangte der Seekohl und wehte das rote Ruprechtskraut; die Meerwaid hielt ihren brennenden Leuchter vor das tiefe Blau, und silberglänzende Paradiesseeschwalben schwebten leicht beschwingt dahin. Da hatte ich alles beisammen: die Form, die Farbe, das Leben und die Freude!

Es war am 10. Juni 1907. Unter Führung von Kapitän Rudolf Hans segelte ich in den Abendstunden bei starkem Nebel von Vesilu südwärts die Westküste Filsands entlang. Da hob sich aus dem Wasser ein grosser dunkler Vogel und strich ab. Es war eine Eiderente (Somateria mollissima), die erste, die ich lebend zu sehen bekam, und wohl auch die erste, die der Wissenschaft Kunde gab vom Brüten der Eiderenten in den damaligen russischen Ostseeprovinzen. Schon am nächsten Tage hatte ich die grosse Freude, das grünliche Ei bewundern zu können. Mir wurde erzählt, dass erst vor etwa 10—15 Jahren, also zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Eiderenten sich dort eingefunden hätten. Im Sommer 1907 trieben vielleicht an die 100 Eider auf Filsand und den vielen benachbarten Riffen ihr Wesen; es scheinen aber nur wenige zur Brut geschritten zu sein, und auch deren Nester wurden zum grossen Teil von Fischern ausgeraubt. Als 1909 der Schutz der Waikariffe einsetzte, gaben die Vielberaubten ihre vergeblichen Nistversuche ringsum auf und siedelten sich nach und nach hier an.

Wenn im April das letzte Eis schmilzt und Anfang Mai laue Winde über die Waika streichen, stellen sich die Eiderenten in Scharen ein; die Weibchen in brauner unscheinbarer Farbe, die Männchen in herrlichem Prachtkleide. Tiefschwarz ist die Unterseite, schneeweiss der Rücken, die Vorderbrust orange, der Kopf weiss, über und durch die Augen führt auf jeder Seite ein breiter, schwarzer, an der Schnabelwurzel beginnender Streif, die Seiten des Hinterkopfes leuchten in zartem Meergrün. Auffallender Weise reicht bei den Eidern das Scheitel- und Wangengefieder weit auf den Schnabel hinauf und gibt dadurch den Vögeln ein fremdartiges Aussehen. Draussen auf der See treffen sich die Geschlechter. Tief und breit im Wasser liegend, den Kopf ganz eingezogen, werben die Männchen mit hohlen, taubenähnlichen Rufen um die Weibchen, die mit eigenartigem, verständnisvollem Kopfheben ihre Bereitwilligkeit kundtun. Kommt ein zweites Männchen den Liebenden zu nahe, so wird es vom ersten mit vorgestrecktem Hals und hochgewölbtem Rücken davongejagt. Bald verlegen sie ihr Treiben auf die Waikas. Die Weibchen lugen in alle Winkel hinein, die zur Nestanlage geeignet sein könnten, und hinter ihnen her torkeln und stolpern in drangvollem Trieb über Seetang und Steine, Spalten und Blöcke die liebestrunkenen Männchen. Flatternd verschwinden sie hinter einer Anhöhe oder einem Strauch, und dann plötzlich steht eines hoch aufgerichtet auf einem Block und schaut suchend nach dem verlorenen Weibchen aus. Ist die Paarungszeit vorüber, so ziehen sich die Männchen zurück, weit hinaus auf die hohe See, und werden kaum mehr gesehen. Wie der Nistplatz beschaffen sein muss, weiss nur die Eidermutter allein. Ich habe viele hundert Nester gesehen, doch nichts Gemeinsames an ihnen gefunden. Hier liegt auf blendend weissem Geröll ein Häufchen braunen Seetangs, und mitten drinnen steht weithin sichtbar das Nest, und dort hat eine ihr Daunenbett in eine Felsmulde gestellt, 5 Meter vom Nest der riesigen Mantelmöwe, ihrer grössten Feindin. Unter den starren Ästen der Alpenjohannisbeere oder eines Wacholders, unter hohen Waldkerbelstauden, im kurzen Kraut, an einen Block gelehnt, im grauen Geröll und auch auf nackter Felsplatte kann das Nest stehen, überall zu finden und doch fast unsichtbar. Aus wenig Material und wenig Daunen, die das Weibchen sich ausrupft, wird es gebaut, und dann kommen die grossen, grünen, glatten Eier hinein, meist 4 an der Zahl, selten 5 oder gar 6. Manche Eier sind graugrün, andere lebhafter gefärbt; bisweilen aber zeigt auch ein Ei ein oder mehrere dunkelgrüne Flecke, deren

Farbstoff mit dem Fingernagel leicht abgeschabt werden kann. Da liegen nun die Mütter bodenfarbig auf ihren Nestern, brüten und häufen von Tag zu Tag mehr und mehr weiche zarte Eiderdaunen um sich auf. Wenn es ihnen nötig erschient, breiten sie den warmen Mantel sorglich über die Eier und fliegen hinaus auf die See, um zu baden, zu trinken und nach Nahrung zu tauchen. Neigt sich der Tag, so versammeln sich oft die Mütter im letzten Sonnenstrahl an der Wasserkante, mit den Nachbarinnen ein Schwätzchen zu machen.

Eines Tages schlüpfen die Jungen aus, schwarzbraun und nass, gepudert und gewärmt von der Mutter und den seidenweichen, warmen Daunen; und sind sie trocken geworden, dann hält es sie nicht mehr im Nest. In den stillen, flachen Buchten tummeln sich im Abendlicht die vielen kleinen Entlein, fangen sich Flohkrebse, tauchen nach kleinen Herzmuscheln und klettern schliesslich aufs Ufer zu ihren wachenden Müttern, ihr nasses Gefieder zu trocknen.

Sind auch die Eiderenten ihrer kostbaren Daunen wegen besonders berühmt und geschätzt, so sind doch dem Wissenschaftler die schwarzen Samtenten (Oidemia fusca) nicht weniger wertvoll und interessant. Im Juni erst, wenn die Eidermütter ihre Jungen meist schon ausgeführt haben, schreiten sie zur Paarung. Dann sieht man bei stiller, glatter See die Paare oft zahlreich auf dem Wasser liegen, das dunkelbraune Weibchen und das tiefschwarze Männchen mit dem brennend gelben Schnabel, dem weissen Spiegel auf den Flügeln und dem weissen Fleck unter dem Auge. In früher Morgenstunde, wenn die Sonne kaum aufgegangen ist, suchen und finden sich die Geschlechter, dann sieht man Männchen und Weibchen mit lautem Kerr-kerr-Rufen über das Meer und die Inseln in sausendem Fluge streichen. In stiller Bucht irgendwo hört man das leise Werben des Männchens: »Aek, jaek«; fast klingt es, als schlüge jemand mit einem Stock auf dünnes Eis. Bald suchen die Weibchen unter Wacholdern, Johannisbeeren, im hohen Kraut, unter Steinen, in Röhren und Spalten nach gut gedeckten Nistgelegenheiten, denn ihre ärgsten Feinde, die Sturmmöwen, sind stets auf der Suche nach den grossen weissen, schmackhaften Eiern.

Um die Höhlenbrüter, Säger und Brandgänse, anzulocken, hatte Thom aus Steinen, Treibholz und Seetang viele Kunströhren gebaut, mit kurzem, geradem Gang. Die eigentlich nicht höhlenbrütenden Samtenten nahmen nun diese Unterschlupfe gern an; doch die Sturm-

möwen folgten ihnen auch dahin und zerstörten die Eier. Erst als die Bauten so angelegt wurden, dass das Gelege vom Eingang aus nicht sichtbar war, fanden die Samtenten Ruhe. Und dennoch haben sie die drei grossen Riffe fast ganz aufgegeben, denn stetig kreisen die grossen eiersuchenden Möwen über ihnen. Auf der kleinen Mustpank aber, wo kein Sturmmöwennest geduldet wird, haben sie sich in den vielen Röhren angesiedelt; von den 11 Nestern stand nur eines frei im Kraut. Die meisten Samtenten brüten unter den starren, stachligen Wacholdern beim Leuchtturm, wo sie verhältnismässig gut geschützt sind; und doch wird auch dort manches Nest zerstört. Tagsüber liegen die Weibchen meist still auf den Eiern; am Abend aber, wenn die Sonnenstrahlen ganz schräg über das Meer und die Riffe streichen, decken sie die 8—10 und mehr Eier mit den dunkeln Daunen sorgfältig zu, tauchen aus den finstern Röhren auf, stürzen sich ins Wasser, trinken, baden und tauchen hinab bis auf den Grund, sich an den Herzmuscheln zu sättigen. Von weither kommen über die See auch einige Männchen angestrichen und suchen sich liebenswert zu machen, werden aber als gänzlich überflüssig energisch zurückgewiesen. Zu ihnen gesellen sich auch bald die unruhigen, immer beweglichen Säger, aber nur für kurze Zeit; der Raum hier vorn ist viel zu eng, sie müssen hinaus auf die freie See. Knarrend und schnatternd lieben und streiten sie sich, stürzen kopfüber in die Flut, hetzen und jagen, fangen und fressen den Stichling und den glitzernden Sandaal, tauchen wer weiss wo auf und fliegen mit wehendem Schopf der sinkenden Sonne nach.

Auf der schwarzen Felsecke drüben, wo die Mustpank steil ins Meer abfällt, sitzt plötzlich ein alter Gänsesäger (Mergus merganser) mit grauem Rücken, lachsfarbener Brust, brennend roten Füssen, einem dunkelgrünen, buschigen Kopf und langem, rotem, zahnbewehrtem Hakenschnabel. Doch nur für Augenblicke, denn schon wirbelt's mit silbernen Schwingen stechend und stossend um ihn herum. Paradiesseeschwalben sind es, in deren Brutgebiet er gedrungen und die nun in zornigem Schwung und gellendem Schrei den vermeintlichen Feind zu verjagen suchen. Wohl duckt er sich bei jedem Stoss, weist den zähnestarrenden Rachen und hackt wohl gar wütend nach ihnen; doch dann streicht er ab und lässt die immer noch kreischende weisse Wolke weit hinter sich.

Diese Säger sind die rechten Spassmacher der Riffe. Überall hat Thom Röhren gebaut, und überall nimmt der Säger sie, wenn es ihm passt, in seinen Besitz, auch mitten in der grossen Lachmöwenkolonie

auf der Oberen Waika, wo der Höllenlärm der erbosten Möwen ihn umkreischt und die Hiebe hageldicht auf ihn niedersausen. Knarrend rennt das Weibchen, tief geduckt, stolpernd und fallend über die Steine, bleibt an einem Block erschöpft für Augenblicke liegen, hackt wütend um sich, rast weiter und stürzt in das schwarze Loch. Nun hat sie Ruhe. Auf der Felsplatte am Meer hocken einige Weibchen. Sie haben gebadet und gefrühstückt, und nun sitzen sie in der Morgensonne, putzen und säubern ihr Gefieder und lassen den grossen braunen Schopf lustig im Morgenwind wehen. Dann eilen sie zu Fuss, nicht fliegend, zurück in die Nester und legen Eier, soviel der Körper hergeben kann. Auf Mustpank lagen einmal in einem Nest 21 Stück!

Wenn der grosse Säger seine Jungen ausführt und die Baue nach und nach frei werden, stellen sich die Mittleren Säger (Mergus serrator) ein, um gleichfalls in ihnen zu nisten. Das Weibchen sieht der grösseren Schwester ähnlich, hat aber einen längeren Hals, längeren Schnabel und einen doppelt gezackten Schopf.

Der Nester gibt es viele und der eierlegenden Mütter auch, und da kommt denn manch ein Versehen vor. Am 18. Juni 1930 lagen in einem offenen Nest fünf Reiherenten- und 8 Spiessenteneier; bebrütet wurden sie von der Reiherente. In einem Heringsmöwennest mit Eiern liegt eines Tages ein Eiderei! Nicht selten liegen die grossen, weissen Eier des Gänsesägers und die kleinen, grauen des Mittleren Sägers in einem Nest zusammen, und einmal wurden sie sogar von einer Brandgans bebrütet und die Jungen richtig ausgeführt. Ich habe auch die Eier der Brandgans und des Mittleren Sägers in einem Nest vereint gefunden.

Die schlanke Spiessente (Anas acuta) nistete vor 25 Jahren unter den Wacholdern am Leuchtturm nicht selten, ist aber jetzt sehr rar geworden; häufiger ist schon die kleine Löffelente (Spatula clypeata) zu finden, mit ihrem breiten, viel zu grossen Löffelschnabel. Die kleine, runde Reiherente (Nyroca fuligula) mit den gelben Augen baut gern ihr Nest in den grünen Rasen, das hohe Gras verdeckt es vollkommen. Nie geht sie zu Fuss ans Nest, wie andere Enten es gern tun, sondern kommt schnurstracks angeflogen, ist plötzlich da, schleicht tief geduckt zum Gelege und verschwindet unter Gras und Daunen.

»Auf steiler Felsenkante wacht der Brandgans leuchtende Farbenpracht«. So ist es, man muss sie aber gesehen haben, auf den blauen Wellen, am strahlenden Himmel, auf dem grauen Fels und im bunten Blumenflor, um ihre Schönheit begreifen, wirklich erleben zu können.

Ihr Körper ist nicht grösser als der einer Märzente, und doch erscheint sie mit ihren höheren Beinen, längeren Flügeln und ihrer gänseähnlichen Haltung viel grösser; ihr Flug ist viel ruhiger, gemessener. Die Farbe ist weiss, rings um den Vorderkörper verläuft ein breites, rostgelbes Band, von dem über Brust und Bauch zum gelbgefiederten After ein schwarzer Streif führt. Flügel- und Schulterfedern schimmern bronzefarben, rot und grün, grün sind auch der Kopf und ein Teil des Halses, und der aufwärts gebogene Schnabel ist rosenrot, mit einem Höcker vor der Stirn. Rosafarben sind die Füsse. Dem Weibchen fehlt der Höcker, auch sind die Farben nicht so stark, doch immerhin noch wunderbar leuchtend. Die Brandgans (Tadorna tadorna) ist ein echter Höhlenbrüter, der auf Ösel recht häufig angetroffen wird und in Ermangelung geeigneter Röhren gern auf Böden und unter Scheunen und Ställen nistet. Die Luftlöcher im Fundament gewähren ihr bequemen Einschlupf. Auf den Waikas bezieht sie gern, wenn auch nur in wenigen Paaren, die Bauten und halbvergrabenen Heringstonnen, die Thom hergerichtet hat. Der Gänsesäger füttert sein Nest nur dürftig mit Daunen aus; die Brandgans aber bettet die grossen, bauchigen, weissen Eier tief in den weissen, weichen Flaum. Zehn, zwölf, ja sogar siebzehn Eier legt sie ins Nest, und eines Tages wimmelt es darinnen von weissen Gänslein mit schwärzlichem Scheitel und schwärzlichem Kreuz auf dem Rücken. Der Este nennt die Brandgans »ristlind«, d. h. Kreuzvogel, und so kommt es, dass die Deutschen auf Ösel sie »Kreuzente« nennen.

Bisweilen erscheint von Finnland her der schwarzweisse Tordalk (Alca torda) auf den Riffen, streicht einige Tage hin und her und verschwindet wieder ebenso plötzlich, wie er gekommen. Sein kurzer, gedrungener Körper, der geradeaus schwirrende, reissende Flug ergeben ein so auffallendes Bild, dass er vom aufmerksamen Beobachter sofort erkannt wird.

Auf Mustpank und der Unteren Waika, doch auch auf den anderen Riffen umwirbelt den Ankömmling eine schimmernde, kreischende Schar zornig erregter Küsten- und Flussseeschwalben (Sterna paradisaea u. hirundo), denn der Fremdling ist in die Brutkolonie der einen oder anderen Art geraten. Der Laie kann sie schwer auseinander halten, der Fachmann sieht die geringen Unterschiede aber doch. In keiner Kolonie, an keinem Vogelnest habe ich noch ein trotz heftigster Fehden so inniges Familienleben wie bei den Paradiesseeschwalben erlebt. Das Silbergrau des Gefieders, ihr leichter anmutiger Flug, das

lange, fast schleppende, tief gegabelte, vom Luftdruck leicht aufgebogene Steuer, die weiche Stimme verleihen dem Vogel rein äusserlich einen solchen Scharm, dass man sich zu ihm hingezogen fühlt, zu sinnigem Betrachten förmlich gezwungen wird. Da sitzt im weissen Geröll ein Weibchen, drückt und scharrt mit Körper und Füssen eine kleine Mulde in den Boden und zwitschert in leisen Tönen. Ein Männchen kommt geflogen, mit einem silberglänzenden, kleinen Sandaal im Schnabel, und lockt und wirbt; sie flattert ihm entgegen, die Gabe zu empfangen, doch da fliegt er fort, kehrt aber gleich zurück und bietet wieder das Fischchen an. Natürlich bekommt sie zuletzt die lockende Gabe und auch den Mann. An anderer Stelle sitzt ein Weibchen auf den Eiern und brütet. Das Männchen kommt mit einem Fisch geflogen, setzt sich auf einen grossen Stein und ruft. Das Weibchen will den Bissen wohl haben, aber nicht das Nest verlassen, und ruft und bettelt nun auch; endlich bequemt er sich herunter, trippelt auf seinen winzigen roten Füsschen zur Gattin und übergibt ihr den Fisch mit zartem, kosendem »Tucktucktucktucktuck«. Leise und innig zwitschern die beiden, und nun drängt sich das Männchen neben das Weibchen aufs Nest, und beide brüten mit hoch erhobenen Schwänzen wie unter dem Schutz eines grossen, weissen Fächers.

Die Sonne brennt heiss auf die weissen Steine, die blendend die Strahlen zurückwerfen. Da kommt von irgendwoher ein kleiner Daunenball auf rosigen Füsschen angewackelt, mit heiserem Stimmchen ruft er tschirr-tschirr und drückt sich schliesslich in den kühlen Schatten eines Seekohlblattes, über dem eine grosse, weisse Blüte duftet. Da kommt die Mutter geflogen mit einem schlanken Sandaal im Schnabel, sucht den Kleinen und setzt sich rufend auf den Boden. Er kommt aber nicht. Eine Weile läuft sie erregt hin und her, fliegt fort, kehrt wieder und ruft. Ein Meter vor mir sitzt der Bengel unterm Blatt und sagt nicht einmal tschirr! Endlich gibt sie das Rufen auf und verschwindet. Nach einer Weile kommt der Kleine heraus und tschirpt und tschirpt. Der kleine, schwarze Kehllatz zittert vor Hunger, Durst und Aufregung, doch die Mutter ist fort. — Viele Nester stehen bei einander, mit Eiern und Jungen, über ihnen ein Durcheinander von brütenden und fütternden Seeschwalben. Ein Kleines sitzt im Nest und ruft, eine Mutter will es füttern, doch da stürzt eine zweite aus der Luft herab, und ein wilder Kampf beginnt. Jede kämpft um ihr vermeintliches Mutterrecht, bis das Junge in der Hitze des Gefechtes einen derben Fusstritt erhält und kopfüber aus dem Nest geschleudert

wird. — In den ersten Tagen füttern die Eltern mit Flohkrebsen, die massenhaft im flachen Wasser leben, doch bald schon wendet sich das Junge verächtlich ab, wenn der Vater oder die Mutter statt eines blanken Sandaales bloss einen Gammarus, den ganz gewöhnlichen Flohkrebs, bringt. Ob die Eltern aus der Schar der durcheinander laufenden Jungen die ihrigen immer sicher herausfinden? Ich glaube kaum; der Fütterungstrieb muss befriedigt werden, und hungrige Schnäbel gibt es genug. Da mag manch eines zu kurz kommen, denn tote Seeschwälbchen findet man oft.

Vor langen Jahren sah ich einmal die grosse, seltene Raubseeschwalbe (Hydroprogne tschegrava) über den Waikariffen; ihr scharfer Schrei hatte mich aufmerken lassen, und unvermutet, wie sie erschienen, war sie auch wieder fort. Viele Jahre später, im Sommer 1925, hat Herr Härms zwei Paare auf der weiter südlich gelegenen Insel Notamaa brüten sehen.

Eine grosse Kolonie Lachmöwen (Larus ridibundus) mitten auf der Oberen Waika! Nest bei Nest; das Kraut ringsum ist niedergetreten und beschmutzt von fürchterlich schreienden Möwen. Hier liegen noch einige Eier im Nest, doch sonst wimmelt es dort von Möwenküken, halbwüchsigen und alten Möwen, und über dem Ganzen wogt ein einziger, endloser, höllischer, trommelfellsprengender Schrei. Mittendrin sitzend, glaubt man sich wirklich in die Hölle versetzt und wünscht die Schreier zum Teufel. Und warum schreien sie so? Jedes Paar hat sein Nest und seine Jungen, und kommt die Nachbarin vorüber, so glaubt es seinen Schatz bedroht und wehrt schreiend ab; und den Nachbarn geht es ebenso. Bisweilen laufen 3 Weibchen zusammen, recken die Hälse hoch, schreien fürchterlich und kehren tief befriedigt wieder zum Nest zurück. Die Sturm- und Heringsmöwen machen es ebenso. Trampelt ein fremdes Küken vorüber, so erhält es sicher einen Hieb, und rennt es schreiend weiter, dann noch einen und noch einen. Kommt es mit dem Leben davon, so ist es gut, doch liegen auch tote da herum. Plötzlich Grabesstille! Der ganze Schwarm fliegt hoch und kehrt nach wenigen Augenblicken lärmend zurück. Was war geschehen? Ein Austernfischer war vorüber geflogen und hatte warnend gepfiffen! Sie sind genau wie die Menschen: leben dicht gedrängt beieinander, zanken und morden und können doch voneinander nicht lassen.

Über den Waikas kreisen allenthalben die Sturmmöwen (Larus canus) und freuen sich des Daseins, denn hier können sie brüten und

Bruten zerstören. Sie brauchen nicht einmal ordentlich zu fischen, da es Eier gibt in Menge und junge Vögel dazu. Herr Thom lässt viele Eier der Sturmmöwe in die Küche wandern. Das ist gut; denn bald würde sonst das Reservat zu einer Möweninsel werden und dann aus Futtermangel veröden. Grösser und schöner, doch ebenso räuberisch wie die Sturmmöwen sind die Heringsmöwen (Larus fuscus). Sie tragen nicht das Silbergrau der Sturmmöwen, sondern einen tiefschwarzen Mantel, der den Rücken und die Flügel deckt.

Weit draussen auf der Oberen Waika wohnen die Mantelmöwen (Larus marinus). Sie sehen aus wie die Heringsmöwen, nur sind sie viel grösser; ihr Hakenschnabel ist eine furchtbare Waffe. Eine Mantelmöwe im Museum ist ein Nichts, im Zoologischen Garten ein kleines Etwas, aber draussen auf den Felsenriffen, über dem brausenden, tosenden Meer etwas Gewaltiges. Der Jäger schaut nach der ersehnten Beute meist vergeblich aus, wie soll er sie auch draussen auf dem weiten Meer erreichen? In die scharfen Augen blicken kann er ihr nie! Das Nest der Mantelmöwe liegt in einer Felsmulde oder ist aus Seetang, viel trockenem Gras und sonstigem Nistmaterial zu einem Kegel aufgeschichtet und mit mancherlei Federn geschmückt; darin liegen drei grosse Eier, blass olivgrau mit grauen Schalenflecken und braunen Tupfen. Ich sitze drei Meter vom Nest entfernt in der Hütte aus grobem, bemaltem Leinen, die dem Vogel wie ein Felsblock erscheinen mag. In Wolkenhöhe kreist das Paar. »Gägä, gägägä« tönt es aus rauher Kehle herab. Eine halbe Stunde vergeht, eine Stunde; da steht sie unvermutet, die riesige Mantelmöwe, 20 Meter vom Nest auf einer Klippe und sieht scharf herüber: »Gägä gägägä, — kahau!« Da schwebt auch das Männchen herab, schreit drohend und sucht mit dem Blick den fremden Stein zu durchbohren. Zögernd kommt das Weibchen näher, fliegt auf, umkreist den Stein und kehrt auf den alten Platz zurück. Nun kommt sie wirklich, Schritt für Schritt —, zaudert, kommt noch näher. An der Nestmulde bleibt sie stehen und mustert das grosse schwarze Auge im Stein. Man hört sein eigenes Herz in der Kehle klopfen, die Hand zittert am Abzug der Kamera, doch nein, noch nicht. Unschlüssig schaut sie drein, setzt sich sachte auf die Eier und — fliegt plötzlich ab. Nach drei Minuten ist sie wieder da. Wie ist sie schön! Was sind das für Farben und Linien! Der schwarze Mantel, das schneeige Weiss, das scharfe Auge mit der silbergrauen Iris und dem roten Ring, der grosse, schwere Schnabel, gelb mit rotem Kinnfleck, die Beine blass, fast weiss. Das glänzende

Auge im Stein scheint ihr nicht mehr so verdächtig, sie spreizt das Bauchgefieder und deckt die Eier zu. Der Apparat knackt, sie fährt zusammen und entflieht, aber kehrt gleich wieder. Nun habe ich gewonnenes Spiel. Leise rasseln die Kassetten, und Bild auf Bild wandert in die Tasche.

In der ersten Zeit würgen die Eltern den Kleinen etwas Schleim aus dem Kropf vor, den diese piepend vom Schnabel picken; doch bald gibt es Fische und mancherlei junges Gevögel. Einmal brachte der Vater eine breite Butte, die für den weiten Rachen der Kleinen immer noch zu gross war. Vergeblich mühten sie sich. Da riss dem Alten die Geduld, er zeigte ihnen, wie man es macht, verschlang die Butte und flog davon.

Da kommt er geflogen, schwarz, weiss, rot, mit gellendem Pfiff und zitterndem Flügelschlag. Über die blaue Flut schreit er heran, umkreist uns in weitem Bogen, sitzt meerumspült auf rundem Stein und schreit. Auch er, der farbenstarke, stimmbegabte Austernfischer (Haematopus ostralegus) ist ein echter Charaktervogel der steinigen Küsten. Er braucht den kiesigen Sand und das runde Geröll, trippelt mit rosigen Füssen über glattes Gestein und dürftigen Rasen und stochert mit hartem Schnabel, lang, spitz und rot, im lockeren Boden nach allerlei Nahrung. Was da kriecht und zappelt und schwimmt und nicht zu entweichen vermag, wird gespiesst und verschlungen. Sogar in die Eier des grossen Geflügels bohrt er den Schnabel und trinkt.

Über den grünen Rasen dudelt mit flötenden Wehrufen ein kleines fliegendes Kreuz. Schmal ist der Körper und schlank sind die Flügel; lang ist der Schnabel und lang der Hals, und lang sind die dünnen, roten Beine. Rotschenkel (Tringa totanus) wird diese kleine Schnepfe genannt. Da sitzt sie im Wasser auf einem Stein und knixt; und nun zittert sie flötend über uns hinweg, setzt sich auf einen Strauch, knixt und knixt und flötet. Irgendwo im Grase tief versteckt liegen in runder Mulde vier schlanke birnenförmige Eier, blassbräunlich mit dunklen Tupfen.

»Steinwälzer schimpft auf dem Ufergeröll.« Jawohl, das tut er, und mit einer herzerfrischenden Deutlichkeit. Die ganze Vogelwelt der Waikariffe ist mir lieb und vertraut, aber keinen habe ich so tief in mein Herz geschlossen wie den Steinwälzer (Arenaria interpres). Er ist mir überhaupt der liebste Vogel, lieber noch als das verträumte Rotkehlchen. Er ist eine kleine Schnepfe mit kurzem, starkem Schnabel und wälzt Steine zur Seite, um etwa verborgene Kerbtiere und

Würmer zu fangen. Gerät er so recht in Schwung, dann wirbelt er Steinchen und Kies umher, dass sie spritzend nach allen Seiten fliegen. Er ist ein stiller friedlicher Vogel, der auf kurzen Beinen mit bedächtiger Emsigkeit über das Ufergeröll und den Rasen läuft, kleines Getier jagt und winzige Käfer von den Blättern sucht. Ab und zu muss er einen grösseren Stein, eine Felskante ersteigen, um Ausschau zu halten; und dann taucht er wieder unter und verschwindet. Es liegt etwas Geheimnisvolles in seinem Wesen. Irgendwo im Gestein, in einer kleinen Felsnische, unter schützendem Kraut steht sein Nest mit drei bis vier birnförmigen Eiern, die auf grünlichem Grunde rötlich ausgewischte Flecke tragen. Kommt man dem Nest zu nah, so sind die bis dahin unbemerkten Eltern plötzlich da, setzen sich auf die grössten Steine, laufen durch Gras und Geröll und schelten in höchster Erregung: »tschuitt, tschuitt, tschuittetetete!« Ich habe stundenlang an seinem Nest gesessen und ihn belauscht. Da kommt das bunte Männchen angeschlichen, mustert erstaunt den grossen fremden Stein, der doch bisher nicht da war, setzt sich ruhig auf die Eier und brütet. Mit weichem shía, shía naht sich das Weibchen, macht ihm einen kurzen Besuch und entfernt sich; brüten muss e r! Wohl löst sie ihn einmal auf Augenblicke ab, das war aber nur einmal, im Laufe von vielen Tagen. Als sich aber eine eierlüsterne Sturmmöwe nahte, da flog sie ihr zeternd entgegen, verfolgte sie eine grosse Strecke und kehrte in weitem Bogen zurück. Eines Tages schlüpften die Jungen; da war auch die Mutter zur Stelle, half so gut sie konnte und nahm die Kleinen in Empfang.

Abendstille. Auf der Unteren Waika steht eine lange Stange mit Starkästen; obenauf sitzt eine Sturmmöwe, und drinnen träumen junge Stare. Durch das Gesträuch schlüpft eine Dorngrasmücke und singt; ein Steinschmätzer trägt einen Wurm zum Nest, und eine Bachstelze ruft ihr freundliches »pitzli« auf die stille, spiegelglatte See hinaus. In der flachen Bucht unten haben sich einige Eidermütter eingefunden und führen mit leisem Gocken die muntere Brut. Drei Samtenten kommen hinzu und zwei Brandgänse und putzen ihr schönes Gefieder. Ein Eidervater rudert leise heran und steigt aufs Ufer, weit draussen schnattern noch einige Säger. Dann wird es Nacht, helle nordische Sommernacht. Auf dem höchsten Block der Oberen Waika steht eine alte Mantelmöwe und schläft. Von weither tönt leises Gänsegeschnatter, es kommt näher, graue Schatten schieben sich mit schweren Tritten aufs Ufer, rupfen und fressen das spärliche Gras.



Brandgans (Tadorna tadorna) Phot. F. E. Stoll

Mausernde Graugänse sind es, die, flugunfähig, im Schutze der Nacht auf den Riffen ihre Nahrung suchen. Vom weissen Turm auf Filsand blitzt das Leuchtfeuer.

Fünfundzwanzig Jahre schon arbeiten Liebe und Fleiss auf den Waikariffen. Mögen dieser wachenden Treue noch viele Jahrzehnte beschieden sein.

Die Kirche und die nationale Frage im Livland der Aufklärung

Von Konrad Hoffmann

I.

Die baltische Geschichte ist reich an Gebieten, die einer grundsätzlichen Beachtung wert sind, da sie — in eigener Weise — deutliche Erkenntnisse vermitteln über lebendige Probleme und über die Verhältnisse des mitteleuropäischen Ostens. Angesichts der heutigen Auseinandersetzung der Volkstümer in diesem ganzen Gebiet lenkt sich der Blick auf deren Ausgangspunkt, und dazu vermag uns die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in Livland manches zu sagen. Die Epoche hat schon von manchem Gesichtspunkt aus Beachtung gefunden. In die Jahrzehnte zwischen 1780 und 1810 fällt die erste Phase des Kampfes um die ständische Selbstverwaltung gegen den Zentralismus des russischen Völkerreichs, um den überlieferten Gedanken des provinziellen Landesstaats, der damals nur als deutsche Einrichtung auf nationalgemischtem Boden begriffen werden konnte. In derselben Zeit wurde der Grund zur neueren Entwicklung des bisher hörigen lettischen und estnischen Volkstums durch eine soziale und agrarische Reform gelegt, und im Jahre 1802 wurde an der Grenzscheide zwischen West und Ost die Universität Dorpat gegründet, die sich neben der Vermittlung abendländischen und östlichen Kulturgutes ausdrücklich die geistige Pflege der lettischen und estnischen Volksschicht zur Aufgabe machte. Es ist klar, dass die deutsche Landesverwaltung, die Bauernreform, die Universität für die nationale Frage von grösster Bedeutung waren, zunächst negativ im Sinn einer Ausschliessung des Russentums. Doch dass in derselben Zeit auch das lettische und estnische Volkstum in dem Moment der Befreiung nicht der Auflösung, sondern der Verfestigung entgegen ging, daran hatte die Kirche einen grossen Anteil. Hier sollen die livländischen Verhältnisse betrachtet werden.

Den Untergrund für die Einstellung der livländischen Pastorenschaft bildete die allgemeine Wendung des Protestantismus zur Wertung und Erhöhung diesseitigen Menschentums in Aufklärung und Idealismus. Als der bisher ferne Donner der napoleonischen Kriege in das Gebiet des so lange verschonten Ostseewinkels drang, hatte die livländische Aufklärung ihren Höhepunkt erreicht und überschritten, und im Westen waren längst Töne der nationalen Selbstbesinnung laut geworden. In Livland allerdings herrschte in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts die grösste Sorglosigkeit in der Behauptung deutscher Nationalität, es fehlte damals und in der folgenden Zeit an dem Gefühl, dass das Volkstum als ein letzter Wert den politischen Gesetzen von Behauptung und Vernichtung untersteht. Die Tatsache aber, dass gerade die Kirche der nationalen Frage, die ja nur dem Letten- und Estentum galt, sich besonders zuwandte, verband mit dem Sinn für Volkstum ein geistiges Verantwortungsbewusstsein, das aus seinem religiösen Grund heraus im Volkstum bald mehr erkannte, als nur eine Spielart allgemeiner Menschlichkeit. Die Volkssprache hatte ihre Heiligung als Trägerin des Gottesworts. Wer den Letten eine Bibel schuf, die nicht nur Übersetzung, sondern ein Werk der Volkssprache war, konnte für die lettische Nationalentwicklung eine ähnliche Bedeutung erlangen, wie sie Luther für die deutsche hatte. Die Sprache ist die menschlich-göttliche Mittlerin der Religion und zugleich ein unantastbares Eigentum der Nationalität. Nicht von den Volksbräuchen, sondern von der Sprache her ging die erste Bewegung aus zugunsten der Erhaltung lettischen und estnischen Volkstums.

Die Geistlichkeit war damals in verschiedener Hinsicht alleinverantwortlich für die lettische und estnische Nationalität. Sie umspannte mit Kirche und Schule das gesamte geistige Leben des Landvolks, sie war aus seelsorgerlichen Gründen allein interessiert, zu welcher Nationalität sich der einzelne zählte, und sie beeinflusste auch die Anschauungen der deutschen Schicht über das Nationale. Ihre Tendenz war damals nicht Volkstumspolitik zu treiben, aber den Letten und Esten die Möglichkeit zur volkseigenen Entwicklung zu geben.

Karl Gottlob Sonntag war damals von 1803—27 livländischer Generalsuperintendent und bestimmte neben der Leitung der Geschäfte die allgemeine Haltung der Pastorenschaft. Als Anwalt der leibeigenen Bauern war er bekannt geworden und von der Ritterschaft zu seinem Amt gewählt. Ganz in der Weise der Aufklärer, die schon vor ihm das Menschenrecht der Bauern verkündet hatten, hielt

er es für das Amt des Geistlichen, Mahner zur sozialen Gerechtigkeit zu sein, was ihm schon durch seine Mittelstelle zwischen Ober- und Unterschicht vorgezeichnet war. Beachtete er dabei im allgemeinen die Grenze zwischen geistlichem Amt und Politik, so schien er doch auch nicht ganz abgeneigt, eine sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, um über die verfassungsmässige Regierung der Ritterschaft hinweg an einer direkten Verbindung von Bauernfreunden mit dem Kaiser teilzunehmen. Gestützt auf mehrere Gruppen der inneren Opposition hätte damals Kaiser Alexander I. ein leichteres Spiel denn je gehabt, die ständische Struktur der Provinz zu durchbrechen und damit auch ihre volkliche Zusammensetzung einer allmählichen Wandlung auszusetzen, jedoch er selbst wollte es nicht. Und Sonntag musste bald nach seinem Amtsantritt den Wert der ständischen Privilegien selbst einsehen, da sie ihm Schutz boten in dem einsetzenden Kampf der livländischen Kirche gegen die bürokratischen Anmassungen russischer Reichsbehörden. Das hat ihn und die Kirche darin bestärkt, die bestehende deutsche Aristokratie als die rechtmässige Wahrerin der ständischen und zugleich volklichen Ordnung zu betrachten. Nach einigen Jahren allseitiger Unsicherheit fügte sich der Landesstaat so fest wie zuvor, nicht ohne den bewussten Gegensatz zum russischen Reichsinnern, und das kam dem lettischen und estnischen Volkstum zugute.

II.

Es leuchtet ein, dass dadurch nicht nur das Einströmen slawischen Volkstums verhindert wurde, sondern auch im Lande die Schranke zwischen Deutschen und Nichtdeutschen erhalten blieb. Die Ständeordnung — viel geschmäht und viel gepriesen — ist entscheidend für den Werdegang der Nationalitäten. Doch damals erschien diese Tatsache nicht so klar: Durch die Sozialreform hob sich das Bauerntum als geschlossen bleibender Stand zu einer Kulturstufe, die die Frage auftauchen liess, ob das Landvolk nicht sein Volkstum natürlicherweise, gleichsam wie ein Kinderkleid verlieren und aufgeben werde. Es muss zu denken geben, dass mancher gute Sachkenner damals diese Entwicklung für sicher hielt. Er konnte sich auf die Beobachtung der städtischen Nationalitätenbewegung stützen.

Vor der allgemeinen Bauernbefreiung 1819 war jeder freie Lette durch seinen Stand schon fast ein Deutscher, denn jeder suchte durch Annahme deutscher Sprache und Sitte die Anzeichen der Hörigkeit

loszuwerden. Auf dem Lande dagegen fehlte die deutsche Unterschicht als Aufnahmestellung, denn die »Kleindeutschen« waren in der Zerstreuung der Lettisierung ausgesetzt, und die Kirche beförderte diesen Vorgang, da jene durch ihre Sonderstellung als asoziales Element wirkten, das man durch Lettisierung in einen Stand eingliedern konnte.

Für die allgemeine Germanisierung aber war entscheidend, ob die von neuem aufzubauende Schulbildung sie begünstigen oder anhalten sollte. Sollte der deutsche Pastor die Eindeutschung begrüssen oder verhindern? Die Antworten auf die Frage waren verschieden und zeugten von Unsicherheit gegenüber dieser Entscheidung. An Gewaltanwendung brauchte man gar nicht zu denken, nur an Schulzwang. Der eine erhoffte von der Sozialreform einen Aufschwung der zur Tradition gewordenen kirchlichen Pflege der lettischen und estnischen Sprache, der andere den Anschluss der Nichtdeutschen an die deutsche Kultur, so wie es schon lange in Altpreussen geschehen war. Der um 1806 geplante und später nur teilweise im selben Sinn ausgeführte Schulaufbau entschied mehr für das erstere: Die ländliche Volksschule sollte dem Letten- und Estentum dienen, den Begabten aber sollte durch Aufstieg in höhere Schulen die Eindeutschung offenstehen. Es siegte das Bewusstsein, dass es ein unerlaubter Eingriff in die Individualität der Volkstümer sei, eine Entscheidung im einen oder anderen Sinn herbeiführen zu wollen, und diese Meinung vertrat besonders Sonntag. So tief war die Achtung vor dem Volkstum eingewurzelt, dass man nicht glaubte, Richter darüber sein zu dürfen, wo man zur Entscheidung fast herausgefordert war.

Im Jahre 1820, als die Germanisierungsfrage schon verschiedentlich hin- und herbesprochen worden war, tauchte einmal eine Stimme auf, die dieser offenen Haltung der Kirche widersprach. Paucker, der Sekretär der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, setzte sich gegenüber Sonntag für die Germanisierung ein und schrieb: »Wir müssen einig sein über das, was zu tun ist, soviel ist gewiss, dass wir jetzt, gerade jetzt die Wahl zwischen Hammer und Amboss haben.« Es ist fraglich, ob sein politischer Glaube an die Möglichkeit der ungestörten Germanisierung seine Berechtigung hatte. Er sah, dass die Achtung vor dem Volkstum, die ihm nicht weniger als seinen Zeitgenossen eigen war, niemand eingreifende Entscheidungen erspart, wo es um Kampf und Selbstbehauptung geht. Doch zu jener

Zeit konnte von einem Kampf durchaus nicht die Rede sein, und es verwundert kaum, dass seine Stimme ungehört verhallte.

III.

In verschiedenen Fällen war es auch damals unvermeidlich, dass ein Eingriff zugunsten oder zu ungunsten der Erhaltung des Letten- und Estentums geschah. In solchen uns selten überlieferten Einzelentscheidungen zeigt sich bei dem Generalsuperintendenten Sonntag und bei einem grossen Teil der Deutschen eine Abneigung gegen die Germanisierung. In der Allgemeinheit der städtischen Bürgerschaft und des Adels sah man die Nachteile des Aufsteigens fremder Elemente in die eigene Schicht, sie störten das Vorrecht eigener Exklusivität und sie brachten Unordnung in die sauber gepflegte ständische und nationale Ordnung. Unüberwindlich waren die Hindernisse nicht, wie die vielen Beispiele der Eindeutschung beweisen, und Sonntag selbst hinderte den Übergang nicht, sondern er erschwerte ihn, d. h. er machte ihn von eingehender Prüfung abhängig.

Die Geistlichen begünstigten noch aus einem anderen Grunde das lettische und estnische Volkstum. Aus der Achtung und Fürsorge war vielfach eine ausgesprochene Sympathie geworden, die sich in der langen Arbeit unter dem Landvolk bildete. Aus der Werthaltung der Sprache im Protestantismus und aus der Vorliebe für die naturhafte Äusserung des Volks in Lied und Sitte war schon Herder die erste grosse Schau des Volkstums erwachsen; nun erstanden auf dem gleichen Boden mit ihm und zum Teil durch ihn dieselben Gedanken, wenn auch erst später in durchdachter und von der deutschen Nationalbewegung bereicherter Form. Von der Bauernbefreiung konnte man eine Hebung der Geistesbildung der Letten und Esten erwarten. Die Kirche fühlte sich daran mitverantwortlich, nicht nur soweit es die Religion betraf. Sollte der Bauer frei werden, so sollte er nicht nur sein Gesangbuch, seine Bibel, seinen Katechismus in einer Form erhalten, die dem »echten Genius« seiner Sprache gerecht wurde, sondern er sollte auch Erzählungen und Gedichte, Bauerngesetz und Zeitung in seiner Sprache lesen. So entsprach es der im 18. Jahrhundert begonnenen Tradition der Sprachpflege, die den Grund zur lettischen und estnischen Literatur legte. Das Neue im Anfang des 19. Jahrhunderts war vor allem das fortschreitende Übergreifen auf weltliches Kulturgebiet und die wachsende Einfühlung in die Eigenart der Volkstümer. So lässt sich neben der Spracharbeit der Kirche an

Gesangbuch, Bibel und Katechismus auf lettisch und estnisch eine wachsende Menge von Schriften in den beiden Sprachen nachweisen, die alle dem Zweck dienten, dem Bauern deutsches Kulturgut, möglichst genau wie es seiner Begriffswelt und Mundart entsprach, zu übersetzen. Darauf wurde viel mehr Eifer verwandt als etwa auf die Verbreitung des Deutschen, und dem Erfolg war die Zustimmung und die Förderung der deutschen Umwelt sicher. So unterstützte die Pastorenschaft die Stabilisierung des Letten- und Estentums, ohne die unwillkürliche Eindeutschung grundsätzlich abzulehnen, ja manchmal selbst mit dem Bewusstsein, vergebliche Arbeit zu leisten, da die Germanisierung doch nur eine Zeitfrage sei. Eine praktische Festlegung war auf diese Weise aber trotzdem erfolgt.

Den Gedanken der Achtung und der Pflege des Volkstums hat die Kirche auch dem livländischen Adel mitzuteilen gewusst. Freilich war er besonders an der Erhaltung der Ordnung interessiert, doch ist es sicher auch der Ausdruck seiner Gesinnung, wenn ein Glied der Ritterschaft, Graf Mellin, zu der Frage der Germanisierung äusserte: »Ich halte dafür, dass keine Sprache ausgerottet werden darf, um es dem herrschenden Teil kommode zu machen ... Für die Sprache und das Eigentümliche jeder Nation hege ich grosse Achtung, insofern nichts offenbar Schädliches darin liegt.«

Der Ursprung der Volkstumsvorstellung aus der Beobachtung des Letten- und Estentums in seinem noch unentwickelten Stadium und aus dem von der Kirche gehegten Geist der Sprachpflege hat dem baltisch-deutschen Denken vom Wesen des Nationalen noch lange seinen besonderen Charakter gegeben. Der Ernst freilich, mit dem man die Bedeutung des Volkstums auf geistigem und kulturellem Gebiete ansah, hat es nicht verhindert, dass in einem späteren Entwicklungsstadium die elementaren Kräfte des Volklichen, die eine Gemeinschaft allseitig binden und vorwärts treiben, verkannt wurden. Denn Volkstum ist keine Bildungs- und Kulturfrage allein, es geht bei ihm nicht nur um »wertvolle Güter«, sondern um das undiskutierbare Sein oder Nichtsein einer Volksgruppe, d. h. aber eines Bestandteiles der göttlichen Schöpfung überhaupt.

Die „Nationsuniversität“ der Siebenbürger Sachsen

Von Dr. Misch Orend

Die Entstehung der sächsischen Nationsuniversität ist zugleich die Entstehung des sächsischen Volkes in Siebenbürgen, denn sie stellt das politische Wollen, den völkischen Eigenwunsch dar, und sie schuf aus Siedlern ein Volk. Der Sitz der Nationsuniversität, der sächsischen Landsgemeinde, war seit allem Anfang Hermannstadt. Hier erwuchs der volksgestaltende Wille, und hier wurde bei der Besiedlung im 12. Jahrhundert ihr Kern in der Hermannstädter Provinz gelegt.

Diese Provinz war ursprünglich klein, ausser den Dörfern um Hermannstadt gehörte noch Leschkirch und Schenk dazu. Wenn auch diese drei Gebiete nicht die ersten deutschen Siedlungen Siebenbürgens darstellen — denn baierische Siedler lassen sich kurz nach dem Jahre 1000 am Nordrand Siebenbürgens feststellen — so war doch hier der volksbildende Wille am stärksten.

Ganz Ungarn war in den Jahrhunderten vor der Schlacht bei Mohatsch (1525) mit deutschen Siedlungen übersät, nicht eingerechnet die Städte, die alle deutsch waren und sich ihre Sonderrechte wahrten. Der Wille zur politischen Gestaltung hat auch bei andern deutschen Gruppen bestanden. Aber der deutsche Ritterorden im Burzenland konnte sich z. B. nicht behaupten und zog nach Preussen; — ebensowenig gelang es den Johannitern, im Banat auf die Dauer festen Fuss zu fassen. Einzig in der Zips und dann in Siebenbürgen wurde es möglich, aus verschiedenen Siedlergruppen verschiedener Herkunft, aus Städten und Dörfern ein Volk mit e i n e m politischen Willen zu machen. So entstand in Siebenbürgen die Nationsuniversität, das Eigenland der Sachsen.

Als Rechts- und Gerichtsgemeinschaft setzte sich dieser volksgestaltende Wille zuerst fest, die Verwaltungs- und Wehrgemeinschaft ging damit Hand in Hand. Das Recht aber war das deutsche Siedlerrecht, das sich von Magdeburg ostwärts bis Siebenbürgen ausgewirkt hatte. Dieses Recht, das aus deutscher Rechtsanschauung entsprungen war und aus der selben Anschauung weiter wuchs, hat in Siebenbürgen bis 1876 in Geltung gestanden. Erst als der ungarische Staat die Nationsuniversität als Verwaltungsbehörde zerschlug,

war auch keine Behörde weiter da, die Recht sprechen konnte und bei der Recht gesucht wurde. 1224 verbrieft der ungarische König Andreas II. im »Goldenen Freibrief« die Rechte, die sein Grossvater Geisa II. den deutschen »Gästen« verheissen hatte. Damit war die Nationsuniversität in der ungarischen Verfassung verankert. Das älteste erhaltene geschriebene Recht, in mittelhochdeutscher Sprache, ist im Kodex Altemberger 1480 aufgezeichnet worden. Im 16. Jahrhundert wurde, hochdeutsch, der Sachsen Eigenlandrecht verfasst und von zwei reichsdeutschen Universitäten begutachtet.

Aus der Hermannstädter Provinz wuchsen, durch Zuziehung anderer Gebiete, die sieben Stühle, zu denen nachträglich noch zwei hinzukamen und zuletzt die beiden Distrikte Kronstadt im Burzenland und Nösen (Bistritz). Vor 1500 war dieser Vorgang zu Ende. Im Herbst und Frühjahr jedes Jahres sandten die Stühle und Distrikte ihre Abgesandten zum »Konflux«, zur Universitätsversammlung. Unter dem Vorsitz des Sachsengrafen, der gewählt und vom Fürsten bestätigt ward, wurde Recht gesprochen, wurde über Krieg und Frieden verhandelt, wurden allgemeine Lasten verteilt.

Als Wehrverband wurde es möglich, nicht nur die Städte zu Wehrstädten zu befestigen, sondern Gauburgen und in jedem Dorf Süd-Siebenbürgens Wehr- und Kirchenburgen zu errichten, die heute als eindringlichste Wahrzeichen des Behauptungswillens dastehen und nicht weniger dem Volk selber Mahnzeichen sind. Oft wurde hundert und mehr Jahre an den Kirchenburgen gebaut, selten bekam ein Dorf einen Zuschuss von der Nationsuniversitätskasse. Manche Burgen wurden, wie Stolzenburg, innen nie fertig, andere wieder, wie die von Meschen und Birthälm zeigen eine Mannigfalt der Wehranlagen

Die Nationsuniversität übte das Patronatsrecht über die Kirche aus, die sich, als Verband der Geistlichen, in der geistlichen Universität mit dem Generaldechanten an der Spitze zusammentat. 1550 beschloss die Nationsuniversität, nachdem in Hermannstadt und in Kronstadt die massgebenden Teile des Volkes sich zum Luthertum bekannt hatten, die Reformation und setzte bald nachher einen Bischof ein. Die Geistlichen wurden zu allen Zeiten von der Gemeinde gewählt und erhielten bis ins vorige Jahrhundert den Zehnten sämtlicher Feldfechsung. Die Kirche wurde erst selbständig, als die Nationsuniversität zerschlagen wurde. Völkisch-politische Ansprüche stellt sie erst seit 1870.

Der Versuch, die völkisch-politische Führung durch die Kirche ausüben zu lassen, schlug fehl, vollends, als die Eingliederung Siebenbürgens in den rumänischen Staat es mit sich brachte, dass in andern Teilen dieses Staates katholische Deutsche in grossen Mengen sassen. Im Oktober 1933 gab sich das sächsische Volk Siebenbürgens eine neue Volksverfassung im »Volksprogramm«. In Bessarabien und Buchenland sind in Anlehnung an die sächsische Verfassung eigene Verfassungen geschaffen worden. Das Deutschtum im Banat steht unmittelbar vor der Schaffung dieser Verfassung. Damit ist der Weg freigegeben worden für die Begründung der Verfassung für das Gesamtdeutschtum Rumäniens.

Als nach der Schlacht bei Mohatsch (1525) Siebenbürgen ein Fürstentum wurde und der Adel und die Szekler Madjaren sich als Landstände formten, war die Nationsuniversität der dritte Landstand, ohne den kein Gesetz geschaffen werden konnte. Der volksgestaltende Wille ist im sächsischen Volk im Oktober 1933 wieder lebendig geworden, so sehr, dass nun auch die übrigen deutschen Volksgruppen von ihm erfasst wurden. Weil die Gegenkräfte fehlten, konnte er sich hier reibungsloser durchsetzen, während er in Siebenbürgen unter schmerzhaften Wehen um Geltung ringt.

Ist es aber so weit, so hat die Universitas Saxonum sich in die Universitas Teutonum, in den Verband der Deutschen Rumäniens umgestaltet, und ihre Aufgabe wird es sein, den goldenen Freibrief zu erwirken, der im Minderheitenrecht der Deutschen Rumäniens seinen Niederschlag finden muss: in der kulturellen Autonomie zunächst, in der territorialen sodann und in der wirtschaftlichen, zum mindesten aber in der vermögensrechtlichen zuletzt, so dass diese neue Universität, wie einst die sächsische, Vermögen sammeln kann, um ihren Bestand über neue Jahrhunderte hinaus zu sichern. Zwar sind die Wälder (35,000 Joch) der sächsichen Universität von den Rumänen enteignet worden (sie besitzt noch einige Häuser in Hermannstadt). Es muss aber wieder möglich werden, dass, wie der Einzelne, auch der Volksverband Vermögen erwerben kann und frei darüber verfügen darf.

Der volksgestaltende Wille ist erwacht. Die sächsische Nationsuniversität erlebt eine Wiedergeburt in der deutschen Nationsuniversität, dem Verbande der Deutschen Rumäniens, an dem, trotz aller Hindernisse auch eigener Volksgenossen, seit dem Oktober 1933 gebaut wird.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Aussenpolitisches

Den Londoner »Times« ist zu entnehmen, dass die Sovetregierung die Baltischen Staaten aufgefordert hat, mit Russland einen gegenseitigen Hilfspakt abzuschliessen. Praktisch würde das eine Garantie der Grenzen der Baltischen Staaten durch Russlands Machtmittel bedeuten. Nachdem den Russen diese Garantie weder durch die Garantiepaktverhandlungen mit Deutschland und Polen im Jahre 1934, noch durch die als Hilfspakt gescheiterten Ostpaktverhandlungen gelang, war dieser einseitige Garantievorschlag zu erwarten, der nun im Rahmen der zweiseitigen französisch-russischen, tschechisch-russischen Pakte aufgezogen wird.

Die »Times« kennzeichnen diese Hilfeleistungsverpflichtungen als »Bündnisverträge neuen Stils«. Die Lage der Baltischen Staaten zwischen den Grossmächten, die etwa mit der Hollands, Belgiens oder der Schweiz zu vergleichen ist, weist auf die Notwendigkeit hin, jeder einseitigen Bindung aus dem Wege zu gehen und die gutnachbarlichen Beziehungen auszubauen. Mit Russland besitzen wir einen Nichtangriffspakt. Die neueste Stellungnahme Deutschlands während der Konferenz von Stresa öffnet Nichtangriffspakten mit den anderen Staaten im Osten den Weg. In diesem Zusammenhang kann auch auf die Erklärung des deutschen Aussenministers unserm Gesandten in Berlin E. Krievinš gegenüber hingewiesen werden, dass die Einstellung der deutschen Regierung gegenüber Lettland freundschaftlich und wohlwollend ist und bleiben wird, dass die deutsche Regierung sich von allem abgrenzt, was den freundschaftlichen Beziehungen störend sein könnte.

In diesem Zusammenhang entnehmen wir der »Gazeta Polska« grundsätzliche Äusserungen über die Politik im Osten: »Beck unterstrich in seiner Rede (im Völkerbund) besonders den Umstand, dass jetzt die Lage in Osteuropa von d e n Staaten geklärt werden solle, die sich früher dafür garnicht interessiert hätten, und mit Methoden, welche nicht mit dem Verhalten der anderen daran interessierten Staaten in Übereinstimmung gebracht werden können. Diese Methoden kann man auf Polen nicht anwenden; sie sind fehlerhaft, und Polen wird sich ihnen zu widersetzen verstehen. Zur Illustration möge die Tat-

sache dienen, dass Polen den Vorschlag, die Unverletzlichkeit der Baltischen Staaten ohne deren eigene Zustimmung zu garantieren, beiseite geschoben hat«.

Nun ist ein Garantievorschlag wieder auf der Tagesordnung, dieses Mal der direkten Entscheidung den Baltischen Staaten übergeben. Die Entscheidung der Regierungen, die von allergrösster Bedeutung für die zukünftige Entwicklung unseres Landes sein wird, wird wohl im Rahmen der gesamten osteuropäischen Lösung erfolgen.

Italienische Woche in Riga

Vom 7.—14. April fand in Riga eine italienische Propagandawoche statt, die durch eine Rede des italienischen Gesandten Dr. Mameli im Rundfunk eingeleitet wurde. Im Rahmen der Woche fanden mehrere Veranstaltungen, eine Ausstellung italienischer Graphik und eine Festaufführung von d'Annuncio's »Francesca da Rimini« statt, an der der Staatspräsident, der Ministerpräsident und das diplomatische Corps teilnahmen. Die angebahnten kulturellen Beziehungen wurden durch den römischen Sender auch den italienischen Hörern in Amerika bekanntgegeben.

Französisch-Baltisches Bankett

Im Rahmen des Französisch-Baltischen Vereins fand in Paris aus Anlass der Begründung der Baltischen Entente ein Bankett statt, an dem u. a. der französische Minister Marin und die baltischen Gesandten teilnahmen. In den Reden wurde auf die Bedeutung der baltischen Entente und die guten Beziehungen der Baltischen Staaten zu Frankreich hingewiesen.

Grosse Budgetrede des Ministerpräsidenten

Am 8. April hielt Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis eine Rede über die Sender Lettlands zum neuen Haushaltplan. Er betonte dabei: Während bis zum Jahre 1930 der Staatshaushalt ständig einen Überschuss gebracht habe, sei nachher immer ein Defizit zu verzeichnen gewesen, so dass alle Ersparnisse aufgebraucht seien. Durch grosse Sparsamkeit sei es gelungen, das Budget des vorigen Jahres mit einem ganz kleinen Defizit abzuschliessen. Ungeachtet dessen, dass der neue Haushalt erheblich grösser sei als der vorige, sei er dennoch richtig ausgeglichen und werde keinen Unterschuss aufweisen. Denn das wirtschaftliche Leben entwickle sich erfreulich, und die günstige Konjunktur des Jahres 1934 werde dem Staatshaushalt im

Jahre 1935 zu Gute kommen. Der Gesamtumsatz des Aussenhandels sei um 8 Millionen Lat angewachsen, obgleich durch den Preisrückgang der Butter eine Verringerung des Butterexportes von 21 Millionen auf 14 Millionen stattgefunden hat. Was die Landwirtschaft und die für das ganze Land wichtige Frage der landischen Kaufkraft anbelangt, so sei ein Anwachsen der Kaufkraft durch den konsequent durchgeführten Ankauf des Getreides seitens der Regierung zu verzeichnen. Vom angekauften Getreide seien schon zu Beginn 85.000 Tons exportiert worden, so dass für den Absatz des Restes keine Schwierigkeiten bestünden. Neue Einnahmen im Budget seien durch die Zollermässigungen zu erwarten, die solche Waren betreffen, welche wenig Valuta verlangen, aber grosse Zolleinnahmen erbringen.

Das Budget des Kriegsressorts sei erweitert worden, um die Lücken auszufüllen, die in den vergangenen Jahren auf diesem Gebiete entstanden waren. Doch dürfe man denen, die von drohenden Kriegen und Gefahren reden, kein Gehör schenken, denn dieses Gerede sei grundlos und leer.

Die Hauptaufgabe des neuen Haushalts sei, die Wirtschaft in richtige Bahnen zu lenken; daher müsse betont werden, dass die Landwirtschaft im weitesten Sinne die grösste und fast einzige Quelle unserer wirtschaftlichen Kräfte ist. Hier handele es sich nicht um den Bau einer oder zweier Brücken und Wege, sondern darum, ob es uns gelingen wird, die erzeugenden Kräfte unseres Landes zu erhalten, nämlich die Ertragfähigkeit, Kaufkraft und Zahlungsfähigkeit unserer Landwirtschaft. Dafür müsse der Staat sorgen. Durch Sparsamkeit und zweckmässige Verwendung der Mittel müsse erreicht werden, dass im Staatshaushalt kein Defizit mehr entsteht. Gleichzeitig werde der Wohlstand zunehmen und eine gesunde kulturelle Entwicklung beginnen.

Der Ministerpräsident spricht zu den Leitern der Jungscharen

Auf einer Schulungstagung der Leiter der Jungscharen sprach der Ministerpräsident. Ausgehend von dem in der Landwirtschaftskammer erfolgten Zusammenschluss aller landischen Arbeit, an der auch die Jungscharen ihren Anteil hätten, wies er auf die grosse Aufgabe der Arbeit an der Jugend hin, die den Tagungsteilnehmern gestellt sei. Der Hinweis der Leiters der Landwirtschaftskammer, dass diese Tagung keinen fertigen Arbeitsplan ergeben werde, erläuterte der Ministerpräsident dahin, dass auch in der Gründungsversammlung des Fascismus kein Programm vorhanden war, sondern nur Keime

einer Lehre und Gefühle. Es sei eine Lehre der Tat, die vollkommen unabhängig von Doktrinen im Laufe der Jahre selbst ihre Ausdrucksformen entwickle. Eindringlich sprach der Ministerpräsident von der Geschlossenheit der Arbeit im Lande, vom Willen, Opfer zu bringen und dem Ruf des Führers zu folgen. Den Begriff des Führers umriss er mit den Worten Romano Guardinis als den uneigennützigen Mann, der sich für die Seinen hingibt; der das Ziel und den Weg kennt, der unerbittlich ist, wenn die Arbeit es erfordert, doch nie herrisch und immer voll Ehrfurcht vor Freiheit und Persönlichkeit.

Die Leiter der Landwirtschaftskammer

Zum Präses der Landwirtschaftskammer wurde der bisherige Leiter der Jungscharen R. Dzērve, ein Landwirt, ernannt, zum Vizevorsitzenden Agr. J. Zariņš und zum Generalsekretär Agr. K. Saliņš.

Die Waldtage eröffnet

Am 27. April wurden die diesjährigen Waldtage eröffnet, deren Aufgabe es ist, in weiten Kreisen das Pflanzen und Säen von Bäumen zu propagieren. In diesem Jahre wurden durch Militär und verschiedene Organisationen hunderttausende von Bäumen gepflanzt. Alle grösseren Strassen erhalten Alleen. Alle öffentlichen Gebäude auf dem Lande sollen von Bäumen umgeben werden. Der Ministerpräsident eröffnete diese Waldtage mit einer Rede, in der er alle und besonders die Bauern auf dem Lande aufforderte, Bäume zu pflanzen und zu säen, abgeholzten Wald nicht brach liegen zu lassen und landwirtschaftlich nicht verwendbare Stellen mit Wald zu besäen, wie das das Waldressort des Landwirtschaftsministeriums mache. Man solle weniger an Denkmäler in Stein und Zement denken, als lebendige Denkmäler schaffen durch Arbeit. So sei Garibaldi ein Denkmal in Stein gesetzt worden, das Denkmal für Mussolini sei aber Italien selbst.

Der 15. Mai

wurde im ganzen Lande als Jahrestag der Erneuerung und Einigung Lettlands festlich begangen. Die Teilnahme der gesamten Bevölkerung an den Feiern und Kundgebungen, in denen dem Volksführer Dr. K. Ulmanis vielfach mit spontaner Begeisterung gehuldigt wurde, gestaltete sich zu einem eindrucksvollen Zeugnis dafür, dass die Tat des Ministerpräsidenten vor einem Jahr und die seitdem geleistete Aufbauarbeit in allen Schichten der Bevölkerung freudig bejaht wird.

Weitgehende Zollermässigungen

Am 4. April nahm das Ministerkabinett Änderungen und Ergänzungen zum Zolltarif an. Für die Zeit, da im Lande noch keine eigenen Früchte zu haben sind, wurde der Zoll auf Südfrüchte herabgesetzt. Ferner wurde der Zoll für eine Reihe technischer Erzeugnisse gesenkt, in erster Linie Automobile und Schreibmaschinen. Endlich wurde der Zoll herabgesetzt für solche Erzeugnisse, die von der örtlichen Industrie hergestellt werden, ohne dass diese eine natürliche Grundlage und Existenzberechtigung hat. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, die Erzeugnisse einer bei uns künstlichen Industrie aus den Staaten zu beziehen, wo diese Industrie natürlicher und grösser ist, damit in diese Staaten die Erzeugnisse unserer Landwirtschaft und unserer bodenständigen Industrie exportiert werden können. Dieser Beschluss der Regierung hat einen weiten Widerhall im In- und Auslande gefunden und wird erheblich zur Belebung des Handels beitragen.

Der deutsche Bischof über das Gemeindeleben

Auf zwei Versammlungen im Gewerbeverein gab Bischof D. Poelchau einen Überblick über das Leben der deutschen Gemeinden in Lettland. Im ganzen Lande gebe es 5 Kirchen, die den deutschen Gemeinden allein zur Verfügung stehen. Wo die Kirchen gemeinsam mit den lettischen Gemeinden benutzt werden, sei ein freundliches Verhältnis festzustellen. Besonders dringlich sei die Raumfrage für die Domgemeinde in Riga. Es konnte festgestellt werden, dass zum letzten Weihnachtsgottesdienst etwa die Hälfte der üblichen Besucherzahl auf den Gottesdienst verzichtet hat. Es seien 900 Sammelbüchsen verteilt worden; jedoch nur unter erheblichen Opfern könne an einen Neubau in der nächsten Zeit gedacht werden.

In der letzten Zeit sind 7 Pastorate neu erbaut worden, aber es mangelt noch sehr an Pastoraten, deren Vorhandensein ja gewöhnlich die Vorbedingung für ein gesundes Gemeindeleben ist.

Die Zahl der Teilnehmer am Gottesdienste und der Abendmahlsbesucher, führte der Bischof weiter aus, nehme ständig ab. Der sonntägliche Kirchgang sei längst keine Selbstverständlichkeit mehr. Die Konfirmationen seien eine gesellschaftliche Sitte geworden. Den Eltern fehle in den meisten Fällen das Verständnis für den Sinn der Konfirmation.

Die Geburtenziffer ist im vergangenen Jahre um 74 gestiegen, dennoch wurden nur 764 Geburten, dagegen 1103 Todesfälle verzeichnet. Der Bischof sieht den Grund dieser geringen Geburtenzahl in einem Fehlen des Willens zum Kinde. — Für die Armenpflege seien durch die Gemeinden Rigas 33.530 Lat ausgegeben worden. Es zeigt sich dabei, dass die Unbemittelten die stärksten Träger dieser Arbeit sind. Nur der vierte Teil der Gemeindeglieder zahlt die Kirchensteuer. Notwendig wäre eine freiwillige Besteuerung in der Höhe von 13% der allgemeinen Einkommensteuer. Almosen können nicht helfen, sondern nur Opfer. Es handelt sich um Glaubensfragen, die alle angehen, so dass keiner zurückstehen darf.

ESTLAND

Der Staatsälteste geht auf Urlaub

Der Staatsälteste Konstantin Päts begibt sich aus gesundheitlichen Rücksichten Mitte Mai für die Dauer eines Monats auf Urlaub. Zu seinem Aufenthalts- und Kurort hat der Staatsälteste die Stadt Truskawiec in Galizien gewählt, in welcher mineralische Heilwasserquellen mit besonders günstigen Eigenschaften vorhanden sind.

Estland erhält sein erstes staatliches Arbeitslager

Das estnische Landwirtschaftsministerium richtet in der Nähe der Eisenbahnstation Charlottenhof ein staatliches Arbeitslager für freiwillige Arbeitskräfte ein. Es sollen hier 1000 ha Unland mit Mineralboden kultiviert werden. Zum Leiter des Arbeitslagers ist ein Kulturtechniker des Landwirtschaftsministeriums ernannt worden. Die Leitung der erzieherischen Arbeit und der freizeitlichen Beschäftigung im Lager hat der estnische Christliche Verein Junger Männer zusammen mit dem allstaatlichen Verbande der estnischen Jugend übernommen. Im Lager sollen zunächst hundert junge Männer im Alter von nicht über 25 Jahren untergebracht werden, wobei in erster Linie im Dienste der Siedlungskommission stehende junge Grabenschneider angenommen werden sollen. Die Lagerdisziplin wird sehr straff sein.

Juristenkonferenz der Baltischen Staaten

In den letzten Tagen des März fand in Reval eine Tagung des gemeinsamen juristischen Büros der drei Baltischen Staaten statt. Die Ergebnisse dieser Tagung wurden in einem Protokoll zusammengefasst, das folgende Beschlüsse enthält:

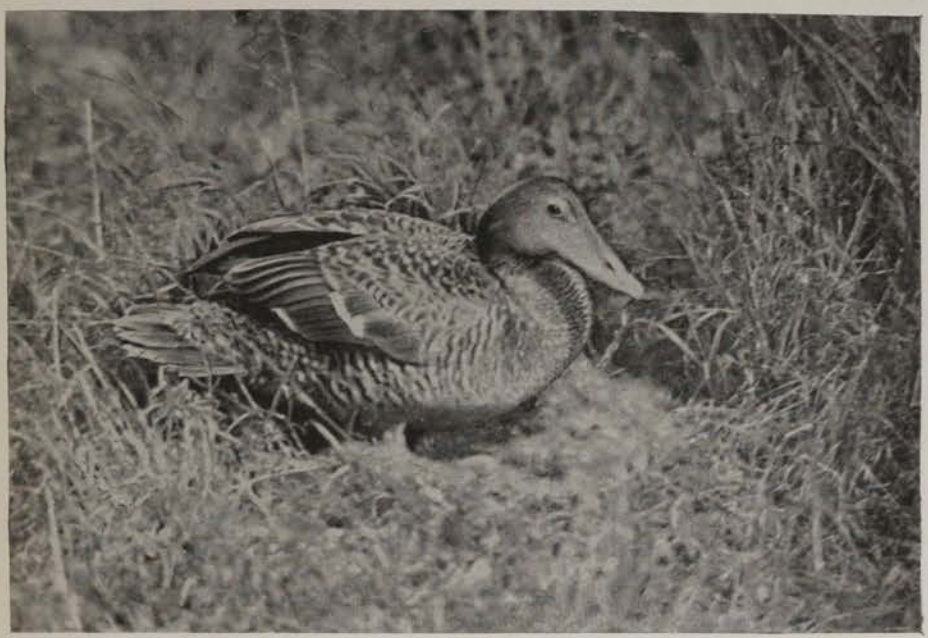
Auf dem Gebiete des Zivilprozesses wurde der Entwurf einer Konvention festgesetzt, nach welcher alle Urteile der Zivilgerichte der beteiligten Staaten im Gebiete aller dieser drei Staaten gleichermassen vollstreckt werden. Von dieser Bestimmung sind ausgenommen die Urteile, bei denen es sich 1. um ein Immobil handelt, das in dem Staate belegen ist, in welchem das Urteil zu vollstrecken ist, 2. wenn als Kläger oder Beklagter eine staatliche oder kommunale Behörde oder ein staatliches oder kommunales Unternehmen auftritt, 3. wenn es sich um eine Angelegenheit handelt, die in einem andern der drei Staaten überhaupt nicht vor die Gerichte kompetiert, 4. wenn seit dem Gerichtsurteil zehn Jahre vergangen sind, ohne dass eine Vollstreckung beantragt wäre, 5. wenn das Urteil Momente enthält, die mit der gesellschaftlichen Ordnung des Staates nicht übereinstimmen, in welchem das Urteil vollstreckt werden müsste, 6. wenn ein Urteil mit einem Gerichtsurteil in derselben Sache nicht übereinstimmt, das von einem Gerichte desjenigen Staates gefällt worden ist, in welchem das Urteil vollstreckt werden müsste.

Schiedsgerichtsurteile fallen gleichfalls unter diese Konvention. Ausgenommen sind von diesen Bestimmungen der Konvention alle Angelegenheiten, welche Autorenrechte, Patente, Warenzeichen oder Firmenrechte betreffen.

Weiter sieht der Konventionsentwurf vor, dass eine gerichtliche Verhandlung auf Antrag einer der Parteien unterbrochen werden muss, wenn gleichzeitig über dieselbe Streitsache in einem Gericht eines andern der beteiligten Staaten verhandelt wird.

Auf dem Gebiete des Strafrechts wurde ein Entwurf für eine Konvention angenommen, nach welchem Straftaten, die von derselben Person in einem andern der drei beteiligten Staaten begangen worden sind, bei Verhängung von Strafen ebenso berücksichtigt werden müssen, als seien sie in demselben Staate begangen worden, in dessen Gericht die Strafsache verhandelt wird. Zu diesem Zwecke werden die Justizministerien der drei Staaten einander gegenseitig laufend die von den Gerichten des betreffenden Staates erlassenen Strafurteile mitteilen. Die Gerichte erhalten das Recht, erforderlichenfalls sich direkt an ein Gericht eines der andern der beteiligten Staaten zwecks Einholung der nötigen Angaben zu wenden.

Ferner wurde beschlossen, eine Konvention über die gegenseitige Auslieferung von Verbrechern auszuarbeiten. Mit der Ausarbeitung



Eiderente (Somateria mollissima) Phot. F. E. Stoll

dieses Entwurfes wurde die lettische Gruppe des Büros beauftragt, die diesen Entwurf bis zum 1. Oktober d. Js. fertigzustellen hat.

Ebenso sollen die Methoden der Kriminalstatistik in den drei beteiligten Staaten vereinheitlicht werden.

Auf dem Gebiete des Konkursrechts wurde beschlossen, dass in allen drei Staaten gleichzeitig ein einheitliches neues Konkursrecht in Kraft zu setzen wäre.

Ferner wurde eine neue Redaktion der Hausordnung des Büros beschlossen, nach welcher das Büro eine bei den Justizministerien der drei Baltischen Staaten bestehende amtliche Behörde ist, deren Aufgabe es ist, die Vorarbeiten für die Vereinheitlichung des Rechts der drei Staaten zu leisten und entsprechende Konventionsentwürfe auszuarbeiten. Das Büro besteht aus drei Nationalgruppen (estnisch, lettisch, litauisch), von denen jede mindestens drei Glieder zählt, die vom Justizminister des entsprechenden Staates ernannt werden.

Der Zeitpunkt für die nächste Sitzung des Büros wurde auf den November dieses Jahres festgesetzt. Die Sitzung soll in Kaunas stattfinden.

Die estnische Presse zum russisch-französischen Nichtangriffspakt

Die estnische Presse beschäftigt sich nach wie vor sehr lebhaft mit aussenpolitischen Fragen, insbesondre mit dem bevorstehenden russisch-französischen Nichtangriffspakt. Im Zusammenhang mit den in der Presse gemachten Mitteilungen, dass die räterussische Regierung an die Regierungen Estlands, Lettlands und Litauens die Frage gestellt hat, ob sie sich dem russisch-französischen Pakt anschliessen würden, schrieb das »Päevaleht«:

»Die Pflicht zu gegenseitiger Hilfeleistung, zum Durchlassen fremder Truppen usw. ist von Anfang an im Völkerbundspakt enthalten gewesen. Diese im Völkerbundspakt enthaltenen Pflichten sind im Laufe der Zeit allerdings so ausgelegt worden, dass die Staaten das Recht haben, selbst darüber zu bestimmen, wie weit sie faktisch die Sanktionen ausnutzen wollen. Aber derartige Reservationen müssten auch auf den Ostpakt übertragen werden. Die Möglichkeit müssten wir besonders im Auge behalten, wenn uns die Frage nach der Teilnahme am russisch-französischen Vertrage gestellt wird. Dass uns eine Beantwortung dieser Frage nicht erspart bleiben wird, zeigt die Tatsache, dass Räterussland in dieser Hinsicht bei unsrer Regierung bereits den Boden sondiert hat, wie das die »Times« in der vorigen Woche berichteten«.

Und einige Tage später schrieb das »Päevaleht« u. a. folgendes: »Und hier ist der Punkt, den wir immer wieder betont haben, den man aber nie hat verstehen wollen: nämlich, dass die Baltischen Staaten schon zur rechten Zeit ihre Neutralität von den Grossmächten hätten garantieren lassen müssen. Jetzt ist es dazu wahrscheinlich schon zu spät. Früher hätten wir vielleicht noch die Möglichkeit gehabt, für uns eine zweiseitige Garantie unsrer Unabhängigkeit herauszuschlagen, sowohl gegen einen Angriff von Seiten Deutschlands als auch gegen einen Angriff von russischer Seite. Nun scheint aber diese letztere Frage vollkommen vergessen zu sein. Wir wissen wirklich nicht, wem wir dafür zu danken haben. Wenn jetzt aber ein Krieg ausbrechen sollte, dann werden wir wahrscheinlich eines schönen Tages wieder russische Truppen in Reval sehen. Unsre eigne Diplomatie hat sich hübsch aus den internationalen Verhandlungen ausschalten lassen, wo unser Dasein auf dem Spiele steht«.

Mit diesen gegen die estnische Diplomatie gerichteten Vorwürfen des »Päevaleht« war das »Vaba Maa« nicht einverstanden. In einer Erwiderung auf den oben zitierten Artikel des »Päevaleht« schrieb es u. a.: »Der Verfasser des Artikels hat nur das wiederholt, wovon bei uns um die Jahreswende 1918/19 ganz allgemein gesprochen wurde: Estland erkläre seine ständige Neutralität, und dann könne es sorgenlos wie in Abrahams Schoss leben.«

J. Poska (der erste estnische Aussenminister) glaubte schon damals, dass dieses sorgenlose Idyll nur einen Fehler habe: es fehle dieser Vater Abraham. Die Frage einer Neutralisierung der Baltischen Staaten hat noch vor einigen Jahren unter Einfluss des deutschen Gesandten in Riga, des Sozialisten Dr. Köster, der lettische sozialistische Aussenminister Cielens aufgeworfen, aber er erhielt einen Korb.

Solange H. T. (der Verfasser des oben zitierten Artikels des »Päevaleht«) nicht zeigt, wie er diese Frage besser als Cielens in Angriff nehmen will, kann er sich nicht darüber wundern, dass man über seine Ratschläge die Achseln zuckt. Besonders jetzt, wo England noch erklärt hat, dass es in Osteuropa keine neuen Verpflichtungen auf sich nehmen will.«

Orientierung nach Skandinavien

Ein Teil der estländischen Presse macht neuerdings für eine Annäherung an die skandinavischen Staaten Propaganda. So schrieb z. B. das »Uus Sõna«: »Schon damals wiesen wir darauf hin, dass eine Vertiefung der Beziehungen zu Skandinavien, insbesondere aber zu

Schweden für uns äusserst notwendig ist. Aber alle Dinge muss man mit dem richtigen Masse messen. Ein schwedischer Kultureinfluss und engere Beziehungen zu Skandinavien sind Dinge, die von unserm Standpunkt aus sehr begrüssenswert sind, die aber doch nicht alle andern für uns notwendigen Kultureinflüsse ersetzen und die politische Zusammenarbeit mit grösseren Staaten für uns unnütz machen könnten. Besonders haben wir darauf hingewiesen, dass Skandinavien allein gegen den bei uns herrschenden einseitigen deutschen Kultureinfluss kein genügendes Gegengewicht bilden könnte, so dass wir uns schon deshalb von dem französischen und englischen Kulturkreise nicht ganz abwenden müssen«.

Und aus Anlass einer Reise nach Stockholm, wo er auf einem Festaktus der schwedisch-estnischen, schwedisch-lettischen und schwedisch-litauischen Vereine die Festrede gehalten hatte, schrieb Jaan Tönisson im »Postimees«: »Als ich aufgefordert wurde, in Stockholm eine Rede zu halten, wählte ich absichtlich das Thema »Die balto-skandischen Sympathien vom Blickpunkt eines konsolidierten Europa«. Bei der heutigen Lage Europas, wo jeder Tag neue Überraschungen von internationaler Bedeutung bringt, hat man es für mehr als selbstverständlich gehalten, dass die kleineren und mittleren Staaten Südeuropas ihre bestehenden Interessengegensätze überwunden und sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben. Im balto-skandischen Gebiete, wo anstelle von ernstlichen Interessengegensätzen nur gemeinsame Interessen vorhanden sind, sollte es nun unerlaubt sein, auch nur in einer derartigen Richtung gehende Wünsche vorzubringen? Wenigstens müsste man doch beginnen, ernstlich zu erwägen, wie die balto-skandinavischen Völker gemeinsam solche Bestrebungen unterstützen und fördern könnten, die auf eine Befriedung und Konsolidierung Europas gerichtet sind. Auf welchen Grundlagen und auf welchen Wegen dieses geschehen kann, ist eine Frage für sich. Aber gerade für die kleinen und mittleren Staaten ist es eine Lebensfrage, dass Europa konsolidiert wird. Andernfalls würden in der Zukunft für die balto-skandischen Völker grundsätzliche Fragen entstehen, die für ihr staatliches Dasein verhängnisvoll werden könnten«. An einer weiteren Stelle seines Artikels schrieb Tönisson: »Und doch bedeutet das nicht, dass die Zusammengehörigkeit und die Solidarität der balto-skandischen Völker sich nur auf kulturelle Beziehungen und ideelle Sympathien wird beschränken müssen. Vielmehr stellt die politische Revolution Europas auch die balto-skandischen

Völker und darunter auch die Skandinavier vor die Notwendigkeit, sich entweder zu verbinden, um mit gemeinsamen Kräften ihre gemeinsamen Interessen zu verteidigen, oder aber einzeln dem Spiel der Starken ausgeliefert zu bleiben. Da hier die Wahl klar ist, so wird auch eine nähere politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit der balto-skandischen Völker nicht ausbleiben. Aber das kann man nicht über Nacht erwarten und auch nicht ohne die nötigen Vorbereitungen auf den Grundlagen einer ernstzunehmenden Gegenseitigkeit«.

In derselben Richtung liegt es auch, wenn das Dorpater »Uus Sôna« neuerdings mehrfach sich für eine Zusammenarbeit zwischen den Esten und den Finnland-Schweden ausgesprochen hat. In einem dieser Frage gewidmeten Artikel des »Uus Sôna« hiess es u. a.: »Das Hauptorgan der Schweden Finnlands, das Helsingforser »Hufvudstadsbladet«, referierte dieser Tage über einen Leitartikel des »Uus Sôna«, der von den Beziehungen zwischen den Esten und Finnlandschweden handelte. Das Blatt der Schweden hält die Vertiefung dieser Beziehungen in jeder Hinsicht für wünschenswert und konstatiert mit Befriedigung, dass in der letzten Zeit in dieser Beziehung manches erreicht worden ist. Aber das »Hufvudstadsbladet« hält es dabei für nötig, unbedingt zu betonen, dass eine derartige Vertiefung der Beziehungen nur auf kulturellem Gebiete erfolgen dürfe. Eine kulturelle Annäherung sei eine Sache, die man nicht mit politischen Bündnissen vermengen darf. Letztere befänden sich auf einer andern Ebene, und die Schweden Finnlands hätten keinen Grund, mit der Anbahnung eines solchen Bündnisses zu beginnen. Diese Abneigung gegen eine politische Annäherung ist charakteristisch für die Schweden Finnlands. Aber will das »Hufvudstadsbladet« denn nicht einsehen, dass gerade diese Zurückhaltung politischen Fragen gegenüber dasjenige ist, was auch eine kulturelle Annäherung hindert — oder wenigstens bisher gehindert hat«. Der Artikel schloss mit dem Appell: »Auch eine Zusammenarbeit der Esten und der Finnland-Schweden auf kulturellem Gebiet kann sich nur dann dauerhaft entwickeln, wenn die Esten es nicht nötig haben, mit dem Widerstande der Schweden auf politischem oder wirtschaftlichem Gebiete zu rechnen; und nur dann, wenn die Schweden Finnlands in uns nicht mehr die gefürchteten Mitspieler sehen, die sie auf den Weg einer schlüpfrigen baltischen Politik ziehen wollen. Mit andern Worten: Die skandinavische und die baltische Orientierung, die zwar nicht theoretisch, aber doch prak-

tisch in mancher Beziehung einander gegenübergestanden haben, müssten mit einander in Einklang gebracht werden. Wir sind gerne bereit, mit den Schweden Finnlands zusammenzuarbeiten, aber es sei gleich gesagt, wir fürchten, dass dabei keine grossen Erfolge gezeitigt werden können, wenn die Schweden sich mit derartigen Vorurteilen zu allen politischen Äusserungen verhalten und die Beziehungen mit uns nur auf bestimmte Gebiete beschränken wollen«.

Die estnische Presse und die Memelfrage

Sehr viel Beachtung findet in der estnischen Presse die Memelfrage, wobei die Stellungnahme der einzelnen Blätter dazu sehr verschieden ist. So schrieb das »Uus Sôna« zu dieser Frage: »Vor einigen Tagen hat das Kriegsgericht in Kaunas das Urteil im Grossprozess der Memeler Nationalsozialisten gefällt. Dieses Urteil lautete auf schuldig und enthüllt nicht nur vor der litauischen Öffentlichkeit, sondern auch vor dem Auslande die Pläne, die mit den Begriffen der Deutschen vom Ostraum in Zusammenhang stehen. Wenn schon das Urteil litauische Staatsangehörige betraf, die allerdings deutscher Volkszugehörigkeit sind, so machte das Deutsche Reich dasselbe doch gleich zu einer eignen Angelegenheit. Hitler hielt das Memeler Urteil für wichtiger als die Beratungen mit Simon, welche er unterbrach, um seinerseits über das Schicksal der Memeler Deutschen zu beraten. Am nächsten Tage fanden in Deutschland Protestkundgebungen statt«. Und am Schluss des Artikels hiess es: »Dieses sind nur einzelne ins Auge springende Beispiele dafür, wie das Deutsche Reich im derzeitigen Moment sich in die innere Angelegenheit eines Nachbarstaates einmischt. Es ruft die Unterzeichner des Memelstatuts zur Hilfe und fordert sie auf, gegen das von Litauen begangene »Unrecht« aufzutreten. Zu gleicher Zeit aber lesen wir heute, wie das Deutsche Reich versucht hat, Sir John Simon die ausserordentliche Bedeutung des Ostraums für Deutschland klarzumachen. Wenn derartige Hilfsmittel schon zur Anwendung kommen, dann haben nicht nur die benachbarten Litauer Grund sich Sorge zu machen, sondern auch dessen Nachbarn und auch wir, obgleich das Deutsche Reich in der letzten Zeit zwischen den Litauern einerseits und Lettland und Estland andererseits einen Unterschied zu machen sucht, indem es uns in eine annehmbarere Kategorie zählt«.

Das »Vaba Maa« schrieb zur Memelfrage in einem etwas andern Geiste: »Bei den derzeitigen Verhandlungen der englischen Minister

mit Deutschland ist die Memelfrage eine der wichtigsten. Sir John Simon hat Hitler direkt gefragt, ob er wegen Memel einen Krieg beginnen wolle. Hitlers Antwort lautete verneinend. Aber er fügte hinzu, er verlange unbedingt, dass das Memelstatut eingehalten werde«. Es folgt eine die Tatsachen ziemlich richtig wiedergebende Darstellung, auf welche Art das Memelgebiet zu Litauen gekommen ist, wobei zugegeben wird, dass Memel selbst eine rein deutsche Stadt ist und dass in deren Hinterlande Deutsche und Litauer wohnen. Und dann heisst es weiter: »Deshalb erhielten bei der Wahl im Jahre 1932 im Memeler Landtag die Deutschen die absolute Mehrheit. Diese Tatsache an sich hätte das Verhältnis zu Litauen noch nicht verdorben, wenn nicht die nationalsozialistische Welle die Aggressivität der Deutschen erhöht und die Litauer hätte fürchten machen, dass sie ihren Hafen auf dieselbe Weise verlieren könnten, wie sie ihn selbst gewonnen haben. Deshalb begannen sie im Jahre 1933 eine Gegenaktion, die jetzt den Grund zu der deutsch-litauischen Spannung bildet«.

Und der »Postimees« schrieb zur Memelfrage: »Wenn die Grossstaaten auf ihre Vorstellungen von Litauen eine verneinende Antwort erhalten sollten, dann werden sie augenscheinlich gezwungen sein, den Memelkonflikt vor den Völkerbundsrat zu bringen, der noch kürzlich einstimmig eine Resolution angenommen hat, in welcher die Heiligkeit internationaler Verpflichtungen unterstrichen wird. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf das Memelstatut könnte Litauen manchen peinlichen Augenblick bereiten«.

Dorpat, d. 1. Mai 1935. *Leo v. Middendorff*

Aus dem Schrifttum der Zeit

Aino Kallas: Sankt Thomasnacht

Am Vorabend des Thomastages aber gab es eine gewaltige Gasterei in der Ordensburg von Fellin, denn der Herr Komtur Goswin von Herike war kürzlich zurückgekehrt vom Revaler Domberg, allwo ihm nach dem Aufstand in der St. Georginacht die Kommende war übertragen worden. Und Goswin von Herike hatte eine grosse Schar Ritter und auch Domherren mitgebracht, sie zum Willkomm auf der Burg von Fellin zu bewirten, wie es ihrem Stande geziemte. Auf den Ordensburgen in Livland aber ist es schon von altersher Sitte gewesen, dass kein Adeliger — freilich auch kein Unadeliger! — ungetränkt und unbeschenkt wieder gehen durfte, sondern ein jeder mit

köstlichen Weinen und Geschenken weidlich bewirtet wurde. Denn die Komture und Vögte haben zu jener Zeit ein gar schwelgerisches Leben geführt, gleichwie Königsvasallen, prahlend mit Goldketten und Prunkgewändern, so dass sie bisweilen sogar drei Posaunenbläser vor sich aufziehen liessen, wie es Fürsten ansteht.

Der Komtur aber von Fellin, Herr Goswin von Herike, war der allerreichste unter den Komturen von Livland, und sein Besitz wurde auf dreissigtausend Rigische Goldmark geschätzt, ungerechnet das Silbergeschirr, und wogen allein seine güldenen Halsketten einundzwanzig ungarische Pfund.

Da war der grosse Saal in der Burg von Fellin gedrängt voll von Würdenträgern, hochgeborenen Rittern, Domherren und ihren Knappen, wie auch von den Kriegsknechten der Burg, denn diese tranken zusammen mit ihren Herren, des ferneren von Köchen und Aufträgern, sowie Bänkelsängern, die Liebesweisen singen mussten zum Ergötzen der Gäste.

Also war das Gelage in vollem Gang, ob es auch noch früh am Abend war, als Herrn Goswin von Herike Botschaft gebracht wurde, es bäte eine alte Frau aus dem Landesvolk um eine Unterredung mit dem Herrn Komtur selber.

Der Herr Komtur und die edlen Ritter um ihn her hatten aber soeben bis zu hundert Rigische Mark gewettet, ob einer der Domherren zwölf Bierkrüge in einem Zug leeren könne.

Und standen also in einer Reihe vor dem Domherrn die zwölf kleinen Zinnkrüge, gefüllt mit Bier, ein Krug aber vor seinem Mund, und wenn er diesen geleert, füllte ein anderer ihn schon geschwind aus einem neuen Kruge nach, und also immer fort.

Und war dieser Domherr schon von Natur aus sozusagen für solche Kurzweil vorherbestimmt, denn er war um die Mitte gemessen rund, wie ein weidliches Bierfass zu sein hat, und mochte man wohl glauben, dass Bier in ihm eine gute Statt fand.

Der Herr Komtur Goswin von Herike aber wurde unwirsch und rief:

»Das Weib soll warten!« Denn eben sollte durch des Domherrn Gurgel der sechste Krug gejagt werden, und das Wetten war just am allerhitzigsten.

Der Schildknappe aber sagte:

»Herr, sie hat wichtige Kunde für dich!«

Da rief Goswin von Herike, der noch ganz nüchtern war:

»Geh, frag sie nach ihrem Anliegen!«

Der Domherr aber war schon beim achten Kruge und blähte sich einem Frosche gleich, schwoll an, als würd' er aufgeblasen, und sein Gesicht war gedunsen, also dass die Augen aus ihren Höhlen hervorquollen, wie wenn sie ihrem Gefängnis entspringen wollten, oder als sollte ihn auf der Stelle der Schlag rühren.

Und die Herren Ritter um ihn her riefen immer fort:

»Noch fünfundzwanzig Rigische Goldmark!«

»Seht diesen Saufaus!«

»Hält dein Fassreifen noch?«

»Er trinkt sie aus, so wahr mir Gott helf'! Wahr und wahrhaftig!«

Da zeigte sich wieder der Schildknappe in der Tür, wie wenn er etwas sagen wolle.

Herr Goswin von Herike aber wurde gar zornig, weil man ihm sein Fest also störte, und er donnerte:

»Schweig! Jag das Weib fort!«

Im gleichen Augenblick erhob sich an der Saaltür ein Getümmel, gleichwie Handgemenge und Waffengeklirr, also dass der elfte Krug dem Domherrn in die falsche Gurgel kam und er anhob, sich heftig zu räuspern und in seinem Grimm den Bierschenk laut des falschen Spieles zu bezichtigen.

Keiner aber hörte auf ihn, denn im Festsaal herrschte Wirrsal, und etliche Reisige entblössten die Schwerter.

Da rief Goswin von Herike, der Komtur von Fellin:

»Stecket euer Schwert in die Scheide, ihr Tröpfe! Wer liess das Weib herein?«

Alle aber sahen an der Tür eine alte Frau stehen in der Tracht des Landesvolkes. Einige der Wächter waren beflissen, sie aufzuhalten, andere, ihr zu helfen, sie aber stand in grosser Verwirrung da, als wären ihre Augen geblendet von dem Scheine der Feuerfackeln und dem Anblick so vieler edler und hochgeborener Ritter.

Und Goswin von Herike sagte:

»Was heisst das? Bindet das Weib!«

Da aber reckte die Frau sich hoch auf und rief:

»Der Burg von Fellin dräut Gefahr, Herr!«

Goswin von Herike aber vernahm in der Stimme der Frau gar grosse Seelennot, und er schrak zusammen, gleichwie Belsazar bei

seinem Festgelage, da eine unsichtbare Hand ihr Menetekel an die Wand schrieb; denn der Alten Worte klangen wie Wahrheit.

Da befahl er, die Frau näher zu führen, und sagte:

»Seid still! Wer bist du, Frau?«

Und die Frau erwiderte:

»Mare, Valdekos Wittib.«

Und Goswin von Herike fragte:

»Was weisst du, Mare, von der Gefahr, die der Burg von Fellin dräut?«

Da antwortete Mare:

»Das Landesvolk hat sich erhoben, und ich kam, Euch zu warnen, denn eine neue Georginacht bricht über die Burg herein, und alle sollen des Todes sterben!«

Da sagte Goswin von Herike:

»Ist das die Wahrheit?«

Und Mare gab zurück:

»Wahrlich, es ist die Wahrheit, Herr!«

Und Goswin von Herike fragte mit finsterer Miene:

»Woher kam dir die Kunde, Weib?«

Hierauf gab Mare keine Antwort, sondern rief:

»Ich sehe: die Steinfliesen sind schlüpfrig vom Blute, und über der Burg von Fellin hängt eine rote Wolke aus Blutstropfen.«

Da rief Goswin von Herike, der Komtur von Fellin, über den Saal hin:

»Höret ihr die Rede dieser Frau, edle Ritter und Waffenbrüder? Finis festo! Das Landesvolk ist aufgestanden und hat der Burg von Fellin eine neue Georginacht zugedacht!«

Dann wandte er sich wiederum zu Mare und sprach:

»Nun wäge deine Worte, Weib, und rede dir nicht den Strick an den Hals! Stehet die Sache so, wie du sagst — woher dann kommt es, dass du, die du selber aus dem Landesvolk bist, deinen Stamm und deine Brüder angibst und sie verrätst?«

Mare aber blieb stumm, als mangle sie der Sprache. Und Goswin von Herike rief:

»Was kostet deine Botschaft? Was ist dein Preis? Oder hassest du deine Brüder, dass du sie vernichten willst? Ist dies ein Werk der Rache?«

Mare aber schwieg weiter, und nur Schamesröte stieg ihr dunkel in die Wangen.

Und Goswin von Herike sagte:

»Frau, zaudere nicht, wenn dir dein Leben lieb ist, sondern sag an, was du weisst!«

Da endlich tat Mare den Mund auf und gab Antwort:

»Ich will zuerst meinen Sohn, Herr!«

Aber Goswin von Herike fragte:

»Wer ist dein Sohn? Wie ist sein Name?«

Und Mare erwiderte:

»Imant ist sein Name.«

Und Herr Goswin von Herike fragte:

»Ist also dein Sohn mit unter den Aufrührern?«

Da aber schlug die Verzweiflung einer vernichtenden Sturzwelle gleich über Mare zusammen, und ein Zittern befiel sie.

Und sie schrie auf:

»Mein Sohn — rettet meinen Sohn!«

Da gebot Herr Goswin von Herike zum anderen Mal:

»Gib Antwort auf meine Frage: ist dein Sohn im Bunde mit den Aufrührern oder nicht?«

Und Mare antwortete:

»Ja, wahrlich, er ist mit ihnen im Bunde, sonst stände ich nicht hier, und er ist im ersten Schlitten.«

Da sprach Goswin von Herike:

»Ich gebe dir mein Wort als Komtur: dein Sohn soll mit dem Leben davonkommen! Und nun sag an, was du weisst!«

Und Mare — denn ihre Seele war gar krank vor Liebe zu ihrem Sohn, und alles andere deuchte sie ein Nichts — sagte aus:

»Morgen ist Thomastag, und das ist der Tag der Zinseinhebung. Aber wenn morgen die Bauern von Saccala ihr Zinsgetreide auf die Burg bringen, wird in den Zinssäcken kein Korn sein, sondern in jeglichem Sack ein bewaffneter Mann, denn ihr Anschlag ist, die Burg mit einem Handstreich zu nehmen, und mein Sohn ist im ersten Schlitten.«

Da fragte Goswin von Herike:

»Ist das alles?«

Und Mare gab zurück:

»Wahrlich, Herr, das ist alles!«

Da sprach Goswin von Herike:

»Weisst du nicht, dass du von Stund an wirst preisgegeben sein von den Deinen?«

Mare aber sagte zum anderen Mal, gleich als gäbe es in der ganzen Welt sonst nichts mehr:

»Er ist im ersten Schlitten! Imant, mein Sohn, ist im ersten Schlitten!«

Goswin von Herike aber, der Komtur von Fellin, wendete sich jetzt abermals den ritterlichen Herren und den Knechten zu und sprach:

»Habt ihr alles gehört? O, diese treulosen Seelen und zwiegespaltenen Otterzungen! Ohn' Ende sollen sie in der Hölle schmachten!«

Und er sprach zu den Seinen:

»Sind wir nicht Christi Streiter?«

Da antworteten die Ritter wie aus einem Munde:

»Wahrlich, wir sind Christi Streiter!«

Und zum anderen rief Goswin von Herike:

»Sind jene nicht Christi Widersacher?«

Und wieder gaben die Ritter zurück:

»Wahrlich, sie sind Christi Widersacher!«

Da sprach Goswin von Herike:

»Also lasset uns denn ohn' Verzug über sie herfallen, wenn sie kommen, in Christi und der Heiligen Jungfrau Namen! Dein Wille geschehe in Ewigkeit, Amen!«

Und weiter rief er:

»O selige Jungfrau, nun zeig es, dass du unsere Mutter bist — o selige Jungfrau, nun zeig es, dass du unsere Mutter bist!«

Also funkelten da, wo eben erst süsser Wein geströmt war und Sangesweisen geschallt hatten, die Schwerter der Männer, bereit, den Feinden, die gleichermassen Feinde Christi waren, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, denn der Herr wird seinen Widersacher mit dem Hauch seines Mundes vernichten.

Zu Mare aber sprach Goswin von Herike, der Komtur von Fellin:

»Weib, dir soll dein Sohn geschenkt sein!«

Und zu den Knechten der Burg sprach er:

»Ihr steht mir ein für die Frau!«

Und zum anderen Mal zu Mare:

»Ich sichere es dir zu auf mein Wort als Komtur: du sollst deinen Sohn behalten!«

Goswin von Herike aber, der mächtige Komtur von Fellin, liess nun in Hast die Burgknechte zusammentrommeln wie vor einer jachen Gefahr und sie zum Angriff waffnen, gleich wie mit Harnischen Got-

tes, auf dass sie bereit seien, die heimtückischen Überbringer der Pflicht an Korn zu empfangen, wenn diese sich gleich Teufeln zum Überfall schickten.

Aber siehe, also, also schirmet Maria ihr Livland! Also, also stehet die Gebieterin der Welt auf der Wehr für ihr Land, an dem sie Wohlgefallen hat! Hat sie nicht dem Grossfürsten von Nogardien die Beute aus den Händen gerissen, da er als der erste Livland plünderte? Hat sie nicht Lembitu und andere Älteste des Landesvolkes geschlagen?

Jetzt aber ziemete es, den Gänsekiel in einen stärkeren Saft zu tauchen denn in der Galläpfel bleichen Saft, auf dass er die Zinsabgabe von Fellin zu schildern vermöge. Siehe! Die Quellen sind verstopft gewesen vom Blut, in den Schlossbrunnen hat das Wasser blutfarbig gestanden, und sind Schlittenfuhren randvoll von Köpfen junger und starker Männer gewesen, gleichwie von runden Ackerkieseln, da die Vorsehung ihre boshaftigen Tücken zuschanden werden liess.

Denn kaum waren die falschen Zinsträger von Saccala samt ihren Schlitten und Säcken im Hofe, als schon die Tore hinter ihnen zuschlugen, den Hebebäumen einer Falle gleich, wenn sie niederfallen. Da blieb ihnen kein Weg zur Flucht offen, nein, zusammengepfercht waren sie gleich einem Stall voll böser Pferde und Feinde Gottes.

Und die Burgknechte rannten ohne Verzug aus ihren Verstecken und fielen mit aller Gewalt über sie her, denn dieser Kampf ging ums Leben.

Und bei ihrem Ansturm riefen die Kriegsleute, gleich ihrem edlen Komtur, Herrn Goswin von Herike:

»O selige Jungfrau, zeig es, dass du unsere Mutter bist, o selige Jungfrau, zeig es, dass du unsere Mutter bist!«

Nun aber hob ein gar absonderliches Schauspiel an, da plötzlich zweihundert tote Säcke, in denen angeblich Zinskorn sein sollte, unversehens Leben bekamen.

Da schnellte gar mancher Sack in die Höhe gleich wunderlichem Getier ohne Kopf und Fuss, und fiel wieder zusammen; andere bauschten sich heftig nach allen Seiten auf, als wären sie dem Bersten nahe; wiederum andere rollten, sich überschlagend, vom Schlitten zur Erde.

Etliche der Säcke aber schnitten sich an der Seite auf und taten kund, was darinnen sich barg. Da kam etwa eines Mannes Kopf samt

den Schultern aus den Schlitzen der Säcke hervor, oder auch eines Mannes Arme, oder auch nur des Mannes zappelnde Beine, indessen der Sack noch den Kopf bis über die Ohren bedeckte.

Auch konnte man wohl sehen, wie ein Kriegsknecht und ein Sack hitzig zusammenstiessen und im Handgemenge am Boden rollten, dieweil aus dem Sack heraus zwei Hände den Kriegsknecht an der Gurgel packten.

Und ist seit der Erschaffung der Welt ein solcher Kampf nicht erhört worden, also dass Säcke mit Menschen rangen.

Aber nur gar wenigen glückte es, ihren Sack aufzuschlitzen und sich in das Kampfgetümmel zu stürzen, denn stracks eilten die Kriegsknechte von Sack zu Sack, ehe denn sich diese vom Boden der Schlitten erhoben, und rannten mit Spiessen und Schwertern einen nach dem anderen durch und durch.

Die Säcke aber, welche eine Speerspitze oder Schwertschneide bereits tödlich getroffen, hoben an sich im Todeskampf auf dem Burghof zu wälzen, grauenvoll schreiend, gleich abgestochenem Schlachtvieh, und der Sterbenden Blut färbte sie rot wie im Schlachthaus die Häute.

Und die Burgmannen höhnten laut:

»Hört doch das Zinskorn, wie es im Sacke schreit!«

Und ist der Hof der Ordensburg von Fellin gleich einem einzigen Höllenkessel gewesen, darin Krieger und Säcke, durchgehende Pferde und Fuhrleute wild durcheinander brodelten, indessen der Teufel samt seinen Gehilfen sie mit Stecheisen verfolgte und zurück in den Kessel stopfte. (Denn es sind auch die Fuhrleute, da sie sich umzingelt sahen, mit dem Mut der Verzweiflung draufgegangen.)

Da aber auch im letzten Sack das Schreien verstummt war, kam Goswin von Herike, der Komtur von Fellin, mit seinen siegreichen Burgknechten, und frohlockend zählten sie der Feinde Leichname, deren Zahl über dreihundert ging, und lobpriesen den Herrn.

So endete die blutige Zinsabgabe in der Burg zu Fellin am St. Thomastag Anno 1343.

UMSCHAU

Bachs Johannes-Passion in Riga

Im Gedenkjahr des Thomaskantors, am 12. und 14. April 1935 wurde in der Rigaer Petrikirche Bachs Passion nach dem Evangelisten Johannes zur Aufführung gebracht. Seit dem Kriege die erste grosse kirchenmusikalische Veranstaltung. Der Raum der Petrikirche gestattet die übliche Postierung der Musiker auf dem hier viel zu engen Orgelchore nicht. Sänger und Orchester mussten im Altarraum untergebracht werden. Auf die Mitwirkung der Orgel galt es Verzicht zu leisten. Ihre Stelle vertrat ein Pedalharmonium, und statt des Cembalo diente ein Tafelklavier, dessen etwas dünner Ton bei der Begleitung der Rezitative gute Wirkungen auslöste. Die Frauenstimmen waren durch einheimische Kräfte besetzt (Frau v. Dombrowski-Christiansen und Frl. Olly Mentzendorff), für die Tenor- und Basspartieen waren dank freundlichstem Entgegenkommen auswärtiger Stellen zwei Gäste (Matthéi und Kaiser) gewonnen worden, die ausserordentlich viel zum glücklichen Gelingen des Werkes beitrugen. Die Gesamtleitung lag in den Händen des Organisten Hans Grohmann, dem uneingeschränkte Anerkennung für seine Leistung gebührt.

Es bedeutete durchaus ein Wagnis, mit einem hierzu zusammengebrachten Chor, fremden Solisten und einem der Musik Bachs mehr oder weniger fremd gegenüberstehenden instrumentalen Tonkörper eine so bedeutsame musikalische Aufgabe zu lösen. Sie ist gelöst worden, weil der rechte Geist die Ausführenden beseelte, die rechte Hingabe an die Sache alle Beteiligten erfüllte. Die Deutsch-baltische Volksgemeinschaft, die sich mit ihrer Autorität hinter die gute Sache gestellt hat, verdient den Dank der Volksgenossen, für die mitten in der Zeit weltanschaulicher Spannungen die Sammlung um den Geist und Gehalt eines grossen Bachwerkes an der Schwelle der Karwoche ein Mittel wahrhafter Erbauung und stiller Einkehr geworden ist.

Vielleicht ist der ethische Ertrag der zwei Bachfeiern in der Kirche noch höher zu bewerten als der rein künstlerische. Dass vom Standpunkt streng künstlerischer Gesichtspunkte aus mancherlei zu wünschen übrig blieb, sowohl in der letzten Ausfeilung der Chorpartieen, als vor allem in der Darbietung des instrumentalen Teiles der grossen Passion, wird niemanden, der die Verhältnisse kennt, Wunder nehmen können. Aber die kleinen und grösseren Mängel wiegen leicht im Vergleich zur Fülle geistiger und religiös-erbauender Kräfte, die durch Bachs Musik ausgelöst worden ist.

Die grossen Passionen des Thomaskantors sind als Gemeindefeiern gedacht und geschaffen. Kein Konzertpublikum, sondern eine anbetende christliche Gemeinde ist Trägerin und Empfängerin der seelischen Kräfte, die durch die Vertonung der Passion des Herrn ausgelöst werden. Demgemäss war von Eintrittspreisen abgesehen worden. Auch der unbemitteltste Volksgenosse sollte die Möglichkeit haben, diese Feierstunden mitzuerleben. Und sie kamen über Erwarten zahlreich, die mit Herz und Hand die Aufführung tragen halfen. Eine ergriffene Gemeinde feierte das Andenken des Leidens und Sterbens ihres Herrn. Die über die Jahrhunderte hinaus wirksame, aus gläubigem Herzen eines echt evangelischen Christenmenschen hervorströmende Passionsmusik verfehlte ihre Wirkung nicht.

Bach ist in der Vertonung gerade der Passion nach Johannes sorgsam darauf bedacht geblieben, den Charakter des vierten Evangelisten zu wahren, der die übermenschliche Herrlichkeit des Heilandes zu betonen nicht müde wird. Die inhaltliche Grösse und Weihe des heiligen Stoffes erfährt durch diese Absicht noch eine besondere Vertiefung. Durch die Tonsprache des Meisters gewann auch der unbefangene Hörer einen unmittelbaren Eindruck von solchen letzten, in Worte kaum noch zu fassenden Tatsachen. So wurde die Darbietung der Passionsmusik Bachs zur Predigt. In einer Zeit, da viele irre zu werden drohen an der Geltung christlicher Glaubensgehalte, bedeutet das einen Dienst von grundlegender und grundsätzlicher Bedeutung. Der vierte Evangelist ist zudem in besonderer Weise der Apostel der Liebe. Das Erlösungswerk des Heilandes als Tat ewiger Liebe glaubhaft zu machen, ist ihm Herzenssache. Auch von hier aus betrachtet ist die durch das Mittel Bachscher Passionsmusik dargebotene Verkündigung eine wirkliche Botschaft und damit ein Dienst am Volkstum gewesen, für den wir dankbar sein müssen, inmitten einer von Hass und Hader zerrissenen Zeit.

V. C.

BÜCHERBESPRECHUNG

Aino Kallas, St. Thomasnacht. Kleine Bücherei. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1935. Preis Ls 1,20.

St. Thomasnacht. Der missglückte Handstreich der estnischen Bauern auf Schloss Fellin, verraten durch verirrte Mutterliebe. Ein Stück baltischer Heimatgeschichte von greller Dramatik hat die finnische Dichterin in dieser packenden Novelle gestaltet. Noch zuckt das Land unter den Nachwehen des grossen Estenaufstandes vom Jahre 1343, noch glimmt der Funke des unbändigen Freiheitswillens unter der zähen halbheidnischen Bevölkerung, während die deutschen Ordensritter sich bereits Herren im wiedergesicherten Lande wähnen. Boten gehen heimlich um, rufen die Jungmannschaft auf zum verwegenen Überfall: in Säcken verborgen sollen die Verschwörer zum Zinstage die Ordensburg überrumpeln.

Das ist der Hintergrund, auf dem sich balladenhaft zusammengedrängt die Handlung abrollt. Durch die liebende Selbstsucht einer einzigen Frau rinnt das vergeblich geopferte Blut von Hunderten der wagehalsigen Bauern; der Sohn selbst, um dessentwillen alles geschah, stürzt sich von den Zinnen der Burg, um am Verrat keinen Teil zu haben und im Tode wenigstens mit den Genossen vereint zu sein.

In leidenschaftlicher Anteilnahme an dem tragischen Geschick des unterlegenen Estenvolkes ist die Novelle geschrieben, aber frei von jeglichen billigen Ausfällen. Und so wird das kleine Werk über seine künstlerische Bedeutung hinaus (welche nur ab und an durch die übersteigerte Stilform des angenommenen geistlichen Chronisten mit seinen reichlichen Anrufungen der Mutter Gottes etwas gemindert wird) gerade dem baltisch-deutschen Leser zu einem lebendigen Ausschnitt der eigenen Vergangenheit, da von Volk zu Volk im blutigen Widerstreit der Kampf um die Heimatscholle ausgetragen wurde. *Bosse*

Christian Jenssen, Hans Friedrich Blunck, Leben und Werk. Buch- und Tiefdruck-Gesellschaft m. b. H., Berlin. 164 Seiten.

Das Werk Hans Friedrich Bluncks hat in dem Masse, wie der Name des

Dichters, zuerst umkämpft, immer mehr an Geltung gewann und endlich den Klang repräsentativer Bedeutung innerhalb des gegenwärtigen deutschen Schrifttums erhielt, eine Reihe von Untersuchungen und charakterisierenden Darstellungen erfahren. So hat u. a. Otto Ernst Hesse den nordischen Zug in der Dichtung Bluncks herausgestellt und im Zusammenhang mit dessen Leistung von einer Nordischen Renaissance gesprochen.

Als »Bekenntnis« und als »Dank« an das Werk des Dichters ist das vorliegende Buch von Christian Jenssen geschrieben. Als Siebzehnjähriger bereits veröffentlicht Jenssen (nach dem Erscheinen des »Hein Hoyer«) seinen ersten Aufsatz über Blunck. Von Werk zu Werk verfolgt er den Aufstieg, ist Mitarbeiter, auch Mitkämpfer. Ein zäher Glaube lässt ihn in Tagen harten Ringens nicht zweifeln. Und da sein Glaube Bestätigung, seine Hoffnung Erfüllung gefunden hat, drängt es Jenssen, den zurückgelegten Schaffensweg Bluncks zu überschauen und so einen Ausblick auch in die noch bevorstehende Bahn des Schaffens und der Wirkung zu gewinnen.

Aus dieser unmittelbaren Anteilnahme, aus diesem brennenden Mitleben mit Dichter und Mensch wächst die Bedeutung des Buches. Ob Jenssen von dem alten, an der Nordseeküste Schleswig-Holsteins beheimateten Bauerngeschlechte der Bluncks erzählt, von den Eltern des Dichters, von der Kindheit in der holsteinschen Landschaft und in Hamburg mit seinen Docks, Werften, Speichern, Grossdampfern, mit seinen Dünen hinter Blankenese; ob Jenssen von der Schulzeit mit der Auflehnung gegen die Bevorzugung der Römer und Griechen, von der Jugendbewegung, der Studentenzeit und dem Kriege spricht; ob der Verfasser das Leben auf Bluncks in Ostholstein belegenem Hof Mölenhuus schildert, »von der bezaubernden holsteinischen Landschaft der Hügel und Seen, der Wälder, Äcker, Weiden und Knicks umwellt«, — alles trägt den Stempel lebendigen Kontaktes und intimen Verstehens. Und wie das Werk Bluncks in engem Zusammenhang mit dem unmittelbaren Leben des Dichters steht, schafft Jenssen durch die Darstellung des Lebens die Ansatzfläche zur Erschliessung der Werke. Freilich erscheint demgegenüber die geistesgeschichtliche Grundlegung, die nur in knapper Skizze gegeben wird, in geringerem Masse ergiebig. Dem flüchtigen Versuch gelingt es nicht, die gewaltigen Stoffmassen zu gliedern und zu knapper Deutlichkeit zu straffen.

In den Vordergrund der Betrachtung rückt der Verfasser mit Recht die auflodernde Fackel eines neuen Glaubens, der das Werk beseelt, den Rhythmus beschwingt, die Bilder ballt, die ethische Schwungkraft entzündet.

Von zentraler Bedeutung sind ihm die Märchen. Jenssen charakterisiert die neuartige Märchengestaltung als Ausdruck eines »eindringlichen und im mythologischen Sinne durchgebildeten Glaubens, einer die höheren und niederen Ordnungen des Lebens umfassenden Weltinnigkeit«. Diese Weltinnigkeit, die keinesfalls eine Ablehnung des Unendlichen und Übersinnlichen bedeutet, vielmehr den Glauben an das Übersinnliche in sich begreift, ja geradezu die Voraussetzung für den Aufschwung zu dem Unendlichen bildet, bezeichnet Jenssen als das Grunderlebnis Bluncks, das sich ebenso in den Romanen wie in den Märchen, in den Balladen wie in der Lyrik auswirkt. Aus der Märchenschöpfung entwickelt sich bei Blunck öfter die epische Erzählung. Das weist Jenssen inbezug auf die »Urvätersaga« nach, für die das Märchen »Spukhafte Nacht« gleichsam den mythologischen Grundriss bietet.



Steinwälzer (Arenaria interpres) Phot. F. E. Stoll

Auch die Sprache der Märchen, die dem volkhaften Urgrunde entstammt, zeichnet vielfach den Charakter der Sprache in den reifen epischen Werken vor.

Das Mythische bestimmt auch das Drei-Werk »Werdendes Volk«. Hier ist es aber auch die Versdichtung, deren Bedeutung Jenssen für das epische Werk des Dichters hervorhebt. Der Aufbau wird mit dem Gestaltungsprinzip der Ballade in Zusammenhang gebracht. In balladeskem Zuge fügen sich die Bilder aneinander, im Wechsel von Dunkel und Helle, untermalt von oft mythisch gefassten Naturschilderungen. Jenssen schreibt: »Die Form dieser Dichtungen ist also locker, vielfältig verästelt, mitunter scheinbar zerrissen, der Rhythmus wechselt oft sprunghaft zwischen gewaltigem Brausen, schwerdumpfem Dröhnen und feinster Inbrunst des Singens, schluchzender Schwermut und eines tiefatmigen, leis klopfenden Herzschlages. Aber diese Aufgelockertheit der Form ist nicht willkürlich, sondern elementar, nicht planlos und wild gewachsen, sondern von einem ruhenden Mittelpunkt aus wie voll prächtiger Blüten und Blätter sich verzweigend«.

Zum Schluss führt Jenssen in das neueste gross angelegte und durch die Wucht seiner Darstellung packende Werk Bluncks ein — »Die grosse Fahrt«, das seinem historisch reizvollen Vorwurf nach die Aufsegelung Amerikas zwanzig Jahre vor Kolumbus behandelt.

Aus dem Buche Jenssens: aus der Schilderung des Menschen Blunck und seines Lebens, aus der Betrachtung seiner Werke sowohl ihrer inneren Bestimmtheit nach, wie auch ihrer mit dieser organisch verbundenen Form erwächst das Bild eines nordischen Dichter- und Kündertums, eines starken und brennenden neuen Glaubens, der steil über den rationalen Intellektualismus und den Materialismus der Aufklärungszeit wie der jüngsten Vergangenheit hinausstrebt. *O. v. Petersen*

N. Treumuth — O. Liiv: Polonica im Estnischen Staatlichen Zentralarchiv. Anhang: Polonica in anderen Archiven Estlands. Publikationen des Estnischen Staatl. Zentralarchivs Nr. 1, Tartu 1931.

Das Estländische Staatliche Zentralarchiv ist eine Schöpfung des Estnischen Staates und ist aus der örtlichen Zentralisierung der auf estnischem Boden befindlichen Ritterschafts- und Gouvernementsarchive entstanden. Die vorliegende Bestandsaufnahme von Polonica im Besitze des Zentralarchivs erfolgte auf Grund dieser einzelnen Archivkontingente. Der Untersuchung jedes Archivs wird seine kurze Geschichte und eine Aufzählung der bisherigen Publikationen und Darstellungen aus seinen Materialien vorausgeschickt, dem sich eine kurze Charakteristik der Registratur anschliesst. Die Polonica werden meist nur in Auswahl und nicht in vollständiger Aufzählung verzeichnet. Den noch unveröffentlichten Urkunden ist ein ausführliches Regest beigegeben, während bei den bereits veröffentlichten nur der Inhalt vermerkt ist unter Anführung der Edition. Genau ist die Beschreibung der Ausfertigung des Stückes.

Berücksichtigt werden nicht nur die auf die eigentliche polnische Epoche Livlandes bezügl. Materialien v. 1557—1627, sondern sämtliche Polen als Staat und Volk betreffenden Stücke bis in die Neuzeit. Die Akten geben demnach ein interessantes Bild des Ablaufes und der Art der Beziehungen Polens zum baltischen Gebiete. Mit wenigen Ausnahmen handelt es sich um Fragmente, die ohne Hinzuziehung anderweitiger

Archive kein geschlossenes Bild ihrer Zeit vermitteln könnten. Dieses erklärt sich aus der geographischen Lage und der politischen Geschichte der Entstehungsorte dieser Archive. Umso wertvoller ist für den Bearbeiter polnischer Geschichte dieser Führer, der ihm viel Zeit und Mühe erspart. Die Publikation hat daher in den polnischen Fachkreisen dankbare Aufnahme gefunden.

Aus den einzelnen Beständen sei in Kürze auf folgende Materialien verwiesen:

Die Einleitung ist zweisprachig — estnisch und deutsch; Urkunden und Regest werden deutsch gegeben »in Rücksicht auf die vorauszusetzende Leserschaft« und »da Deutsch auch grösstenteils die Sprache der Dokumente ist« (S. 10). Russisch werden nur die Titel der Stücke aus den russischen Verwaltungsarchiven gebracht. —

Anlass zu dieser Publikation gab »die Tatsache..., dass das polnische Zeitalter in unserer Geschichtsforschung eine verhältnismässig recht unzulängliche und stellenweise unrichtige Wiedergabe gefunden hat.« Urkundenpublikationen gäbe es »im Baltikum für die polnische Zeit in verhältnismässig sehr geringem Umfang« (S. 9).

Der Publikation ist ein zusammenfassender Überblick über »Die historischen Beziehungen zwischen Polen und Estland« vorausgeschickt, der im Gesamtüberblick interessant ist, im Einzelnen aber einiger Zurechtstellungen bedarf.

Als ein »durch tendenziöse Anschauung bedingter Irrtum« (S. 30) wird bezeichnet, dass man in baltischen historischen Kreisen versucht habe, die Rekatholisierung und Polonisierung zu identifizieren. Dagegen wird hervorgehoben, dass erst die Jesuiten dank Erlernung der estnischen Volkssprache estnisch gepredigt hätten und die Gegenreformation »für die Esten Belebung und Vertiefung der Glaubenskultur« bedeutete. Eine Diskussion über dieses Thema erscheint wegen noch nicht voll erfasstem Aktenmaterials verfrüht. Die Gegenreformation hat auch in Estland in Gegenwehr der Forderung der Evangelischen nach der Predigt in der Volkssprache diese Tatsache berücksichtigt. Dass die Reformation es zuerst tat, ist wohl durch die v. Johanson und Weiss erfolgte Aufdeckung des estnischen Katechismus a. d. J. 1535, der also bereits zu Unterrichtszwecken hergestellt ist, widerlegt. Die katholischen Kirchenvisitationen aus zwei auseinanderliegenden Zeiten (1584 und 1613) sind als einseitiges Material kein Beweismittel gegen tendenziöse Darstellung. Die noch heute in Polen übliche Identifizierung von Katholisierung-Polonisierung ist von den Zeitgenossen empfunden worden, da der Träger der katholischen Bestrebungen der polnische Staat war und Anhänger dieser Kirche Nationalpolen. Der Jesuitenorden allerdings setzte zumeist Zöglinge des deutschen Braunsberger Kollegs in Livland an.

Gesondert wird eine Übersicht der bisherigen Publikationen und Darstellungen gegeben, die mit dem hier vollständig zitierten Satz schliesst »Etwa gleichzeitig gab in der Zt. Olion Nr. 8/1930 Dr. phil. J. Vasar in einer Abhandlung in estnischer Sprache »Die »schlechte« polnische und die »gute« schwedische Zeit« eine zusammenfassende Charakteristik der tendenziösen Darstellung der deutsch-baltischen Geschichtsschreibung und zeigte, von welchen unrichtigen Voraussetzungen sie ausgegangen ist.« Prof. Ludw. Kolankowski bemerkt hierzu im Archeion IX S. 70—73: »Schon aus dem historischen Überblick geht die sehr charakteristische Feststellung hervor, dass die sogen. polnische Epoche in

der Geschichte Estlands in der deutschbaltischen Historiographie tendenziös dargestellt worden ist.«

Dem aufmerksamen Leser der Literaturübersicht dürfte in dem Zusammenhang ein wenig auffallen, dass trotz der Behauptung des allzu spärlichen (S. 9) Interesses der baltischen Geschichtsforschung an der polnischen Zeit Livlands, das sich aus hier nicht zu besprechenden geschichtsphilosophischen, archivtechnischen und politischen Gründen erklärt, fast sämtliche Publikationen und Abhandlungen dem Fleiss und der Forschung deutsch-baltischer Historiker entstammen. Die hier aufgeführten polnischen Aufsätze von Klodzinski und Prohaska befassen sich mit ziemlich müssigen Polemiken in Spezialfragen, ohne die Forschung wesentlich zu fördern, die Arbeiten Manteuffels, eines polonisierten Deutsch-Balten, behandeln vorwiegend das heutige Latgale. Gerade die einzige polnische Publikation ist nicht neu (Dogiel V!), und welche Schätze birgt dabei Polen für die livländische Geschichte!

So erscheinen denn all die Angriffe müssig, ohne aktenmässige Beweisführung, während das Positive dieser Publikation in dem mit Fleiss und Sorgfalt durchgeführten Bestreben liegt, wirklicher wissenschaftlicher Arbeit ein Hilfsmittel zu bieten.

Herta v. Ramm-Helmsing

Estnische Volkssagen. Ins Deutsche übertragen von Carl von Stern, mit einem Nachwort von Prof. Dr. Lutz Mackensen. Druck u. Verlag der AG. »Ernst Plates«, Rīgā, M. Monētu ielā 18, 1935. (=Veröffentlichungen der Volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga, Band I.) 247 S. 8°.

Um es kurz auszudrücken: eine ganz ausgezeichnete Sagensammlung; ausgezeichnet sowohl in wissenschaftlicher Hinsicht wie auch als Unterhaltungslektüre. Wir haben hier ein Buch vor uns, das einen wirklichen Querschnitt durch die gesamte Sagenwelt der Esten bietet. Der Reichtum und die Verschiedenartigkeit des Inhalts gehen schon aus dem hier folgenden Verzeichnis der Kapitelüberschriften hervor: 1. Hundeschnäuzige (Hundsköpfe); 2. Räubersagen (Pardiajajad und Sissid); 3. Berge und Burgen; 4. Zufluchtsstätten; 5. Opferstätten; 6. Kirchen und Kapellen; 7. Riesensagen; 8. Teufelssagen; 9. Zauberer und Hexen; 10. Schlangenbeschwörer; 11. Schatzsagen; 12. Johannissagen; 13. Natursagen (Ursprungssagen); 14. Wandernde Seen; 15. Wandernde Bäume; 16. Heimgänger-Sagen; 17. Alpsagen; 18. Wirbelwind; 19. Werwölfe; 20. Haldijad (Natur- und Schutzgeister); 21. Unterirdische; 22. Wassergeister; 23. Sankt Georg und seine Hunde (d. h. die Wölfe); 24. Tont, Tulihänd, Puuk (schätzebringende Drachen); 25. Nachtmutter; 26. Pestsagen; 27. Kaltes Fieber; 28. Gespenster; 29 Legenden; 30. Entrückungssagen; 31. Nachträge. Es fehlen demnach in der Hauptsache nur die Riesensagen von Kalewipoeg und dem grossen Töll; der Verfasser meint (S. 7), dass diese beiden Sagenkreise auch bei knappster Berücksichtigung den Rahmen der Sammlung gesprengt hätten. Ich kann mich jedoch dieser Meinung nicht anschliessen, denn wenn man z. B. beim Kalewipoeg sich auf die echten Volkssagen beschränkt und die Kreutzwaldschen Erfindungen beiseite lässt, so bleibt nicht allzuviel übrig.

Die Gesamtzahl der Sagen beträgt 305, unter denen keine einzige direkt den riesigen handschriftlichen Sammlungen volkskundlicher Materialien entnommen ist, die in Dorpat im Estnischen Volkskundlichen Archiv aufbewahrt wer-

den. Es ist also lauter bereits gedrucktes Material — aber mit verschwindenden Ausnahmen nur solches, das bloss in estnischer Sprache gedruckt und daher dem Auslande so gut wie unzugänglich war. Die Hauptquellen waren die zahlreichen Sagensammlungen des allbekannten (1934 verstorbenen) estnischen Folkloristen M. J. Eisen (dessen Andenken das ganze Buch gewidmet ist) und die estnischen Sagen, die Oskar Loorits (als Parallelen zum livischen Material) in seinem klassischen Werke über den Volksglauben der Liven veröffentlicht hat.

Die Auswahl der Texte ist geschickt (unter Vermeidung von »Koit und Hämarik« und ähnlichen Mystifikationen), die Übersetzung, soweit die von mir gemachten Stichproben zu urteilen erlauben, sorgfältig und genau — sogar wo es sich um den schwierigen setukesischen Dialekt handelt; ein paar kleine Ungenauigkeiten und Missverständnisse ändern an dieser Tatsache nichts. Allerdings hätten solche Inkonsequenzen in den estnischen Zitaten wie auf S. 9 das zweimal wiederkehrende »Esivanemate warandus« vermieden werden sollen: es muss entweder an beiden Stellen w stehen (alte Orthographie), oder an beiden v (neue Orthographie).

Der Text der (meistens noch vorhandenen) handschriftlichen Uraufzeichnungen der einzelnen Sagen konnte natürlich nur dann genau wiedergegeben sein, wenn er auch in den estnischen Drucken genau wiedergegeben war; und letzteres ist zwar bei O. Loorits immer der Fall, nicht immer aber bei M. J. Eisen, der in einigen seiner gedruckten Sammlungen die Originaltexte frei wiedererzählt oder doch wenigstens sprachlich stilisiert hat. Inhaltlich jedoch sind auch seine Texte durchaus zuverlässig.

Sehr willkommen ist die sorgfältige Bibliographie auf S. 5 f. und 9—12, sowie besonders das Ortsregister auf S. 230—235.

Dass im Buche überall die deutschen Ortsnamenformen durchgeführt sind, ist vollkommen verständlich: wären doch die Esten in einer estnischen Anthologie lettischer Sagen genau ebenso verfahren. Kein Este wird in Wort oder Schrift für einen lettländischen Ort eine lettische Namensform benutzen, wenn es für denselben Ort eine eingebürgerte estnische Namensform gibt. Immerhin wäre es äusserst willkommen gewesen, wenn der Verfasser im Ortsregister überall die estnischen Namensformen in Klammern beigefügt hätte. Die estnischen Ortsnamenformen haben die beste Aussicht, von den meisten übrigen Kulturvölkern adoptiert zu werden (insbesondere auch auf geographischen Karten) — höchstens mit Ausnahme von ein paar besonders bekannten Städtenamen; und da ist es für den englischen, französischen, italienischen, finnischen Benutzer des vorliegenden Buches keine leichte Aufgabe festzustellen, wie der betreffende Ort auf seiner eigenen Karte oder in seinem eigenen Handbuch heisst. Die geographische Synonymik der baltischen Länder ist eben kein leichtes Gebiet, und in wissenschaftlichen Arbeiten, die auf Quellen verschiedenen Ursprungs basieren, herrscht mitunter eine babylonische Sprachenverwirrung, wie sie in ganz besonders erschreckender Weise z. B. im Artikel »Südostbaltikum« in Max Eberts Reallexikon der Vorgeschichte (13, 1—32. 1928) in Erscheinung tritt.

Prof. Dr. Lutz Mackensen hat dem Buche ein sehr interessantes Nachwort beigefügt (S. 237—246), mit dessen Inhalt ich aber nicht in allen Punkten einverstanden sein kann. Der Leser erhält hier u. a. den Eindruck, als spiele in den estnischen Volksüberlieferungen der skandinavische Einfluss eine bedeutend

grössere Rolle als der norddeutsche. Nach meinen Beobachtungen aber ist genau das Entgegengesetzte der Fall, wie dies ja auch mit den historischen Tatsachen und mit dem ungeheuren Überwiegen der niederdeutschen Lehnwörter über die nordischen im Estnischen in bestem Einklang steht. Die estnischen Fassungen des Schwankes »Kaiser und Abt« z. B. schliessen sich aufs engste an die norddeutschen an, wie die finnischen an die schwedischen, während zwischen diesen beiden Gruppen ein tiefer Riss klafft. Natürlich soll damit das Vorhandensein einzelner nordischer (besonders schwedischer) Elemente in den estnischen Volksüberlieferungen keineswegs geleugnet werden.

Noch ein paar Einzelheiten. Die Sage vom Teeren des Mondes (S. 239) kommt nicht nur bei den Esten und Schweden vor, sondern auch bei den Liven, Finnen und Lappen. — Die Frage des 6. und 7. Buches Mosis (S. 242 f.) ist zu ungenau dargestellt; das so betitelte, zuerst 1849 gedruckte deutsche Zauberbuch aus dem XVII. bis XVIII. Jahrhundert ist niemals ins Estnische übersetzt worden, wohl aber eine späte deutsche Ausgabe davon, die den ursprünglichen magischen Text restlos weglässt und nur aus Anhängen (hauptsächlich Rezeptbüchern) besteht, — sowie ausserdem eine unter gleichem Titel gehende apokryphe Mosesbiographie. — Dass estnische oder finnische Aufzeichnungen des Motivs von der Geisterkirche der allgemeinen Forschung bisher nicht bekannt geworden seien (S. 244), kann ich nicht finden; A. Aarne nennt in FF Communications 25, S. 112, Nr. 1 neun estnische Fassungen, in FF Communications 33, S. 39, Nr. 1 — eine finnische. — Die Geschichte von Didos Landkauf (S. 244) ist über ein riesiges Gebiet, aber nur sporadisch, verbreitet; ich kenne sie z. B. bei den Grossrussen, bei den Mordwinen (Archiv d. Russ. Geogr. Gesellschaft A V 33, Bl. 3a—4a), bei den Tschuwaschen (N. V. Nikoljskij, Ms. 25, 234 f.), bei den Türken und verschiedenen anderen turko-tatarischen Völkerschaften. — Die Sage Nr. 136 (»Die Hexe von Narwa«) hat mit dem Freikugelglauben (S. 244) nichts zu tun, sondern handelt von der zauberkräftigen Wirkung einer silbernen Flintenkugel — es ist dies ein Motiv, das in Osteuropa allgemein verbreitet ist. — Die Sage von der durch Räuber über die Landstrasse gespannten Kette mit Glocken (S. 244 f.) ist auch bei den Liven bekannt (O. Loorits erwähnt in FF Communications 66, S. 24, Nr. 965' drei Fassungen). — Das Zusammentreffen des Glaubens an die Zauberkraft der Farnkrautblüte bei den Esten, den ungarischen (?) Slovenen und den finnischen Wotjaken (S. 245) ist nicht nur nicht »besonders bedeutungsvoll«, sondern völlig bedeutungslos, denn diese Vorstellung gehört zum eisernen Bestande des gesamtslavischen Volksglaubens und ist durch die verschiedenen finnischen Völkerschaften einzeln bei den Slaven entlehnt worden. — Das Motiv der bis in den Himmel reichenden Pflanze (S. 245 f.) hat eine weltweite Verbreitung und ist auch in Russland in verschiedenen Variationen bekannt (N. P. Andrejev, Ukazatelj skazočnych sjužetov po sisteme Aarne, Leningrad 1929, S. 106 Nr. * 1885 und S. 109 Nr. 1960 G. * 1960 G I); die estnische Sage Nr. 164 scheint gerade auf ein russisches Vorbild zurückzugehn.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass das vorliegende Buch in der Dorpater Zeitung »Postimees« vom 11. April 1935, Nr. 100, S. 4 durch A. Tiitsmaa sehr günstig besprochen worden ist (»Estnische Sagen in deutscher Sprache«).

Walter Anderson

Weitere Bände der Kleinen Bücherei

Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1935, Preis je Ls 1,20.

Ein plastisches Bild vom Hofe des Sonnenkönigs Ludwig XIV. entrollt die Erzählung »Die Stunde Heidelbergs« von Josef Ponten, die hinter dem farbenreichen Vordergrunde mit unnachahmlicher Kunst die ganze Tragik der unglücklichen Pfälzerin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, erstehen lässt, in deren Namen das blühende Stammland durch Melacs und Turennes Armeen verwüstet und niedergebrannt wird, um dem französischen Streben an den Rhein die notwendige Einfallsbresche niederzulegen. — Ein Wanderbüchlein von beglückender Schau und Erlebnisfrische ist Carl Oskar Jathos »Wanderer auf Gottes Strom«, in dem in vielen lebendurchpulsten Einzelbildern und Betrachtungen eine Rheinfahrt im Faltboot aus der Erinnerung wieder erwacht. — Als Letztes endlich wieder zwei Gedichtbände: Gerhard Schumanns »Lieder vom Reich« und »Der Flammenbaum«, Balladen von Hans Friedrich Blunck. Das Schumann-Bändchen stellt eine erweiterte und in dieser Ausgabe wirklich leicht erschwingliche Auslese aus seiner packenden und starken politischen Lyrik dar *). — Aus den Balladen von Blunck, die in der vorliegenden Auswahl ein nachhaltiges Erlebnis vom Schaffen des Dichters ermöglichen, seien als besonders eindrucksvoll »Die tote Königin« und »Iwan, der Schreckliche« genannt.

*

Trygve Gulbranssen, Und ewig singen die Wälder. Roman. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1935. Ls 8,25.

Der Titel ist mässig — das Buch gut. Von norwegischen Bauern handelt es, einem alten Häuptlingsgeschlecht. Herrisch und stolz sitzen sie jenseits des offenen Landes in der Einsamkeit der dunklen Bergwälder, nordische Edelrasse alle miteinander: der alte Torgeier, der im Kampf mit dem Bären fällt; der kluge und reiche Sohn, dessen kalte Härte erst das Alter zu reifer Menschlichkeit erwärmt; der junge Dag endlich, dessen scheue Liebesgeschichte den Roman beschliesst. Manche Szenen — der Bittgang des Flachlandpfarrers etwa zum alten Bärenjäger oder die Ankunft der Ahne Hanmarbö auf Björntal sind von so plastischer Bildlichkeit, dass sie auch, aus dem Zusammenhang herausgelöst, auf Heimabenden zur Veranschaulichung nordischen Bauerntums dienen können. Der Roman darf mit Fug empfohlen werden.

Veronika Leihe, Die Chronik des Amtsschreibers von Thorshafen. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1935. Preis Ls 3,30.

An dieser Erzählung von den Faröer Inseln ist geradezu vorbildlich, welche Fülle von Handlung in knappster Strichzeichnung und dennoch voll stärkster Eindringlichkeit in den kargen Rahmen zusammengedrängt erscheint, spannungsgeladen und von einer wortarmen Tragik erfüllt. Wir vermerken mit einem leisen Bedauern, dass im Satzbau der historisierende Stil der Chronik auf die Länge etwas gezwungen und gewollt anmutet. Prachtvoll erfasst aber ist die Darstellung des herben, bis zur Selbstvernichtung harten Menschenschlages: der unbeugsame Amtmann, der trotzige Knecht Oli oder einzelne prächtige Frauengestalten.

Wie inmitten dieses gehärteten und in Heldentum und Sünde gleichbleibend kraftvollen Faröer Volkes ein weicherer

*) Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die grundsätzliche Besprechung im Februarheft der „Baltischen Monatshefte", Seite 120 f.

Menschentyp am Rande verkümmern muss, das ist das Thema der sehr starken Erzählung.

Rudolf Fischer, Gefesseltes Volk. Der Kampf der Sudetendeutschen. Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1935. Ls 0.90.

Bücher über das Auslanddeutschtum unterliegen leicht der Gefahr, gleichsam weinerlich zu werden. Die Tatsache, dass viele Volksgruppen unter Not und Bedrängnis um ihr Dasein ringen, verführt dazu, durch ergreifendes Ausmalen solcher Nöte ein Mitleid wachzurufen, an dem letztlich dem Auslanddeutschen wenig gelegen ist, weil es gewöhnlich seine besondere Problematik gar nicht erfasst. Gerade im Gegensatz zu diesem auch heute noch recht reichen Schrifttum sei daher die vorliegende Broschüre empfohlen, die nüchtern und mit seltener Klarheit die sudetendeutschen Fragestellungen umreisst und sie vor allem in überaus glücklicher Weise in die gesamteuropäischen Problemkreise hineinrückt.

Im gleichen Verlage und ähnlicher Ausstattung erschien »Luxemburg«, eine sehr übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Verhältnisse, sowie »Die deutschen Alpen« von Fr. Metz. Bei dem sehr niedrig gehaltenen Preise ist die Anschaffung leicht erschwinglich und jedenfalls lohnend.

Zur deutschen religiösen Auseinandersetzung.

Deutsches Volkstum und evangelischer Glaube von E. Hirsch; Art und Glaube der Germanen von W. Baetke. Hanseatische Verlagsanstalt 1934.

Eine der besonders auch schicksalhaft das Auslanddeutschtum bewegenden Kernfragen der deutschen Neugestaltung ist das Ringen um die Glaubenshaltung des deutschen Volkes.

Emanuel Hirsch, einer der führenden Theologen der »Deutschen Christen«, greift in sehr mannhafter und klarer Weise in brennende Fragen ein. Der erste Satz: »Es ist nicht möglich, deutsches Volkstum und evangelischen Glauben einander entgegenzustellen« kennzeichnet seine Schrift.

»Art und Glaube der Germanen« findet durch Baetke eine vertiefte, wirklich kenntnisreiche Darstellung, die überall in die Streitfragen der Gegenwart eingreift. Die Angriffe gegen den Sektenapostel Hermann Wirth, wie gegen die Neuheiden bekommen durch Baetkes Darstellung besondere Kraft. Mit Recht kommt Baetke zu dem Schluss, dass die meisten der germanischen Überlieferungen nur den mythologisierenden christlich beeinflussten Spätzustand zeigen und dass in dem eigenartigen Schuld- und Schicksalsglauben der Germanen die ganze Voraussetzung für die Aufnahme des die Gnade bringenden Christentums schon gegeben war.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Ferdinand E. Stoll, Priedaine b. Riga / Dr. *Konrad Hoffmann*, Königsberg / Dr. *Misch Orend*, Hermannstadt / Dr. *Leo v. Middendorff*, Dorpat / Oberpastor D. Lic. *Victor Grüner*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / Dr. *Otto v. Petersen*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Herta v. Ramm-Helmsing*, Riga / Professor Dr. *Walter Anderson*, Dorpat.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Baltisch-deutsche Jugend

Von Erich Faber

1.

Die letzten Jahre haben der Welt ausserordentlich viel wichtige Umwälzungen gebracht. Wir baltischen Deutschen sind davon nicht unbetroffen geblieben. Deutlicher als zuvor zeichnen sich nunmehr unsere Aufgaben ab und der Weg, den wir zu ihrer Erfüllung gehen müssen.

Die Veränderung der äusseren wie der geistigen Situation der Volksgruppe hat eine gleichzeitige Verlegung des Schwerpunktes auf ganz neue, bisher kaum oder nur in Umrissen abgetastete Aufgabengebiete zur Folge; mit der Wahl von neuen Richtungspunkten müssen auch die Wege anders werden. Das wird sich vornehmlich in der Erziehung unserer Jugend ausprägen, denn gerade diese soll doch zur Bewältigung ihrer künftigen Aufgaben herangezogen werden. Das klingt ausserordentlich einfach und wird auch in dieser abstrakten Form von jedermann als selbstverständlich bejaht. Und doch herrscht gerade in der Frage der Jugenderziehung die allergrösste Unklarheit. Die Meinungen über die in der Erziehung unserer Jugend einzuschlagenden Wege sind selbst in den berufenen Kreisen, d. h. bei der Lehrer- und vollends der Elternschaft ausserordentlich verschieden.

Diese Uneinigkeit, die mir wiederholt aus Gesprächen und Aussprachen entgegentrat, hat mich bewogen, im folgenden auf einige Fragen unserer Jugenderziehung einzugehen. Scheint es doch, als ob viele Meinungsverschiedenheiten sich einfach auf Unkenntnis herrschender Zustände, aber auch in der Unklarheit über Ziel und Weg gründen. Deshalb soll versucht werden, die Dinge so darzustellen, wie sie mir als »Jungem« erscheinen und vielleicht in weiterem Bereich als Meinung unserer jungen baltisch-deutschen Generation gelten könnten.

2.

Es ist eine Tatsache, die weder verschleiert noch fortgeleugnet werden kann, dass das Weiterbestehen unserer Volksgruppe aufs allerstärkste gefährdet ist. Diese Tatsache kann durch Zahlen und Erscheinungen unseres Volkslebens leichtestens bewiesen werden. Um nur einiges anzuführen: der Geburtenzuwachs beträgt weniger als die Hälfte des zur Erhaltung einer Volksgruppe nötigen Mindestmasses; die Verstädterung ist ganz ausserordentlich stark (von 7 Deutschen leben 6 in der Stadt!) und reicht sogar bis in die Bauernkolonien hinein (Hirschenhof). 40 v. Hundert sämtlicher Ehen sind Mischehen — die Kinder gehen unserem Volkstum verloren. Hinzu tritt die zahlenmässig noch nicht erfassbare Entnationalisierung auch rein deutscher Familien, zumal in den weiteren Vorstädten Rigas, die in ihrer völkischen Vereinzelung und Anschlusslosigkeit in immer zunehmendem Masse in fremdem Volkstum aufzugehen beginnen.

In diesen Tatsachen und Erscheinungen spiegelt sich der tragische, bisher unaufhaltsam gebliebene Zerfall der Volksgruppe. Jeder einzelne bewusst lebende Deutsche ist gezwungen, sich mit dieser Frage als d e r entscheidenden Lebensfrage des baltischen Deutschtums auseinanderzusetzen. Und er wird ganz konkret in seiner gesamten Lebenshaltung die Antwort auf die Frage geben müssen: Bist du bereit, dich mit diesem scheinbar unaufhaltsamen Zerfall und Dahinsiechen deiner Volksgruppe abzufinden?

Von einer ganzen Reihe wird diese Frage hilflos beiseite geschoben. Sie können sich in unsere heutige Lage einfach nicht mehr hineinfinden. Sie sehen das Verhängnis wohl, aber sie wissen keinen Rat, wie man ihm entgehen könnte. Die Ideenwelt, in der sie noch denken, ist vom Schicksal der letzten Jahrzehnte und Jahre längst zerschlagen worden. Was ihnen als wertvoll und sinngemäss erschien, gilt heute gering, was sie als selbstverständliche Gegebenheit hinnahmen, ist heute in das Gegenteil verkehrt worden.

Es ist dies durchaus keine rein generationsmässige Fragestellung im Sinne von »Alter und Jugend«. Wer in Eigenleben, Eigeninteresse (das bezieht sich auch auf ganze Gruppen) und oft auch nur im Beruf aufging und nicht ständig mit den Forderungen der Zeit Schritt hielt, steht nun plötzlich mit einer mehr oder weniger grossen Verständnislosigkeit den augenblicklichen Verhältnissen gegenüber. Diese Verständnislosigkeit wird aber vor allem offenbar in den Fragen, welche die Jugend angehen. Es ist ganz selbstverständlich, dass nun gerade

die aktive Jugend auf das allerentschiedenste und leidenschaftlichste Stellung nahm zu den Lebensfragen der Volksgruppe. Dass sie einfach Stellung nehmen musste. Sie antwortet auf die Frage »Was tust du, um das deiner Volksgruppe drohende Verhängnis abzuwenden?« mit ganz konkreten Taten und Vorschlägen, sie sucht auf das ernsteste nach neuen Wegen und Möglichkeiten.

Dabei gerät sie allerdings in manchen Gegensatz zu alten Anschauungen und Überlieferungsgut (Traditionen) und wirft manches rücksichtslos über Bord, was den Älteren wertvoll erscheint. Denn sie rechnet mit den Verhältnissen und erkennt klar und deutlich ihre Lage. Und was sieht sie? Eine Volksgruppe — zersplittert, uneins, überaltert, verstädtert, — es lassen sich alle Schäden nicht einmal so schnell aufzählen. Dazu sind die Berufsaussichten für die Jugend denkbar schlecht. Dem gegenüber verliert sie jedoch keineswegs den Mut; sie gibt weder sich noch die Volksgruppe auf, sondern macht entschlossen Front gegen alle Siechtumserscheinungen.

3.

Unserer Jugend steht fraglos ein harter Lebenskampf bevor. Sie geht mutig in diesen Kampf, doch kann sie in ihm weder einen Ballast von veralteten Anschauungen und Formen brauchen, noch will sie in ihrem Rücken ständig Kritik, Bedauern, Ablehnung von Seiten derer hören, die es in ihrer Jugend ganz unverhältnismässig viel leichter hatten (z. B. hinsichtlich der Berufsausbildung und -aussichten). Sie will es nicht — und sie soll es auch nicht. Ist doch das harte Selbstvertrauen, die unerschütterliche und gläubige Zuversicht ihre stärkste und lebendigste Kraftquelle, die sie sich nicht verschütten lassen darf.

Der Lebenskampf der jungen baltisch-deutschen Generation — der ja zum allergrössten Teil den Schwächeerscheinungen der eigenen Volksgruppe gilt — kann überhaupt nur dann Erfolg versprechen, wenn er planmässig von einer disziplinierten Schar geführt wird. Letztere gilt es zu schaffen.

Nur eine einheitlich erzogene, vollkommen einige, einmütige und uneigennützige, körperlich und geistig leistungsfähige Jugend kann zu einer solchen Schar werden und kann verbürgen, dass auf ihrem Boden eine fest zusammenhaltende Volksgruppe — eine Volksgemeinschaft erwächst. Darum muss jede Arbeit zur Schaffung und zum Aufbau der Volksgemeinschaft bei der Jugend ansetzen; denn nur eine

solche Arbeit ist auf weite Sicht geleistet; alles Übrige stellt Flickarbeit dar — lediglich genügend in der heutigen Übergangszeit. So notwendig sie für diese sein mag, so wenig darf aus der Erkenntnis solcher Notwendigkeit jemals eine Verkennung des eigentlichen Schwerpunkts entstehen.

Damit wäre in Kürze angedeutet, wo der Ausgangspunkt und das Ziel unserer Jugendarbeit liegen, und welchen Umständen diese Arbeit Rechnung tragen muss.

4.

Schule und Elternhaus haben für die Erziehung der Jugend zu sorgen. Das wurde in früheren Zeiten von niemandem bestritten. Heute ist das anders. Schule und Elternhaus allein können die Jugend nicht mehr zu allen den Aufgaben vorbereiten und heranerziehen, die diese Jugend einmal wird bewältigen müssen. Diese Tatsache wird, wie mehrere Aussprachen in Lehrer- und Erzieherkreisen ergaben, in diesen kaum mehr bestritten. In der Elternschaft hingegen stösst man gerade in dieser Beziehung oft noch auf grosse Unklarheit und Verständnislosigkeit. Hier muss noch viel Aufklärungsarbeit geleistet werden, um eine zeitgemässe Erziehung der Kinder zu veranlassen.

Wir begegnen vielfach der Anschauung, Schule und Haus müssten sich lediglich der Zeit entsprechend umstellen und könnten dann die Erziehungsarbeit wieder voll leisten. Es soll im folgenden versucht werden, in groben Umrissen aufzuzeigen, dass auch dann Schule und Haus nicht für die Jugenderziehung ausreichen.

Selbst in Pädagogenkreisen ist man sich über die Frage »Kann die Schule Erziehungsarbeit leisten?« durchaus nicht im Klaren. Die Frage wird so oft bejaht wie verneint. Das ist ganz verständlich. Die Anforderungen, die an die heutige Schule allein schon hinsichtlich der Wissensübermittlung gestellt werden, sind ganz ausserordentlich gross. Das gilt im besonderen für unsere Verhältnisse. Die erzieherische Arbeit ist eine Mehrleistung, die wohl von hervorragenden Lehranstalten und aussergewöhnlich tüchtigen Lehrern daneben vollbracht wird, jedoch von einer Durchschnittsschule und einem Durchschnittslehrer weder voll verlangt noch bewältigt werden kann. Die Charakterformung tritt bei der augenblicklichen Gestalt der Schule, gegenüber der intellektuellen Schulung stark in den Hintergrund. Ja, sie muss es wohl auch. Zumindest kommen die Charakterseiten vollkommen zu kurz, die am stärksten entwickelt werden sollten (Tatkraft, Mut, Einsatzbereitschaft, Entschlossenheit usw.). Der Lehrplan

zeigt dieses am deutlichsten: den in allererster Linie der Formung unserer Jugend dienenden Fächern, wie Turnen und Singen, ist gegenüber den wissenschaftlichen Fächern nur eine ganz geringe Stundenzahl eingeräumt (im Durchschnitt beträgt das Verhältnis 1 : 7).

Unsere baltisch-deutsche Schule hat daher auch — trotz ihrer sonstigen in jeder Hinsicht beachtlichen Leistungen — nicht vermocht, durch ihre Erziehung oder ihren Einfluss den Verfall der Volksgruppe aufzuhalten. Dass endlich in einer Übergangs- und Umbruchszeit, wie der heutigen, die Schulerziehung ganz besonders ungleichmässig sein muss, ist nicht verwunderlich; der ganze Schulapparat ist viel zu unelastisch und schwerfällig, als dass er sich so schnell den Erfordernissen der Zeit anpassen könnte. Umsomehr, als zur Zeit unsre Schule hinsichtlich der Lehrplangestaltung vor ausserordentliche neue Schwierigkeiten gestellt ist.

Das Elternhaus ist sicher in der Lage, den allerstärksten Einfluss auf die Kinder auszuüben und wird somit stets die vornehmste Erziehungsstätte bleiben. Aber auch hier gilt dasselbe, wie bei der Schulerziehung. Die Charakterseiten, die wir aus Selbsterhaltungstrieb bei unserer heutigen Jugend besonders stark entwickeln müssen, kommen im Elternhause heute fast immer zu kurz — einfach, weil nicht die Möglichkeit vorliegt, sie im Rahmen einer häuslichen Erziehung berücksichtigen zu können. Bei der heute allgemein üblichen geringen Kinderanzahl fehlt im Elternhaus ein ganz wesentliches gemeinschaftbildendes Moment.

In früheren Zeiten übernahm bei einer grösseren Kinderzahl die Gemeinschaft der Geschwister diese Erziehung. Die Erziehung durch Gleichaltrige ist schlechterdings überhaupt nicht ersetzbar, denn jedes Kind entwächst in den Pubertätsjahren den Eltern und ist dann dem Einfluss der Generationsgenossen weit eher zugänglich.

Wenn es heute so viele haltlose, zaghafte, hilflose, blasierte und gegenwartsfremde Kinder gibt, so ist dieses wohl vor allem auf das Fehlen einer Erziehung durch Gleichaltrige zurückzuführen. Gerade in dieser Hinsicht macht sich die geringe Kinderzahl unserer Ehen in den letzten drei Jahrzehnten bereits erschütternd geltend; denn es ist sicher nicht anzunehmen, dass heute das Verhältnis von erziehungsfähigen und erziehungsunfähigen Eltern ein wesentlich anderes ist als früher.

Ein weiterer grosser Nachteil der Hauserziehung: in der heutigen Zeit des Umbruches ist die weltanschauliche Haltung der Eltern be-

sonders starken Schwankungen unterworfen; ein Teil der Elternschaft steht noch auf dem Boden des Gestern, ein anderer Teil hat sich bereits in die neue Zeit hineingefunden. Von einer gleichmässigen, einheitlichen Formung der Jugend im Sinne einer Weltanschauung kann daher eben ganz und gar nicht die Rede sein.

Der im Hinblick auf unsere Selbsterhaltung ganz unbedingt notwendigen Forderung nach einer einheitlichen, straffen, gemeinschaftsbildenden und Gemeinschaftsgeist erzeugenden Jugenderziehung wird die Hauserziehung also nicht gerecht; vollends gilt das vom weltanschaulichen Moment. Es kann nicht stark genug betont werden, dass nur eine gleichgeformte, auf dem Boden einer einheitlichen, unmaterialistischen und gläubigen Weltanschauung stehende Jugend überhaupt etwas für ihr Volkstum wird erreichen können.

Es ist bei den bisherigen Ausführungen vorausgesetzt worden, dass das Haus auch wirklich in der Lage ist, eine planmässige Erziehung durchzuführen. Jedoch in wieviel Fällen kann davon überhaupt die Rede sein? Je schwerer unsere wirtschaftliche Lage wird, desto mehr wirkt sich das auch auf die Erziehung aus; die werktätigen Eltern können nur in ganz geringem Umfange sich der Erziehung ihrer Kinder widmen. Der Beruf stellt heute vielfach ganz andere Anforderungen als früher (z. B. ständige Fortbildung durch Fachzeitschriften). Die Hausarbeit, früher von Dienstboten geleistet, nimmt heute vielen Müttern die sonst der Kindererziehung gewidmete Zeit. Alle diese Umstände erschweren dem Elternhause die Erziehung der Kinder, deren wesentlichster Faktor — eben die Gemeinschaftsformung durch den Kreis der Geschwister — so gut wie überall in Fortfall gekommen ist. (Die deutschen Ehestatistiken der letzten Jahre bewegen sich zwischen 1¼ und 1½ Kinder je Ehe!).

5.

Die Lücken in der Haus- und Schulerziehung auszufüllen ist die Aufgabe des Jugendbundes. Er tritt damit nicht hinter, sondern neben Haus und Schule.

Aus dem Bedürfnis der Jugend nach Gemeinschaft und Kameradschaft erwachsen, erfüllt er vor allem seine Pflicht in der »Erziehung von Jugend durch Jugend«. Es mag diese Möglichkeit von noch so vielen beanstandet werden, sie wird belegt durch die Erfolge der bündischen Erziehung. Sie entspricht etwa der schon oben erwähnten Erziehung eines Kindes durch seine Geschwister; eine achtköpfige

Kinderschar stellt in dieser Hinsicht z. B. kaum etwas anderes dar als eine bündische Gruppe.

Der Jugendbund erzieht zu Straffheit, Unterordnung, Gehorsam, Einfachheit; er wird am allerbesten der Forderung nach einer einheitlichen Jugenderziehung gerecht; dank einer entsprechenden Führerschulung verbürgt er eine gleichartige Formung der Jugend; damit passt sich der Jugendbund voll den Forderungen unserer Zeit an.

Eine ausgiebige Pflege der Leibesübungen sorgt für die körperliche Ertüchtigung und charakterliche Ausbildung; »Fahrten« bringen unserer Jugend die Heimat nah und vertiefen die Heimatliebe; dazu lehren die »Fahrten« noch so manches im Leben später gut anwendbare Brauchtum, schulen Natursinn und Beobachtungsgabe; im Landdienst lernt unsere Jugend nicht nur bei einfachstem Leben fest zupacken und arbeiten, sondern wird auch wieder in ein lebendiges Verhältnis zum Lande und zum Bauern gebracht; auf Heimabenden wird gebastelt, gearbeitet, gesungen, hier kommen auch in zweckentsprechender Weise die Lebensfragen unserer Volksgruppe zur Behandlung.

Die Arbeit erfolgt in festen kleinen Gemeinschaften – bei den Jungen »Stämmen«, bei den Mädeln »Heimen« — unter der Leitung von ernannten und besonders geschulten, nach Möglichkeit der Gruppe gleichaltrigen Führern. Die gesamte Arbeit der Gruppen wird selbstverständlich durch die Bundesführung in zweckentsprechender Weise geleitet und beaufsichtigt.

Die gesamte bündische Erziehung ist auf Heimat und Volk eingestellt; was Schule und Elternhaus unserer Jugend kaum oder nur unzulänglich zu geben vermögen, soll hier vermittelt werden; gegenüber einer Wissensvermittlung und Individualerziehung stehen hier Gesinnungs-, Charakterformung und Gemeinschaftserziehung.

Nur in einer Zusammenarbeit von Schule, Haus und Jugendbund kann für die Zukunft ein brauchbares Geschlecht herangezogen werden.

Die Einwände gegen die grundsätzliche Notwendigkeit und Möglichkeit einer bündischen Erziehung dürften wohl bereits durch die obigen Ausführungen widerlegt sein. Dennoch begegnen in der praktischen Tätigkeit immer wieder Einwände gegen die bündische Arbeit, auf deren wichtigste wenigstens kurz eingegangen werden muss.

Einwände der Schule: Der Bund sei grundsätzlich gegen die Schule eingestellt, entfremde die Kinder der Schule, entziehe ihnen die zum Lernen notwendige Zeit und bringe sie damit in einen Zwie-

spalt der Pflichten; die Bundesarbeit sei keine Arbeit, es herrsche keine Disziplin im Bunde, die Schule werde über das Tun des Bundes im Dunkeln gelassen; der Bund könne aus Führermangel seinen Pflichten nicht gerecht werden, schlechte Schüler seien im Bunde Führer, und Ähnliches mehr.

Selbstverständlich bejaht der Bund die Schule und erzieht grundsätzlich zu Gehorsam und Pflichterfüllung. Es ist jedoch durchaus verständlich, dass in Fällen, wo Schule und Lehrerschaft gegen den Bund eingestellt sind, die Jugend voll für den Bund eintritt. In allen solchen Konfliktsfällen hat die Schule immer eine mindestens ebenso grosse Schuld, wie die naturgemäss viel krassere Jugend.

Der Bund verlangt von seinen Gliedern die Erfüllung bestimmter Pflichten; doch sind diese, wie ersichtlich, so bemessen, dass selbst schwachen Schülern genügend Zeit für die Schulaufgaben bleibt. In Ausnahmefällen (nach 2-tägigen Fahrten) wird es nicht zu umgehen sein, dass die Schule auf den Bund Rücksicht nimmt — in Anbetracht dessen, dass der Bund trotz seiner genau so wichtigen Aufgaben die Kinder meist unverhältnismässig viel weniger als die Schule in Anspruch nimmt.

Die Art der Bundesarbeit stellt etwas Neues dar und ist allerdings etwas ganz anderes, als die Schularbeit. Die Arbeit ist hier in höchstem Masse jugendgemäss und zeitentsprechend. Der Vorwurf, die Bundesarbeit sei keine Arbeit, wird mit Vorliebe durch den Hinweis zu belegen versucht, die Bundesarbeit mache der Jugend Freude, sei folglich ein Vergnügen, und ein Vergnügen sei eben keine Arbeit. Dem sei entgegnet, dass die Freude an einer Arbeit noch lange kein negatives Werturteil über letztere zulässt; andererseits gelingen meistens die Arbeiten am allerbesten, an denen mit Lust und Freude geschafft wird.

Aus der Tatsache, dass Bundesglieder in der Schule dazwischen ein schlechtes Betragen aufweisen, wird auf Disziplinlosigkeit im Bunde geschlossen. Im Bunde herrscht strengste Ordnung und Disziplin; allerdings ist den Jungen als Gegengewicht auch wieder Raum zum Austoben und Ausspannen gegeben. Dies wird von vielen Lehrern leider immer wieder ausser Acht gelassen. Dem Bunde liegt garnichts an der Heranzüchtung von Duckmäusern und Hängeköpfen; es sollen im Gegenteil frische, frohe Kerls und Mädel heranerzogen werden.

Der Einwand, die Schule habe keinen dauernden Einblick in die Bundesarbeit, ist berechtigt. Der Bund gewährt jedoch bereitwilligst

durch Aussprachen und Auskünfte einen Einblick in seine Tätigkeit, wo die Schule eine Fühlung sucht.

Erfahrungsgemäss kann einem Aussenstehenden von der Arbeit in einer beliebigen Organisation immer nur ein unvollständiges Bild gegeben werden — beschränkt auf Einzelheiten und die grundsätzliche Ausrichtung der Arbeit. Das gilt auch für den Bund. Daher kann das Zusammenwirken von Schule und Bund — auch bei allergrösstem Interesse von Seiten der Lehrerschaft und der grössten Bereitwilligkeit des Bundes zu Auskünften — letztlich immer nur Vertrauenssache sein. Es wäre allerdings zu befürworten, wenn die Lehrerschaft in noch grösserem Masse als bisher sich für die Jugendbundarbeit interessierte.

Es ist endlich eine Tatsache, dass im Bunde noch immer viel zu wenig Jungen mit ausgesprochenen Führernaturen vorhanden sind. Da könnte jedoch die Schule sehr wirksame Hilfe leisten, indem sie Schüler mit Führereigenschaften, die noch nicht dem Bund angehören, zum Eintritt bewegt. Allerdings lassen sich Führereigenschaften ganz und gar nicht nach den Leistungen in den Schulfächern ermitteln und beurteilen. So mancher Lehrer würde seinen »schlechten Schüler« im Bunde gar nicht wiedererkennen. Und bekanntlich ist auch der allergrösste Teil der »berühmten Männer« nur sehr schlecht in der Schule fortgekommen. Im allgemeinen kann man jedoch sagen, dass die Führer immer wieder aus der Arbeit im Bund erwachsen. Es wäre vollkommen verfehlt, die Jugenderziehung im Bund einzuschränken und zu warten, bis sich vielleicht einmal genügend Führer gefunden haben. Die Arbeit m u s s geleistet werden, einfach weil sie für uns zu einer Lebensnotwendigkeit geworden ist. Deshalb ist es auch dringend erforderlich, dass unsere Schule diese Jugendarbeit weit mehr unterstützt, als bisher. Durch eine enge Zusammenarbeit von Schule und Bund würden viele Schwierigkeiten vermieden werden; wenn lediglich in Konfliktsfällen ein Ausgleich gesucht wird, so ist das zu wenig und trägt am allerwenigsten zur Schaffung eines befriedigenden Verhältnisses bei. Da sowohl die Schule als auch der Bund alle Kräfte für ihre Arbeit nötig haben, so kann jede derartige Reibung nur leistungsherabsetzend bei beiden wirken. Das ist bei unseren Verhältnissen völlig untragbar.

Die Einwände der Eltern:

Vor allem wird dieses eine immer wieder gehört: der Bund sei

grundsätzlich gegen die Familie eingestellt und entfremde die Kinder dem Elternhause.

Der Bund will Arbeit am Volkstum leisten, daher wäre es geradezu ein Unding, wollte er die Familie — die Zelle jedes Volkskörpers — nicht anerkennen. Es ist aber bereits darauf hingewiesen worden, dass unweigerlich für jedes Kind die Zeit kommt, in der es den Eltern entwächst, ihnen entfremdet wird. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass das Elternhaus diese naturgegebene Entfremdung der Reifezeit heute schmerzlicher spürt als früher, da bei einer Geschwisterzahl von 5—8 Kindern der einzelne, wenn auch den Erwachsenen ferner gerückt, so doch im Geschwister- und damit Familienkreise eingewurzelt blieb. So lange das deutsche Haus die erhöhte Kinderzahl nicht wieder erreicht, die doch die Vorbedingung eines jeden wirklichen Familien-, d. h. Gemeinschaftslebens ist, werden die Klagen über das Herausrücken des einzelnen Kindes aus dem Familienkreise nicht nur zwecklos, sondern auch unbegründet bleiben: ist doch dem Jugendlichen die Anlehnung an die gleichaltrigen Geschwister nicht möglich, die unter normalen Verhältnissen dem Verlangen nach dem Gemeinschaftserlebnis unter Gleichaltrigen Rechnung tragen könnte. Die Vorwürfe gegen den Bund werden vom Elternhause meistens auf Grund von Konflikten erhoben, die sich dazwischen ergeben. Letztere rühren gewöhnlich daher, dass die Eltern die Bundespflichten der Kinder nicht anerkennen wollen. Der Bund nimmt nun zwar ausserordentlich viel Rücksicht auf das Familienleben, er kann aber auch beanspruchen, dass seine Arbeit vom Elternhaus anerkannt wird, d. h. dass dieses auch seinerseits dem Bunde ab und zu Opfer bringt.

Wo schliesslich im Elternhaus Anschauungen und Ansichten vertreten werden, die grundsätzlich denen des Bundes widersprechen, werden Auseinandersetzungen zwischen Jung und Alt nie ganz vermieden werden können. Sie sollen es auch nicht. Beiderseitiger Takt kann sie auf ein Mindestmass herabsetzen.

Überhaupt gilt zum Verhältnis Elternhaus—Bund das auch schon oben zur Schulfrage Geäusserte. Wo Eltern und Bund eng zusammen arbeiten, kommt es überhaupt nicht zu Konflikten; unzählige Vorwürfe bleiben bei engerer Fühlungnahme erspart. Auf alle einzugehen, erübrigt sich vollständig, da diese Vorwürfe sich oft durch ihre Gegensätzlichkeit von selbst entkräften. Ein Beispiel soll das zeigen: »Der Bund tut doch nichts«. — »Der Bund beschäftigt die Kinder viel zu viel, nimmt sie zu sehr in Anspruch«.

Wo die Unterführer selbst Jugendliche sind, werden ganz gewiss immer wieder Übergriffe und dergleichen vorkommen. Ein Beispiel für einen derartigen Fall und seine ordnungsgemässe Regelung: Ein Unterführer bestellt seinen Klassenkameraden zu einem Treffen, wobei er dessen Einwand, er habe dann gerade eine Privatstunde, nach kurzem Besinnen abtut: »Dann schwänze sie einfach!« Die Sache wurde der Bundesführung sofort zur Kenntnis gebracht, worauf der betreffende Sünder etliche Tage später bei dem Vater des Kameraden erschien und sich entschuldigte. Der peinliche Gang wird in ihm bestimmt das Bewusstsein gefestigt haben, dass seitens der Bundesführung Schulpflichten eben doch durchaus ernst genommen werden, und die Angelegenheit war dank der direkten Fühlungnahme des betreffenden Vaters mit der Oberführung sofort beigelegt und erledigt. In wieviel Fällen, hätte durch eine offene Fühlungnahme nicht auch sofort Abhilfe bestehender Unzuträglichkeiten geschaffen werden können? Vorwürfe gegen den Bund, bei Anderen erhoben, lösen nur zweckloses Gerede und Misstimmung aus.

Elternhaus, Schule und Bund sind heute die drei grossen Faktoren unserer Jugenderziehung. Jeder für sich eine Notwendigkeit in Hinsicht auf die Gesamtheit, und alle aufeinander gegenseitig angewiesen. Kleine Reibungsflächen werden sich immer leicht ergeben, wo jeder dieser Faktoren seinem besondern Aufgabenkreise erhöhte Bedeutung beimessen muss. Sie auf das Mindestmass zu verringern lautet die Forderung, zu deren Erfüllung es in erster Linie des guten Willens — und zwar auf allen Seiten bedarf.

Allen Ablehnenden und Unzufriedenen aber sei abschliessend gesagt: Zeigt uns einen Weg, auf dem die Arbeit an der Jugend, wie sie der Jugendbund eben leistet, in anderer oder besserer Weise vollbracht werden könnte. Wir sehen keinen anderen Weg. Da aber das Werk keinen Aufschub duldet, so marschieren wir weiter.

Konrad Henlein und der Sudetendeutsche Turnverband

Von Wilhelm Rothe

Der deutsche Turnverband in der Tschechoslowakei ist heute der Erziehungsverband der Sudetendeutschen. Als Konrad Henlein an die Spitze des deutschen Turnverbandes als Verbandsturnwart ge-

wählt wurde, da lag das Jahnsche Turnen sehr im Argen. Der liberale Geist des 19. Jahrhunderts hatte vielfach die gesamte turnerische Gedankenwelt vergiftet, und von der Jahnschen Turnidee war ein eigenbrötlerisches Vereinsmeiertum übriggeblieben. Der Natur entfremdet, in äusseren Formen erstarrt, war aus der lebendigen Idee die tote Sache, aus der Bewegung der Verein und die Organisation geworden.

Drei Hauptpunkte stellte Konrad Henlein für die Männererziehung heraus: Leibeserziehung, Persönlichkeitserziehung, Mannschaftserziehung. »Diese stehen nicht losgelöst nebeneinander, sondern ergänzen, durchdringen und durchweben sich gegenseitig zur einheitlichen Turnererziehung des Jünglings und Mannes«. Das Turnen ist Leibeserziehung im weitesten Sinn. Der in allen Sätteln gerechte Turner ist Ziel der Leibesertüchtigung. Hindernis- und Leistungsturnen an Geräten, Geländeturnen, Bodenturnen, Kampfübungen, Schwimmen, Eislaufen, Skilaufen, Segelfliegen, Fechten, Wandern und Spielen, all' diese Zweige der Leibesübungen oder des Turnens vereinigt der deutsche Turnverband heute in seiner Leibeserziehung. Aber die Forderung geht weiter: Wenn auch die Leibesübungen in ihrer Wechselwirkung auf Körper, Geist und Seele allein schon imstande sind, eine starke persönliche Eigenart zu prägen, die sich in Haltung und Auftreten zeigt oder zeigen sollte, so genügt dies noch nicht, um unserer vergnügungssüchtigen, fremdtümelnden, seichten Zeit trotzen zu können, um nicht in ihr unterzugehen.

Eine starke Gesinnungsertüchtigung musste einsetzen, eine Erziehung zum deutschen, mannhaften Menschen. Nicht Wissen, sondern Charakter, nicht Wissensunterricht, sondern Charaktererziehung ist das Entscheidende. Die Gesinnung des Turners muss in Lebenshaltung und Lebensführung Vorbildliches und Starkes fordern, sie muss aber auch die Kraft geben, alles Kranke, Niedere, Schlechte, vor allem jedes Scheindeutschtum auszuschliessen. »Nur der nationale Idealismus darf in den Reihen der Turner leben, d. h. jenes reine, selbstlose Streben, aus innerer Liebe zum Volke und aus innerer Verpflichtung für das Volk auch Opfer bringen zu können. Wen andere Beweggründe zu uns führen, vor allem, wer nur solange zu uns steht, als er daraus Vorteil schlägt, gehört nicht zu uns und muss unbedingt abgestossen werden. Wenn auch die Mitläufer von uns gehen, die Herzen werden nicht gezählt, sondern gewogen. Unsere per-

sönlichen Tugenden müssen sein: Wahrheitsliebe, Pflichtbewusstsein, Tapferkeit und Treue«!

Das Ziel der Erziehung ist die Mannschaft, die aus Führung und Gefolgschaft besteht: »Führertum, dem das Recht gegeben ist, seine Gefolgschaft jederzeit zu rufen und einzusetzen. Gefolgschaft, die kraft einer inneren Verpflichtung und Verbundenheit dem Ruf des Führers unbedingt Folge leistet. Hierin liegt die grösste Kraft und die grösste Macht, eine Kraft, die nicht zu bekämpfen, eine Macht, die nicht zu brechen ist«.

Vorkämpfer für die Einheit des schicksalsverbundenen sudetendeutschen Stammes, Hüter des Volkes und der Heimat zu sein ist die Zielsetzung.

Kleinste Gemeinschaft und gewissermassen Zelle des Verbandes ist die Riege. Die Turner einer Riege bilden eine Kameradschaft, die die Gegensätze des Alters, Berufes und der Fähigkeit ausgleicht. Das Wesen wahrer Kameradschaft besteht darin, dass der Stärkere dem Schwächeren hilft, dass jeder seinen Stolz darin sucht, möglichst viele Opfer zu bringen und möglichst wenig anzunehmen. An der Spitze der Riege steht der Vorturner. Vorturner sein heisst vor den Turnern sein, bedeutet daher auch in höherem Masse Verpflichtung. Er zeigt nicht nur die Übungen vor, sondern ist in erster Linie Vorbild in Haltung. Pünktlichkeit, Zucht und Unterordnung. »Wo Vorturner und Riege gut zusammenarbeiten, werden die höchsten Werte unseres Turnerlebens zur wahren Turngemeinde, zur Lebens- und Schicksalsgemeinschaft erstehen. Riegenabende, ausgefüllt mit Aussprachen, Gesang und Frohsinn, werden ein unlösbares Band um die Riege schlingen und sie adeln zur wahren Freundschaftsriege«.

Ist die Manneserziehung Erziehung zur Mannhaftigkeit, so ist die Weibes-(Frauen)erziehung Erziehung zur Mutterschaft. Zwischen Mannes- und Weibeserziehung liegt eine unüberbrückbare Kluft, die leider lange verwischt und missachtet worden ist. Die kurzen Richtlinien lauten heute: Es ist eine körperliche, allseitige Ausbildung unter besonderer Berücksichtigung der weiblichen Eigenart, jedoch unter Ablehnung jeder Weichlichkeit, Verzärtelung und Künstelei zu erstreben. Alles Naturnahe und Naturwahre ist zu betonen, denn das Weib ist nur stark durch seine Gebundenheit an die Natur und kann nur erdgebunden seine Kraft weitergeben an seine Kinder. Kampf und Wettkampf ist und bleibt Männerart. Niemals ist er ein Wesenszug echter Weiblichkeit. Sinn des Männerkampfes ist, den männlichsten

Mann zu sehen. Im heutigen Wettkampf der Frau aber siegt nicht das weiblichste Weib, sondern jenes, welches das stärkste Manntum in sich trägt. Sinn und Art des Wettkampfes der Frau ist daher umzuwerten. Die Erziehung des Innenmenschen ist bei der Frau das Wesentliche. Das klare Erkennen mit des Verstandes Schärfe, das Beherrschen mit der Kraft des Willens ist dem Manne vorbehalten; der Frau dagegen ist die Innenwelt der Seele, die Tiefe des Gemüts und das Gefühl verliehen. Die Aufgabe der Frau lautet in einer Zeit, da alles verstandesgemäss, nüchtern und berechnend, einer innerlich leeren und öden Zivilisation entsprechend getan und gewertet wird, dem kranken Volk seine Seele zu retten, es zu bewahren vor Veräusserlichung, vor Verflachung, vor Entartung und unserem armen Leben wieder warme Gefühlswerte und reinen hohen Sinn zu geben.

Die Erklärung für die Stärke des Turnverbandes liegt in seinen hohen Zielen und in der Tatsache, dass ein straffes, in Führung und Gefolgschaft geordnetes Gemeinwesen den Urinstinkten des echten Mannes entspricht, der in festen, ausgerichteten und fordernden kameradschaftlichen Bindungen stehen muss, soll er seines Lebens froh werden. — Im Juli 1933, auf dem grossen Verbandsturnfest in Saaz, konnte Konrad Henlein feststellen: »Wir sind der Erziehungsverband der Sudetendeutschen«.

Diese Feststellung war gleichzeitig eine Aufforderung an die bündische Jugend, die in zahlreiche Gruppen zersplittert war, sich in den Turnverband oder die Jungturnerschaft im besonderen einzugliedern, soweit sie es noch nicht getan hatte, damit eine einheitliche Erziehung gewährleistet sei. Auch der Übertritt von der Knaben-, Jungen-, Jungmannen- zur Männerstufe wird dadurch in geordnete Bahnen gebracht. Der Zeitabschnitt des bindungslosen Nebeneinander fand dann seinen Abschluss auf der Tagung der Sudetendeutschen Jugendgemeinschaft (SJG) im Januar 1935, in der nun alle nichtmarxistischen Jugendverbände zusammengeschlossen sind. Einer der Beschlüsse lautet: Die SJG betrachtet den vom Turnverband durch entscheidende Mitarbeit der sudetendeutschen Jugendbewegung aller Richtungen im grundsätzlichen herausgearbeiteten Erziehungsplan der sudetendeutschen Jugend in inhaltlicher und methodischer Hinsicht als verbindliche Grundlage für die Jugenderziehung im Rahmen einer Gesamterziehung des volksverbundenen Sudetendeutschtums und hält innerhalb jeder Jugenderziehung die Ehrfurcht vor dem Religiösen für selbstverständ-

lich. Jede parteipolitische und unjugendmässige Erziehung wird einmütig abgelehnt.

Der deutsche Turnverband hat 160.000 Mitglieder und ist in 18 Gaue gegliedert, diese wieder in Turnbezirke, dann kommen die Vereine und als kleinste Einheit die Riege. Die auf dem jährlich einmal stattfindenden Verbandsturntag, zu welchem die Führer und Vertreter der Gaue entsendet werden, gewählte Führung des Verbandes besteht aus dem Verbandsobmann, dem alle verwaltungstechnischen Geschäfte obliegen und der auch die Vertretung nach aussen hat, dem Verbandsturnwart — dem mannschaftlichen Führer — und dem Verbandsdietwart, dem die völkische Erziehung obliegt und der die Verbindung zu den anderen Verbänden des völkischen Sudetendeutschtums aufrecht erhält. Er ist vor allem Träger der volkspolitischen Arbeit. Alle anderen Amtswalter des Verbandes, insbesondere die Fachwarte, werden ernannt. Diese Dreieinheit der Führung besteht auch in Gau, Bezirk und Verein. Die Vorturner der Riegen werden also vom Turnwart ernannt und bilden seinen Mitarbeiterstab. Turnwart und Dietwart sind dem Range nach gleich und unterstehen dem Obmann. Die Aufnahme eines Turners geschieht erst nach einer halbjährigen Probezeit. Grundsätzlich werden Turner und Turnfreund unterschieden. Letzterer ist meist nur noch beitragendes Mitglied und steht der Bewegung fördernd und unterstützend gegenüber. Ein Einfluss auf die Gestaltung der Arbeit steht ihm nicht zu.

Um für die Bewältigung der Aufbauarbeit geeignete Mithelfer zu haben, begründete Konrad Henlein die Ascher Turnschule. Sie ist die Ausbildungsstätte der turnerischen Führer und kann allein dafür Gewähr bieten, dass das Erziehungsbild für die Mannschaft, die Frau und die Jugend in der Turnerschaft seine Verwirklichung findet. Erziehung wird nicht geleistet durch grosse theoretische Erörterungen, sondern durch lebendige Wechselwirkung von Mensch zu Mensch, und Erziehungsbilder haben jeweils nur soviel Wert, als von ihnen im Menschen sichtbar wird. Darum ist es unbedingt notwendig, Menschen heranzubilden, die als Turnlehrer und Vorturner diese lebendige Erziehungsarbeit leisten können.

Durch ihren umfassenden Erziehungsanspruch unterscheidet sich die Turnschule von allen ähnlichen Anstalten, die sich mit Turnen und Leibeserziehung beschäftigen. Für den Turnlehrer genügt nicht mehr eine mustergültige technische Ausbildung und vorbildliches Können. Natürlich muss es vorhanden sein, aber es ist nicht das Letzte. Der

Turnlehrer ist zum Erzieher und Menschenbildner geworden und kann seinen Platz nur ausfüllen, wenn er seine Arbeit von einem geschlossenen geistigen Bild her sieht und die Verantwortung für das Ganze fühlt. Turnlehrer und Vorturner sind nicht mehr nur turnerische Leiter, sondern verantwortliche Träger einer Erziehung, die vom Volke her gesehen ist und zum Volke hinführt. Die hinreichende und vorbildliche Formung solcher Menschen ist eine Schicksalsfrage für den Aufstieg und die restlose Durchdringung des Turnverbandes. Diese Aufgabe obliegt der Turnschule.

Konrad Henleins Schaffen auf turnerischem Gebiet stellt in der Entwicklung des sudetendeutschen Turnwesens einen unauslöschlichen, weil den wichtigsten und entscheidendsten Abschnitt dar. Was er hier geleistet hat: Umwandlung des Vereins zur Mannschaft, der Verwaltung in Führung, des Verbandes zum Bunde mit straffer Disziplin und pflichtbewusster Gefolgschaft, das wirkt und lebt in den Scharen der Turnerschaft weiter, auch wenn er heute selbst nicht mehr an der Spitze steht. Die Turnerschaft gab ihn frei für die Aufgabe, als Führer an die Spitze der geeinten Volksgruppe zu treten.

Gorch Fock

† 31. Mai 1916

Von Friedrich A. Redlich

Johann Kinau hat seine Verbundenheit mit der Nordsee schon in der Wahl seines Dichternamens bekundet, als er ihn einer alten Sage der Elbinsel Finkenwärder entlehnte. Hans Fock, der herrische Bauer und König der Marsch auf Finkenwärder, so heisst es, besass den grössten Hof des Eilands. Gorch Fock, sein Sohn, vertauschte gegen den Willen des Vaters den Pflug mit dem Steuer. Als einmal ein schweres Unwetter heraufzog, wollte der Küster, einem alten Brauch zufolge, die Sturmglocke läuten, doch der Bauer duldete nicht das Läuten um den Sohn. Der Sohn aber geht zur selben Stunde vor Helgoland auf dem gestrandeten Ewer zu Grunde.

In seinem Buch »Seefahrt ist not« (1913) hat der Dichter den Altvordern und der sie formenden Umwelt ein starkes Denkmal gesetzt. Es ist darum im Gedenken seines Volkes dieses Buch auch sein bleibendstes Werk geworden. »Nun wölbt euch, grosse, braune Segel, nun knarrt ihr Gaffeln, schlagt ihr Schoten, tanz Flögel! Du Wind

musst wehen, du Sonne musst lachen, du Wasser musst blinken, auf dass die Freude in Klaus Störtebeckers Herz komme, auf dass er ein Fahrensmann werde! Dass er sich dem Kampf mit der See zuschwöre, wie der Knabe Hannibal dem Kampf mit Rom, dass er auch dann zur See gehe, wenn sein Vater etwa vorzeitig bleiben sollte und seine Mutter einen Landmann aus ihm zu machen gedächte! Denn navigare necesse est — Seefahrt ist not, und bitter not ist es, dass das Lachen von Klaus Mewes von der See gehe!«.

Ein sturmerprobtes Geschlecht sind die Mewes aus Finkenwärder in Gorch Focks »Seefahrt«, einem Buche, das das Erlebnis der Finkenwärder Jugend Focks festhält. Dieses Erleben, vielfältig in Schwank, Erzählung, Drama und Gedicht gestaltet, erfährt in der »Seefahrt« seine Steigerung ins Wuchtige. Grossvater und Onkel des Dichters sind in der Nordsee geblieben. Auch Vater Mewes erliegt seinem Geschick. »Gross und königlich, wie er gelebt hatte, starb er, als ein tapferer Held, der weiss, dass er zu seines Gottes Freude gelebt hat und dass er zu den Helden kommen wird. Mit einem Lachen auf den Lippen versank er, denn er sah einen glänzenden neuen Kutter vor sich, der stolz dahinsegelte, und am Ruder stand ein lachender Junggast, sein Junge, sein Störtebecker«.

Fock, der selbst schmerzlich das Eindringen des grosstädtischen Einflusses auf seiner Heimatinsel und die Verdrängung der Segelfischerei durch Hochseedampfer erlebte, hat in der Heimat gewurzelt, wie nur je ein echter Niedersachse. Er, der schon als Neunjähriger mit hinaus auf die See wollte, ist dabei schon früh aus seiner Bahn gedrängt worden. In der Lehre in Meiningen quälte ihn die Sehnsucht nach der See. In Bremen und dann in Hamburg als Angestellter der Hamburg-Amerika-Linie war er dem Meer wieder nah. Bei treuer Erfüllung seiner Berufsarbeit rang er sich die Zeit für sein dichterisches Schauen und Schaffen ab. Aus einer leidenschaftlichen Liebe zu niederdeutscher Sprache und Art, zur Heimat und See speiste der Dichter seine Gestalten mit Blut und Leben. Neben der Herbheit in den heimatlichen Bildern waltet ein übersprudelnder Humor, der sich beispielsweise im »Hein Godenwind, de Admirol von Moskitonien, eine deftige Hamburger Geschichte« (1912) kundtut. Eine strenge Selbstzucht spricht aus Focks Werken, von denen eins über das andere hinauswächst, bis sein Dichten in dem Roman der Seefahrt seine Krönung findet, mag die zünftige Literaturgeschichte in diesem Ro-

man auch nur den Versuch des Dichters erblicken, sein Erlebnis »zum Prosaepos des sächsischen Seemanns zu steigern«. (Nadler).

Die Selbsteinschätzung Gorch Focks spricht aus seinen Worten kurz nach dem Erscheinen seiner »Seefahrt«: »Ich bin schon viel weiter gesegelt, ganz andere Seen wiegen meinen Ewer, ganz andere Winde schwellen meine Segel . . . Als ich wieder auf Finkenwärder war, da habe ich so recht gespürt, wieviel klarer meine Augen, wieviel hellhöriger meine Ohren geworden sind, alles war neu! Und alle Dinge haben eine vernehmlichere Sprache als bisher . . .« Norwegen bringt Fock neues Erleben, reisst ihn über die Verhältnisse der Heimat hinaus, weckt den schönheitsdurstigen Fock vollends und führt ihn in die germanische Vorwelt. »Ich wünschte, dass ich die Sprache der Edda könnte: dann vermöchte ich alles zu schreiben, was mir das Gehirn zu zersprengen droht . . . Ich stand Wotan und Donar gegenüber, Auge in Auge, ich fühlte ihren eisigen Atem, ich sah ihre Throne, von der Sonne beschienen und mit Schneeteppichen belegt. Ich verstand, dass hier ein Heldenglaube wie der germanische entstehen musste, dass hier Männer lebten, die glaubten, dass sie von Odin selbst abstammten, dass hier die Germanenbibel, die Edda geboren werden musste . . .«

Der Weltkrieg brach aus, bevor Focks Norwegenreise endgültig dichterische Gestalt gewinnen konnte, wenn auch der Stoff schon reiflich überdacht war. »Was wisst ihr von Gorch Fock? — Nach meinem Tode sprechen wir uns wieder!« Dieses Wort erfüllt sich uns, wenn wir sein Vermächtnis »Ein Schiff! Ein Schwert! Ein Segel!« (1934) zur Hand nehmen. Es ist Focks Kriegstagebuch, das uns den Menschen zeigt, der an die Heimkehr glaubte, weil er sich noch nicht vollendet wusste, und der fühlte, dass er noch viel zu sagen habe, ein Mensch, der überzeugt war, er werde nur das erleben und erfahren, was zu seiner Reife und Vollendung gehöre. Gorch Fock wollte und musste er bleiben bei allen harten Anforderungen, denen er doch gewachsen blieb. »Wenn die Körperkraft erlahmt, dann muss die Willenskraft helfen«. Erleben muss er als Dichter, und das Erlebte wird ihm zu Geschichten und Anregungen künstlerischer Art fürs Schaffen seines künftigen Lebens. »Es ist doch zum Heil, dass ich Soldat geworden bin!« Bilder feinster Beobachtung und tiefsten Empfindens wirft der Dichter skizzenhaft hin, die ein Buch werden müssen, wenn er zurückkehrt.

Die seelische Kraft des Krieges erschliesst sich Fock in der Ka-

meradschaft, sein grösster Segen aber wird wirksam in denen, die sich vom Kriege zu Gott führen lassen. »Gott holt die vielen Toten nur, damit er die Lebenden nachzieht«. Neben der Frömmigkeit als innerstem Bedürfnis steht Gorch Focks unbeugsamer Glaube an sein Land, dessen Ringen im letzten Grunde alle seine Gedanken gelten, auch wenn sie bei der Schiffahrt auf der Elbe verweilen. Seine Sinne kreisen um die Heimat. Immer wieder quillt Bild und Sprache der Wasserkante in den Aufzeichnungen hoch. Ein Mittelpunkt dieser Heimat wird ihm seine in ihr wurzelnde Familie, an der er in steter Treue und Liebe hängt. Heimat, Vaterland, Volk! Der geweitete Blick umfasst das Deutschtum, sieht in eigener Schau das eichenstarke Volkstum der Banater Schwaben zwischen Serben und Kroaten. Es sind die Schwaben, die, treue Bürger des ungarischen Staates, »als gute Tropfen zu dem Strome« kommen müssen, »der unsere grossen deutschen Mühlen treibt«. Handelnd und wirkend steht Fock in den grossen Tagen des Krieges und dem gewaltigen Strom des Geschehens. Vorträge, Briefe und Gedichte sollen die Mutlosen aufrichten. »Nicht mit verschränkten Armen, sondern wirkend, schaffend, arbeitend, bauend stehen wir Gott und dem Schicksal gegenüber!« Der Krieg ist nicht um seiner selbst willen da. Vertiefend und veredelnd muss er auf Fock, den einzelnen, und das Volk wirken, wenn er nicht sinnlos werden soll. Sein Lachen hat der Dichter dabei nicht verlernt. »Ich glaube auch«, schreibt er seiner Frau, »dass der ernste Gorch Fock zu ersetzen wäre, dass den lustigen Gorch Fock aber die Heimat nicht entbehren kann, denn es werden düstere Jahre kommen, in denen das Volk sich nach dem tröstenden Licht des Humors sehnen wird«. Seine Sendung bleibt, »der Wasserkante ihren Werktag zu verklären und lieb zu machen«.

Ostfront und Westfront geben den Dichter im Frühjahr 1916 frei. In der Marine atmet er jetzt den salzigen, vertrauten Odem des Meeres. Am 31. Mai 1916 erfüllt sich des bald 36-jährigen Matrosen Kinau Geschick in der Schlacht am Skagerrak auf S. M. S. Wiesbaden, die nach heldenmütigem Kampf in den Fluten versinkt. Ewiges Dunkel liegt über den letzten Stunden des Dichters, der, aus seinem Gefechtsstand hinausgeschleudert, von der Schwimmweste gehalten, nach Stunden den nassen Tod erleidet. »Gross und königlich, wie er gelebt hatte, starb er als ein tapferer Held, der weiss, dass er zu seines Gottes Freude gelebt hat und dass er zu den Helden kommen wird«. Gorch Fock, ein ringender, kämpfender Deutscher, dem Treue,

Pflichterfüllung und Mannesmut eine Selbstverständlichkeit, vieles Gerede von Heldentum jedoch zuwider war; ein Künder und Mahner, dem Leben und Werk eins wurden, schrieb er wenige Wochen vor seinem Tode die vom Glauben an sein Volk getragenen, Zukunft erahnenden Worte: »Kann sich das Volk nicht mehr wie ein Mann erheben, so muss sich ein Mann wie ein ganzes Volk aufrichten!« In seinem Volke aber lebt heute, zwanzig Jahre nach seinem Tode, wie in aller Zukunft Gorch Fock weiter als ein Dichter und Mann, dessen Name zum leuchtenden Zeichen, zum Symbol geworden ist für eine Gesinnung der Tat und Bereitschaft, die nottut, und aus der die Kraft erwächst und das Leben.

Einiges vom alten Testament

Von Rudolf Abramowsky

Der heutige Streit um die Kirche ist ein Glaubenskampf. Wer meint, ihn vom Organisatorischen her begreifen oder lösen zu können, wird damit scheitern. Es geht um persönliche, verantwortliche Entscheidung; weder der Mann neben uns, noch die Allgemeinheit können dabei viel helfen. Wir werden als unabhängige Männer zum Einsatz aufgerufen. Auch lässt sich die Wahrheit nicht durch ein objektiv-kritisches Untersuchen aller Vorgänge und Meinungen ermitteln; falls wir uns bei diesem Verfahren nicht ganz verwirren, erreichen wir nur Näherungswerte. Erst da wird uns eine Angelegenheit zur Wahrheit, wo wir verantwortungsbewusst durch den Schleier der Möglichkeiten durchstossen und uns für die Sache mit der Person einsetzen. Wer das vielgesungene: »Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib« als Kreuz auf sich nimmt, der fragt nicht mehr zweifelnd: »Was ist Wahrheit«, sondern der kämpft und leidet für seine Wahrheit.

Die Wahrheit wartet darauf, dass sie von unserm Blute lebt; sonst bleibt sie ein Schatten. Unser Einsatz macht sie zur Wirklichkeit.

Im heutigen Glaubenskampf steht das Alte Testament an umstrittenster Stelle. Es gilt weithin bereits als besiegt und erledigt. Wer es dagegen nicht fallen lassen will, wendet sich an die Kirche, um von dort ein richtunggebendes Wort zu hören. Und da beginnen die Schwierigkeiten. Wer soll dies Wort sprechen? Der Pastor, dessen Meinung heute als eine von allerlei Bindungen abhängige Pri-

vatansicht gilt? Der akademische Theologe, der seit Jahrzehnten das Alte Testament frei von kirchlicher Orientierung behandelt? Der Laie, der des Bibellesens längst entwöhnt ist? Gesetzt aber, dies Wort käme zustande, könnte es dann nicht wie ein Ruhekissen wirken? So, als sei alles mit dem Alten Testament in Ordnung, und nun brauchten wir uns nicht mehr damit zu beschäftigen? Es gibt Feinde, die es nicht kennen; aber es gibt auch unentwegte Verfechter des Alten Testamentes, die es nicht kennen. Ein entscheidendes, allgemein überzeugendes Wort der Kirche kann heute aus vielen Gründen zu dieser Frage noch nicht gesagt werden. Und das ist gut so. Wir können uns weder das Erarbeiten der Wahrheit noch das Eintreten für die Wahrheit von einer Institution abnehmen lassen.

Der Einzelne ist gefordert; er bilde sich seine Überzeugung. Das Buch ist in jedermanns Hand: nimm und lies! Die Aufgabe des Theologen in diesem Ringen kann nicht die Entscheidung, sondern nur die Wegleitung sein. Eine solche freilich ist nötig.

1.

Unser Buch steht hart und unnahbar vor uns, es schmeichelt sich nicht ein und treibt für sich keinerlei Propaganda. Friedrich Nietzsche sagt von ihm: Im Alten Testament, dem Buch der göttlichen Gerechtigkeit, gibt es Menschen, Dinge und Streben nach einem so grossen Ziele, dass das griechische und indische Schrifttum ihm nichts zur Seite stellen kann. Man steht mit Schrecken und Ehrfurcht vor diesen ungeheuren Überbleibseln dessen, was der Mensch einstmals war, und wird dabei über das alte Asien und sein vorgeschobenes Halbinselchen Europa, das durchaus gegen Asien »den Fortschritt der Menschen« bedeuten möchte, seine eigenen Gedanken haben. Freilich: wer selbst nur ein dummes, zahmes Haustier ist und nur Haustierbedürfnisse kennt, der hat weder sich zu verwundern noch sich zu betrüben — der Geschmack am Alten Testament ist ein Prüfstein in Hinsicht auf »Gross« und »Klein«!

Wir treten in ein mühseliges Ringen ein, wenn wir dieses Buches habhaft werden wollen. Die Sprache und Denkart ist uns fern und fremd. Es gehört nicht nur die Beherrschung wissenschaftlicher Technik für den Theologen, sondern auch ein sehr starkes Einfühlungsvermögen für den Leser überhaupt zu seinem Verständnis.

Doch damit sind wir erst in seine Kulturwerte eingedrungen. Es soll aber unser Religionsbuch sein, Wort Gottes an uns. Und da ma-

chen wir die Beobachtung, dass gerade die Gotteslehre und die Religionsauffassung uns recht grosse Schwierigkeiten bereitet. Mit dem Gott, der in der Abendkühle im Paradiesesgarten sich ergeht, mit dem, der vom Himmel herabfährt, um den Turmbau von Babel kennen zu lernen, kommen wir heute schwer zusammen, wenn auch der mythische Duft dieser Erzählungen sich uns mitteilt. Aber auch der Weltenschöpfer und -gott, der aus der Fülle der Völker nur eins auserwählt und an ihm durch Wunder und Gerichte sein Leben und Schaffen erweist, bleibt uns rätselhaft.

Die Fülle fremder Ordnungen, die uns streckenweise, wie schon Goethe klagt, die Lektüre des Buches unmöglich macht, stösst uns ab. Dazu tritt eine Derbheit der Sprache und der Anschauungen, die uns gerade im Rahmen religiöser Vorstellungen peinlich berührt. Hier sei allerdings eine Anmerkung erlaubt. Das Alte Testament nimmt, wie alle grossen Menschheitsbücher von Homer bis Shakespeare und Goethe, in geschlechtlichen Dingen kein Blatt vor den Mund, sondern sagt, was zu sagen ist. Aber das unterscheidet es von der Schilderung des Verkehrs zwischen Hephäst und Aphrodite, den Homer besingt, bis hin zu der lieblichen Szene zwischen Leda und dem Schwan, von der Goethe im Faust II mehrfach berichtet, ganz zu schweigen etwa von Mohammeds Vergnügen am Weibe, dass in seinen Erzählungen nichts von einem inneren Behagen an diesen Dingen zu spüren ist; es fehlt jenes vergnügte Augenzwinkern von »Tausend und eine Nacht«. Vielmehr spürt man eine tiefe Traurigkeit, dass der Schöpfungssegen des Menschen immerfort zu seinem Fluche werden muss. Aber die Schwierigkeit bleibt und wird durch verkürzte Bibelausgaben nur unzureichend behoben.

Der grösste Anstoss heute ist aber jedenfalls der, dass es von Juden gedacht und geschrieben ist, dass seine Vorstellungen von diesem uns wesensfremden Volk stammen, und dass dies Volk in unserm Buch als das Volk der Wahl Gottes bezeichnet wird. Der heutige verhängnisvolle Einfluss des Judentums ruht auf den dort verbrieften Ansprüchen. Darum heute allenthalben der Ruf: écrasez l'infâme, fort mit dem Alten Testament! — Auch hierzu wäre freilich anzumerken, dass das Verständnis des Alten Testamentes dem heutigen Judentum mindestens ebenso viel Schwierigkeit bereitet wie uns. Seine religiösen Bücher sind, soweit überhaupt noch religiöses Fragen da ist, Talmud und Gebetbuch; beim Lesen des Alten Testamentes liegt immer noch jene Decke auf dem Antlitz, von der der Apostel

schon im 2. Korintherbrief spricht. Und ferner ist zu sagen, dass das Alte Testament mindestens ebenso scharf gegen die Juden kämpft, wie es ihre auch durch uns nicht zu bezweifelnde Sonderstellung heraushebt. Aber die Schwierigkeit bleibt.

Diese Hemmungen im Verständnis des grösseren Teiles unsrer Bibel wiegen bei uns heute desto schwerer, je mehr uns in unsern harten Zeiten nach einem festen Grunde verlangt, auf dem wir stehen können, je mehr wir in der allgemeinen Umwertung, in dem grossen Umbruch den heimlichen Wunsch haben, dass das eine Wort Gottes, das Fundament und der Schatz der Kirche, unverändert bleiben möge.

2.

Ist das Alte Testament ein solch fester Grund? Viele sagen wegen der genannten Schwierigkeiten: Nein. Einer sagt: Ja, nämlich Jesus Christus selbst. In unvergesslicher Schönheit steht vor uns der Osterspaziergang, den er mit den beiden Jüngern nach Emmaus hält. Ihnen ist alles, was um Jesus geschah, unklar und verworren; er deutet ihnen das Geschehen vom Alten Testament, da beginnen sie zu verstehen und zu glauben. Durch ihn selbst ist so das Alte Testament zum Buch der Kirche, zu unserm Buche geworden. Er hat es so fleissig gelesen, dass der Zwölfjährige schon den Gelehrten in Jerusalem darüber Rede und Antwort stehen konnte, dass seine Schriftkenntnisse immerfort Staunen erregten und dass ihm die Worte der Schrift zum Trost im Leben und im Sterben wurden. Was er dort Vollkommenes las, sah er in sich verwirklicht; was er dort Unvollendetes fand, hat er vollendet. Daher rührt seine enge lebendige Verbundenheit mit der Schrift. Er selbst will von da aus verstanden sein. Wenn er sich Christus nennt, so fusst er auf alttestamentlichen Vorstellungen; wenn er von Gesetzeserfüllung und Sündenvergebung spricht, so ist das ohne Voraussetzung des Alten Testamentes nicht zu verstehen; wenn er sein Sterben als Stellvertretung und als Opfer deutet, so gründet das auf seiner heiligen Schrift. Ohne dieses Buch kann er überhaupt nicht recht erfasst werden.

Die Probe aufs Exempel ist leicht zu machen. Das Jesusbild, das aus den Evangelien stammt, hat sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach gewandelt, und zwar so bunt und widerspruchsvoll, dass das der Stetigkeit menschlichen Geistes keine Ehre macht. Jede Geistesbewegung hat sich noch durch ihn ausweisen wollen, indem sie sein Bild mit ihrem Gehalt auszufüllen bestrebte. So haben wir es erlebt,

dass Jesus als der erste Sozialist und Kommunist ausgegeben wurde; wir kennen ferner von den Bildern Uhdes und Gebhardts, und aus der impressionistischen Literatur Jesus als eine Art gesellschaftsfähigen liberalen Theologen; plötzlich ist aus ihm heute der arische Recke geworden, der Held und Führer. Diese beschämende, widerspruchsvolle Buntscheckigkeit hört sofort auf, wenn wir nicht nur das an sich farblose Bild des historischen Jesus mit zweifelhaften Mitteln zeichnen, sondern wenn wir die plastische biblische Christusgestalt auf dem mächtigen Hintergrunde des Alten Bundes schauen. Dann endet dies trübselige Spiel unsrer wechselnden Ansichten, und wir beugen uns vor der ewigen Gestalt dessen, der den Vätern verheissen war und in der Fülle der Zeiten kam. So tut uns das Alte Testament den Dienst, dass wir dadurch Jesus Christus recht verstehen. Ohne es können wir ihn nicht richtig, nur völlig subjektiv und belanglos deuten; wer darum das Alte Testament aufgibt, gibt das echte Verständnis Jesu auf. Und in der Sache selbst liegt die oft beobachtete Erscheinung, dass die Streiter wider das Alte Testament von gestern heute die Bedeutung Jesu völlig beschränken und morgen auf der Suche nach einer neuen Religion sind. Das Alte Testament hält uns bei Christus fest. »Suchet in der Schrift . . . sie ist es, die von mir zeuget«.

Das ist die Verankerung des Alten Testaments in Jesus Christus und umgekehrt die Verankerung Jesu im Alten Testament. Wer dagegen kämpft, kämpft gegen den Herrn selbst.

3.

So schlagen wir denn das Buch auf und finden doch nicht bloss Hemmnisse und Schwierigkeiten. Es ist ein Buch voll kräftiger, gewaltiger Schönheit, die sich auf dem weiten Hintergrunde der Religion prächtig auftut. Weder der Orient noch Griechenland kann ihm etwas an die Seite stellen. J. G. Herder ist einer der Entdecker dieser Schönheit gewesen. Wir finden ferner eine Geschichtsdarstellung und eine Geschichtsschau, wie sie die Griechen erst Jahrhunderte später zustande brachten; es gibt historische Partien im Alten Testament, die von jeher die helle Freude der grossen Historiker — ich nenne etwa L. von Ranke und Ed. Meyer — gewesen sind. Und endlich stellen wir fest, dass dies Buch uns doch nicht so fremd ist, wie wir zunächst glaubten. Es ist erstaunlich, wie es mit seinem Wortbestande und seinen Anschauungen in unser Sprechen und Denken eingegangen ist.

Gesangbuch und Liturgie wären ohne dies Buch ebenso wenig denkbar, wie etwa unter deutschen Dichtungen Goethes Faust und im politischen Denken die gesamten Vorstellungen vom Gottesgnadentum der Regenten und vom Volkstum als Gottesordnung. Goethe rühmt an seiner Mutter eine alttestamentarische Frömmigkeit. Und wirklich, wenn unsere Frömmigkeit nicht nur in Redensarten und Gefühlen besteht, sondern Charakter hat, so trägt sie alttestamentarische Züge.

Diese Beobachtung führt uns zu einer entscheidenden Tatsache. Das Buch, von dem wir sprechen, sagt uns nicht bloss, was unter Christus zu verstehen sei; es lehrt uns auch, uns selbst verstehen und zwar an dem schwierigsten und heikelsten Punkt, in unserm Verhältnis zu Gott. Hier hören wir, was gut ist und was Gott von uns fordert. Es ist ein eigentümlicher Widerspruch, wenn die Geltung der zehn Gebote von denselben Leuten energisch verfochten wird, die das Alte Testament nicht bestehen lassen wollen. Hier wird uns nüchtern, ohne Beschönigung und ohne Verzweiflung, die Sünde vorgehalten, klarer und heilsamer, als unser Gewissen es kann. Hier wird uns Gemeinschafts-, Volks- und Staatsleben unter Gottes Druck und Leitung vorgestellt. Zeiten, die sich von der anmasslichen Vereinzelung des Menschen zur Gemeinschaft abwenden, können das Alte Testament überhaupt nicht entbehren. Unsere reformierten Väter *) haben gewusst, weswegen sie, vor der gewaltigen Aufgabe stehend, die Kirchen und Staaten neu zu bauen, so fleissig dies Buch studierten. Dieselbe Arbeit ginge heute leichter und erfolgreicher, wenn wir ein gleiches täten. Endlich lehrt es uns, das Leben nicht nur von der Gegenwart und vom Brote her zu verstehen. Das Wort Gottes weist in die Zukunft, auf eine Auferstehung und Erlösung; und dadurch wird die Gegenwart bestimmt als eine Zeit, die nicht nur dem Broterwerb gilt, sondern dem Gehorsam und der Hoffnung auf Gott.

Dabei soll dies deutlich sein: Es wird hier keine Philosophie entwickelt, und wir werden nicht angewiesen, in Idealen zu schwärmen. Das Alte Testament redet von Wirklichkeiten, nüchtern und derb. Es zeigt Wege, die mit Glück beschritten worden sind, und Irrwege, die ins Verderben geführt haben. Es schont uns in keiner Weise und macht uns nicht die mindesten Komplimente. Dagegen werden wir sehr ernsthaft vor zwei Wege gestellt, die dem Volke des Alten Bun-

*) Der Artikel geht auf einen Vortrag zurück, den Pastor Abramowsky auf einem Familienabend seiner reformierten Gemeinde gehalten hat.

des ebenso entscheidend vorgelegt wurden wie uns heute. Der eine weist über Gehorsam und Sündenerkenntnis, über Demut und Dienst auf den Christus des Neuen Bundes, auf Jesus von Nazareth. Der andere führt das Volk Israel über Ungehorsam und Selbstvergötterung zur Synagoge und zum Zionismus, d. h. zur religiösen Unfruchtbarkeit und zur Politik als weltlicher Religion. Beide Wege sind im Alten Testament angezeigt und in ihren Wurzeln und Zielen uns vor Augen gestellt. Das ist die Kunst und Aufgabe unsres Schriftverständnisses, sie auseinander zu halten. Noch wichtiger aber ist, dass wir die Warnung, die von dort kommt, nicht überhören. Denn Synagoge und Zionismus sind nicht bloss Schicksal des jüdischen Volkes. Wir stehen heute genau in der gleichen Gefahr eines sterilen Kirchentums und einer Politik, die als Religion propagiert wird. An diesem Abgrund tritt uns das Alte Testament entgegen und weist uns anstatt auf Selbstvergötterung auf die Gottheit Jesu Christi und anstatt auf politischen Übermut und Wahnsinn auf Politik als Pflicht und Dienst an dem Volk, in das wir gestellt sind.

So gibt es heute kein notwendigeres Buch als das Alte Testament. Der greise Hindenburg hat es in den letzten Jahren seines Lebens in neuer Übersetzung noch einmal tief ergriffen durchgelesen, und in seinem Sterbezimmer war ein Spruch dieses Buches aufgeschlagen und unterstrichen. Es ist ein hartes Buch, aber darum gehört es in unsere harte Zeit hinein.

»O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort«, ruft der Prophet Jeremias. Die Frage des Alten Testamentes ist keine Angelegenheit kirchlicher Technik. Es ist vielmehr eine Anfrage an Volk und Land, aus welchen Quellen es lebt, und ein Aufruf, diese Quelle des Lebens (Psalm 36, 10) ungetrübt zu wahren und zu nutzen.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Die Rede des Ministerpräsidenten zum 15. Mai

Anlässlich der ersten Wiederkehr des 15. Mai sprach Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis durch den Rundfunk. Nach einer Schilderung der Ereignisse um den 15. Mai 1934, die das ganze Leben des Volkes umgestaltet und auf neue Grundlagen gestellt haben, fragte der Ministerpräsident, wie dieser Zusammenschluss des Volkes möglich ge-

macht worden sei. Wenn die einen sagten, es sei durch Gewalt geschehen, oder die anderen, es sei durch gewandte Politik und Zuzahlungen erreicht worden, so sei das falsch. Näher der Wahrheit seien die, die da sagten, dass das Führerprinzip das Volk geeint habe. Denn wahrlich, wer für sich verantworte und freudig die Verantwortung übernehme, der habe das Volk hinter sich. Letztlich sei es jedoch die Einsicht des Volkes gewesen, die mit urwüchsiger Kraft am 15. Mai durchgebrochen sei. Das Verdienst der Männer des 15. Mai sei das gewesen, dass sie den Willen des Volkes und die Schicksalsstunde erkannt hätten, und dass sie den Mut und die Fähigkeit hatten, den Willen des Volkes — die Einigung des Volkes durchzuführen. Es sei sein grösster Wunsch, dass der jungen Generation nicht nur ein wohlbestelltes Haus, sondern auch dieser Geist der Eintracht hinterlassen werde, der aus der Einsicht des Volkes selbst erwachse. Auch in schweren Zeiten werde diese Eintracht nicht verloren gehen.

Aussenpolitische Stellungnahme des Ministerpräsidenten

Anlässlich der Befreiungsfeiern in Rezekne sprach Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis u. a. auch über aussenpolitische Fragen. Latgale sei der Teil des Staates, der an Sovetrussland grenze, daher trage Latgale die Verantwortung, dass diese direkte Berührung mit dem grossen Nachbarn eine segensreiche für das ganze Land sei. Jedoch nicht nur diese Grenzbeziehungen seien wichtig; Lettland wünsche eine Entwicklung gegenseitigen Vertrauens und nützlicher Zusammenarbeit, besonders auf wirtschaftlichem Gebiet. Unsere politischen Beziehungen hätten eine starke Grundlage, den Willen zum Frieden, nicht nur mit Sovetrussland, sondern in ganz Osteuropa.

Die „Brīvā Zeme" zur Hitlerrede vom 21. Mai

A. Grīns unterscheidet in der Rede vier Grundfragen. Erstens sei in der Rede ein Rüstungsprogramm vorhanden, das nun die Grossmächte beschäftige, um festzustellen, ob damit eine Begrenzung der Rüstungen zu erreichen sei. Zweitens sei der Teil der Rede von Bedeutung, der den deutschen Standpunkt in Bezug auf Sovetrussland festlege. Die unversöhnliche Schärfe in der Rede sei nicht geeignet, die Erneuerung normaler Beziehungen zwischen beiden Staaten zu fördern. Drittens sei in der Rede festgestellt, dass der Begriff der »Nichteinmischung« zu wenig bestimmt sei, um darauf einen Vertrag aufzubauen; daher bestehe wenig Hoffnung auf die Realisierung des

Donaupaktes. Viertens, und das sei am wichtigsten für uns, sei die Stellung Deutschlands zum Ostpakt bekannt geworden. Während Deutschland am 13. April die Erklärung abgegeben habe, dass es bereit sei, an einem kollektiven Sicherheitspakt im Osten teilzunehmen, welcher die Verpflichtung des Nichtangriffs und der Schiedsgerichtsbarkeit enthalte, habe Deutschland jetzt nur seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, Nichtangriffspakte mit den einzelnen Nachbarn abzuschliessen und diese durch Bestimmungen zu ergänzen, die auf eine Isolierung der Kriegsführenden abzielen. Somit sei von einem kollektiven Sicherheitsvertrag nicht mehr die Rede. Es sei auch ein Unterschied zwischen einer Nichtunterstützung des Angreifers und einer Isolierung der Kriegsführenden, die sich auf den Angreifer und den Angegriffenen beziehe. Da nun Litauen ausdrücklich von den Nichtangriffspakten ausgeschlossen sei, so könne die Rede vom 21. Mai in keiner Weise als Anzeichen einer Besserung im Osten angesehen werden.

Beschlüsse des Ministerkabinetts

Auf der Sitzung des Ministerkabinetts vom 24. Mai wurde der Preis für die an Spiritusbrennereien gelieferten Kartoffeln anstelle von Ls 4,80 auf Ls 3,00 pro Quintal festgesetzt. Diese Herabsetzung war bedingt durch den Kartoffelpreis im freien Handel und soll der Regierung die Möglichkeit geben, ernstlich an den Export von Spiritus zu denken. Dadurch würde eine Erweiterung der Spiritusfabrikation ermöglicht werden können. — Ferner wurde beschlossen, den Preis für Flachs nicht zu ändern. — Das Ministerkabinett beriet die Frage der Liquidierung von Doppelämtern. Danach soll in Zukunft die Bekleidung mehrerer verantwortungsvoller staatlicher Posten durch eine Person nicht mehr erlaubt werden. —

Regelung der Lazard-Schuld der Stadt Riga

Die Anleihe der Stadt Riga vom Jahre 1914 bei Lazard Bro. hat im vorigen Jahre eine Regelung gefunden. Danach wurde die Nominalsumme von 1.281.840 englischen Pfunden um 40%, der Zinsfuss von 4,5 auf 4 Prozent herabgesetzt und die Tilgungsfrist bis zum Jahre 1984 verlängert. Am 15. Mai lief der Termin zur Anmeldung der Obligationen ab, wobei bis zu diesem Termin Obligationen im Nominalwert von 1.217.200 englischen Pfunden angemeldet wurden. Zwecks Festsetzung des genaueren Tilgungsplanes hat sich der Leiter des Rigaer städtischen Finanzamtes A. Kacens nach London begeben.

Der Ausklang der Aussenministerkonferenz in Kaunas

Die Konferenz der baltischen Aussenminister, auf der, unter anderem auch zum sovetrussischen Vorschlag eines gegenseitigen Hilfspaktes Stellung genommen wurde, schloss mit einer amtlichen Verlautbarung, in der auch zur grossen Politik Stellung genommen wurde. Es wurde festgestellt, dass noch immer der Wunsch bestehe, die Sicherheit in Osteuropa zu befestigen, was im Gedanken des Ostpaktes zum Ausdruck komme, und dass die Bemühungen in dieser Richtung Resultate gezeitigt hätten, indem die Idee der kollektiven und regionalen Sicherheitsgarantien Billigung gefunden habe; daher deklarierten die drei Staaten, dass sie eine aktive und loyale Mitarbeit jeder Aktion gewähren würden, deren Ziel es sei, die Sicherheit in Osteuropa zu festigen. Die Verlautbarung schloss mit einem Bekenntnis zum Völkerbunde als wichtigem Instrument zur Organisation der kollektiven Sicherheit.

Der Delegiertentag der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland vom 11. Mai 1935

Die von 81 Delegierten besuchte Versammlung wurde vom Präsidenten W. v. Rüdiger geleitet. Auf seinen Antrag wurden dem Staatspräsidenten A. Kviesis und dem Ministerpräsidenten Dr. K. Ulmanis Begrüssungstelegramme gesandt. Präsident W. v. Rüdiger gedachte des verstorbenen Leiters der deutschen Parlamentsfraktion W. v. Fircks, dem die Volksgemeinschaft ausserordentlich viel zu verdanken habe. In seinem Rechenschaftsbericht führte der Präsident aus, dass die Schaffung der Nachbarschaften, gemäss dem Beschluss der Delegiertenversammlung vom 24. September 1933, erfolgreich durchgeführt worden sei. In Bezug auf die Grundfragen über die Einstellung der Volksgruppe zum Staat und zur Erneuerungsbewegung erklärte der Präsident, dass die Volksgruppe dem Staate stets die Treue halten werde, dass sie deutsch sei und bleiben werde. Die Volksgruppe bejahe die weltanschaulichen Grundlagen der Erneuerungsbewegung, den Gemeinschaftsgedanken, das Führerprinzip und die Landverbundenheit. — Als die dringendsten Aufgaben der nächsten Zeit bezeichnete er die materielle Sicherung der bedrohten Schulen und die Arbeitsbeschaffung für die heranwachsende Jugend.

Auf Antrag des Präsidenten wurde eine Statutenänderung vorgenommen, wonach die Ämter zweier Vizepräsidenten geschaffen werden. Im Zusammenhang damit wurden die vorgesehenen Neuwahlen auf

den Herbst vertagt. Der Präsident W. v. Rüdiger erklärte, dass er sich entschlossen habe, sein Amt nicht weiter zu führen, erklärte sich jedoch bereit, nach Übergabe der Leitung an seinen Stellvertreter noch bis zum Herbst im Amte zu verbleiben. Der deutsche Referent am Bildungsministerium M. v. Radecki umriss in seinem Bericht die Tätigkeit seines neuen Amtes. In Zukunft sei der Stärkung der Fach- und Fortbildungsschulen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. — Der Leiter des Fürsorgeamtes M. Hesse stellte in seinem Bericht fest, dass das Gesamtergebnis der Winterhilfe dieses Jahres wieder die Höhe des Jahres 1931/1932 erreicht habe. In runden Summen hätten die Eingänge betragen: 1931/32 — 62.000 Lat; 1932/33 — 42.000 Lat; 1933/34 — 52.000 Lat. In diesem Jahre sei die Arbeit des Fürsorgeamtes erstmalig mit Hilfe der Nachbarschaftsorganisation durchgeführt worden. — Auf Antrag von Ing. K. Barth wurde dem Jugendverband Sitz und Stimme im Hauptverband zugebilligt.

Die Ausbeutung des Ploču-Sumpfes

Volkswohlfahrtsminister W. Rubuls besuchte den Ploču-Sumpf nördlich von Liepāja und besichtigte die dortigen Arbeiten. Der 400 ha grosse Sumpf wird seit 3 Jahren systematisch ausgenutzt, indem jährlich um 100.000 Ballen Torf zu Streuzwecken fertiggestellt werden. In letzter Zeit wurde mit der Herstellung von Torf zu Brennzwecken begonnen, wobei moderne Maschinen Verwendung finden. Bei einer Herstellung von 100.000 Ballen Streutorf und 10.000 Tons Brenntorf jährlich würden die Lagerungen für etwa 150 Jahre ausreichen. Volkswohlfahrtsminister Rubuls äusserte sich dahin, dass die Zahl der Beschäftigten bald von 200 auf 500 erhöht werden würde. Es werde mit der Herstellung von Isolationsplatten aus Torf begonnen werden; auch seien Bestellungen auf 200.000 Ballen Torf zu Streuzwecken aus dem Auslande eingelaufen.

Die Feier des 22. Mai

Am 22. Mai, dem Tage der Eroberung Rigas durch die Baltische Landeswehr im Jahre 1919 und damit der Befreiung von den Bolschewiken, fand am Landeswehrdenkmal auf dem Waldfriedhof ein Gottesdienst statt. Das Gedenken der Gefallenen hatte Tausende auf dem Friedhof zur Andacht versammelt. Weitere Gottesdienste wurden in der Petri- und der Gertrudkirche abgehalten. In der St. Johannisgilde versammelten sich anschliessend die ehem. Glieder der Landeswehr zu einem Kameradenabend.

ESTLAND

Aussenministerkonferenz der Baltischen Staaten

Anfang Mai fand in Kaunas die fällige Aussenministerkonferenz der drei Baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen statt. Über das Ergebnis der Konferenz wurde eine amtliche Verlautbarung ausgegeben.

Diese fand später ihre Ergänzung durch Erklärungen, die der estnische Aussenminister über den Verlauf der Konferenz Pressevertretern gegenüber abgab. Aussenminister Seljamaa sagte hierbei etwa folgendes:

»Die Konferenz gab vor allem ein anschauliches Bild von der seit der letzten Konferenz geleisteten Arbeit. Zu erwähnen wären hier die vom juridischen Büro der drei Staaten ausgearbeitete Konvention über die Durchführung und gegenseitige Anerkennung der Zivilgerichtsurteile, wobei auf der Konferenz in Kaunas beschlossen wurde, diesen Konventionsentwurf in endgültiger Form fertigzustellen. Ferner muss die grosse Arbeit erwähnt werden, die auf dem Gebiete der Vereinheitlichung der Zollnomenklatur geleistet worden ist, die Ausarbeitung einer Schiedsgerichtskonvention sowie der bedeutend enger gestaltete politische Kontakt zwischen den Regierungen und den diplomatischen Vertretungen der drei Staaten. Am dritten Tage der Kaunaer Konferenz fand zwischen Estland und Litauen ein Notenaustausch statt, laut welchem ab 31. Mai dieses Jahres die Aufenthaltsgebühren im Verkehr zwischen diesen beiden Staaten für die Staatsbürger dieser Staaten fortfallen werden.

Die wichtigsten Aufgaben der Konferenz in Kaunas waren aber die Beratungen über die augenblickliche aussenpolitische Lage und die Herausarbeitung einer gemeinsamen aussenpolitischen Linie. In dieser Frage ist von der Konferenz eine für die drei Staaten gemeinsame einheitliche Sprache gefunden worden, und es steht jetzt fest, dass zur Festigung der Sicherheit und der Friedensarbeit die drei Staaten den gleichen Weg gehen werden«. So die Äusserungen Minister Seljamaas.

Bald darauf gewährte der Gehilfe des estnischen Aussenministers, Laretei, einem Vertreter der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« ein Interview, in welchem er auch auf die Kaunaer Konferenz zu sprechen kam. Ministergehilfe Laretei sagte hierbei etwa folgendes:

»Die Kaunaer Konferenz beschäftigte sich u. a. auch mit der seitens der USSR angeregten Frage eines Sonderabkommens mit den

Baltischen Staaten, dem die Bedeutung eines enger begrenzten Ostpaktes zugekommen wäre. Ein direktes Angebot ist in dieser Hinsicht seitens der USSR nicht erfolgt, doch hat der russische Aussenkommissar Litwinow vor seiner Reise nach Genf zur Völkerbundtagung die Regierungen der Baltischen Staaten durch die Gesandten Russlands ersucht, ihn wissen zu lassen, wie sie sich zum Angebot eines derartigen Abkommens stellen würden. Als seitens der Baltischen Staaten dem russischen Aussenkommissar zur Kenntnis gebracht wurde, dass eine diesbezügliche Entscheidung erst nach der Kaunaer Tagung möglich sein werde, erfolgten in dieser Angelegenheit seitens Räterusslands keine weiteren Schritte, da die Kaunaer Konferenz zur Ansicht kam, dass für die Baltischen Staaten, denen die Aufrechterhaltung der praktischen und moralischen Neutralitätspolitik das Beste und Wünschenswerteste erscheine, zunächst k e i n Grund vorliege, Sonderabkommen abzuschliessen, die leicht den Eindruck erwecken könnten, als handle es sich dabei um den Anschluss an irgendeine bestimmte Gruppe von Grossmächten«.

Und der Minister schloss seine Ausführungen mit folgenden Worten:

»Die Baltischen Staaten werden jedenfalls alles daran setzen, um ihre Neutralitätspolitik auch weiter fortzuführen, und zu einem gegebenen Zeitpunkt werden sie vermutlich selbst mit einem Vorschlag hervortreten, der ihnen am geeignetesten scheint, ihre Sicherheit und ihre Neutralität zu verbürgen. Eben liegt aber keine Notwendigkeit vor, sich damit besonders zu beeilen. Ausserdem bedürfen noch verschiedene Fragen innerhalb des Baltischen Bundes einer vorherigen B e r e i n i g u n g. Eine allseits befriedigende Lösung der Memel- und der Wilnafrage wäre vor allen Dingen erwünscht«.

Freundschaft mit Polen

Aus Anlass des polnischen Nationalfeiertages veranstaltete der estnisch-polnische Verein am 3. Mai in Reval einen feierlichen Aktus, der sehr zahlreich besucht war. Am Aktus nahmen u. a. der Oberbefehlshaber General Laidoner, der stellvertretende Ministerpräsident Eenpalu, Aussenminister Seljamaa und viele andre hochgestellte Persönlichkeiten teil. Es sprach u. a. der Oberbefehlshaber General Laidoner, der in seiner Ansprache u. a. folgendes sagte:

»Seit den ersten Tagen der estnischen staatlichen Selbständigkeit haben wir zum polnischen Staate und zum polnischen Volke die besten

Beziehungen gehabt, haben wir einander verstanden und ungeachtet dessen, dass Estland und Polen untereinander keine politischen Verträge abgeschlossen haben, hat sich die Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Staaten doch ständig entwickelt aus der Erkenntnis heraus, dass eine Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Völkern eine Notwendigkeit ist. Wir haben in Polen Freunde und die Polen haben in Estland Freunde. Unsre polnischen Freunde seien herzlich gegrüsst«.

In seiner Rede wies der General weiter darauf hin, dass Polen und Estland beide wissen, dass der Krieg eine grosse Last und eine grosse Gefahr für jeden Staat bedeutet. Daher seien beide Völker zutiefst davon überzeugt, dass alles getan werden muss, um einen Krieg zu verhindern.

»Und weiter sehen wir«, fuhr General Laidoner fort, »dass auch die Lage beider Staaten in vieler Hinsicht die gleiche ist. Beide Staaten sind Ostseeländer und damit Bindeglieder zwischen West- und Osteuropa. Beide können sie Streitobjekte sein, beide aber auch bedeutende Friedensgaranten als Vermittler zwischen den grossen Mächten.

Polen und Estland ähneln sich aber auch darin, dass sie in ihrem Freiheitskampfe das erhalten haben, was sie haben wollten. Sie haben es beide nicht nötig, das Gebiet ihres Staates zu vergrössern, und daher ist es verständlich, dass beide Staaten bestrebt sind, den Frieden zu erhalten. Die letzten Ereignisse haben gezeigt, dass Polen eine Aussenpolitik betreibt, deren Ziel es ist, zu verhindern, dass ein Staat einen andern über das eigene Territorium angreife. Die gleiche Politik betreibt auch Estland«.

Und am Schluss seiner Rede sagte der Oberkommandierende: »Häufig erwächst aus den Beziehungen zwischen einem grossen und einem kleinen Staate bei dem kleinen Staate die Furcht, dass er unter die Hegemonie des grossen geraten könnte. Bei den Beziehungen zwischen Estland und Polen ist derartiges nicht zu befürchten. Wir wollen mit Polen auf allen Gebieten zusammenarbeiten, und wir hoffen, dass unsre Zusammenarbeit eine noch engere werden wird«.

Aussenminister Seljamaa in Stockholm

Mitte Mai besuchte der estnische Aussenminister Seljamaa die schwedische Hauptstadt Stockholm, bei welcher Gelegenheit er auch vom schwedischen König empfangen wurde. Überhaupt war die Aufnahme in Stockholm sehr herzlich. Während seines Stockholmer Auf-

enthalts lud Minister Seljamaa im Auftrage seiner Regierung den schwedischen Aussenminister Sandler zu einem Besuch nach Estland ein. Der Zeitpunkt dieses Besuches wurde noch nicht festgesetzt. Über die Reise nach Stockholm gab Minister Seljamaa nach seiner Rückkehr der estnischen Presse Erklärungen ab, in denen er u. a. darauf hinwies, dass er in Stockholm, wohin er auf Einladung der schwedischen Regierung gereist war, die Möglichkeit gehabt habe, mit führenden Persönlichkeiten des politischen Lebens in Schweden Gedanken über die zwischen den beiden Staaten bestehenden Beziehungen auszutauschen. Mit Aussenminister Sandler habe er über die Fragen verhandelt, die in der letzten Zeit in der Aussenpolitik Europas auf der Tagesordnung stehen. Im Ergebnis dieses Gedankenaustausches sei festgestellt worden, dass beide Staaten auf vielen Gebieten gemeinsame Interessen haben. Sowohl Schweden als auch Estland seien überzeugte Anhänger des Völkerbundsgedankens, beide Länder seien an einer Stabilisierung der Lage Europas interessiert, und in den gegenseitigen Beziehungen beider Länder fehlten Fragen, die zu Missverständnissen Anlass geben könnten. Die Beziehungen zwischen Estland und Schweden seien derartig, dass nur ihre weitere Festigung in Frage kommen könne.

Zu diesem Besuch des estnischen Aussenministers in Stockholm brachte das Dorpater »Uus Sõna« einen Artikel, in welchem u. a. darauf hingewiesen wurde, dass die praktischen Ergebnisse dieses Besuches nicht über die gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen hinausgegangen seien. »Und dennoch«, heisst es im Artikel weiter, »bedeutet diese Zusammenkunft der Leiter der Aussenpolitik Schwedens und Estlands mehr als gewöhnliche Höflichkeitsbezeugungen. Man darf nicht vergessen, dass Schweden sich bisher äusserst zurückhaltend, ja vollkommen isoliert verhielt. Nun aber wissen wir, dass in Schweden der Wunsch immer weitere Kreise erfasst, in nähere Beziehungen zu den Baltischen Staaten zu kommen. Wir unsrerseits können diese Erscheinung nur begrüssen, und zwar warm begrüssen. Schritt für Schritt geht man vorwärts, und beide Teile haben davon Nutzen. Kann doch kein einziger dritter Staat über die Zusammenarbeit so friedlich eingestellter Staaten sich aufregen«.

Die estnische Presse zur letzten Reichstagsrede des deutschen Reichskanzlers

Die grosse aussenpolitische Rede des deutschen Kanzlers Adolf Hitler hat in der estnischen Presse nur geringen Widerhall ge-

funden. Die Revaler estnischen Blätter haben sich zu ihr bisher so gut wie garnicht geäussert. Dagegen haben die beiden in Dorpat erscheinenden estnischen Zeitungen, das »Uus Sõna« und der »Postimees«, jede der Kanzlerrede einen langen Leitartikel gewidmet. Das »Uus Sõna« brachte in seinem Artikel in erster Linie einen Bericht über die Stellungnahme der englischen Presse zur Rede, ohne eigne Gedanken hinzuzufügen. Der Artikel schloss aber mit den vielsagenden Worten: »Eines aber ist klar, die Spannung hat sich keineswegs verringert, und Deutschlands Hoffnungen auf den grossen Einfluss der Hitlerrede auf das Ausland sind wieder unerfüllt geblieben«.

Ganz anders der »Postimees«. Hier hiess es u. a. folgendermassen:

»Äusserlich fiel der Ton der Rede auf, den man als gemässigt und zurückhaltend bezeichnen kann. Ein mehr als zweijähriges Tragen der Verantwortung für die Staatsleitung hat auf den Führer Deutschlands einen in die Augen springenden Einfluss ausgeübt. Sogar dann, wenn der Faden seiner Gedanken ihn zu einer Polemik mit ausländischen Staatsmännern führte, suchte der Leiter der deutschen Regierung seine Worte so zu wählen, dass er alle persönlichen Animositäten vermied. Auch die Benutzung der Stimme hat sich verändert. Nach der letzten Krankheit ist Hitler augenscheinlich vorsichtiger in der Benutzung seiner Stimmbänder geworden. Anstelle der unglaublichen »Fortissimi«, mit denen der Führer früher so freigebig war, sind friedliche andante getreten, welche von Zeit zu Zeit durch ein zurückhaltendes crescendo unterbrochen wurden.

Die Deklaration des Kanzlers dauerte über zwei Stunden und berührte mehr Fragen, als in einer kurzen Zusammenfassung wiedergegeben werden können. Vor allen Dingen weckte die Behauptung des Reichskanzlers Aufmerksamkeit, dass das Ziel der deutschen Politik der Friede sei. Der Reichskanzler motivierte Deutschlands Friedenswillen nicht nur damit, dass ein Krieg letzten Endes allen Teilnehmern, auch den Siegern, mehr Schaden wie Nutzen bringt, sondern auch mit nationalsozialistischen weltanschaulichen Grundsätzen. Der Nationalsozialismus sieht nach den Worten Hitlers in der Entnationalisierung eines fremden Volkes nicht ein erwünschtes politisches Ziel, sondern umgekehrt, eine Gefährdung der inneren Einheit des eignen Volkes und damit eine Schwächung desselben«.

Weiter wurde in dem Artikel die Stelle der Rede zitiert, die davon handelt, dass die Deutschen nicht die Absicht haben, fremden Völkern

ihr Volkstum, ihre Sprache und ihre Kultur zu nehmen, um ihnen die ihnen fremde deutsche Kultur aufzuzwingen.

Und weiter hiess es dann im Artikel:

»Wenn die Anschauung des Führers des Dritten Reiches tatsächlich eine derartige ist, dann muss man sagen, dass der Leiter des Nationalsozialismus so manchen Standpunkt aufgegeben hat, den er in seinem Buche »Mein Kampf« geäussert hatte, und der bisher zum A. und O. der politischen Anschauungen der Deutschen gehörte. Durch die Anerkennung des Wertes der Völker an sich wäre nicht nur eine Reihe von Zweifeln beseitigt, die durch das Emporkommen des Nationalsozialismus in ganz Europa wachgerufen wurden, sondern damit würden auch indirekt alle Entnationalisierungsversuche in andern Staaten verurteilt sein.

Mit besondrer Aufmerksamkeit wurde in den Baltischen Staaten derjenige Teil der Hitlerrede verfolgt, der den Entwurf des sogen. Ost-Locarnopaktes betraf. Der Reichskanzler erklärte, das Deutsche Reich sei bereit, mit allen seinen Nachbarn Nichtangriffsverträge abzuschliessen und diese Verträge noch mit der Verpflichtung zu ergänzen, kriegführenden Staaten keine Hilfe zu gewähren. Deutschland erklärt, dass es überhaupt nicht bereit sei, seine Soldaten im Interesse andrer Staaten ins Feuer zu schicken. Aber im vorliegenden Falle begründet es seinen absolut verneinenden Standpunkt einer militärischen Hilfeleistung gegenüber ausserdem noch mit der diametral entgegengesetzten Ideologie Deutschlands und Räterusslands. Da nun aber bei der Begegnung Lavals und Litwinows in Moskau Russland sich augenscheinlich damit einverstanden erklärt hat, darauf zu verzichten, dass eine militärische Hilfeleistungsverpflichtung in den geplanten Ostpakt aufgenommen werde, muss konstatiert werden, dass zwischen den Auffassungen Berlins und Moskaus eine beträchtliche Angleichung stattgefunden hat. Die einzige trübe Stelle hinsichtlich einer Verbesserung der Aussichten des Ostpaktes ist die Tatsache, dass Deutschland sich weigert, einen Nichtangriffspakt mit Litauen abzuschliessen, so lange in Memel nicht die gesetzliche Ordnung wieder hergestellt ist«.

Und an einer weiteren Stelle des Artikels hiess es:

»Für eine internationale Zusammenarbeit, von der Deutschland sich zurückgezogen hat, lässt Hitlers Deklaration die Tür offen. Das gilt vor allen Dingen für Deutschlands Rückkehr in den Völkerbund. Die deutsche Regierung gibt zu verstehen, dass sie nichts gegen eine

Rückkehr nach Genf einzuwenden hat, wenn die Satzungen des Völkerbundes vom Friedensvertrag von Versailles gelöst und eine friedliche Revision der geltenden Verträge ermöglicht wird. Diese Bedingungen dürften an sich aber nicht unerfüllbar sein. Schon deshalb nicht, weil ihre Durchführung schon früher, und zwar nicht von Deutschland allein, verlangt worden ist.

»Die Völker wollen den Frieden. Daher haben auch die Regierungen die Möglichkeit, den Frieden aufrechtzuerhalten«. Vollkommen richtig. Und wenn des Reichskanzlers offensichtlich ehrlich gemeinten Worte nicht überall in Europa so aufgenommen worden sind, wie man es in Berlin hoffte, dann doch wohl nur deshalb, weil Deutschland mit seiner Politik der letzten Zeit dazu beigetragen hat, dass es von einer dichten Mauer des Misstrauens umgeben wurde. Verlorenes Vertrauen kann man aber nicht in einem Tage zurückgewinnen. Bei einer gerechten und unparteiischen Beurteilung muss man aber sagen, dass in dieser Beziehung ein guter Anfang gemacht worden ist. In England, wo man die Lage Europas viel nüchterner betrachtet als in vielen Staaten des Festlandes, sehen die Staatsmänner und die Presse in der Deklaration Hitlers bedeutende Möglichkeiten, die auszunutzen die Staatsmänner verpflichtet seien. Das ist ein Standpunkt, der sowohl dem nüchternen Verstande als auch dem allgemeinen Wunsche der europäischen Völker entspricht«.

Dorpat, d. 29. Mai 1935. *Leo v. Middendorff*

Aus dem Schrifttum der Zeit

Ludwig Thoma: Der Kindlein

Unser Religionslehrer heisst Falkenberg.

Er ist klein und dick und hat eine goldene Brille auf.

Wenn er was Heiliges redet, zwickt er die Augen zu und macht seinen Mund spitzig.

Er faltet immer die Hände und ist recht sanft und sagt zu uns: »Ihr Kindlein«.

Deswegen haben wir ihn den Kindlein geheissen.

Er ist aber gar nicht so sanft. Wenn man ihn ärgert, macht er grüne Augen wie eine Katze und sperrt einen viel länger ein wie unser Klassprofessor.

Der schimpft einen furchtbar und sagt »mistiger Lausbub«, und zu mir hat er einmal gesagt, er haut das grösste Loch in die Wand mit meinem Kopf.

Meinen Vater hat er gut gekannt, weil er im Gebirg war und einmal mit ihm auf die Jagd gehen durfte. Ich glaube, er kann mich deswegen gut leiden und lässt es sich bloss nicht merken.

Wie mich der Merkel verschuftet hat, dass ich ihm eine hineingehaut habe, hat er mir zwei Stunden Arrest gegeben. Aber wie alle fort waren, ist er auf einmal in das Zimmer gekommen und hat zu mir gesagt: »Mach, dass du heimkommst, du Lauskerl, du grober! Sonst wird die Supp kalt«.

Er heisst Gruber.

Aber der Falkenberg schimpft gar nicht.

Ich habe ihm einmal seinen Rock von hinten mit Kreide angeschmiert. Da haben alle gelacht, und er hat gefragt: »Warum lacht ihr, Kindlein?«

Es hat aber keiner etwas gesagt; da ist er zum Merkel hingegangen und hat gesagt: »Du bist ein gottesfürchtiger Knabe, und ich glaube, dass du die Lüge verabscheust. Sprich offen, was hat es gegeben?«

Und der Merkel hat ihm gezeigt, dass er voll Kreide hinten ist, und dass ich es war.

Der Falkenberg ist ganz weiss geworden im Gesicht und ist schnell auf mich hergegangen. Ich habe gemeint, jetzt krieg ich eine

hinein, aber er hat sich vor mich hingestellt und hat die Augen zugezwickt.

Dann hat er gesagt: »Armer Verlorener! Ich habe immer Nachsicht gegen dich geübt, aber ein räudiges Schaf darf nicht die ganze Herde anstecken«.

Er ist zum Rektor gegangen, und ich habe sechs Stunden Karzer gekriegt. Der Pedell hat gesagt, ich wäre dimittiert geworden, wenn mir nicht der Gruber so geholfen hätte. Der Falkenberg hat darauf bestanden, dass ich dimittiert werde, weil ich das Priesterkleid beschmutzt habe. Aber der Gruber hat gesagt, es ist bloss Übermut, und er will meiner Mutter schreiben, ob er mir nicht ein paar herunterhauen darf. Dann haben ihm die andern recht gegeben, und der Falkenberg war voll Zorn. Er hat es sich nicht ankennen lassen, sondern er hat das nächstemal in der Klasse zu mir gesagt: »Du hast gesündigt, aber es ist dir verziehen. Vielleicht wird dich Gott in seiner unbeschreiblichen Güte auf den rechten Weg führen«.

Die sechs Stunden habe ich brummen müssen, und der Falkenberg hat mich nicht mehr aufgerufen; er ist immer an mir vorbeigegangen und hat getan, als wenn er mich nicht sieht.

Den Fritz hat er auch nicht leiden können, weil er mein bester Freund ist und immer lacht, wenn er »Kindlein« sagt. Er hat ihn schon zweimal deswegen eingesperrt, und da haben wir gesagt, wir müssen dem Kindlein etwas antun. Der Fritz hat gemeint, wir müssen ihm einen Pulverfrosch in den Katheder legen; aber das geht nicht, weil man es sieht. Dann haben wir ihm Schusterpech auf den Sessel geschmiert. Er hat sich aber die ganze Stunde nicht darauf gesetzt, und dann ist der Schreiblehrer Bogner gekommen und ist hängengeblieben.

Das war auch recht, aber für den Kindlein hätte es mich besser gefreut.

Der Fritz wohnt bei dem Malermeister Burkhard und hat ihm eine grüne Ölfarbe genommen, wie der Katheder ist. Die haben wir vor der Religionsstunde geschwind hingestrichen, wo er den Arm auflegt.

Da hat es auf einmal geheissen, der Falkenberg ist krank, und wir haben Geographie dafür. Da ist der Professor Ulrich eingegangen, weil er voll Farbe geworden ist, und er hat den Pedell furchtbar geschimpft, dass er nichts hinschreibt, wenn frisch gestrichen ist.

Der Kindlein ist uns immer ausgekommen, aber wir haben nicht ausgelassen.

Einmal ist er in die Klasse gekommen mit dem Rektor und hat sich auf den Katheder gestellt. Dann hat er gesagt: »Kindlein, freuet euch! Ich habe eine herrliche Botschaft für euch. Ich habe lange gespart, und jetzt habe ich für unsere geliebte Studienkirche die Statue des heiligen Aloysius gekauft, weil er das Vorbild der studierenden Jugend ist. Er wird von dem Postament zu euch hinunterschauen, und ihr werdet zu ihm hinaufschauen. Das wird euch stärken«.

Dann hat der Rektor gesagt, dass es unbeschreiblich schön ist von dem Falkenberg, dass er die Statue gekauft hat, und dass unser Gymnasium sich freuen muss. Am Samstag kommt der Heilige, und wir müssen ihn abholen, wo die Stadt anfangt, und am Sonntag ist die Enthüllungsfeier.

Da sind sie hinausgegangen und haben es in den anderen Klasszimmern gesagt. Und ich und der Fritz sind miteinander heimgegangen.

Da hat der Fritz gesagt, dass der Kindlein es mit Fleiss getan hat, dass wir den Aloysius am Samstagnachmittag holen müssen, weil er uns nicht gönnt, dass wir frei haben. Ich habe auch geschimpft und habe gesagt, ich möchte, dass der Wagen umschmeisst.

Dem Fritz sein Hausherr hat es schon gewusst, weil es in der Zeitung gestanden ist. Er kann uns gut leiden und redet oft mit uns und schenkt uns eine Zigarre. Auf den Falkenberg hat er einen Zorn, weil er glaubt, dass sein Pepi wegen dem Falkenberg die Prüfung in die Lateinschule nicht bestanden hat. Ich glaube aber, dass der Pepi zu dumm ist.

Der Hausherr hat gelacht, dass soviel in der Zeitung gestanden ist von dem Heiligen. Er hat gesagt, dass er von Gips ist, und dass er ihn nicht geschenkt möchte. Er ist von Mühldorf. Da ist er schon lang gestanden, und niemand hat ihn mögen. Vielleicht hat ihn der Steinmetz hergeschenkt, aber der Falkenberg macht sich schön damit und tut, als wenn er viel gekostet hat. Das ist ein scheinheiliger Tropf, hat der Hausherr gesagt, und wir haben auch geschimpft über den Kindlein.

Dann ist der Samstag gekommen. Das ganze Gymnasium ist aufgestellt worden, und dann haben wir durch die Stadt gehen müssen. Vorne ist der Rektor mit dem Falkenberg gegangen, und dann sind die Professoren gekommen. Der Gruber war nicht dabei, weil er Protestant ist. Oben auf dem Berg ist ein Wirtshaus, wo die Strasse von Mühldorf herkommt. Da haben wir gehalten und haben gewartet.

Eine halbe Stunde haben wir stehen müssen, bis der Pedell daher gelaufen ist und hat geschrien: »Jetzt bringen sie ihn«.

Da ist ein Leiterwagen gekommen, da war eine grosse Kiste darauf. Der Falkenberg ist hingegangen und hat den Fuhrmann gefragt, ob er von Mühldorf ist und den heiligen Aloysius dabei hat. Der Fuhrmann hat gesagt ja, und er hat einen in der Kiste. Da hat sich der Kindlein geärgert, dass der Wagen so schlecht aussieht und keine Tannenbäume darauf sind.

Aber der Fuhrmann hat gesagt, das geht ihn nichts an, er tut bloss, was ihm sein Herr anschafft.

Da haben wir hinter dem Wagen hergehen müssen, und die Glocken von der Studienkirche haben geläutet, bis wir dort waren.

Vor der Kirche hat der Fuhrmann gehalten, und er hat die Kiste herunter tun wollen.

Aber der Falkenberg hat ihn nicht lassen. Die vier Grössten von der Oberklasse mussten sie heruntertun und in die Sakristei tragen. Das war der Pointner und der Reichenberger, die andern zwei habe ich nicht gekannt.

Wir haben gehen dürfen, und das Läuten hat aufgehört. Bloss die vier Oberklassler mussten dabei sein, wie der Heilige aufgestellt wurde; die anderen nicht, weil erst morgen die Einweihung war. Wir haben aber gewusst, wo er hingestellt wird. Bei dem dritten Fenster, weil dort das Postament war und Blumen herum. Der Fritz und ich sind heimgegangen; zuerst war der Friedmann Karl dabei. Da hat der Fritz gesagt, er muss noch viel büffeln auf den Montag, weil er die dritte Konjugation noch nicht gelernt hat.

»Die haben wir ja gar nicht auf«, hat der Friedmann gesagt.

»Freilich haben wir sie aufgekriegt. Der Gruber hat es ganz deutlich gesagt«, hat der Fritz gesagt. Da ist dem Friedmann angst geworden, weil er immer furchtsam ist, und er ist der Erste.

Er ist gleich von uns weggelaufen, und der Fritz hat zu mir gesagt: »Jetzt haben wir unsere Ruhe vor ihm«.

Ich fragte, warum er ihn fortgeschickt hat, aber der Fritz wartete, bis niemand in der Nähe war. Dann sagte er, dass er jetzt weiss, wie wir den Kindlein darankriegen, und dass wir auf den Aloysius einen Stein hineinschmeissen.

Ich glaubte zuerst, er macht Spass, aber es war ihm Ernst, und er sagte, dass er es allein tut, wenn ich nicht mithelfe.

Da habe ich versprochen, dass ich mittue, aber ich habe mich gefürchtet, denn wenn es aufkommt, ist alles hin.

Aber der Fritz hat gesagt, dann muss man es so machen, dass kein Mensch nichts merkt, und so eine Gelegenheit kriegen wir nicht mehr, dass wir dem Kindlein etwas antun, was er sich merkt.

Wir haben ausgemacht, dass wir uns um acht Uhr bei den zwei Kastanien an der Salzach treffen. Ich habe daheim gesagt, dass ich mit dem Fritz die dritte Konjugation lernen muss, und bin gleich nach dem Abendessen fort.

Es war schon dunkel, wie ich an die Kastanien hinkam, und ich war froh, dass mir niemand begegnet ist.

Der Fritz war schon da, und wir haben noch gewartet, bis es ganz dunkel war. Dann sind wir neben der Salzach gegangen; einmal haben wir Schritte gehört. Da sind wir hinter einen Busch gestanden und haben uns versteckt.

Es war der Notar; der geht immer spazieren und macht ein Gedicht in das Wochenblatt.

Er hat nichts gemerkt, und wir sind erst wieder vorgegangen, wie er schon weit weg war.

Das Gymnasium und die Studienkirche sind am Ende von der Stadt; es ist kein Mensch hinten, wenn es dunkel ist. Bloss der Pedell, aber er ist auch nicht hinten, sondern beim Sternbräu.

Wir sind hingekommen, und jeder hat einen Stein genommen.

Wir haben die Fenster noch gesehen. Das dritte war es. Der Fritz sagte zu mir: »Du musst gut rechts schmeissen; wenn es an die Wand hingeht, prallt es schon hinein. Und du musst halb so hoch schmeissen, wie das Fenster ist; ich probiere es höher, dann erwischt ihn schon einer«. »Es ist schon recht«, sagte ich, und dann haben wir geschmissen. Es hat stark gescheppert, und wir haben gewusst, dass wir das Fenster getroffen haben. Gleich hinter dem Gymnasium sind Haselnusstauden; da haben wir uns versteckt und haben gehorcht. Es ist ganz still gewesen, und der Fritz sagte: »Das ist fein gegangen. Jetzt müssen wir achtgeben, dass uns niemand gehen sieht«.

Wir sind schnell gelaufen, aber wenn wir etwas gehört haben, sind wir stehengeblieben. Es ist uns niemand begegnet, und beim Fritz seinem Hausherrn sind wir hinten über den Gartenzaun gestiegen und ganz still die Stiege hinaufgegangen.

Der Fritz hat sein Licht brennen lassen, dass sie glaubten, er ist daheim. Wir setzten uns an den Tisch und haben uns abgewischt, weil wir so schwitzten.

Auf einmal ist wer über die Treppe gegangen und hat geklopft. Ich bin zum Fenster hingelaufen, weil ich noch ganz nass war, aber der Fritz hat seinen Kopf in die Hand gelegt und hat getan, als wenn er lernt.

Es war die Magd vom Expeditor Friedmann und sie hat gesagt, einen schönen Gruss vom Friedmann Karl, und er glaubt nicht, dass wir die dritte Konjugation aufhaben, weil er den Raithel gefragt hat und den Kranzler, und keiner hat etwas gewusst.

Der Fritz hat seinen Kopf nicht aufheben mögen, weil er auch so geschwitzt hat. Er hat gesagt, dass er es deutlich gehört hat, und er lernt die dritte Konjugation.

Da ist die Magd gegangen, und wir haben gehört, wie sie drunten zu der Frau Burkhard gesagt hat, dass der Fritz so fleissig lernt, und dass es grausam ist, wieviel man in der Schule lernen muss.

Am andern Tag ist Sonntag gewesen, und um acht Uhr war die Kirche und die Feier für den Aloysius.

Aber sie ist nicht gewesen.

Wie ich hingekommen bin, war alles schwarz vor der Türe, so viele Leute sind herumgestanden.

Um den Pedell ist ein grosser Kreis gewesen, der Rektor ist daneben gestanden und der Falkenberg auch.

Sie haben geredet und dann haben sie zu dem Fenster hinaufgezeigt. Da waren zwei Löcher darin.

Ich habe den Raithel gefragt, was es gibt.

»Dem Aloysius is die Nasen weggehaut«, hat er gesagt.

»Habens' ihn beim Aufstellen runterfallen lassen?« habe ich gefragt.

»Nein, es sind Steine hineingeflogen«, hat er gesagt.

Der Föckerer und der Friedmann und der Kranzler sind hergekommen. Der Föckerer macht sich immer gescheit, und er hat gesagt, dass er es zuerst gehört hat.

Er ist dabei gewesen, wie der Falkenberg gekommen ist, und der Pedell hat es ihm gezeigt. Da ist ein furchtbarer Spektakel gewesen, denn wie sie die Löcher in dem Fenster gesehen haben, sind sie hineingegangen, und da haben sie gesehen, dass von dem Aloysius seinem Kopf die Nase und der Mund weg waren, und unten ist alles voll

Gips gewesen, und dann hat man zwei Steiner gefunden. Der Föckerer hat gesagt, wenn es aufkommt, wer es getan hat, glaubt er, dass man ihn köpft.

Der Pedell hat es gesagt. —

Ich habe mich nicht gerührt, und der Fritz auch nicht. Er hat nur zum Friedmann gesagt, dass er jetzt die dritte Konjugation kann.

Ich bin zu den Grossen hingegangen, wo die Professoren gestanden sind. Der Pedell hat immer geredet.

Er erzählt alles immer wieder von vorne.

Er hat gesagt, dass er daheim war und nachgedacht hat, ob er vielleicht eine Halbe Bier trinken soll. Auf einmal hat seine Frau gesagt, es hat gescheppert, als wenn eine Fensterscheibe hin ist. »Wo soll eine Fensterscheibe hin sein?« hat er gefragt. Dann haben sie gehorcht, und er hat die Haustüre aufgemacht. Da ist ihm gewesen, als wenn er einen Schritt hört, und er ist in sein Zimmer und hat sein Gewehr geholt. Dann ist er heraus und hat dreimal »Wer da?« gerufen. Denn beim Militär hat er es so gelernt, wo er doch ein Feldwebel war. Und im Krieg haben sie es so gemacht, da ist immer einer Posten gestanden, und wenn er etwas Verdächtiges gehört hat, hat er »Wer da?« rufen müssen. Es hat sich aber nichts mehr gerührt, und er ist im Hofe dreimal herumgegangen und hat nichts gesehen. Und dann ist er zum Sternbräu gegangen, weil er gedacht hat, dass er eine Halbe Bier trinken muss. Er hat gesagt, wenn er einen gesehen hätte, dann hätte er geschossen, denn wenn einer keine Antwort nicht gibt auf »Wer da«, muss er erschossen werden.

Der Rektor hat ihn gefragt, ob er keinen Verdacht hat.

Da hat der Pedell gesagt, dass er schon einen hat, aber er hat mit den Augen geblinzelt und hat gesagt, dass er es noch nicht sagen darf, weil er ihn sonst nicht erwischt. Wenn nicht gleich so viele Leute herumgestanden wären, hat der Pedell gesagt, dann hätte er ihn vielleicht schon, weil er die Fusspuren gemessen hätte, aber jetzt ist alles verwischt.

Da hat ihn der Rektor gefragt, ob er glaubt, dass er ihn noch kriegt. Da hat der Pedell wieder mit den Augen geblinzelt und hat gesagt, dass er ihn noch erwischt, weil alle Verbrecher zweimal kommen und den Ort anschauen. Und er passt jetzt die ganze Nacht mit dem Gewehr und schreit bloss einmal »Wer da?«, und er schiesst gleich.

Der Falkenberg hat gesagt, er will beten, dass der Verbrecher aufkommt, aber heute ist keine Kirche nicht, weil man den Aloysius wegräumen muss, und wir müssen heimgehen und auch beten, dass es offenbar wird. Da sind alle gegangen, aber ich bin noch stehen geblieben mit dem Friedmann und dem Raithel, weil der Pedell zu uns hergegangen ist und alles wieder erzählt hat, dass es schepperte, und dass seine Frau es zuerst gehört hat.

Und er sagte, dass er den Verbrecher erwischt, und vor eine Woche ganz vorüber ist, erschiesst er ihn, oder er schiesst ihm vielleicht auf die Füsse.

Ich bin zum Fritz gegangen und habe es erzählt. Da haben wir furchtbar lachen müssen.

Hernach ist eine grosse Untersuchung gewesen, und in jeder Klasse ist gefragt worden, ob keiner nichts weiss.

Und der Kindlein hat gesagt, dass er seinen Schülern keinen Aloysius mehr schenkt, bevor es nicht aufgekommen ist, wer es getan hat.

Wir haben jetzt vor der Religionsstunde immer ein Gebet sagen müssen zur Entdeckung eines grässlichen Frevels.

Es hat aber nichts geholfen, und niemand weiss etwas, bloss ich und der Fritz wissen es.

Aus: Ludwig Thoma »Lausbubengeschichten«. Mit 35 Zeichnungen von Olaf Gulbransson. Langen/Müller Verlag, München. 1935.

KLEINE BEITRÄGE

Otto Schwarz:

Bauerntum und Arbeitsdienst der Deutschen in Rumänien

Das Deutschtum in Rumänien ist in seiner Mehrheit ein Bauernvolk; es nimmt in demselben Grade ab oder zu, wie sein Bauerntum wächst oder zurückgeht. Darum ist Erziehung am Bauerntum Erziehung am Volkstum schlechthin. Die verflossenen Jahrzehnte haben unser Bauerntum angekränkelt, als sie es lehrten, seine Arbeit und seine Wirtschaft vom reinen Profitstandpunkt aus zu betrachten. Das musste notwendig zum Untergange führen, denn neben der blossen Bedarfsdeckung und der Lebenserhaltung muss der Bauer seine Arbeit als das wesentlichste Mittel seiner seelischen Befriedigung ansehen. Der richtige Bauer tut das, er bleibt auf der Scholle, in guten wie in schlechten Zeiten.

Wo findet man aber noch viele wirkliche Bauern? Das Bauerntum in Rumänien ist seinem Siedlungsgebiet nach ungleich. Die Bauern in Bessarabien und in der Dobrudscha, zum Teil auch im Banat sind noch sehr schollentreu. Wer wird aber leugnen, dass überall eine neue, mehr bäuerlich betonte Lebensauffassung Gutes wirken würde? Wer bringt es nun fertig, dem deutschen Bauerntum auch dieses Landes durch lebendiges Beispiel neue Wege zu weisen? — Wenn das durch formvollendete Vorträge allein schon möglich wäre, hätte das Übel gar nicht einzureissen brauchen, denn Vorträge wurden und werden nach wie vor gehalten. Es ist eine Tatsache, dass das Bauerntum — zumal in Siebenbürgen — seit langer Zeit sich nur nach der Stadt ausgerichtet hat, so dass jeder Unsinn der Stadt auf dem Lande als guter Ton gelten konnte. Die neue Zeit bestimmt es nun, dass der deutsche Mensch wieder nach den Wurzeln seines Wesens sucht und diese allein in dem gesund gebliebenen Teile seines Bauerntums finden kann. Ein mächtiges Streben zu Blut und Boden hat besonders die Jugend ergriffen und äussert sich zumal im Arbeitsdienst. Es wird von mancher Stelle lächelnd in Frage gestellt, ob die Arbeitslager auf das Bauerntum wirklich eine erneuernde Wirkung ausüben könnten. Solches ist bestimmt der Fall! Denn die Mannschaft eines Arbeitslagers lebt mit der Jugend und auch mit den Alten des Dorfes stets in herzlicher, zuchtvoller Gemeinschaft zusammen. Dadurch gewinnt sie schnell das Vertrauen aller, und Vertrauen ist die Grundlage jeder Erziehung zum Guten. Wieviel Grosses durch die Arbeitslager in dieser Hinsicht schon geleistet worden ist, sollen nachstehende kurze Beispiele beweisen.

Aus der Erkenntnis heraus, dass der Bauer an materiellen Äusserlichkeiten nie mit dem Städtertum wetteifern kann, entstand dort, wo äussere Aufmachung als alleiniger Masstab an den Menschen gelegt wurde, ein tragisches Minderwertigkeitsgefühl in unserem Bauerntum. Dieses durch eine falsche Einstellung seiner Träger fehlende Selbstbewusstsein hat nicht wenig zur Landflucht beigetragen. Aber der Geist, aus dem die Jugend in die Arbeitslager aufbricht, lässt den Menschen nach ganz anderen Grundsätzen werten und gibt dem Bauerntum, soweit es artecht ist, seine volle Ehre wieder. Das fühlt und erkennt der Bauer, und es macht ihn innerlich frei.

Alte Formen und Bräuche haben viel Gutes, aber in einzelnen Fällen auch Schlechtes an sich. So zum Beispiel gibt es eine Auffassung, die verschiedene Ar-

beiten, zu denen auch das Grabenreinigen gehört, als eines richtigen Bauern unwürdig ansieht, und man hält sich dafür fremde Arbeiter. Wenn eine Dorfgemeinde feststellen muss, dass Menschen, die sie bisher um ihre Feinheit beneidete, derartige Arbeiten freiwillig verrichten, wird auch in ihren Augen die Arbeit wieder in ihr Recht gesetzt, und sie empfindet vor der Arbeit wie vor sich selbst wieder die nötige Achtung.

Das richtige Bauerntum muss gemeindeweise leben, d. h. der Geist der gegenseitigen Hilfe und des Einstehens aller für einen muss die Richtschnur sein, Gemeinwohl muss vor Eigenwohl gehen. Früher lebte dieser Geist als Selbstverständlichkeit in allen deutschen Gemeinden. Vergangene Jahrzehnte aber liessen ihn verfallen. Heute nun lebt dieser alte Geist in den Genossenschaften wieder auf. Früher war jede Gemeinde in einem gewissen Sinne eine Genossenschaft, heute müssen Genossenschaften gegründet und lebensfähig erhalten werden. Zur Erhaltung einer Genossenschaft bedarf es aber des richtigen Genossenschaftsgeistes, des Geistes der Gemeinschaft. Sie kann nur dann ihrem Ziele gerecht werden, wenn sie eine straffe Führung hat und wenn die einzelnen Genossen sich zuchtvoll in das Gefüge des Ganzen einordnen. Die straffe Führung einerseits und die freiwillige Unterordnung andererseits lehrt unser Bauerntum das Arbeitslager.

In allen Gemeinden, wo ein Arbeitslager stattgefunden hatte, war die Bevölkerung nachher weit aufgeschlossener als vorher. Diese Aufgeschlossenheit wirkt sich zweifellos auch wirtschaftlich aus. Das Misstrauen dem höheren Stande gegenüber ist verschwunden, und man folgt leichter als bisher seinen Ratschlägen. Es hat immer sehr schwer gehalten, unserem Bauern neue Wirtschaftsmethoden beizubringen oder eine neue Anbauart einzuführen. Wenn z. B. gerade heute in Rumänien die Sojabohne empfohlen wird, hat deren Anbau nur dann den gewünschten Erfolg, wenn die Anbauvorschriften richtig durchgeführt werden. Es ist aber klar, dass ein aufgeschlossenes Bauerntum die neuen Methoden eher und gründlicher annehmen wird, als ein in Misstrauen erzogenes.

Der Sinn für die Heiligkeit völkischen Gemeinbesitzes muss nach einer Zeit des Niederganges in unserem Bauerntum neu entstehen. Eine Jugend drückt im Arbeitslager durch ihr Werk aus, dass sie den Wert, den sie dort schafft, als Gemeinwert betrachtet und als solchen bewahrt wissen will. Das gilt nicht nur, wenn der Besitz einer Hutweidegenossenschaft oder der Kirche verbessert wird, sondern auch der Boden eines einzelnen Bauern wird dadurch, dass junge Volksgenossen mit ihrer Kraft und ihrem Ernst sich dafür einsetzen, wieder zu dem adligen Kleinod des ganzen Volkes. Dies wird auch vom Bauern zwar vielleicht nicht erkannt, aber doch wenigstens als solches erahnt werden.

Die grösste Erziehungsarbeit wird durch die Arbeitslager an der bäuerlichen Jugend geleistet. Bisher kam der bäuerliche junge Mensch viel zu wenig aus der eigenen Wirtschaft fort, dadurch konnte in manchen Fällen sogar eine gewisse Weltfremdheit entstehen, die sich wirtschaftlich nicht gerade vorteilhaft auswirkte. Die alte deutsche Einrichtung, dass junge Bauern und Bäuerinnen sich als Knechte und Mägde verdingen, um dadurch fremde Wirtschaften kennen zu lernen, ist leider verlorengegangen. Da war es wie eine Erlösung, als die völkische Arbeitsdienstpflicht jeden jungen deutschen Menschen und damit auch das Jungbauerntum zum Besuch der Arbeitslager anhielt. Hier ler-

nen sie wieder, dass Dienen keine Schande, sondern dass es gut und notwendig ist. Nur durch solche neue Gesittung kann auch die brennende Dienstbotenfrage gelöst werden. Die Beteiligung der bäuerlichen Jugend ist besonders im letzten Jahre sehr gut gewesen. So betrachtet der junge Bauer das Arbeitslager nicht nur von aussen, sondern steht mitten drin. Darum kann die an ihm zu leistende Erziehungsarbeit sehr eingehend betrieben werden. Es tut sich ihm im Lager eine ganz neue Erlebniswelt auf. Er gewinnt hier engste Fühlung mit dem städtischen Jugendgenossen, erlebt Kameradschaft und Volksgemeinschaft, und es entsteht für ihn geradezu eine neue Lebenswertung. Er erkennt, dass nicht die Unterschiedlichkeit des Standes den Wert des Menschen ausmacht, sondern die des Charakters und der sonstigen Tugenden. Nicht zuletzt kann der junge Bauer auch wirtschaftlich gewinnen, indem er fremde Verhältnisse und neue Möglichkeiten kennenlernt. Es ist immer wieder berichtet worden, dass junge Bauern nach dem Besuch eines Arbeitslagers wie umgewandelt heimgekehrt seien. Aus schläfrigen, zaghaften Burschen sind tatkräftige Kerle geworden. Solche Jugend wird das in der fremden Umgebung Kennengelernte sehr wohl in der eigenen Wirtschaft anzuwenden wissen. Man mag einwenden, dass neue Wirtschaftsweisen zu lehren die Aufgabe unserer landwirtschaftlichen Lehranstalten sei. Gewiss ist es so. Aber diese Anstalten erfassen im Grunde nur einen geringen Bruchteil der bäuerlichen Jugend; der weitaus grössere Teil kommt nie dazu, eine derartige Anstalt zu besuchen. Das Arbeitslager hingegen erfasst jeden, auch den Allerletzten, und gewinnt dadurch erst seine ungeheure Bedeutung.

Auf einen Umstand mag hier noch hingewiesen werden, der wieder gerade in Siebenbürgen von nicht geringer Bedeutung ist. Die jungen Bauern und Bäuerinnen kommen in den seltensten Fällen dazu, sich den Ehegatten ausserhalb des Heimatortes zu suchen, also »in die Fremde« zu heiraten. Es fehlt ihnen einfach die Möglichkeit, sich kennenzulernen. Eine etwas regere Blutmischung täte unserem Volke sehr not. Darum ist es auch in dieser Hinsicht von grossem Nutzen, wenn die jungen Leute Gelegenheit haben, sich auf eine harmlose Art kennenzulernen. So wird das Volk durch das Arbeitslager auch biologisch einen kleinen Schritt vorwärts gebracht werden.

Schliesslich ist eine Erziehung noch ganz besonders nötig, sowohl an den alten, als auch an den jungen Bauern: das ist die Erziehung zum entschlossenen Handeln und zu entschlussbereiter Tatkraft überhaupt. In den dörflichen Körperschaften wird eine vorzunehmende gemeinsame Arbeit oder irgend ein ähnlicher Plan gewöhnlich viel zu lange beraten, oder überhaupt nur beraten, jedoch nie ausgeführt. Solches »Handeln« hat der Bauer vielleicht auch nur von der Stadt gelernt, wo ja bekanntlich ein Mensch seine beste Zeit in Ausschussitzungen verbringt. Ein bekanntes Beispiel aus diesem Gebiet ist die Umstellung der Landwirtschaft in Siebenbürgen. Man hatte gleich nach dem Kriege schon erkannt, dass hier der bisher betriebene vorwiegende Körnerbau zugunsten des Futterbaues, der Viehhaltung und des Obstbaues eingeschränkt werden müsste. Trotz vorhandener Erkenntnis war kaum irgendwo ein Schritt auf dem notwendig zu gehenden Wege festzustellen. Hingegen wurden schon die ersten Arbeitslager von der planenden Leitung gleich in diesem Sinne eingesetzt. Versumpfte Wiesen wurden entwässert zum besseren Futterbau, Hutweiden gerodet zur Vieh-

haltung, und schliesslich sind zur Hebung des Obstbaues gerade von Arbeitslagern beträchtliche Flächen von Obstböden rigolt worden.

Das Arbeitslager ist der lebendigste Ausdruck der neuen Bindung zur Scholle. Das Streben der jungen deutschen Menschen zu Blut und Boden und das neu erwachende Verständnis für alles Bäuerliche bildet die beste Erziehung am Bauerntum. Denn das Bauerntum erhält dadurch neuen Mut zu seinem schweren Kampf um seinen wirtschaftlichen und völkischen Bestand.

(Volk im Osten).

Monika Hunnius

»Die Jahre kamen und gingen, so manches hat sich in unserem Leben verändert. Nur eines nicht, die begeisterte Liebe für dieses Stück Erde, für dieses geliebte Haus...«

Monika Hunnius sagt diese Worte in ihrem Buch »Mein Onkel Hermann« in Erinnerung an Weissenstein. Aber in den verschiedensten Formen klingt bei ihr der Gedanke, die begeisterte Liebe für dieses Stück Erde, für die Heimat und die Menschen, die es uns zur Heimat machen, immer wieder an. Jeder, der diesem Lande verhaftet ist, wird wissen, dass dies in besonderem Sinn ein baltischer Gedanke ist. Er ist der Grundton der vielen Bücher, die Monika Hunnius geschrieben hat. Dass sie diesen Grundton immer wieder hat anklingen lassen, dafür wollen wir ihr dankbar sein. Und besonders wollen wir ihr danken, dass sie ihn uns so rein weitergab. Denn es ist Heimatluft, die durch ihre Bücher zieht, echte baltische Heimatluft, wie sie durch Feld und Wald, durch Moor und Bruch im Wechsel der Jahreszeiten weht, wie sie die Gutshäuser und Kirchen, die Schlösser und Gesinde umhüllt, und sie, wie aus der Landschaft erwachsen, mit dem Heimatboden eins werden lässt. Und mehr: Monika Hunnius gibt in ihren Büchern jenes spezifisch baltische Heimatgefühl wieder, das das Lob der Heimat nicht laut und emphatisch schildert, sondern nur Ausdruck sein will stiller, inniger Heimatliebe, wie Liebe des Kindes zu der Mutter. Das schöne Wort Jens Peter Jacobsens wird hier wahr: »Es gehört sich so viel Delikatesse dazu, mit der Begeisterung richtig umzugehen.«

Wollte man Monika Hunnius' Bücher mit dem Masstabe europäischer Literatur messen — man würde ihnen nicht gerecht. Sie sind lokal bedingt und gerade in dieser Bedingtheit, dieser Beschränkung liegt ihr Reiz und ihre Bedeutung. Diese alten Geschichten aus einer Welt, die nicht mehr ist und so auch nicht mehr wiederkehren wird — sonnig und still, tief und sehr fromm — bewahren das Gedächtnis unvergänglicher Liebe und unvergänglichen Menschentums auf. Sie zeigen ungeschminkt das Stück edlen Lebens, das sie wiedergeben. Dieses Leben »damals« war ein Idyll, dessen letzter Wert heute verschwunden, dessen Sorglosigkeit verstummt, dessen Sonne verdunkelt ist; es war eine Welt, die so sehr innig geliebt wurde.

Es ist durchaus nicht verwunderlich, dass Monika Hunnius' Bücher einen ganz grossen Erfolg in Deutschland gehabt haben. Diese späten Blüten eines verklingenden Lebens fielen in die Leere der Nachkriegszeit. Nicht das Idyll und nicht so sehr das Originelle über Persönlichkeiten, nicht nur auch das dargestellte Geschehen der Bolschewikenzeit in unserem Lande oder die Bilder berühmter Männer auf Monika Hunnius' »Weg zur Kunst« mögen dabei ausschlaggebend gewesen sein; vielmehr das

Unausgesprochene, die innige Melodie, die bei allem durchklingt, was Monika Hunnius aus dieser schönen verklungenen Zeit einfach und sparsam erzählt.

Auf eines sei in diesem Zusammenhang aber noch gesondert hingewiesen: die Erinnerungsblätter von Monika Hunnius lassen eine Kostbarkeit unseres vergangenen Lebens in ihrer ganzen Kraft und Fülle und Schönheit und Innigkeit erscheinen — die Familie. Mag sie sich zu Zeiten zu Verwandtschaft, Freundschaft oder Volk erweitern, letzten Endes ist sie die Zelle, von der aus alles wirkliche Leben dieser Zeit getragen wird. Ihr Rahmen fasst dort so viel, wie heute grössere Gemeinschaften nicht zu sammeln vermögen, und aus dem umhegten Raum der baltischen Familie, in den das Kind hineingeboren wird, erwächst auch die Gesinnung, die uns durch die Jahrhunderte dauerhaft gemacht hat, in die weiteren Gemeinschaftsformen hinein. An Monika Hunnius' Büchern (besonders an »Mein Onkel Hermann«) kann einem ein Wissen davon werden, dass das baltische Haus im wahren Sinne des Wortes eine »gute Stube« war. Der tiefe Sinn des Begriffes »Kinderstube haben« heisst dort: Zucht und Ordnung, Gehorsam gegen die Eltern, Ehrfurcht und gegenseitiges Vertrauen. Dieses traditionelle Element ging als unterirdischer Strom in die anderen Gemeinschaftsformen über und nahm im Männerbund, in Zünften und Korporationen seine Gestalt an. Wie sagt doch der alte Onkel Hermann: »Was sollen mir die elenden russischen Wladimirs! Ich bin Dorpater Student und Livone gewesen und habe meine Doktordissertation aus Dorpat. Das ist alles tausendmal mehr wert, als der alberne russische Kram.« Das baltische Gefühl für das Gewordene, Gewachsene, Echte blieb so lebendig; es wurde von den Forschern und Lehrern in die Helle des Bewusstseins gehoben und als Lehre ausgestaltet, zur Grundlage des baltischen Bildungsideals. Dass dieses nicht im Begrifflichen erstarrte, dafür sorgte die Familie, denn sie dachte diesen Bildungsgedanken nicht, sondern lebte ihn. Das Familienleben von damals kannte noch bedingungslose ethische Bindungen, eine letzte sittliche Norm, die »gute Stube« blieb richtunggebend für das ganze Gebiet, das ausserhalb ihres Rahmens liegt, und daher waren auch alle Vergnügungen organisch mit dem Haus verbunden. Man lese nur bei Monika Hunnius z. B. die Schilderungen der improvisierten Geburtstagsfeiern nach — sie sind Ausdruck eines wirklichen, reichen Lebens, wie wir Heutigen es weithin verloren haben und erst wiederzugewinnen und neuzugestalten trachten.

*

Schalten wir einen Exkurs über Monika Hunnius' Leben ein. Schon frühzeitig, noch als kleines Mädchen, hat die Schriftstellerin das Elternhaus in Narva entbehren müssen, nachdem der Vater, ein angesehener evangelischer Pfarrer, gestorben war. Es war durchpulst von Liebe und Vertrauen, und in der frühesten Jugend hat die Kinder Musik und Kunst umgeben. Das vertiefte sich in den Schuljahren und in den unvergleichlich schönen Ferienmonaten im Landstädtchen Weissenstein beim Onkel Hermann, dem Grossvater des Dichters Hermann Hesse.

Ein Ereignis, das für ihre ganze künstlerische Zukunft massgebend wurde, war ein Konzert von Raimund von zur Mühlen und Hans Schmidt in Riga. Die ältere Generation kennt noch die Festesstimmung, die über dem Lande lag, wenn es hiess »Mühlen kommt«, sie weiss noch von jenen aus der Tiefe der Seele kommenden Klängen, von der wunderbaren Verflechtung von Wort und Musik, wie sie im einzigartigen Einssein von Sänger

und Begleiter (Mühlen und Schmidt) in Erscheinung trat. Hier enthüllte sich »aus dem Grund heimatlicher Seelen quellend das Geheimnis einer zeitlosen Romantik in unserer Sprache, das deutsche Lied als Erkennungszeichen unserer grossen Stammesgemeinschaft.« Monika Hunnius hatte nach diesem Konzert zum ersten Mal den Gedanken: sollte sie vielleicht auch zu den Berufenen gehören? Sie ist dann Gesangspädagogin geworden und auch in selbständigen Konzerten aufgetreten und hat ein reiches Leben, in enger Fühlung mit den damaligen Grossen der Kunst (Amalie Joachim, Brahms, Stockhausen, Clara Schumann, Mühlen und Schmidt) gelebt. Immer, wie sie selbst sagt, in der fruchtbaren Spannung zwischen Künstlertum und jenem Teil ihres Wesens, den ihre Kollegen im Scherz die »livländische Pastorentochter« nannten. Wir werden geneigt sein, letzteren Teil ihres Wesens besonders zu unterstreichen, denn er hat es vermocht, Monika Hunnius zu ihrem pädagogischen Beruf zu führen, in dem sie Wesentliches geleistet hat, von dem in diesem Zusammenhang zu schreiben aber anderen überlassen bleiben muss.

Wir wollen uns ja heute der Schriftstellerin erinnern. Da seien denn auch ihre Bücher genannt. Als Schönstes wird wohl immer »Mein Onkel Hermann« gelten müssen. Bei Salzer in Heilbronn erschienen ferner »Meine Weihnachten«, »Menschen die ich erlebte«, »Baltische Häuser und Gestalten«, »Bilder aus der Zeit der Bolschewikenherrschaft in Riga«. Sie alle sind auf den zart-innigen Ton der Heimatliebe gestimmt und erzählen von dem Stillen und Frohen und auch Starken, das bei uns lebendig war, als die Nacht der Zerstörung über das Land fiel. »Mein Weg zur Kunst« berichtet dann über Monika Hunnius' Leben und gibt, vom Grunde ihrer warmen und reichen und so wunderbar kindlich frommen Persönlichkeit aus, ein Zeitbild über den engen Kreis der Heimat hinaus.

*

Wir Heutigen sind nicht geneigt, in Monika Hunnius' Büchern nur das Romantische, das Idyll zu sehen. Und wir lehnen dieses Idyll bewusst und unbewusst ab, denn wir haben kein rechtes Verhältnis zu ihm. Zu stark werden wir von einer anderen Zeit geprägt, die nüchterner, härter, erbarmungsloser ist. Uns will es oft scheinen, als sei Monika Hunnius zu unrecht so viel gelesen, als sei das ein Armutszeugnis für uns baltische Deutsche, denn es bedeute nur Rückschau auf Verlorenes. Und es bedeute darüber hinaus Rückschau auf etwas, was wir nicht sonderlich beweinen, denn das Idyll allein dürfe sich eine Volksgruppe nicht wünschen, die den Daseinskampf mit aller Härte zu führen gewillt ist.

Und doch: es liegt mehr in diesen unscheinbaren kleinen Bändchen und es lebt mehr hinter den ohne Kunst hingesetzten Worten. Immer wieder ist hier ganzes Leben dargestellt aus der Zeit, »in der man noch Raum hatte, zu leben und sich zu entwickeln, wie man wollte«, und die Ausrichtung an die Ganzheit ist es, wofür wir heute wieder Verständnis haben. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, ist auch in Monika Hunnius' Büchern viel unvergängliches Erbgut und jedenfalls mehr als ein Klagen um Verlorenes.

Aus jener heiteren und vertrauensvollen Frömmigkeit, die der Künstlerin eigen war, erwächst die Geschlossenheit ihres Weltbildes, die in uns Heutigen ein Sehnen weckt, mahnend und leise, das nicht ersterben darf — gerade in aller Härte und Willensbewusstheit, die eine neue Zeit das Recht hat, von uns zu fordern.

Herbert Petersen

UMSCHAU

Gemäldeausstellung baltisch-deutscher Künstler

Nachdem unsere Künstler 2 Jahre pausiert hatten, traten sie im April—Mai dieses Jahres wieder vor die Öffentlichkeit. Die Ausstellung als solche hat sich in ihrem Charakter wohl wenig verändert — und das ist bezeichnend. Wohl kaum eine Künstlergruppe ist derartig konsequent an allen Modeerscheinungen in der Kunst der Nachkriegszeit vorbeigegangen, wie die unsere; dadurch wirkt sie etwas starr, hält sich aber frei von allen modischen Spielereien, die die Sensationslust über das ehrliche künstlerische Wollen stellen. Und wenn in der letzten Ausstellung auch sehr viel Dilettantisches zu finden war, so trug sie doch auch den Charakter eines ausgesprochen ernsten Suchens.

Die Ausstellung wurde, wie in den vergangenen Jahren, wiederum von den Künstlern der älteren Generation getragen. Zwar begegneten viele neue Namen, sie sind aber nicht imstande, der Gruppe ein neues Gesicht zu geben.

Unter den Porträts von Th. Kraus fällt besonders das Selbstporträt durch starkes Leben auf. Sehr stimmungsvoll die »Glaubensritter«. S. Bielenstein scheint dieses Jahr etwas trocken. Behagliche Wärme liegt in den Interieurs. Mit sehr guten Arbeiten ist Martha Hellmann vertreten. »Roggen im Sommer«, »Birken« u. a. sind sowohl in der Komposition, als in der Wiedergabe sommerlicher Stimmung als sehr gelungen zu bezeichnen. Frieda Neumann überrascht wiederum durch ihre reiche Phantasie. Hervorzuheben wären die stilisierten Blumenstücke. Einen besonders fruchtbaren Boden findet ihre Phantasie in der Kleintierplastik.

Sehr reich ist Stromberg vertreten, der seine Virtuosität der Materialbehandlung in den verschiedensten Techniken zeigt: von der Zeichnung über Schablonenschnitt und Holzschnitt bis zum Aquarell. Besonders eindrucksvoll in seiner Schlichtheit der Holzschnitt »Portal der Petrikirche«. Susa Walter, die Blumen- und Landschaftsmalerin, hat sich in einer Reihe expressionistischer Versuche geäussert. Ljubow Grimm ist mit einigen Arbeiten vertreten, die durch flotte Farbigkeit wirken.

Etha Richter hatte auf früheren Ausstellungen durch ihre Tierplastiken starke Beachtung gefunden. Diesmal zeigte sie eine Reihe von Pinselstudien, die durch die erstaunliche Sicherheit und den reifen Schwung der knappen charakterisierenden Strichführung auffielen.

Damit wären wohl die markantesten Künstler der Ausstellung behandelt. Aber auch die übrigen Künstler haben interessante und gute Arbeiten aufzuweisen, so Irmgard Pabst und Katti v. Boetticher. Von Goeschel sind zu beachten: das Porträt in kräftiger Farbengebung, Goldfische und die Radierungen. Einen erfreulichen Eindruck machen die Aquarelle von Renate Trey und Cilly Ruthenberg, erstere in dunstigen, letztere in sonnigen Tönen.

Viel Geschmack und sicheres Stilgefühl zeigt Bruno Letz in seinen Metallarbeiten. Die einzigen Plastiken sind von Ellen Westermann, deren stark stilisierte Porträtköpfe von Talent und ausgesprochenem Willen zeugen.

Die diesjährige Gemäldeausstellung baltischer Künstler reiht sich den letzten Veranstaltungen dieser Art in jeder Weise an. Das ist ein positives Urteil insofern, als es das Vermögen bestätigt, ein einmal gegebenes Niveau auch mit

jüngeren, ergänzenden Kräften zu halten. Es ist ein bedenkliches Zeichen gleichzeitig dafür, dass innerhalb des künstlerischen Nachwuchses die starke und vorwärtstreibende Kraft nicht zu erblicken ist, die imstande wäre, dem baltisch-deutschen Kunstschaffen ein eigenes neues Gesicht aufzuprägen. Dass bei vielen der Aussteller die bedrängte wirtschaftliche Lage eine freiere Entfaltung der Kräfte unterbinden musste, ist schliesslich eine Tatsache, die bei einer sachlichen Würdigung der Ausstellung in Betracht zu ziehen ist. Lebendige Kunst lebt stets nicht zuletzt von der Auftragsfreudigkeit ihres Publikums. Dass in dieser Hinsicht der Volksgruppe und namentlich ihren wirtschaftlich gehobenen Schichten eine Verantwortung dem baltisch-deutschen Kunstschaffen gegenüber zufällt, soll und muss ihr bei Gelegenheit einer Ausstellung wie der letzten Gemäldeschau immer erneut ins Gedächtnis gerufen werden. *L. K.*

Das deutsche Frühlingsfest

Volksgemeinschaft ist nicht nur Werkgemeinschaft, sondern nicht minder Gemeinschaft des Feierns. Wo Volksgemeinschaft erwachsen soll, muss sie es gleichmässig aus Arbeit und Feier. Aus solchem Wissen feiert das Deutschtum Rigas seit Jahren schon sein überliefertes Frühlingsfest auf der Festwiese am See ausserhalb der Stadt, das nicht nur ein Vergnügen ist für einen zufällig freien Sonntag, sondern nicht minder ein völkisches Bekenntnis der Massen. Mag sein, dass dieser letzte Wesenszug gerade in den letzten Jahren immer stärker und bewusster in Erscheinung trat, so liegt er doch bereits in der Anlage des Festes begründet.

Ein Bekenntnis in diesem Sinne ist der grosse Aufmarsch der deutschen Schulen Rigas mit ihren über 1000 Schülern und Schülerinnen zu gemeinsamen Leibesübungen. Ein Bekenntnis, noch betonter vielleicht und auch dem Letzten bewusst, war der Aufmarsch des Jugendverbandes mit all seinen bündischen Gruppen und Stämmen, mit Trommeln und Wimpeln in Viererkolonnen hinter der Staatsfahne. Solches Bekenntnis, von vielen vielleicht noch unverstanden und dennoch auch auf die Unbeteiligten und Abseitsstehenden von tiefer Wirkung, ist es, das heute den Lebensstil der Volksgruppe zu prägen beginnt. Der Volksgruppe, die über alle heute noch bestehenden Spannungen und Zersplitterung hinweg aus der Tiefe des Unterbewussten der Gemeinschaft zudrängt.

Volksfest und Jugend: diese Verknüpfung liegt so sehr im Wesen begründet, dass eines ohne das andre nicht denkbar ist. Eine bekenntnisfreudige und gestraffte Jugend ist es, die heute das Bild aller grossen völkischen Feiern bestimmt. Ein Zeichen dafür, dass trotz aller Resignation und Müdigkeit weiter Kreise der ursprüngliche Lebenswille der Volksgruppe neu erwacht ist und seinen Weg gehen wird, aller Not und allen Widrigkeiten zum Trotz.

Rechtserneuerung

Von Dr. jur. Wilhelm Neumann

Das gesamte völkische Dasein unseres europäischen Kulturkreises steht an einem Wendepunkt: der Ideengehalt der neuen Zeit ergreift alle seine Seiten — Politik und Wirtschaft, Kultur und Kirche, Gesellschaft und Recht. In der Rechtsordnung aber offenbart sich der neue Zeitgeist am ehesten, denn aus ihm will er sprechen. Blicken wir vorerst auf die staatlichen Organisationen, auf den Staatsneubau Lettlands, Deutschlands, Polens u. a. m. — wie er sich offenbart im Staatsrecht, das eine neue Gestalt ge-

winnt, und im Verwaltungsrecht, in dem das Führerprinzip und die Veranwortlichkeit neubegründet werden — und uns kann der Umbruch der Zeiten nicht deutlicher veranschaulicht werden. Denn nicht darin, dass an Stelle alter Machtinhaber neue getreten sind, liegt das Wesen dieser neuen Zeit, sondern darin, dass sie ein neues Fühlen und Denken begründet hat oder begründen will.

Auch die Wirtschaft, das Wirtschaftsrecht und das Privatrecht im allgemeinen werden von dem Geist der Neugestaltung ergriffen (vgl. beispielsweise die kürzlich in Lettland erlassenen Ergänzungen zum Kreditgesetz). So wie das öffentliche Recht Ausdruck der neuen Staatsregierung geworden ist, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass die gesamte Rechtsordnung der jetzt anbrechenden Zeit Ausdruck einer neuen Rechtsgesinnung und eines neuen Rechtsdenkens wird, welche dann auch ein ganz anderes Gesicht als in der Vergangenheit tragen wird. Denn »aller Staatsneubau bleibt am Technischen haften, entspringt er nicht zutiefst einem neuen Recht« (Jung).

Es ist viel über die Ursachen der Entfremdung von Volksseele und Rechtsseele geschrieben, und auch von berufener Seite sind schwere Vorwürfe gegen das Recht und die Auffassung vom Recht, wie der Individualismus sie prägte, erhoben worden. Und was uns nicht weniger beachtenswert erscheint, ist die herrschende Meinung der Nichtjuristen über das geltende Recht und seine Anwendung (vgl. das alte Sprichwort »Jurist — ein schlechter Christ«, die üblichen Äusserungen »Juristerei«, »Rechtsverdreher« usw.). Denn das sei von vornherein klargestellt, dass Sittlichkeit, Sitte und Recht aus der nämlichen Quelle strömen, dass das Primäre nicht der Buchstabe des Gesetzes, nicht der Buchstabe des Rechts, sondern das Rechtsempfinden selbst ist, die Überzeugung, dass das, was geschieht, unter allen Umständen Recht ist. Das ist das ewig Bleibende: das Empfinden, der Glaube und die Sehnsucht nach dem Recht und der Gerechtigkeit; dies »ewige Recht« liegt aber fest verankert in der Brust des Menschen. So muss das Recht derart gestaltet sein, dass es irgendwo im Innern jedes Einzelnen Anklang und Widerhall findet, dass es nicht vollkommen verständnislos über den Wolken thronend in seiner »juristischen Askese« ausgedacht worden ist. Es muss in lebendiger Verbindung mit dem Volke stehen und aus dem Volke heraus geboren werden.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass das Recht des Individualismus unlebendig die wechselnden Beziehungen übersieht, das flutende Leben vernachlässigt. Der Rechtssatz hat sich verselbständigt, führt ein begreifliches Eigenleben, liefert eine Schablone, die auf keine Wirklichkeit mehr passt, so dass umgekehrt immer erst die Wirklichkeit ins Begriffliche übersetzt werden muss, um überhaupt Rechtsanwendung zu ermöglichen. Dieser »Begriffsjurisprudenz« des 19. Jahrhunderts — beeinflusst vom Gesetzesbegriff des Rationalismus der Aufklärung, wonach absolut richtige, verstandesgemäss gewonnene Regeln, die zeitlich und räumlich Allgemeingeltung besitzen, aufgestellt werden können, und verstärkt durch das schon früher aufgenommene römische Recht — ist das sogenannte statische Recht eigen: eine selbständige rechtliche Gedankenwelt lagerte sich über die Wirklichkeit und heischte Geltung vor ihr und über sie. Die Rechtssätze bekamen körperliches Eigenleben, künstliche Substanz — eine Übersteigerung des Rechts, die eine Zerstörung des Rechtsempfindens des Volkes herbeiführen musste.

Aber auch ein anderer Umstand ist es noch, der das Rechtsempfinden im Volk zerstört, der das Volk in seinem Rechtsbewusstsein kränkt: es ist der sogenannte »Instanzenwahn«, welcher heute vornehmlich der Streitsucht und dem Niederringen des Gegners dient. Höre man sich die »homerischen Gesänge der beiden Anwälte« an, und man versteht, was Recht und was Verdrehung darstellt. Ein gesundes und klares Recht müsste der Einzelne eigentlich selbst vertreten können, denn nicht durch die besondere Redseligkeit des Anwalts soll man vor Gericht gesichert sein, sondern durch sein Recht, mit dem man vor dem Richter steht.

Wie eingangs bemerkt, steht nun auch die Rechtsentwicklung an einem Wendepunkt; es wurde das Kommen eines neuen Rechts angekündigt, getragen vom neuen Rechtsempfinden und neuen Rechtsdenken. Danach ist nicht das Recht an sich das Primäre, ebensowenig wie der Staat an sich, sondern die lebendige Volks- und Staatsgemeinschaft. Denn zuerst ist dagewesen das Volk, und das Volk schuf einen Staat und der Staat schuf das Recht für die Gemeinschaft seiner Bürger. Daraus leitet sich letzten Endes auch die Bedeutung ab, dass immer und überall das Primäre die Gemeinschaft ist und dass aus dieser heraus erst Staat und Recht entstehen kann. Dieser Gemeinschaftsgedanke beginnt bereits heute, im öffentlichen wie auch im privaten Recht, gesetzliche Verwirklichung zu finden und bedeutet eine bewusste Abkehr vom Individualismus und von seiner politischen Ausprägung, dem Liberalismus.

Während der liberalistische Staat vornehmlich an der Idee der Freiheit und Sicherheit des Individuums festhielt und dadurch zur Bindung des Staates gegenüber dem Individuum gelangte — dementsprechend auch das Recht liberalen Ursprungs auf den Einzelnen abgestellt war — betont der autoritäre Staat bewusst das Staatswollen gegenüber dem Einzelwollen. Gewiss hat jeder Einzelne der Staatsgemeinschaft auch fernerhin Anspruch auf Schutz der Gesetze, aber auch nur, solange er sich in der Gemeinschaft bewegt. Wer sich in seinem Tun ausserhalb der Gemeinschaft stellt, der stellt sich ausserhalb der Gesetze dieser Gemeinschaft und verwirkt dann auch seinen Anspruch auf Schutz. Auf dem Gebiete des Strafrechts haben wir ein Musterbeispiel eines auf dem Gemeinschaftsgedanken bewusst beruhenden Gesetzes — das Militärstrafgesetzbuch, denn gerade im Heere zeigt sich der Gedanke der Gemeinschaft: das Zurücktreten des Individuums und die Verwirklichung überindividueller Kräfte und Ziele. Was hier dem Schutze untersteht, das ist die militärische Geschlossenheit und Einheit, die durch kein Glied gestört werden darf. Wer gegen die Pflichten der militärischen Unterordnung verstösst, verletzt nicht den Vorgesetzten, wer seinen Kameraden bestiehlt, verletzt nicht in erster Linie diesen, sondern die Gemeinschaft als solche wird verletzt. Aus dem Zurücktreten des Einzelnen und der Verbundenheit mit der Gemeinschaft ergibt sich die Pflicht zur Erhaltung für die Gemeinschaft.

Auch auf anderen Gebieten findet der Gemeinschaftsgedanke immer mehr Anerkennung: im Strafrecht z. B. durch die auch in Lettland eingeführte Sicherungsverwahrung, im Arbeitsrecht durch den Schutz der gesamten Arbeitnehmerschaft; ferner bedeuten Massnahmen zum Schutz von Landwirtschaft, Industrie und Handel, vom Standpunkt des Rechts liberalen Ursprungs, schwere Eingriffe in die persönliche Freiheit des Individuums, während heute diese Massnahmen Aus-

druck einer bereits neuen Rechtsgesinnung sind. Damit aber tritt nicht nur ein sozialistisches Element inmitten des Privatrechts auf, sondern zugleich auch ein öffentlichrechtlicher Einschlag. Gleich dem Staatsrecht wird auch das Recht des Individuums völlig von sozialrechtlichen Erwägungen durchdrungen und beherrscht, denn dem Einzelnen wird nicht mehr schrankenlos die Befugnis eingeräumt, seine privaten Rechte und Pflichten zu ordnen; sondern nur soweit wird seine Rechts- und Willensmacht anerkannt, als eine solche Freiheit des Einzelnen sich mit seiner Eigenschaft als Glied der höheren Gemeinschaft verträgt, die sich über ihm erhebt. Diese greift mit Sätzen des öffentlichen Rechts ein, um immer wieder nur die Interessen des Volkes, der Staatsgemeinschaft zu schützen: so ist jedes Recht beschränkt und begrenzt durch die Rücksicht auf die höheren Belange der Gesamtheit, und jedes Recht ist zugleich eine Pflicht ihr und den anderen Gliedern der Gemeinschaft gegenüber. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass der Gegensatz zwischen öffentlichem und Privatrecht, wie er bis jetzt besteht, hier allem Anschein nach seine grundsätzliche Bedeutung verliert. Entweder wird man die Grenzen zwischen ihnen ganz anders, als wir gewöhnt sind, ziehen oder den Gegensatz überhaupt leugnen müssen.

So muss die Rechtssprechung aus Anwendung juristischen Denkens auf Tatbestände der Wirklichkeit zur wahren Rechtsgestaltung werden, denn Recht wird an der Wirklichkeit gestaltet und nicht am Begrifflichen. Jeder Jurist muss zwar weiter mit Regel und Entscheidung arbeiten, aber er muss erkennen, dass es sich nur um wichtige und bedeutungsvolle Ingredienzien einer Ordnung handelt, nicht aber um die Ordnung selbst. Wie aus der Bindung an Beweisregeln die freie Beweiswürdigung sich entwickelte, so aus der Bindung an Rechtsregeln die freie Rechtsbeurteilung.

(R. R.).

BÜCHERBESPRECHUNG

Ludwig Thoma, Lausbubengeschichten. Aus meiner Jugendzeit. Mit 35 Zeichnungen von Olaf Gulbransson. Albert Langen / Georg Müller Verlag. München 1935. In Leinen Ls 4.20.

Also das ist gar kein neues Buch. Ganz und gar nicht. Das sind ja nur Thomas Lausbubengeschichten, die man schon lange kennt! — Aber wer kennt sie eigentlich? Ich frage den einen und den andern. Manche sind darunter, aber es sind ihrer so wenige, und nun kommt es als eine wirkliche Freude über mich, dass ich nun all den andern die neue Volksausgabe der Lausbubengeschichten ans Herz legen kann. Bücher sind teuer bei uns. Dies ist erschwinglich. Und es ist so erfrischend prächtig.

Dann noch ein Wort: man könnte sehr lange über Gulbranssons Zeichnungen, ihre unwahrscheinlich humorvolle Treffsicherheit, ihre behagliche Boshaftigkeit schreiben. Sie bewirken ja den ganz besonderen Reiz der Neuausgabe in starkem Grade mit. Es ist nämlich so, dass Gulbransson als frecher Lausbub seine Typen sieht, die Lehrer, die Verwandten, und so stellen Geschichten und Zeichnungen eine innere Einheit dar, an der man immer wieder seine Freude hat, auch wenn man das Buch schon ein dutzendmal weggelegt hat, um sich dann doch noch wieder darein zu vertiefen.

Über die Lausbubengeschichten selbst aber wird in dieser Besprechung nichts geschrieben. Das ist gar nicht nötig. Denn wer die Geschichte gelesen hat, die in diesem Heft abgedruckt werden konnte *), ohne von Ludwig Thoma Vorstellung zu haben, dem ist nicht zu helfen. *Bosse*

*) Aus dem Schrifttum der Zeit S. 342.

Die Arbeit am neuen deutschen Recht

Carl Schmitt: Staat, Bewegung, Volk. 2. Aufl., 1934. 46 S. Kart. Ls 1.50.

Heinrich Henkel: Strafrichter und Gesetz im neuen Staat. 70 S. Kart. Ls 3.—.

Friedrich Schaffstein: Politische Strafrechtswissenschaft. 1934. 26 S. Kart. Ls 1.50.

Reinhard Hoehn: Die Wandlung im staatsrechtlichen Denken. 1934. 46 S. Kart. Ls 2.25.

Carl Schmitt: Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches. 1934. 49 S. Kart. Ls 1.50.

Carl Schmitt: Über die drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens, in Schriften der Akademie für Deutsches Recht, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1934. 67 S. Kart. Ls 1.50.

Das staatsrechtliche Denken in Deutschland war bereits jahrelang vor dem politischen Umschwung in die geistige Krise geraten. Die überkommene Gesetzesgläubigkeit des Positivismus genügte nicht zur Lösung der brennenden Probleme. Die Fragwürdigkeit der scheinbar unumstösslichen und denknotwendigen liberalen Ideen und Ideale wurde deutlich an der handgreiflichen Auflösung und Sinnentleerung aller liberalen Formen. Der Zerfall und die Selbstwiderlegung des parlamentarischen Staates ist nur das augenfälligste, nicht das einzige Zeichen für den Ausklang eines ganzen Zeitalters.

Ein anderes ist es indes, sich von Totem zu lösen, ein anderes, das neue Leben zu deuten. Jenes hat die deutsche Rechtswissenschaft heute im wesentlichen geleistet. Jedenfalls sind die kritischen Grundfragen gestellt, die jetzt nur als Scheidewasser an die verschie-

denen rechtlichen Prägungen gebracht zu werden brauchen, um vergängliche und überlebte Form und dauernden, unzerstörbaren Gehalt zu zerfällen. Man soll diese Kritik des Überkommenen auch heute, nachdem ein neues Prinzip Gestalt gewonnen hat, nicht unterschätzen. Denn unser ganzes juristisches Begriffssystem ist bis in scheinbar völlig technische Einzelheiten und Wortbildungen einheitlich in jahrhundertelanger Arbeit vom Liberalismus als umfassender Weltanschauung geprägt, und man verfälscht den neuen Geist von vornherein, wenn man ihn in diese alten Schläuche abfüllt. Es geht nicht an, diese Formen für den neuen Gehalt zu verwenden. Darüber muss überall Klarheit geschaffen werden. Und es ist darum neben der Arbeit des Bewusstmachens der Vergangenheit und des Absetzens davon noch wichtiger, für den neuen Inhalt Begriffe zu finden, die ihm gemäss, aus ihm erwachsen sind.

Bei dem Neubau des Deutschen Rechts ist die hier angezeigte Schriftenreihe bahnbrechend gewesen. Sie bemüht sich, das neue Rechtsgut in allen Einzelfragen der verschiedenen Disziplinen auszubreiten und zu vertiefen. Wir sehen in ihr den ersten gelungenen Versuch, echte politische Wissenschaft zu begründen. Vorbildlich ist die einfache Sprache, in der auch schwierige ideologische Fragen vorgetragen werden. Der bewusste Verzicht auf polemische Auseinandersetzung mit dem Schrifttum macht die Hefte auch für den Nichtjuristen verständlich und interessant.

Wohl das bedeutendste Stück ist Heft 6, in dem Carl Schmitt über »Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches« eine glänzende geschichtliche Studie vorlegt. Der Untertitel: »Der Sieg des Bürgers über den Soldaten« gibt die Grundlinie seiner Deutung wieder: Die Tragik des preussischen Soldatenstaates war es, dass er sich geistig gegen das herrschende liberale Denken nicht durchzusetzen vermochte. Seine tragenden Einrichtungen (Kommandogewalt, Ehrengerichtsbarkeit) wurden in der liberalen Terminologie »verfassungswidrig«, obwohl der Soldat allein das zweite Reich in Form hielt und ihm seinen Bestand ermöglichte. So stark war die Gewalt des bürgerlichen Zeitalters, dass der preussische Militärstaat nur durch siegreiche Kriege zeitweilige Duldung, »Indemnität« erlangen konnte. Die ganze Verfassung des kaiserlichen Deutschland umging den ungelösten Konflikt zwischen Bürger und Soldaten. Die »Indemnität«, um die die königliche Regierung beim Landtag nach dem siegreichen Kriege gegen Österreich nachsucht, bedeutet als Anerkennung des Rechtes der Gegner und Unterwerfung unter ihre politische Denkform den ersten Schritt auf einer Bahn, die mit geschichtlicher Logik zum Zusammenbruch führte, als das Parlament im Augenblick des Kampfes um die Existenz seine westlichen Verfassungsansprüche vorholte und damit dem Soldaten in den Rücken fiel. Die Weimarer Verfassung ist der »posthume Sieg« der liberalen Demokratie, »den ein Gespenst über den Schatten seines Gegners davonträgt«. (S. 43). Schmitts Schrift ist gross durch die Sicherheit, mit der sie den Kern verwickelter geschichtlicher Vorgänge heraushebt und ihnen eine klare Deutung gibt, die in ihrer Selbstverständlichkeit genial genannt werden muss.

Die Machtübernahme nach der Revolution 1933 erforderte Absetzung des neuen Verfassungszustands gegen das Vergangene und Schutz der neuen Formen durch eigene Begriffsbildung gegen Verfälschung durch die bisherige staatsrechtliche Terminologie. In seiner Schrift »Staat, Bewegung, Volk« untersucht Schmitt die Verschiebung in der Stellung

des bisherigen »Beamtenstaates« und umreisst die Grundlinien des neuen Führerstaates, dessen Leitgedanken er entwickelt und begründet. Die Schrift ist der erste Versuch zur eigenständigen Deutung des neuen deutschen Staates. Er muss umsomehr als gelungen bezeichnet werden, als überaus viel an begriffsklärender gedanklicher Arbeit damit geleistet worden ist.

In seiner Abhandlung: »Über die drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens« unternimmt der gleiche Verfasser es, die Rechtsauffassung und Rechtsfindung des neuen Führerstaates gegen die Vergangenheit abzugrenzen. Nach ihm muss man drei Arten rechtlichen Denkens unterscheiden: Entweder man fasst das Recht in der Hauptsache auf als unpersönliche Regel oder als persönliche Entscheidung oder als überpersönliche konkrete Sachgestaltung. Je nachdem, nach welcher dieser drei totalen Möglichkeiten eine Zeit ihr Recht begreift, muss ihr jede andere Auffassung als Willkür und Unrecht erscheinen. Alle drei Denktypen und Wertungen entsprechen bestimmten menschlichen Veranlagungen und kehren darum dauernd wieder. Dem Regeldenken gilt als höchster Wert die über Personen und Sachen stehende Norm, die im Voraus jede Entscheidung festlegen, jede Willkür ausschliessen und den Bereich menschlichen Zusammenlebens, soweit er dem Recht unterfällt, berechenbar machen soll. Jede konkrete Erscheinung des Rechtslebens — Vertrag, Stand, Ehe, Richterspruch, Befehl, Verbrechen — löst sich auf in eine Reihe abstrakter Normen. Wenn man diesen Gedanken auf die Spitze treibt, wird das Recht zum Funktionsmodus, der zu der Wirklichkeit keine Beziehungen mehr hat, zum glatt ablaufenden Fahrplan (S. 19). — Das Entscheidungsdenken versucht dem dauernd drohenden Einbruch von Unordnung und Chaos dadurch zu begegnen, dass es durch Setzen von autoritativen Entscheidungen eine feste Ordnung begründet. Es kommt ihm weniger auf das »Wie« als auf das »Dass« der Entscheidung an, nicht auf ihr So-sein, sondern zunächst auf ihr blosses Dasein. Seine prägnante Erscheinungsform ist der Befehl: »Non veritas, auctoritas facit« (Hobbes). — Carl Schmitt zeigt dann weiter, wie der jetzt überwundene juristische Positivismus des 19. Jahrhunderts in seinem Streben nach Rechtssicherheit, d. h. Berechenbarkeit der Entscheidung, der er notfalls auch die Gerechtigkeit opferte, eine Mischung dieser beiden Denktypen ist. Die liberale Einstellung führte in folgerechter dialektischer Weiterentwicklung bis zu dem Punkt, an dem sie sich »streng juristisch« in völliger Loslösung von jedem sachlichen Inhalt und von jedem konkreten Tatbestand legal selbst ad absurdum führt. Die Wende unserer Zeit hat dann das Denken in gewachsenen Ordnungen und Ständen für die gesamte politische Einheit des Volkes verbindlich gemacht. Das im grossen geschichtlichen und systematischen Zusammenhang gezeigt und auch von der methodischen Seite her die neue juristische Begriffsbildung angeregt zu haben, ist das grosse Verdienst der Arbeit.

Von einer anderen Seite her weist der junge Heidelberger Professor Hoehn die Wandlung im staatsrechtlichen Denken auf. Er weist in sorgfältigen geschichtlichen Untersuchungen nach, dass die Vorstellung vom Staat als juristischer Person mit der Grundthese des parlamentarisch-demokratischen Staates, der Entgegensetzung von freiem Individuum und souveränem Staat, aufs engste zusammenhängt. An seine Stelle muss heute ein Staatsbegriff gesetzt werden, der von neuerlebten Inhalten ausgeht: »Staat« lediglich als der Behörden- und Beamtenapparat (S. 35), der Führungsmittel in der Hand des Führers als

Spitze des Behördenaufbaues ist. Es werden daraus die notwendigen systematischen Folgerungen für die Einzelfragen gezogen. Grundsätzliche Ausführungen über die Aufgaben des neuen Staatsrechts bilden den Schluss. — Das Entscheidende an der Arbeit ist die Erkenntnis, dass mit dem nationalsozialistischen Führerstaat eine neue Epoche der Geistesgeschichte beginnt, die mit den alten Begriffen nicht mehr auskommt.

Ein überaus gedankenreiches Programm der neuen »politischen Strafrechtswissenschaft« bietet die Leipziger Antrittsvorlesung von Friedrich Schaffstein. Es geht ihm um den neuen Gerechtigkeitsbegriff (S. 5). Voraussetzung für ihn ist die Erkenntnis, was politische Wissenschaft überhaupt bedeutet. Nachdem Schaffstein das in einprägsamen Formulierungen abgegrenzt hat gegen eine verderbliche »Politisierung« der Wissenschaft, geht er an die Untersuchung und Kritik des Positivismus. Die Entlarvung angeblich unpolitischer, in Wahrheit aber getarnter politischer Positionen des Liberalismus auch auf dem Gebiete des Strafrechts ist aufschlussreich durchgeführt. Von besonderem Interesse ist die Stellungnahme zur »teleologischen« Methode der Nachkriegszeit. Richtig wird hier hervorgehoben, dass echte Entscheidungen, welche die versagende Gesetzgebung unzulässigerweise vielfach den Gerichten zuschob, auch bei diesen nicht fallen konnten, weil auch ihnen anerkannte oberste Wertmasstäbe fehlten und fehlen mussten. — Schaffstein gehört zu denen, welchen die Absetzung von der Vergangenheit schon soweit gelungen ist, dass sie ihnen als innerlich Überwundenes bereits historisch geworden ist, so dass auch eine unpolemische Würdigung möglich wird. Diese Lage ist in gewisser Weise symptomatisch für die deutsche Strafrechtswissenschaft, in der der theoretische Umbruch teilweise bereits vor Jahren einsetzte, so dass heute die Saat auf gepflügtes Land fällt, während in anderen Disziplinen erst noch gerodet werden muss.

In ihrer ganzen Breite rollt die Frage nach der neuen Begründung des Strafrechts und der Unabhängigkeit des Strafrichters Henkel auf. Es setzt an bei dem Satz: Nulla poena sine lege (der übrigens, wie er am Rande zutreffend vermerkt, nicht aus dem römischen Recht, sondern aus der Aufklärung stammt), und weist in tiefgehenden Untersuchungen nach, dass um diesen Satz als Achse die gesamte liberale Strafrechtsmetaphysik kreist. Die ihm zugrunde liegende Vorstellung von der Begrenzung des Staates zugunsten der Freiheit des Bürgers, von dessen Anspruch auf Verurteilung nur nach dem geschriebenen, in Tatbestand und Strafrahmen vorher festgelegten Gesetz macht dieses zur Magna Charta des Verbrechers und bringt den gesamten Gehalt des liberalen Denkens auf eine kurze Formel. Den ihr zugrunde liegenden Ideen und Wertungen, ihren Wandlungen und Ausstrahlungen auf alle wichtigen Fragen des allgemeinen Teils des Strafrechts geht Henkel sorgfältig nach. Besonders interessant ist die Beleuchtung, den der bekannte, die letzten Jahrzehnte erfüllende Streit zwischen »klassischer« und »moderner« Strafrechtsschule erfährt. Henkel weist an Hand ihrer beiderseits bejahenden Stellungnahme zu obiger Leitformel nach, dass sie in Wirklichkeit beide ihrer liberalen Umwelt verhaftet bleiben und daher auch als »Brüder gleicher Stammesart« (S. 34) in dem Kompromiss des Strafgesetzentwurfes von 1927 Frieden schliessen konnten. — Weiter wird die stillschweigende verfassungstheoretische Voraussetzung aufgewiesen, durch die der Liberalismus an den »Gesetzgebungsstaat« gebunden ist, wäh-

rend er mit dem Typus eines »Jurisdiktionsstaates« oder »Regierungsstaates« (Formulierungen von Carl Schmitt, S. 39 ff.) nicht vereinbar ist. In interessanter Weise wird klargelegt, dass der Anspruch auf formale Rechtsischerheit, den die liberale Gesellschaft unter bewusster Preisgabe des Ideals inhaltlicher Gerechtigkeit an den Staat stellte, nur zu verstehen ist aus dem ihm anthropologisch zugrundeliegenden Musterbild des staatsfreien, eigennützigen, ungebundenen Menschenideals der Aufklärung und mit ihm verschwinden muss. Der neue Staatsbegriff muss von einem neuen Menschen aus auch zu neuen Zielsetzungen und Wertungen kommen. Er setzt an Stelle der Rechtssicherheit des Einzelnen, der ein berechenbares Gesetz verlangt, die Rechtssicherheit des Volkes. So tritt an Stelle des Satzes: »keine Strafe ohne Gesetz«, der Leitspruch: »Kein Verbrechen ohne gerechte Sühne«.

Alfred Karrasch, Pg. Schmiedecke. Ein Zeitroman. Verlag »Zeitgeschichte«. Berlin 1935. In Leinen Ls 7.20.

Wir lasen den Haffschifferroman von Karrasch »Stein, gib Brot!« und wurden nachdenklich und aufmerksam auf den Mann, der seine ganze Einfühlungskraft und sein schriftstellerisches Können der zermürbenden Not und dem bitteren Verzweiflungsringen um Arbeit und Brot zuwandte, als ein ganzer tapferer und ehrlicher Berufsstand sich dem Hunger und seelischen Niedergang preisgegeben sah, bis die grosse Volkswende kam, die nur aus solcher Not und nie von akademischen Lehrformeln her begriffen werden kann.

Mit seinem neuen Zeitroman, der in jeglicher Hinsicht eine erstaunliche Steigerung seines Gestaltungsvermögens darstellt, packt Karrasch nun die ernste Frage der konkreten Verwirklichung des völkischen und sozialen Neubaues an dem Beispiel eines grossen Industriebetriebes an. Äusserlich ist alles durch die Zeit Gebotene geschehen. Man hat sich mit erstaunlicher Wendigkeit ihrer Parolen und Schlagsätze bemächtigt, die der ewiggestrige Mensch gar heute geschickter und erfolgreicher im Munde zu führen weiss, als der trotzige und opferbereite Arbeitsmann es je vermochte, der doch der Idee die Anerkennung erzwang. Wie aus dieser Anerkennung nun abermals durch Mut und Einsatzwilligkeit, durch schlichte Kameradschaft, die den Ingenieur und Werkführer nicht minder umfasst als den ölverschmierten Maschinenschlosser und Feuerungsmann, der innere Sieg der Idee über alle getarnte Sabotage, über Zuträgertum und menschliche Kleinheit erwächst, das zeigt der packende Roman vom gewöhnlichen Arbeiter Pg. Schmiedecke, der doch mehr für uns ist: Symbol für den Typus, den neuen deutschen Menschen. Dass der Roman, abgesehen von seinem überaus starken und zwingenden ethischen Gehalt, sich überdies durch eine packende und in Bann schlagende Darstellungskraft auszeichnet, mag mit besonderer Freude angemerkt werden. Es ist ja wohl immer so: mehr als alles abstrakte Dozieren vermag das Beispiel zu veranschaulichen, tiefer als jede theoretische Darlegung wird stets der Dichter, der Schriftsteller wirken, in dessen Hand die Gabe des Gestaltens gelegt ist. So wird mancher, der dem fesselnden Schriftsteller Karrasch in diesem Buche folgt, plötzlich auf den deutschen Mann Karrasch stossen, der ihm manches zu sagen hat. Und das ist gut so.

Eine neue Ausgabe der »Parabel vom verlorenen Sohn« des Burkard Waldis.

Als fünfter Band der Reihe »Reformation« innerhalb des Werkes »Deut-

sche Literatur in Entwicklungsreihen«, das unter Leitung von Heinz Kindermann im Verlage Philipp Reclam jun. seit Jahren erscheint, ist kürzlich (1935) der erste Teil des Sonderthemas »Die Schaubühne im Dienste der Reformation« herausgekommen. Auf ihn sei aus mehreren Gründen nachdrücklichst verwiesen.

Er enthält u. a. auch einen Neudruck der für die Rigaer Reformationsgeschichte so überaus aufschlussreichen und ehrenvollen »Parabel vom verlorenen Sohn«; diese Tatsache ist zunächst ganz allgemein zu begrüssen. Denn die Ausgabe von Milchsack (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Nr. 30, 1881) ist recht selten geworden, und auch der Neudruck von Froning (Kürschners Deutsche Nationalliteratur, Bd. 22, 1894) ist nur noch mit Schwierigkeiten auf dem Büchermarkt zu finden. So hilft also der sorgsame und an manchen Stellen gegenüber der Milchsackschen Ausgabe verbesserte Neudruck einer Not ab.

Sodann aber ist der Rahmen, in dem die neue Ausgabe erfolgt ist, höchst aufschlussreich. Schon Froning hatte Burkards Werk zusammen mit anderen Dramen der Reformationszeit zum Abdruck gebracht und es dadurch in einen grösseren Zusammenhang gestellt, in dem es einen nicht minder hervorragenden Platz einnimmt, als wenn es nur als Einzeldichtung an sich betrachtet wird. In der neuen, von Professor D. Dr. Arnold Berger vorgenommenen Ausgabe steht die »Parabel vom verlorenen Sohn« auch nicht allein, sondern soll zusammen mit anderen Werken jener spannungsreichen Jahre dartun, wie stark und lebendig sich die Schaubühne in den Dienst des Reformationswerkes stellte.

In dem vorliegenden fünften Bande sind vereinigt: des Schweizers Niklaus Manuel »Fastnachtsspiel vom Papst und seiner Priesterschaft« (1523), das in sprühender Lebendigkeit den Kampf wider das Papsttum aufnimmt, ferner Burkards »Parabel vom verlorenen Sohn« (1527) und des Thomas Naogeorgus »Pammachius« (1538), die beide an der Spitze der evangelischen Ideendramen stehen. (Ein oberdeutsches, ein niederdeutsches und ein lateinisches Drama also zeugen gemeinsam für den entbrannten Kampf und spiegeln aufs Beste das gewaltige Ringen zwischen Neuem und Altem im gesamten deutschen Raum).

Im Gefüge des Ganzen interessiert uns natürlich vor allem der Abdruck der »parabell vam vorlorn szohn«, die einen guten und bedeutsamen Platz einnimmt. Ihr sauberer Neudruck ist von einem Vorwort, das von Burkard Waldis und den Rigaer Verhältnissen berichtet, sowie von einer Fülle erklärender Angaben und Anmerkungen begleitet. Einige Ausstellungen können dem hohen Wert des Ganzen keinerlei Abbruch tun.

Leider ist die eigentliche Vorgeschichte des Dramas zu kurz abgekommen. Während die politischen Verwicklungen im Gefolge des Eindringens der Reformation mit breiter Anschaulichkeit geschildert werden, wird die Atem benehmende Kampfzeit, aus der Burkards Werk herauswächst, ganz kurz behandelt. Das ist schade; denn die noch heute spürbare zwingende Kraft der Parabel ist nur zu verstehen aus der engen Bezogenheit des Werkes zu dem damaligen Kampf um den Lutherglauben, der Ende 1526 durch eine öffentliche Disputation zwischen Bomhower und Knöpken dramatische Formen annahm; erst Burkards Parabel machte Schluss mit der Zeit eines gewissen Zweifelns und Zö-

gerns. Auf diese Vorgänge vom Ende des Jahres 1526 und dem Anfang von 1527 ist Berger leider garnicht eingegangen. — Auf S. 114 werden irrtümlicherweise die Liven, Esten, Kuren und Letten sämtlich der finnischen Rasse zugerechnet — eine Ungenauigkeit, die sich leicht hätte berichtigen lassen. S. 118 des Bandes bringt die alte Lesart, dass die Gesandtschaft des Jahres 1523 von Blankenfeld abgeschickt sei und aus drei Mönchen bestanden habe. In Wahrheit dagegen *) sandten die Franziskaner (auf Anraten des Dorpater Bischofs) zwei Mönche an den Papst (nämlich Bomhower und Waldis), denen sich erst im sächsischen Gebiet Bruder Augustin Alfeld und Bruder Theodorich anschlossen.

Heinz Diewerge

*) Vgl. Arbusow, Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland, S. 260 f.

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Das nächste Heft unserer Zeitschrift erscheint im August als Doppelnummer (7/8).

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Erich Faber, Riga / *Wilhelm Rothe*, Prag / Dr. *Friedrich A. Redlich*, Riga / Pastor Lic. *Rudolf Abramowsky*, Riga / Dr. *L. v. Middendorff*, Dorpat / *Herbert Petersen*, Dorpat / *Lorenz Kraus*, Riga / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / Dr. *Heinz Diewerge*, Riga, Herderinstitut.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Das Nachbarschaftswesen der Siebenbürger Sachsen

Von Karl Hermann Theil

Wie überall in der Welt, wo Deutsche wohnen, hat die Welle der Erneuerung auch bei den Siebenbürger Sachsen vielem Neuen, das sie mit sich brachte, eine Brücke zur Vergangenheit geschlagen und alte Werte wieder lebendig und fruchtbar werden lassen. Der Sachsentag 1933, der im Zeichen des Durchbruches stand, beschloss neben der Einführung des verpflichtenden Arbeitsdienstes die Wiederaufstellung der Nachbarschaften und schuf damit die wichtigsten Grundlagen für das zur Zeit wieder in gesunde Bahnen einlenkende völkische Leben der Siebenbürger Sachsen. Im Arbeitsdienst wird die Jugend geschult und schon früh zur Opferbereitschaft der Tat für das Volkstum herangezogen. (Kein Sachse, der nach dem Jahre 1915 geboren ist, kann in eine völkische Körperschaft gewählt werden, wenn er nicht wenigstens ein Arbeitslager mitgemacht hat!). Die Nachbarschaften aber fassen die Erwachsenen zu einer einheitlichen Volksgemeinschaft zusammen, in der Einordnung, Unterordnung und Verzicht auf einen Teil Eigenleben Pflicht, Hilfs- und Einsatzbereitschaft für den Volksgenossen aber Selbstverständlichkeit ist.

Die Siebenbürger Sachsen haben das Nachbarschaftswesen aus dem deutschen Mutterlande mitgebracht, wo es sich aus ursprünglich heidnischen Bräuchen entwickelt haben dürfte. Der gemeinsame Brunnen, Tod, Geburt und gegenseitige Hilfe spielen von Anfang an eine Rolle. Nach der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen (Mitte des 12. Jahrhunderts) hat sich dann das Nachbarschaftswesen im Mutterland und bei den ausgewanderten Sachsen in verschiedener Richtung weiter entwickelt. Im Mutterlande ist es im Laufe der Jahrhunderte schliesslich ganz verkümmert, während es sich in Siebenbürgen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten hat und nun von neuem ins Leben gerufen werden konnte.

Um die Funktion der Nachbarschaften in der Vergangenheit, namentlich aber zur Zeit ihrer Blüte im Mittelalter zu verstehen, muss man sich kurz die Organisation der mittelalterlichen sächsischen Städte vor Augen halten. Es fand eine Dreiteilung der zu bewältigenden Aufgaben statt: Die militärischen Aufgaben übernahmen die Zehnschaften, die den Zehntmännern unterstanden. Diese wieder standen unter dem Kommando der Torhauptleute, deren Zahl, je nach der Grösse der Stadt und der dadurch vorhandenen Tore verschieden war. In Hermannstadt z. B. gab es vier Torhauptleute. Zu den Aufgaben der Zehnschaften gehörte u. a. die Torwache zu stellen, die Jahrmarktswache durchzuführen, Brände zu löschen, in Ausnahmezeiten die Stadt zu verteidigen. — Die gemeinsamen Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer hatten die Zünfte zu bewältigen. Überwachung der Güte und des Preises der von ihren Mitgliedern erzeugten Waren gehörte zu ihren vornehmsten Aufgaben. Daneben regelten sie noch den Nachwuchs und sorgten dafür, dass in keinem Beruf Überfüllung eintrete. Da die Zünfte neben diesen bürgerlichen Aufgaben auch militärische hatten, (gewisse Türme und Basteien waren ihnen zur Verteidigung anvertraut), bildeten sie eigentlich ein Mittelding zwischen der militärischen Zehnschaftsorganisation und der bürgerlichen Organisation der N a c h b a r s c h a f t e n.

Wie schon aus dem Ausdruck »bürgerliche Organisation« für die Nachbarschaften hervorgeht, waren sie es, die die Ordnung des täglichen Lebens aufrecht zu erhalten hatten. Dazu kamen dann noch politische Funktionen und schliesslich die Aufgabe, den Zusammenhalt zwischen den Volksgenossen zu wahren. Die Nachbarschaften unterstanden dem sogenannten »Nachbarhann«, der seinerseits mit den Nachbarhannen der übrigen Nachbarschaften dem Stadthann unterstand. Eine Aufzählung der geschichtlich beglaubigten Agenden des Nachbarhannen dürfte wohl den besten Aufschluss über die Arbeiten der Nachbarschaften geben und soll darum hier wiedergegeben werden.

Der Nachbarhann hatte dafür zu sorgen, dass Gassen, Wege, Rinnsale, Unratsgruben usw. in Ordnung blieben. Er hatte die Nach- und Gassenhut festzustellen, die Brunnen zu überwachen und die Rauchfänge auf ihre Feuergefährlichkeit zu überprüfen. Auch das ganze Meldewesen im Bereich seiner Nachbarschaft hatte der Nachbarhann in seiner Hand. Im Jahre 1589 wird in Hermannstadt ein Nachbarhann mit 25 Gulden bestraft, weil ein Mitglied einer »auswel-

zigen Nation« eine Ehe eingegangen ist und ein Haus verkauft hat, ohne dass der Nachbarhann den ehrsamen und weisen Rat der Stadt gewarnt hätte. 1675 wird ein Nachbarhann bestraft, weil er zugelassen hatte, dass ein Nichtsachse aus der Umgebung in der Stadt übernachtete. 1697 verfällt ein Nachbarhann der Bestrafung, weil eine in seiner Nachbarschaft wohnende Dirne ohne rotes Kopftuch auf der Strasse erschienen war.

Wie man sieht, hatte der Nachbarhann umfassende polizeiliche Befugnisse und Aufgaben. Diese waren aber öffentlich-rechtlichen Charakters, sodass sie für die heutige Zeit, wo derartige Befugnisse ausschliesslich an den Staat übergegangen sind, nicht mehr in Frage kommen. Diese Seite der Nachbarschaftsarbeit hat daher heute nur noch geschichtliche Bedeutung. Ihre Erwähnung war notwendig, um einen Begriff von dem umfassenden Aufgabengebiet der Nachbarschaften zu geben.

Die Aufgaben des einzelnen Mitgliedes der Gemeinschaft und Gesamtheit gegenüber und die strenge Einhaltung dieser Verpflichtungen sind es, die den Hauptinhalt der aus dem Mittelalter in die heutigen Nachbarschaften übernommenen Bräuche bilden. Wenn früher ein Brand ausbrach, war es selbstverständlich, dass die Nachbarschaftsmitglieder nicht nur bei der Löschung des Brandes, sondern auch bei der Wiederaufrichtung des Hauses halfen. War in einem Hause die Mutter erkrankt, halfen selbstverständlich die Nachbarinnen aus. Starb ein Mitglied der Familie, nahm die ganze Nachbarschaft teil. Die Altersgenossen der Nachbarschaft erwiesen ihm die letzte Ehre und trugen ihn auf den Kirchhof. Ebenso war es selbstverständlich, dass bei Hochzeiten, bei Taufen, bei geselligen Unterhaltungen alle Nachbarn teilnahmen, und der einzelne Volksgenosse war so von der Wiege bis zum Grabe eingespannt in den Dienst der Gesamtheit, aber auch umgeben von der sorgenden Teilnahme der Gemeinschaft für sein eigenes Wohlergehen. »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«, »Einer für alle, alle für einen«, die Worte, die heute wieder zur Geltung kommen, sind nie und nirgend besser und schöner verwirklicht worden, als im Nachbarschaftswesen der mittelalterlichen Siedlungen der Siebenbürger Sachsen.

Bezeichnend für den festen Zusammenhalt der Nachbarschaften ist die Tatsache, dass sie dem Ansturm der neuen Zeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts standhalten konnten. Selbst der so ausserordentlich straff und zentralistisch geführte ungarische Staat fand sich lange

Zeit hindurch mit ihrem Vorhandensein ab. Ein Konflikt zwischen den Hermannstädter Nachbarschaften und einem hochstehenden ungarischen Beamten gab dann im Jahre 1891 der ungarischen Regierung die Handhabe zur Auflösung der Nachbarschaften in ganz Siebenbürgen.

Als im Herbst 1933 der Sachsentag die Wiederaufstellung der Nachbarschaften beschloss, mussten von vornherein verschiedene Klippen umschifft werden, die der neuen Einrichtung drohten. Man musste einerseits etwas schaffen, was den neuen Zeiten angepasst war, und wollte doch anderseits auch nicht in Traditionslosigkeit verfallen. Es mussten also vor allem die Bindungen geschont werden, die auch die heutigen Generationen noch in Gestalt von Erinnerung und Überlieferung an das alte Nachbarschaftswesen banden, und es musste irgendwie versucht werden, die klaffende Lücke zu schliessen, die sich durch das Verbot der Nachbarschaften ergeben hatte.

So teilte man z. B. in Hermannstadt (im Nachfolgenden ziehen wir immer wieder Hermannstadt zum Vergleich heran, da hier der Wiederaufbau der Nachbarschaften am weitesten fortgeschritten ist) die Stadt nicht wahllos in Nachbarschaften ein, d. h. diese stellen nicht wahllos herausgeschnittene Teile dar, sondern die historische Entwicklung der Stadt wurde bei der Einteilung in weitestem Masse berücksichtigt. Es trägt die Nachbarschaft, die auf dem Gebiete der ersten Ansiedlung liegt, die Nummer 1, die auf dem Gebiet des zweitältesten Stadtteiles liegende erhielt die Nummer 2 usw., sodass sich schon an Hand der Nachbarschaftsnummern die historische Entwicklung der Stadt verfolgen lässt. Ebenfalls der geschichtlichen Bindung dienen die Namen der Nachbarschaften und die Nachbarschaftswappen. Es gibt eine Nachbarschaft »In der Burg«, eine »Am Zwinger«, »Am Schneiderteich« usw., wodurch von vornherein eine gewisse Bindung an die geschichtliche Entwicklung der Stadt gewährleistet wird. Für die Wappen wurden, soweit sie bekannt sind, die alten Nachbarschaftswappen herangezogen. Für die fehlenden alten Wappen sowie für die in den neuen Stadtteilen errichteten Nachbarschaften wurden neue Wappen geschaffen, die jedoch auch irgendwie an eine alte Benennung oder ein altes in dem betreffenden Stadtteil vorhanden gewesenes Wahrzeichen anknüpfen.

Wenn diese Einrichtungen auf den ersten Blick vielleicht von geringer Bedeutung zu sein scheinen, darf man doch ihren Wert nicht unterschätzen. Gerade in der heutigen Zeit, wo aus der Umgebung eine fremdnationale Bevölkerung in die siebenbürgischen Städte

drängt und jede Erinnerung an die Vergangenheit zu löschen trachtet, kann es nicht hoch genug eingeschätzt werden, wenn die Namen der Stadtteile, der Gassen und Fluren, die Erinnerung an die grosse Vergangenheit, an Begebenheiten, die den Namen der Volksgruppe einst berühmt machten, in Gestalt der Nachbarschaftsnamen erhalten und gepflegt werden. Solche starke Überlieferung ist neben dem unbändigen Willen zum Leben das festeste Fundament für den Bestand einer auslanddeutschen Volksgruppe.

Die aus der städtischen Selbstverwaltung erwachsenen politischen Befugnisse der Nachbarschaften können heute natürlich nicht mehr ausgeübt werden. An ihre Stelle ist aber eine andere, äusserst bedeutsame Aufgabe getreten: Die Kleinarbeit im Kampf um die Geltung der Volksgruppe zu leisten. Von der Erfassung der Wähler für die gesetzgebenden Körperschaften des Landes und die gewählten Magistrate der Städte bis zur Überprüfung der staatlichen Wählerlisten daraufhin, ob alle Wahlberechtigten eingetragen sind, bis zur Verteidigung des Wahlrechtes der Volksgenossen und die Abstimmungskontrolle zieht sich ein politisches Arbeitsgebiet der Siebenbürgischen Nachbarschaften. Durch Wiedereinführung der alten Zehnschaftsorganisation, nun aber im Rahmen der Nachbarschaften, ist die Organisation ungeheuer schlagkräftig geworden. Die Zehntmänner haben eine gewisse, nicht zu grosse Anzahl von Familien zur Betreuung. An diese Familien haben sie alle Weisungen der politischen Leitungen weiter zu geben, wie sie auch umgekehrt Wünsche und Beschwerden der einzelnen Volksgenossen der Volksführung zur Kenntnis zu bringen haben. Wie sehr sich diese Organisation bewährt hat, zeigt ein Beispiel aus der jüngsten Zeit. Die sächsische Volksratsleitung hatte mit den rumänischen Liberalen ein Wahlkartell geschlossen. Da diese jedoch noch während der Dauer der Wahl verschiedene Zusagen nicht einhielten, entschloss man sich, die Wahlparole zu ändern. Die Benachrichtigung der Wähler durch das Zehntmannsystem ging so rasch vonstatten, dass der grösste Teil der Wähler der neuen Wahlparole folgen konnte.

Das wichtigste und umfangreichste Arbeitsgebiet der Nachbarschaften besteht aber in der Schaffung der seelischen Bindungen zwischen den Volksgenossen, der Vertiefung des Gedankens der Volksgemeinschaft, der sozialen Hilfeleistung für die einzelnen Volksgenossen, sowie in der Aufklärung der Volksgenossen über bevölkerungspolitische Fragen.

Bei der Schaffung der seelischen Bindungen und des Zusammenhaltes der Volksgenossen wird auch der Wert der Unterhaltung nicht unterschätzt, ohne dass jedoch das Bierbankspiessertum gefördert würde. Monatlich einmal kommen die Frauen und ebensooft die Männer der Nachbarschaft zusammen, wo die einzelnen Volksgenossen Gelegenheit haben, einander kennen zu lernen und sich über ihre Sorgen und Nöte auszusprechen. Klassen- oder Standesunterschiede gibt es an diesen Abenden nicht. Der Akademiker sitzt neben dem Handwerker, der Kaufmann neben dem Handarbeiter, die Frau des Schusters oder Schneiders neben der des Bankdirektors, die Gattin des Vorstadtbauern neben der des Arztes. Es ist selbstverständlich, dass das Gefühl der Verbundenheit, das an solchen Abenden entsteht, auch über diese Abende hinausreicht, und dass sich in ihrem Gefolge im Laufe der Zeit eine Volksgemeinschaft ohne Standes- und Klassendünkel herausbilden muss.

Neben diesen allmonatlichen Abenden gibt es dann jährlich einmal einen reinen Unterhaltungsabend, den sogenannten »Richttag«. Am frühen Nachmittag kommen zuerst die Kinder der Nachbarschaft zusammen und lernen sich bei Spiel und Unterhaltung kennen. Abends treffen sich dann die erwachsenen Nachbarschaftsmitglieder, um zunächst die Wahlen des Nachbarhannen und der übrigen Nachbarschaftsfunktionäre vorzunehmen. Der Rest des Abends ist dann der fröhlichen Unterhaltung gewidmet.

Den grossen Leistungen, die, wie wir später sehen werden, die Gemeinschaft vom Einzelnen verlangt, steht die Anteilnahme der Gemeinschaft an dem Schicksal und den freudigen und traurigen Ereignissen im Leben des Einzelnen gegenüber. Schon weiter oben, bei der Darstellung der mittelalterlichen Nachbarschaften, wurde darauf verwiesen, wie der Einzelne von der Wiege bis zum Grabe von der sorgenden Fürsorge der Gemeinschaft umgeben sei. Diese Grundsätze nachbarschaftlicher Wirksamkeit sind natürlich heute wieder aufgenommen worden. Krankenfürsorge, Teilnahme am Leid eines Volksgenossen, der ein Familienglied verloren hat, und Erweisung der letzten Ehre bei Begräbnissen sind ebenso selbstverständlich, wie die Freude der ganzen Gemeinschaft bei der Geburt eines neuen Mitgliedes der Volksgemeinschaft. Besonders bei der Geburt eines Familiengliedes zeigt sich die Anteilnahme der Gemeinschaft für den einzelnen Volksgenossen. Abgesehen davon, dass allmonatlich unter dem Titel »Unserer Gemeinschaft werden geschenkt« alle neugeborenen Volks-

genossen veröffentlicht werden, fertigen die Frauen der Nachbarschaft die erste Wäsche des kleinen Erdenbürgers an, die dann den Eltern von einer Abordnung der Nachbarschaft als Zeichen der Anteilnahme der Volksgemeinschaft an ihrem Glück überreicht wird. Niemand, ob reich oder arm, darf das Geschenk ablehnen, da es eben keine Unterstützung, sondern ein Beweis der Anteilnahme ist. Man darf im übrigen, wie über so vieles, auch über diese Einrichtung nicht lächeln: Mit kleinen Dingen erreicht man oft viel besser den Beweis des Vorhandenseins der Volksgemeinschaft als mit grossangelegten Aktionen.

Als ganz gross angelegte soziale Hilfsmassnahme, die neben der Hilfe für den Volksgenossen auch noch die Einsatzbereitschaft jedes einzelnen für jedes Mitglied der Gemeinschaft zum Ausdruck bringen soll, kann man die sogenannte »Nachbarliche Hilfe« bezeichnen. Es würde zu weit führen, alle Einrichtungen dieser, wenn man so sagen will, Hilfskasse zu erwähnen. Die Mittel der Nachbarlichen Hilfe werden auf dem Wege von monatlichen Spenden beschafft, die neben einem festen Beitrag noch aus einem monatlich nach Bedarf wechselnden Zuschuss bestehen. Das Einheben besorgt die Zehnschaftsorganisation. Aus den Mitteln der Nachbarlichen Hilfe wird in folgenden Fällen Hilfe geleistet: Bei Todes- und Krankheitsfällen (Beiträge für Operationen, Heilmittel und Kuraufenthalte), bei unverschuldeter Notlage, bei Bränden und Wasserschäden, bei der Erhaltung von Haus- und Grundbesitz, falls dieser durch Zwangsverkauf in fremde Hände geraten würde. Ein Hauptaugenmerk richtet die Nachbarliche Hilfe auf die Unterstützung kinderreicher Familien. Wöchnerinnen werden im Bedarfsfalle mit allem Notwendigen versorgt. Für das dritte und vierte Kind setzt die Nachbarliche Hilfe ein Ehrengeschenk aus. Neben der finanziellen Unterstützung dient es auch der Ehrung der Eltern. Eine Abordnung mit dem Stadthann an der Spitze überreicht es in feierlicher Weise und gibt dadurch der Freude der ganzen Stadt über das Ereignis Ausdruck. Für das Ehrengeschenk müssen die Eltern einen Verwendungsplan vorlegen. Bisher wurde der Betrag meistens zum Ankauf von Grund oder zum Ausbau eines schon vorhandenen Hauses verwendet, und dadurch der vergrösserten Familie bessere Lebensbedingungen geschaffen.

Infolge der anwachsenden Wirtschaftskrise hat sich für die Nachbarliche Hilfe ein neues Betätigungsfeld in der Arbeitslosenfürsorge erschlossen. Besonders die Winterhilfe ist es, der sich die ganze Auf-

merksamkeit zuwendet. »Kein Volksgenosse darf hungern oder frieren«. dieser Grundsatz, der heute in Deutschland gilt, hat in Siebenbürgen volles Verständnis gefunden. Den ganzen Wert der Arbeitslosenunterstützung durch die Nachbarschaften kann man aber erst ermessen, wenn man weiss, dass es in Rumänien überhaupt keine staatliche Arbeitslosenfürsorge gibt.

Damit wären die wichtigsten Aufgaben der Nachbarlichen Hilfe umrissen und zugleich auch dem Bild, das die Nachbarschaften heute darbieten, die letzte Abrundung gegeben. Die Auferstehung der Nachbarschaften hat sich jedenfalls als segensreich erwiesen, und wenn heute die übrigen deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens daran gehen, auch in ihren Städten und Dörfern das Beispiel der Sachsen nachzuahmen und Nachbarschaften aufstellen, so ist damit wohl der beste Beweis für den Wert dieser echt deutschen Einrichtung erbracht. Denn echt deutsch ist in der Tat das Nachbarschaftswesen, und echt deutsch die Hilfsbereitschaft für den Volksgenossen, die Einsatzbereitschaft für die Gemeinschaft, welche den innersten Kern dieser Einrichtung bilden.

Familie und Familienforschung

Von Wilhelm Lenz

I.

Gerade in der jüngeren und jüngsten Vergangenheit hat die Familienforschung eine Bedeutung gewonnen, die in immer breiteren Kreisen Anerkennung zu finden beginnt und in immer grösserem Ausmasse Arbeitskräfte und Interesse in ihren Bann zwingt. Lange Zeit als wissenschaftliche Spielerei belächelt oder als abseitiges Steckenpferd vereinzelter Sonderlinge abgetan, setzt sie sich nunmehr als Angelegenheit der völkischen Gesamtheit durch, die jeden einzelnen Volksgenossen zu einer Auseinandersetzung mit den angeschnittenen Fragestellungen zwingt.

Im Altertum war es selbstverständlich, dass zum mindesten die Angehörigen der sozial höher stehenden Schichten etwas von der Geschichte ihrer Familie wussten. Gewiss enthielten diese Familiengeschichte manches Sagenhafte und Mythische; wichtig ist aber, dass damals die Ansicht herrschte, jeder Mensch sei als Glied seiner Familie auch für die Taten seiner Vorfahren verantwortlich, wie sich das besonders deutlich in der griechischen Schicksalstragödie zeigt.

Im Mittelalter war es ein allgemein üblicher Brauch, jeden Fremden zunächst einmal nach seiner Herkunft, d. h. auch nach seinen Vorfahren zu fragen. So beginnen denn viele epische Dichtungen mit den Taten der Vorfahren des eigentlichen Helden. Das genealogische Interesse war damals ganz allgemein: beim Adel fraglos am grössten, fand sich aber ebenfalls bei den anderen Ständen, bei Bürgern und Bauern. Erst der Individualismus der Neuzeit brachte es dazu, dass der einzelne losgelöst von seiner Familie bewertet wurde und damit auch der Sinn für Familiengeschichte schwand. Der Mensch wurde vor allem als Produkt seiner Umwelt gesehen, der Erbmasse mass man eine geringere Bedeutung bei. Diese Gedanken, die schon in der Renaissancezeit auftauchen, setzen sich im 18. Jahrhundert durch. Das 19. Jahrhundert zeigte dann in den meisten Ländern Europas eine Auflockerung der Familie, ja vielfach ihren Verfall. Neben den rein weltanschaulichen Voraussetzungen spielten dabei zweifellos auch wirtschaftliche Gründe eine Rolle: Die Entwicklung der Technik, die Entstehung der Grosstädte u. a.

Mit dem Verfall der Familie verschwand natürlich auch das Interesse für ihre Geschichte. Es gab jetzt für begabte Menschen ungeheure Aufstiegmöglichkeiten, doch schämten sich die sozial Emporgestiegenen vielfach ihrer Herkunft und hüteten sich, von ihren Vorfahren zu sprechen, wenn diese etwa dem Bauern- oder dem Handwerkerstande entstammten. Trotz alledem ist aber auch im vorigen Jahrhundert viel Familiengeschichte getrieben worden, sowohl aus wissenschaftlichem Interesse, wie auch aus Liebhaberei. Die wissenschaftliche Genealogie beschäftigte sich allerdings fast ausschliesslich mit fürstlichen Häusern, und es muss anerkannt werden, dass damals die Methoden der genealogischen Forschung entwickelt und verfeinert wurden. Hatte man früher die Geschichte der Dynastien mit phantastischen Sagen ausgeschmückt und in jedem Falle einen möglichst glanzvollen Ursprung nachzuweisen versucht, so setzte jetzt auch auf diesem Gebiete eine wirklich kritische Forschung ein. Als Hilfswissenschaft der Geschichte wurde die Genealogie anerkannt. Daneben beschäftigten sich viele — vorzugsweise Edelleute — aus Liebhaberei mit der Geschichte ihrer Familie.

Freilich gibt es kaum ein anderes Gebiet, wo so viel sinnlose Mühe in einer falschen Richtung aufgewandt worden ist, als gerade die Familienforschung. Die Beschäftigung mit den eigenen Vorfahren fiel nur allzuoft mit einer Suche nach besonders ruhmvollen Ahnen zusam-

men, und wo die Wirklichkeit nicht ausreichte, da musste eben eine phantasiereiche, wenngleich gewöhnlich unverbürgte Familientradition von der Abkunft des eigenen Geschlechts herhalten, die mit grossen Fleiss und scheinbar wissenschaftlichen Beweisen unterbaut und gestützt wurde. Am häufigsten fand man dies Bestreben bei neugeadelten Geschlechtern, die auf jeden Fall irgend eine uradlige Abstammung nachzuweisen suchten. Aber auch bei vielen bürgerlichen Familien stellte sich mit dem genealogischen Interesse die Sucht ein, an den Anfang der eignen Ahnenreihe einen sagenhaften Ritter, Marquis oder wenigstens einen gewöhnlichen Edelmann zu setzen, der »den Adel ablegte«, nichtsdestoweniger aber den Nachfahren den Stolz einer besondren Abkunft vermitteln musste.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts ist durch genealogische Vereine die kritische Familienforschung in weitere Kreise getragen worden. Interesse dafür aber fand sich zunächst nur beim Adel und beim gebildeten Bürgertum; Kaufleute, Handwerker und Arbeiter hielten die Familienforschung in der Regel für einen adligen Sport und wollten nichts damit zu tun haben.

Das bisher Ausgeführte gilt im allgemeinen wie für Deutschland, so auch für unsere Heimat, doch darf nicht unerwähnt bleiben, dass im baltischen Deutschtum das genealogische Interesse fraglos grösser war als in den meisten anderen Ländern. Die geringe Zahl der Deutschen und der soziale Aufbau der Volksgruppe brachten es mit sich, dass man die meisten seiner Standesgenossen zum mindesten dem Namen nach kannte. Es lag daher nahe, jeden Fremden irgendwie in eine schon vorhandene Beziehung einzuordnen, man suchte eine Verwandtschaft mit Bekannten, ja oft auch gemeinsame Verwandte festzustellen. Es ist endlich nicht zu bestreiten, dass in der baltisch-deutschen Volksgruppe bis zur Gegenwart die Familie eine grössere Rolle gespielt hat als etwa in Deutschland. Begreiflicherweise musste daher auch die Genealogie eine besondere Bedeutung erlangen, namentlich seitdem auch hierzulande die gelehrten Gesellschaften sich ihrer in erhöhtem Grade annahmen.

II.

Es ist heute allgemein anerkannt, dass die Genealogie nicht nur als wertvolle historische Hilfswissenschaft Geltung beanspruchen darf, sondern darüber hinaus eine Reihe lebensnächster und in diesem Sinne ausgesprochen politischer Aufgaben zu lösen hat.

In der Geschichtswissenschaft bedient man sich ihrer schon seit jeher. Es ist ja auch ohne weiteres einleuchtend, dass zum Verständnis der oft rein dynastischen Politik vergangener Zeiten auch die Kenntnis der Geschichte und der verwandtschaftlichen Beziehungen der Herrschergeschlechter notwendig ist. Ferner lassen sich Fragen der Siedlungsgeschichte, wie z. B. der Gründung von Städten, oder der Kolonisation meist nur mit Hilfe der genealogischen Forschung klären. Dasselbe gilt vielfach auch für die Rechtsgeschichte des Mittelalters.

In neuerer Zeit haben nun eine Reihe weiterer, nicht historischer Wissenschaften auf die Familienforschung und Familienkunde zurückgegriffen. Erwähnt sei in erster Linie die Rassenhygiene, die Eugenik, daneben auch die Soziologie — Wissenschaften, die noch sehr jung und daher viel umstritten sind, deren Bedeutung aber heute wohl kaum mehr geleugnet werden kann. Nur durch eine Zusammenstellung vieler familiengeschichtlicher Einzeluntersuchungen kann man erkennen, unter welchen Bedingungen sich eine Familie — und ebenso auch ein Volk — gesund erhält. Andererseits ist gerade durch genealogische Forschungen nachgewiesen worden, wie schädlich sich die Fortpflanzung und Vermehrung erbkranker Elemente auf die Gesamtheit auswirken kann, wie z. B. im Falle der Familie Källikak in Amerika u. a. *). Diese Einsichten haben dann auch in vielen Ländern — in erster Linie im Deutschen Reich — zu einer Reihe konkreter Massnahmen geführt.

Man weiss es heute, dass der Liberalismus des vorigen Jahrhunderts zu einer Zerstörung der natürlichen Bindungen geführt hat und damit die Völker des Abendlandes einer Katastrophe der Selbstauflösung entgegengleiten liess, die einzig durch den zähen Willen nach Wiedererstarkung der blutmässigen Gegebenheiten und durch die Ausrichtung nach neuen und gültigen Lebensformen überwunden werden kann. Unter den Forderungen, um die unsere Zeit zu ringen hat, steht die nach der Festigung der gelockerten Bindungen — gerade innerhalb der Familie als der Keimzelle des ganzen Volkes — mit an erster Stelle. In immer zunehmendem Masse wird dieser Forderung durch bewusste staatliche Massnahmen bereits Rechnung getragen. Dennoch wird das Wichtigste stets die innere Gesundung der seelischen Kräfte bleiben. Ihr geht ein Sichbesinnen voraus, ein neuer Glaube, wie ihn

*) Vgl. Rudolf v. Seeler, Volksgesundheit. Balt. Monatshefte, März 1935, S. 146.

die deutsche Erneuerung als Weltanschauung verkündet und zum Siege geführt hat, der den zerstörenden Einflüssen der Wirtschaft, der Technik und des Zeitgeistes nicht machtlos gegenüber steht, sondern die Kräfte der Umkehr und des Neubaues in sich selbst wirksam spürt und aus solcher Gewissheit die grosse Revision aller Lebensgebiete in Angriff nimmt.

III.

Unter den praktischen Möglichkeiten, den Sinn für die Familie zu stärken, nimmt nun die Familienforschung einen hervorragenden Platz ein. Sie führt den Einzelnen zur Erkenntnis, dass er nur Glied einer Kette zwischen Vergangenheit und Zukunft ist, und dass er dafür verantwortlich ist, dass diese Kette nicht reisst. Ahnen verpflichten. Wer Vorfahren gehabt hat, die viel leisteten, empfindet selbst den Antrieb, es ihnen gleich zu tun. Von einer solchen Haltung aus bedarf es freilich nicht mehr des Märchens vom »vornehmen« Ursprung der Familie, um den gesunden Stolz auf das eigene Geschlecht und die verpflichtende Leistung der Vorfahren zu wecken.

In jedem Menschen leben seine Ahnen weiter; die Kenntnis der Eigenschaften seiner Ahnen wird dem Wissenden manches in seinem eigenen Wesen und manche Eigenarten seiner nächsten Angehörigen erklären. Vor allem aber wird die Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte es ihm zum Bewusstsein bringen, dass er auch zu einer grösseren Gemeinschaft, zum Volk, gehört. Es zeigt sich, dass das Schicksal der einzelnen Familie aufs engste mit dem Schicksal des Volkes verbunden ist, ja dass die eigenen Vorfahren an jedem grossen Ereignis in der Geschichte des Volkes teil hatten. So fördert die Familienforschung das Bewusstsein der Schicksalsgemeinschaft eines Volkes und in gleicher Gestalt das Bewusstsein der Verbundenheit mit dem angestammten Lande, die Heimatliebe und Bodenständigkeit.

Nicht minder wichtig ist die Familienforschung als lebendiger Anschauungsunterricht über die harten, aber unerbittlichen Gesetze der Vererbung. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass gerade in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege viele an sich wertvolle Familien durch Heiraten mit fremdrassigen Frauen entwertet und zugrundegegangen sind. Es handelt sich dabei vorwiegend um Heiraten mit Jüdinnen, meist aus materiellen Gründen. Möglich waren sie nur, weil die Kenntnis von der Schädlichkeit der Vermischung mit fremdartigen Rassen noch nicht weit genug gedrungen war und andererseits die Ausleseinstinkte zumal innerhalb des deutschen Adels etwa zu

verlöschen drohten; so dass vielfach gerade die Ansicht herrschte, fremdes Blut sei ein guter Schutz gegen Degeneration. Heute erleben wir es selbst in Frankreich, wie sich in allerletzter Stunde eine erste schüchterne Auflehnung gegen die unheimliche Rassenmischung geltend macht, die lange Jahrzehnte hindurch unter dem Einfluss westlich-liberalistischer Gleichgültigkeit gegen alle Rassenfragen fast planmässig gezüchtet worden war.

Selbstverständlich werden sich nun nicht in jeder einzelnen Familiengeschichte sogleich Belege für die Schädlichkeit der Vermischung mit fremden Rassen finden. Dennoch lassen sich immer wieder bei der genealogischen Forscherarbeit Entartungen einzelner Familienzweige infolge der Vermischung mit rassefremden oder erbkranken Elementen feststellen. Man kann daher wohl sagen, dass einem Menschen, der sich intensiv auch nur mit der Geschichte der eigenen Familie beschäftigt hat, die Grundzüge der Vererbungslehre klarer sein werden, als jemandem, der sie nur theoretisch gelernt hat. Diese Erkenntnis hat dann auch dazu geführt, dass heute in Deutschland schon die Volksschüler zur Familienforschung veranlasst werden.

IV.

Die Familienforschung tritt wie kaum eine andere Wissenschaft mit der ausdrücklichen Ausrichtung auf die breiten Schichten der Laienwelt, des Gesamtvolkes auf, in dessen möglichst weiter Erfassung sie eines ihrer Hauptziele sieht. Es ist daher selbstverständlich, dass eine Reihe ihrer gebräuchlichsten Fachausdrücke der Erläuterung bedürfen, ohne die sie nur zu leicht zur Quelle ärgerlicher Missverständnisse werden.

Nehmen wir zunächst die S t a m m t a f e l. Sie enthält die Nachkommen einer Person, sofern sie denselben Familiennamen führen, das heisst nur die Nachkommen im Mannesstamm. Heute beginnt man eine Stammtafel meist oben auf dem Blatt mit dem ältesten Stammvater, und in herabsteigender Linie sind dann die einzelnen Generationen angeführt. Vielfach druckt man Stammtafeln auch aus Platzmangel fortlaufend, also wie ein Buch. Die Zusammenhänge sind dann durch Nummern kenntlich gemacht. In früheren Zeiten pflegte man den ältesten Stammvater unten auf einem Blatt zu verzeichnen und die Nachkommen als einzelne Zweige eines Baumes anzuordnen, daher die Bezeichnung Stammbaum, die auch heute noch gelegentlich statt Stammtafel benutzt wird.

Wenn eine Stammtafel auch die Nachkommen in weiblicher Linie enthält, so heisst sie Nachfahrentafel. Die Stamm- und Nachfahrentafeln enthalten also die Nachkommen einer Person.

Genau das Gegenteil davon ist die Ahnentafel. Diese beginnt in der Regel unten auf dem Blatt mit dem »Probanden« und bringt in aufsteigender Linie alle seine Ahnen, also zunächst Eltern, Grosseltern, Urgrosseltern usw. Ferner gibt es Sippschaftstafeln; sie enthalten alle näheren Blutsverwandten des Probanden, meist alle Nachkommen seiner 8 Urgrosseltern, doch können sie natürlich auch noch weiter ausgebaut werden.

Es erhebt sich die Frage, was für einen Sinn diese Tafeln haben, und wie man sie anfertigt. Beginnen wir wieder mit der Stammtafel. Wenn jemand, wie es oft genug vorkommt, keine Ahnung von der Geschichte seiner Familie hat, sie aber erforschen will, so sollte er zunächst einmal feststellen, was er wirklich weiss. Das Geburtsdatum und der Geburtsort des Vaters sind in der Regel bekannt, meist auch die Daten über den Grossvater. Man schlage nun zunächst das älteste bekannte Datum im entsprechenden Kirchenbuch nach, dort sind dann in der Regel die betreffenden Eltern angeführt. Dann empfiehlt es sich, das Traudatum der Eltern nachzuschlagen, d. h. man blättert entsprechend der betreffenden Taufeintragung die Traueintragungen zurück, was meist nicht allzuviel Mühe macht, da naturgemäss unter allen Kirchenbucheintragungen die der Trauungen am wenigsten zahlreich sind. Ausserdem haben einige Kirchenbücher auch Register. Bei den Traueintragungen findet sich oftmals auch die Angabe des Geburtsorts, so dass man wieder einige Anhaltspunkte erhält.

Die Kirchenbücher sind die wichtigste genealogische Quelle; die der älteren Zeit, d. h. meist vom 17. Jahrhundert an bis zum Jahre 1832, befinden sich in Riga im Staatsarchiv und sind dort auch für Laien erreichbar; die jüngeren Kirchenbücher sind noch bei den Pastoren der entsprechenden Gemeinden. Neben den Kirchenbüchern enthalten auch andere Quellen, z. B. Revisionslisten, Gilden- und Bürgerbücher oft Angaben über die Herkunft eines Mannes, so dass es sich in den meisten Fällen feststellen lässt, woher eine baltische Familie stammt—zumal der weitaus grösste Teil der augenblicklichen baltischen Familien erst im 17. Jahrhundert und später eingewandert ist. Weitere Forschungen in Deutschland sind heute in den meisten Fällen möglich, allerdings mit nicht unerheblichen Kosten verbunden. — Wenn also auch die Zusammenstellung einer Stammtafel, besonders wenn sie voll-

ständig sein und auch alle Seitenlinien enthalten soll, mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, so sollte doch niemand darauf verzichten, da gerade eine Stammtafel viel zur Festigung des Familienbewusstsein beiträgt. Oft genug stösst man bei dieser Arbeit zudem auf noch lebende Verwandte, deren Vorhandensein bis dahin ganz unbekannt war.

Für den Genealogen noch interessanter als eine Stammtafel ist natürlich eine Nachfahrentafel, da aus ihr ersichtlich wird, in wie verschiedene Familien das Blut eines Stammes geströmt ist. Auch für die Erforschung der Vererbung einer bestimmten Anlage ist die Nachfahrentafel wichtiger als die Stammtafel, da sich bekanntlich die Erbanlagen in weiblicher Linie genau ebenso wie in der männlichen fortsetzen. Trotz dieser Vorzüge der Nachfahrentafel der Stammtafel gegenüber sind Nachfahrentafeln sehr selten, da ihre Herstellung sehr mühsam ist, weil man sich dabei mit den verschiedensten Familien beschäftigen muss.

Die Zusammenstellung einer Sippschaftstafel dagegen ist meist nicht sehr schwierig, da in der Regel mit den näheren Verwandten ohnehin eine Verbindung besteht.

Nun schliesslich etwas über die Ahnentafeln. Schon im Mittelalter wurde von Edelleuten gelegentlich eine Ahnenprobe verlangt, d. h. in bestimmten Fällen musste ein Edelmann nachweisen, dass er rein adliger Herkunft war; in der Regel wurde dabei gefordert, dass 16 Ahnen, also die Urgrosseltern, adlig waren. Solche Ahnennachweise sind dann auch bis auf den heutigen Tag üblich gewesen, es handelte sich dabei aber um eine rein adlige Gepflogenheit. Erst in neuester Zeit werden auch sonst Ahnenproben verlangt. Bekanntlich muss im heutigen Deutschen Reiche der Ariernachweis erbracht werden können, d. h. man muss nachweisen, dass alle 4 Grosseltern arisch sind, widrigenfalls die Deutschblütigkeit nicht anerkannt wird. Für die Zugehörigkeit zur SS, zur Deutschen Adelsgenossenschaft, für die Erlangung eines Erbhofes und in einer Reihe anderer Fälle bedarf es aber eines noch weiter zurückreichenden Ariernachweises, der alle Vorfahren bis zum Jahre 1800 bzw. 1750 zurück umfasst. Infolge dieser Massnahmen ist in Deutschland das Interesse für die Ahnenforschung naturgemäss ungeheuer gestiegen. Es wird kaum einen Reichsdeutschen mehr geben, der nicht schon um der eigenen Fortkommensmöglichkeiten willen wenigstens den Anfang einer Ahnentafel besitzt.

Wie fertigt man eine Ahnentafel an? Die Forschungsmethode ist

genau dieselbe wie bei den Stammtafeln. Bloss hat man es hier nicht nur mit den Vorfahren väterlicherseits zu tun, sondern auch mit denen mütterlicher-, grossmütterlicherseits u. s. w. Unschwer werden sich gewöhnlich noch die Daten über die Urgrosseltern beschaffen lassen; weiterhin werden sich aber schon in manchen Ahnentafeln Lücken einstellen, die garnicht oder nur unter grossen Schwierigkeiten auszufüllen sind. Dennoch hat die Führung einer, wenn auch unvollständigen Ahnentafel in höhere Generationen hinauf ihre grosse Bedeutung. Einen genauen Blutnachweis kann natürlich nur eine bis in höhere Generationen fortgeführte vollständige Ahnentafel erbringen, man kann aber in vielen Fällen mit recht grosser Wahrscheinlichkeit Mutmassungen über das Blut auch unbekannter Ahnen eines Vorfahren anstellen, z. B., wenn es sich bei dem betreffenden Vorfahren um einen bodenständigen Bauern handelt, dessen Voreltern unbekannt bleiben, weil die Kirchenbücher nicht weiter zurückreichen. Je weiter eine Ahnentafel in die Vergangenheit zurückgeführt wird, desto unvollständiger wird sie notwendigerweise werden. Eine ins Mittelalter oder noch weiter zurückreichende Ahnentafel wird natürlich nicht auf einem Blatt, sondern in Einzeltafeln aufgelöst oder als Kartothek angelegt und kann nur von einem Menschen zusammengestellt werden, der ein Sammler ist. Ein gewisser Sammeltrieb wohnt aber in sehr vielen Menschen, und es leuchtet ein, dass es in jedem Falle sinnvoller ist »Ahnen zu sammeln«, als etwa Briefmarken *).

V.

Gerade wir baltischen Deutschen haben dabei vielfach wesentlich interessantere Ahnen, als wir glauben. Es gibt heute bei uns nur

*) Es sei hierbei an eines erinnert: Stammbaum und Ahnentafel bleiben allzuleicht eine trockene Zusammenstellung, wenn sie nur einige wenige dürre Daten enthalten. Es ist daher wünschenswert, möglichst viel ergänzendes Material zusammenzutragen, das über Aussehen und Eigenart der Vorfahren Auskunft gibt: Familienbilder, Briefe, Tagebücher usw. Während des Krieges ist unendlich viel an wertvollem Material verloren gegangen, man muss es aber erleben, dass auch jetzt noch manche Volksgenossen wertvolle Briefe und Aufzeichnungen aus Interesslosigkeit vernichten oder verkommen lassen. Bilder, auch Photographien, sind bei der Aufbewahrung stets mit einer Aufschrift zu versehen. Nur allzu oft kommt es vor, dass alte Menschen eine Menge Bilder hinterlassen, von denen niemand weiss, wen sie darstellen, und die daher wertlos erscheinen, während vielfach Nachkommen der dargestellten Personen vergeblich nach den Bildern suchen. Wer zu Hause keinen Platz hat, kann Bilder und anderes genealogische Material, das für ihn selbst keinen Wert hat, immer bei einer unserer gelehrten Gesellschaften hinterlegen und es dadurch anderen Familienforschern zugänglich machen.

ganz wenige Volksgenossen, die nur Ahnen eines Standes haben, die weitaus meisten Ahnentafeln zeigen dagegen ein sehr buntes Bild. Wir finden alle Stände vertreten, wobei die Weiterverfolgung der adligen Vorfahren, die bei der starken Blutsgemeinschaft des baltischen Deutschtums früher oder später in fast allen Ahnentafeln aufzutauchen pflegen, dank dem ergiebigern Quellenmaterial auch dort noch das Zurückgehen in frühere Jahrhunderte ermöglicht, wo sich die Ahnenstränge der bürgerlichen oder bäuerlichen Vorfahren bereits im Dunkel zu verlieren beginnen.

Besonders lebendig wird die Ahnenforschung vor allem aber durch die Erkenntnis, wie ein direkter Blutstrom von Vorfahre zu Nachfahre nahezu das gesamte heutige baltische Deutschtum mit den ältesten Einwanderern vor nunmehr fast einem dreiviertel Jahrtausend verbindet. Bekanntlich gibt es zwar nur ganz wenige Familien unter uns, die schon im 13. Jahrhundert hier ansässig waren. Es genügt aber, unter seinen Ahnen nur einen baltischen Edelmann zu haben, um fast alle alten hiesigen Adelsgeschlechter unter seinen Vorfahren nachweisen zu können. Darunter findet sich dann z. B. auch in jedem Falle die Familie Tiesenhausen, deren ältester Ahnherr eine Schwester Bischof Alberts zur Frau hatte. Ebenso oft lässt sich eine Abstammung von den mittelalterlichen Ratsgeschlechtern Rigas und Revals belegen.

Wir erhalten also durch baltische Ahnentafeln den Nachweis des ununterbrochenen Zusammenhanges baltischer Geschichte, lebendiger und hundertmal mehr durchblutet, als ihn der fesselndste historische Unterricht uns erbringen könnte. Das Verhältnis zur Geschichte des Landes wird ein persönliches, wenn man weiss, dass in dieser Schlacht jener Ahn mitkämpfte, oder ein anderer etwa bei der Einführung der Reformation mitbeteiligt war. Man sieht Burgen und andere mittelalterliche Bauten mit anderen Augen an, wenn man weiss, dass die eigenen Vorfahren sie miterrichtet haben. Auch der Zusammenhang zwischen den einzelnen baltischen Landschaften wird, mit den Augen des Familienkundigen gesehen, klarer und einleuchtender. Es gibt heute kaum einen baltischen Deutschen, dessen Vorfahren nicht in allen drei früheren Ostseeprovinzen zu finden sind.

Die Ahnenforschung bringt den Nachweis, dass buchstäblich die meisten baltischen Deutschen blutsverwandt sind, es sei denn, dass ihre Vorfahren sowohl väterlicher- als mütterlicherseits erst vor kurzem eingewandert sind. Wenn solcherart durch die Zusammenstellung einer Ahnentafel das Bewusstsein der Verbundenheit mit der Heimatscholle

gefestigt wird, so lassen andererseits unsere Ahnentafeln ersehen, wie unlöslich wir mit dem deutschen Gesamtvolke verbunden sind. Wir erfahren, dass unsere Vorfahren aus den verschiedensten Teilen Deutschlands eingewandert sind. So stammen die meisten unserer Adelsgeschlechter aus Niedersachsen und Westfalen, woher im Mittelalter auch wohl die meisten städtischen Geschlechter einwanderten. In späterer Zeit ist besonders in Kurland die Einwanderung aus Preussen eine sehr bedeutende, daneben findet aber auch eine solche aus Mitteldeutschland statt, z. B. stammen sehr viele Fleischerfamilien aus Thüringen. Vielfach lassen sich dann baltische Ahnenreihen auch in Deutschland noch weiter zurückverfolgen.

Wir erfahren auch, wie die Einwanderung erfolgte: dass in unzähligen Fällen unsere Vorfahren — Pastoren, Kaufleute oder Handwerker — hier als Junggesellen einwanderten, um dann einzuheiraten, d. h. vielfach Amtsnachfolger des Schwiegervaters zu werden. Dabei werden wir auch auf die Tatsache gewiesen, welch ungeheure Bedeutung der nie ganz versiegende Blutstrom der Zuwanderer aus Deutschland für die Erhaltung der baltisch-deutschen Volksgruppe hatte, welcher aus eigener Kraft ein Durchdauern durch die Jahrhunderte nie möglich gewesen wäre.

Unsere Ahnentafeln zeigen aber auch, dass das heutige baltische Deutschtum volklich keineswegs ganz einheitlicher Herkunft ist, sondern im Laufe der Jahrhunderte viel fremdes Blut in sich aufgenommen hat. Ungeklärt ist die Frage, ob es bei der Eroberung des Landes im Mittelalter vorgekommen ist, dass einheimische Häuptlingsgeschlechter im Vasallenstande aufgingen. Nachdem dies jahrzehntelang bestritten worden war, ist in neuester Zeit wieder die Behauptung aufgestellt worden, dass manche alten baltischen Geschlechter lettischer, livischer, estnischer oder kurischer Herkunft seien, z. B. die Familie Dumpian, von der heute wohl buchstäblich jeder kurische Edelmann abstammt. Wieweit diese Behauptung zu Recht besteht, muss im Augenblick noch unentschieden bleiben; als erwiesen kann es aber angesehen werden, dass einzelne harrisch-wierische Familien dänischer Abkunft sind, z. B. die Familie Rosen. In den baltischen Städten hat es im Mittelalter auch viele nichtdeutsche Bürger gegeben, vor allem Letten, Liven und Esten. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass diese teilweise frühzeitig eingedeutscht worden sind und ihre Nachkommen daher auch heute noch unter den baltischen Deutschen zu finden sein müssen.

Wenn es sich in diesen Fällen um Vermutungen handelt, so können wir aus der Neuzeit ganz einwandfreie Nachweise dafür erbringen, dass die heutigen baltischen Deutschen auch fremdvölkische Ahnen haben. In Estland und Livland ist der schwedische Einschlag recht bedeutend, in Kurland dagegen wieder der polnische. Nicht selten stossen wir auch auf schottische Ahnen, die teils in schwedischen Kriegsdiensten ins Land gekommen sind, teils aus den schottischen Kolonien in den nordostdeutschen Seestädten, z. B. aus Memel, stammen. Daneben finden sich hier und da auch französische, seltener italienische Ahnen, gelegentlich wohl auch Engländer und andere. Der russische Einschlag ist, wenn wir von den letzten Jahrzehnten absehen, recht gering; sehr viel grösser aber der lettische und estnische. Schon zur Zeit der Leibeigenschaft sind nicht wenige Letten und Esten, die die Freiheit erlangten, im Deutschtum aufgegangen, im vorigen Jahrhundert waren es aber Tausende. Die Folge davon ist, dass heute ein grosser Teil des baltischen Deutschtums lettisches, bezw. estnisches Blut hat, vielfach ohne es zu wissen. Es handelt sich in diesen Fällen um Germanisierung eines rassisch dem deutschen Volke relativ nahestehenden Volkstums, wie sie, wenn auch in früherer Zeit, in Ostdeutschland in ganz grossem Stile erfolgt ist.

Erwähnt mag dabei werden, dass es oft möglich ist, lettische Familien, wenn sie auch keinen Familiennamen hatten ,recht weit zurück zu verfolgen, meist bis zum Nordischen Kriege, doch gelegentlich noch weiter.

Der moderne Genealoge wird bei der Bewertung der Reinblütigkeit eines Geschlechtes nicht einmal so sehr auf die Nationalität als auf die Rasse achten. In dieser Hinsicht ist es um die Reinblütigkeit der heutigen Volksgruppe im allgemeinen recht gut bestellt. Im baltischen Deutschtum gibt es nur hie und da einen jüdischen und ganz vereinzelt einen negroiden Einschlag. Auch der innerasiatisch-mongolische Einschlag durch germanisierte Esten ist sehr gering, da die Esten selbst auch nicht viel innerasiatisches Blut haben.

VI.

Wenn der Sinn familiengeschichtlicher oder familienkundlicher Betätigung in erster Linie in einer Stärkung gefühlsmässiger Werte gesehen wird, so mögen die obigen Ausführungen wohl veranschaulicht haben, wie sehr dem Forschenden durch seine genealogische Arbeit die Bindungen, in die er gestellt ist, zum Bewusstsein gebracht werden; wie dadurch das Verantwortungsgefühl wächst und das Pflicht-

bewusstsein gesteigert wird, das Ererbte auch weiter zu vererben. Es kann dabei aber nicht unerwähnt bleiben, dass in einzelnen Fällen gerade durch die Familienforschung der Beweis erbracht wird, dass eine Familie erbkrank und daher eine Weitervererbung der Anlagen nicht zu rechtfertigen ist. In diesem Falle muss der Träger solchen Erbgutes auf eine Nachkommenschaft um ihrer selbst und seines Volkes willen verzichten. Eben das eigene familienkundliche Wissen wird ihn zwingender und härter auf die verhängnisvollen Folgen einer leichtfertigen Eheschliessung verweisen, als alle theoretische Belehrung imstande wäre.

Alles Umfassende baut sich aus seinen Untergliederungen auf. Ein Volk, das nicht in seinen Familien lebt, wird auf die Dauer keine Lebenskraft entfalten. Auch wir baltischen Deutschen gehen heute wieder daran, uns die Familie zurückzuerobern, die durch vielfältige Zerfallserscheinungen bedroht war — aus einem neuentfachten völkischen Lebenswillen. In der Familie und ihren blutmässigen Bindungen leben, heisst aber, um sie wissen: als eine Generationenkette, die aus dem Urgrunde unserer Geschichte in eine ferne Zukunft reicht, jedes einzelne Glied zu erhöhter Verantwortung und erhöhtem Stolze zwingend. Einem Stolz nicht um ihrer selbst, sondern um der grossen Gemeinschaft willen, deren tragendes Teil sie ist. Denn das Volk ist das Bleibende.

Zu den politischen Aufsätzen Paul Ernsts.

Von Heinz Diewerge

1.

Paul Ernst besitzt — und darum kann nicht oft und stark genug auf ihn hingewiesen werden — eine unmittelbare Gegenwartsbedeutung. Wenn der Jenaer Germanist Hennig Brinkmann Stefan George und Paul Ernst in einem Aufsatz unter der Überschrift »Deutsche Dichtung der Gegenwart I« zusammengreift, so ist das mehr als ein leerer Titel. Beide, George wie Ernst, sind Künder und Seher des Kommenden gewesen, beide haben in vorderster Linie gekämpft. Wollte man die deutsche Dichtung der Gegenwart darstellen — es ginge nicht anders, als dass im ersten Abschnitt vom Ringen und Schaffen der beiden toten Dichter berichtet würde.

Beide sind politische Dichter — politisch aber nicht in dem engen Sinne von »tagespolitisch« verstanden, sondern in der Bedeutung ge-

fasst, die wir meinen, wenn wir den ewigen Walther von der Vogelweide einen politischen Dichter heissen. Den packte des Reiches Not; er konnte nicht unbeteiligt bleiben, ihm wuchs Reich und Kaisertum ins Herz als seine Aufgabe, ihm ging des Reiches Schicksal über alles andere. »Mich hât daz rîche und ouch diu krône an sich genomen!«, das ist mehr als die Freude darüber, dass er eine Heimstätte gefunden hat, das ist ein Bekenntnis, ein Ausdruck seines inneren Erlebens. Unerhört stolz nimmt er den Beruf und die Berufung des warnenden und mahnenden Sehers auf sich; »Her keiser, ich bin frônebote — und bringe iu boteschaft von gote!« Kann ein Dichter stolzer und männlicher sprechen? Als ein Bote des Herrn kündet der Dichter seinem Kaiser und seinem Volk, was nottut, als ein Gottesgesandter greift er tätig in die Geschicke des Reiches ein und versucht, sie durch die Macht und den Nachdruck seiner Worte in die Bahnen zu lenken, die ihm zum Heil des Ganzen notwendig und allein segensvoll erscheinen.

1932 schrieb Paul Ernst in seinem Aufsatz »Das deutsche Volk und der Dichter von heute« die Worte: »Wer an eine Leitung der einzelnen und der Völker durch Gott glaubt — und wer das nicht glaubt, der muss ja verzweifeln, muss also den Grund seines Daseins verneinen — der muss also auch glauben, dass die Dichter in ganz besonderer Weise durch Gott geleitet werden, damit sie das, was ihnen von Gott offenbart ist, an ihr Volk weitergeben«.

Ein gleiches Gefühl trägt den mittelalterlichen wie den neuen Dichter: Gott gab ihnen eine Aufgabe, der sie zu dienen und in der sie sich zu verzehren haben. Dichter sind Geschenke Gottes, Dichtertum ist gottesgesandt.

Mit dieser hohen, strengen, gläubigen Auffassung zerbrach Paul Ernst schroff und unerbittlich das ganze Literatentum, er stellte Dichtung und Dichter wieder an den ihnen gebührenden Platz. Darum sind auch alle seine Werke so ungeheuer ernst; sie sind aus letztem sittlichen Verantwortungsbewusstsein entstanden.

2.

Er sollte Theologe werden; aber schon in Göttingen trieb er mehr Philosophie, und Dichtung war ihm hier wie in Tübingen beste und letzte Zuflucht. Endgültig nahm er von der Theologie Abschied, als er nach Berlin kam und dort das Elend und die niederdrückendsten Verhältnisse sah und beobachten konnte. Das trieb ihn zu Karl Marx, das liess ihn Tolstoi und Dostojewski erschüttert erleben. Und umso

stärker war diese Erschütterung, als er aus geordneten, ruhigen, patriarchalisch gefügten Verhältnissen kam. 1926 schrieb er: »Meine Heimat lag ab vom Weltverkehr . . . So waren denn die Zustände unseres Städtchens auch noch wie in früheren Zeiten: es gab keinen Reichtum und gab keine hoffnungslose Armut; in überkommenen Anschauungen und Begriffen ging das Leben ruhig hin; alle Leute fühlten sich bekannt und befreundet; von Vergehen oder gar von Verbrechen hörte man nichts; die Eltern erzogen die Kinder, wie sie es für richtig hielten, und die Kinder wussten, dass man den Eltern gehorchen muss. Mein Vater erzählte, dass in seiner Jugend einmal ein Bergmann im Wirtshaus den Stock eines Fremden mitgenommen hatte, der ihm gefallen; er wurde ertappt und schwer bestraft; die anderen Bergleute weigerten sich, wieder mit ihm zusammen zu arbeiten, und so musste er denn sein und seiner Familie Leben als verachteter Gelegenheitsarbeiter fristen«. (»Ein Brief«).

Und nun sah er das Berliner Elend, drückendste Not, hochmütigen und lasterhaften Reichtum — und vor allem: grauenhaften Verfall der Sitten. Da gab er sein theologisches Studium auf und entschloss sich, die Staatswissenschaften zu studieren, um dadurch das nötige Rüstzeug für seine Lebensaufgabe zu erlangen; die aber hiess: dem unterdrückten Volk, d. h. den in unwürdigen Verhältnissen lebenden Arbeitermassen der Grosstädte zu helfen. Neben reger schriftstellerischer Tätigkeit in sozialdemokratischen Zeitschriften und Zeitungen tritt er als Redner auf und kämpft für die marxistischen Gedanken, bis er einen schweren körperlichen Zusammenbruch erleidet. In diesen Monaten des Krankheitslagers mögen sich ihm die Zweifel an der Richtigkeit des sozialdemokratischen Weltbildes verstärkt und verdichtet haben — er geht aus Berlin fort und löst sich von der sozialdemokratischen Partei. »Das Aristokratische in ihm wehrte sich gegen die öde Gleichmacherei und die platten Freiheits- und Brüderlichkeitsgedanken der Marxisten. Im Laufe der Jahre war ihm ferner die Erkenntnis aufgegangen, dass die soziale Frage von der marxistischen Klassenkampflehre her nicht zu lösen war, dass vielmehr von dieser Seite her die gänzliche Zerstörung des Volkskörpers eingeleitet wurde« *).

*) So der langjährige Freund Paul Ernst's, Adolf Potthoff, in seinem Büchlein »Paul Ernst, Einführung in sein Leben und Werk« (Albert Langen/Georg Müller, München, 1935, 40. S., 1,20 RM), das eine erste, gute Gesamtdarstellung vom Leben wie vom Schaffen des Dichters bietet.

Dies alles lag vor der Jahrhundertwende. Er sah die Fehler. er ahnte das kommende Unheil, und wandte sich zur Dichtung, um in ihr zu sagen, was zu sagen ihn drängte. »So wendete ich mich der Dichtung zu, für welche ich von der Natur bestimmt war, von der mich nur die heillosen Zustände einer zerstörten Gesellschaft ferngehalten hatten. Ich bin nun gewandert und habe an verschiedenen Orten gelebt und manche Länder kennengelernt. Lange musste ich noch suchen in der allgemeinen Zerstörung; ich wunderte mich immer — noch heute wundere ich mich — dass die Menschen nicht sehen, in welch fürchterlicher Welt sie leben; und so bin ich fast vierzig Jahre alt geworden, bis ich mir selber die Möglichkeit geschaffen hatte, in der Dichtung das zu sagen, was mich bewegte. Es war den Menschen zuerst fremdartig. Aber dann kam das grosse Unglück des Weltkrieges, das doch viele wach gemacht hat, und seitdem spüre ich, dass immer mehr Menschen verstehen, was ich fühle und gestalte«. (1926 »Ein Brief«).

3.

Paul Ernsts reiche Dichtung ist fast durchweg politische Dichtung; denn keins seiner Werke ist Zweck an sich. Alle seine Werke wollen dienen, wollen helfen, wollen erziehen. Von diesem Gesichtspunkt aus sind auch seine viel verkannten und angegriffenen »Geschichten von deutscher Art« zu verstehen; sie haben nur die eine Absicht: kundzutun, wie sich deutsches Wesen in bestimmten Lagen verhält und entscheidet. Dienen will auch das »Kaiserbuch«, das in Deutschlands schwerer Nachkriegsnot entstand, um den Deutschen eine strahlende und stolze Vergangenheit mit grossen Leistungen zu zeigen; das sollte helfen, ermutigend und mahnend, an der drückenden Gegenwart nicht zu verzweifeln, sondern alles daran zu setzen, ein besseres Morgen zu bauen. Aber es hiesse Paul Ernsts gesamte Dichtung: Dramen, Epos, Romane, Novellen behandeln, wollte man ihn als politischen Dichter, so wie wir es meinen — nämlich als Erzieher seines Volkes und Künder und Gestalter deutschen Wesens — charakterisieren. Doch hat Paul Ernst noch eine Sonderform gefunden, die unmittelbar (nicht mittelbar wie das andere Dichtwerk) Gefäss seiner politischen Anschauungen und seines politischen Wirkens ist.

In den achtziger Jahren hatte er für die Sozialdemokratie in der Form kleiner abhandelnder Aufsätze geschrieben; Schauplatz des Kampfes war die Presse. Damals hatte er deren gewaltige Macht erkannt; er hatte gesehen und erlebt, dass man zu einer Art Leitartikel

greifen muss, um gehört zu werden. Walther von der Vogelweide kündete in kurzer Spruchform, was er zu sagen hatte; der Dichter der Neuzeit muss sich ans Papier halten. Damals, im Mittelalter, da flogen gute und treffende Verse von Mund zu Mund — heute erfüllen Zeitung und Zeitschrift die Aufgabe der Verbreitung. Und in poetischer Form würde Paul Ernst in unserer Zeit kaum Gehör gefunden haben. Wir sehen das am Beispiel von Stefan George.

George wird nie ein »Volksdichter« werden; seine allzu ästhetische, ja ätherische Kunst kann ihm nur einen kleinen Kreis von Jüngern und Anhängern erschliessen. Aber Paul Ernst, der sich nicht verachtend abseits der rohen Massen hielt, sondern heiss den Pulsschlag seines Volkes in sich schlagen fühlte (obwohl auch er ein Einsamer war), ergriff und gestaltete die Form, die einzig möglich war: den politischen Aufsatz, den »Leitartikel«. Fast im Unterhaltungston, leicht und einfach erzählend beginnt er; aber dann, eine kleine Wendung, und an den schlichten Dingen, von denen er berichtet, zeigt er tiefe Wahrheiten auf, fast wie nebenbei, aber dadurch umso eindrucksvoller. Es liegt eine grosse Kunst in diesen »Zeitungsaufsätzen«; man spürt den Meister der Novelle überall, an der Knappheit der Erzählung wie an dem unbeirrbaren Weg zu dem einen Ziel des jeweiligen Aufsatzes hin *).

Diese »Leitartikel«, diese »politischen Aufsätze« gehen uns hier zumeist an; in ihnen hat er das geformt, was er als Dringendstes seinem Volke zu sagen hatte. Nicht handelt er in ihnen über Tagesfragen der Politik, sondern nimmt grundsätzliche Stellung zu der Gesittung seiner Zeit. Nicht einseitig verurteilend geht er vor, nein, an die ätzende und vernichtende Kritik fügt er stets Vorschläge zur Besserung an. Darin liegt der Wert für uns beschlossen; wir lernen das, was gestern war, klarer und besser erkennen — und wir begreifen unsere Aufgabe schärfer und deutlicher.

Die Zahl der Aufsätze ist sehr gross; ihre Länge wechselt stark. Neben ganz kurzen finden sich solche von erheblicher Ausführlichkeit. Die bedeutendsten Aufsatzsammlungen sind: »Ein Credo«, »Tagebuch

*) An anderer Stelle dieses Heftes gelangen zwei solcher Aufsätze zum Abdruck; sie sind aus einer kleinen Aufsatzsammlung, die der beste Kenner von Paul Ernst, Karl August Kutzbach, eben herausgegeben hat, ausgewählt. Auf diesen kleinen Band, »Verfall und Neuordnung« betitelt, sei besonders aufmerksam gemacht. Er ist bei Albert Langen/Georg Müller, München, 1935, erschienen und bringt eine ganz vorzügliche Auswahl aus den politischen Aufsätzen.

eines Dichters«, »Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus«, »Grundlagen der neuen Gesellschaft«. Auch die »Erdachten Gespräche« gehören hierher; in ihnen werden, in straffer dramatischer Gesprächsform, gleiche und ähnliche Grundfragen behandelt wie in den darstellenden Aufsätzen.

Paul Ernst ist in gleichem Masse ein unerbittlich scharfer Denker (daher erscheinen bisweilen seine Dichtungen verstandesmässig zu stark belastet), wie ein unbedingt sittlicher Mensch. In seiner völligen Ablehnung des Marxismus (1918 schrieb und 1919 veröffentlichte er den »Zusammenbruch des Marxismus«) verbindet er beides: er weist die fehlende Logik, wie die zersetzend wirkende Unsittlichkeit des marxistischen Lehrgebäudes nach. Der Marxismus war die zur Weltanschauung erhobene Ansicht eines Gelehrten von der Wirtschaft; eine Methode, die Welt zu betrachten, wurde für die Tatsache ihres Soseins genommen — das ist die grosse Sünde, die begangen wurde. »Dem Volkswirtschaftler (d. h. Karl Marx) ist es nicht übel zu nehmen, wenn er die Welt als Wirtschaftsgelehrter zu verstehen sucht. Aber wenn er seine subalterne Auffassung als allgemein menschliche Auffassung nicht bloss für sich selber haben, sondern auch den anderen Leuten aufzwingen will, dann begeht er eine Unverschämtheit, die denn doch kräftig zurückgewiesen werden muss; wenn er mit demagogischen Mitteln die Klasse der Gesellschaft, welche durch ihre untergeordnete Stellung und Beschäftigung leicht zu seiner Ansicht zu überzeugen ist, auf seine Seite bringt und mit ihr dann an eine Neuordnung der Gesellschaft geht, dann begeht er ein Verbrechen an der Menschheit: denn er macht den Versuch, der Menschheit eine solche Verfassung zu geben, dass sie auf sein niedriges Niveau herabkommt«. (»Die materialistische Geschichtsauffassung«).

Der feste Grund, auf dem Paul Ernst baut, ist sein Wissen um ganz einfache, schlichte und natürliche Ordnungen. Viel hat er dabei von den Chinesen gelernt; ebenso wie er aus der Geschlossenheit ihrer alten Kultur wertvolle Erkenntnisse sammelt, ebenso ist ihm der verheerende Einfluss, den Kapitalismus und Marxismus auf die chinesische Gesittung ausgeübt haben, eine lehrende Mahnung. Von den Chinesen hat Ernst vor allem gelernt, zwingende Symbole anzuwenden, die er übernimmt oder selbst findet, um einfache Weisheiten umso eindrücklicher und nachdrücklicher einzuprägen und unvergesslich zu machen.

Ein chinesicher Philosoph trifft auf seinem Wege einen alten Mann, der damit beschäftigt ist, die Gemüsepflanzen seines Gartens zu be-

giessen. Aber er bedient sich dazu nicht der Hilfe eines Ziehbrunnens, sondern steigt getreulich Mal für Mal mit einem Gefäss, das nicht viel Wasser aufnehmen kann, zum Brunnen hinunter und bewässert dann seine Pflanzen. Der Philosoph fragt den Alten, warum er seine Arbeit so umständlich verrichte, worauf ihm die Antwort wird: »Ich habe meinen Lehrer sagen hören, wenn einer Maschinen benutzt, so betreibt er alle seine Geschäfte maschinenmässig; wer seine Geschäfte maschinenmässig betreibt, der bekommt ein Maschinenherz«. (»Das Maschinenherz«, 1917).

Ist die Gefahr des Maschinenzeitalters und unsere, von jedem selbst zu lösende Aufgabe, schärfer und einprägsamer zu gestalten als in dem mythenartigen Bild? »Wer nun eine natürliche Arbeit in natürlicher Weise tut«, heisst es an der gleichen Stelle weiter, »der fühlt auch natürlich«. Und so schliesst Paul Ernst in die übernommene Mythe den ganzen Kreis eines persönlichen Lebens ein, er legt dar, was jedem zu tun nottut. Von der schlichten, selbstverständlichen Hingabe an das Werk, an das man sein Herz zu vergeben hat, bis hin zu der Forderung einer geistigen und sittlichen Beherrschung der Maschinen durch den Menschen ist alles in der kleinen Erzählung begriffen, was ein rechter Mann und eine rechte Frau bei ihrem Tun zu bedenken haben. Die Mythe birgt eine wunderbare Weisheit in sich.

Und wieder holt sich Paul Ernst einen Begriff von den Chinesen, um für einen zweiten Kreis des Menschen richtunggebende Gedanken auszudrücken. Im religiösen Ahnenkult ist die ganze Ethik des Familienlebens eingeschlossen. »Der augenblicklich Lebende wurde nur als eine Welle im Strom betrachtet, und nicht die Welle galt als die Hauptsache, sondern der Strom. Der einzelne war dazu da, um den Ahnen die Opfer zu bringen und Kinder zu erzeugen, welche die Opfer fortsetzten«. (»Das Verlangen nach der formbildenden Kraft«, 1917). In ganz bewusste Parallele zum Ahnenkult bringt Paul Ernst die Rassenlehre; auch sie zeigt den Menschen, wie sie nur eine Welle im grossen Strom sind und also selber nichts bedeuten. Dadurch wird Ehe und Familie des Zufälligen enthoben und unter ein grosses Gesetz gestellt. Die Familie ist die Mittlerin zwischen dem Einzelnen und dem Staat, dadurch werden auch ihre Aufgaben bestimmt. Der Kapitalismus aber zerstörte die Familie; denn dem kapitalistischen Staat war nicht die Familie, sondern der Einzelne die letzte Einheit. Der Einzelmensch ist nichts als Arbeitsmittel; daher wird die Familie nicht nur zerstört, indem die Frau, ja selbst das Kind mit in die Fabrik

geholt werden, sondern indem auch die Lebensbedingungen für Frau und Kind vernichtet werden. Denn der Kapitalismus betrachtet die Wohnung nur als Unterschlupf für den Einzelnen, nicht mehr als Wirtschafts- und Lebensraum einer Familie. Und gleichzeitig macht er die häusliche Arbeit der Frau umso mehr unwirtschaftlich, als er durch bereitgestellte Fertigwaren ihr jede grosse Mühe abnimmt. — Die natürlichen Aufgaben der Familie ergeben sich aus der Kritik von selbst. (Siehe zum Vorstehenden: »Die Familie« in »Grundlagen der neuen Gesellschaft«).

Der dritte Kreis des Menschen klang schon an; für ihn hat Paul Ernst ein neues Symbol, »den Bien«. So fasst auch die Sprache ein Bienenvolk zur Einheit; der Biene, dem Einzeltier, steht der Bien, die Gesamtheit, gegenüber. Ihr hat sich das Einzelwesen unterzuordnen; »wie bei der Biene der Instinkt unmittelbar sagt, was der Bien braucht, so hat auch der Mensch eine Stimme, welche ihm sagt, was die Gesellschaft braucht: das Gewissen«. (Vgl. »Ist Marx ein Sozialist?« in »Grundlagen der neuen Gesellschaft«).

Das ist für Paul Ernst sehr bezeichnend. Obwohl er bei den Menschen sehr klar sieht, glaubt er doch letztlich an das Gute in ihnen. Hier ruft er ihr Gewissen an, in andern Aufsätzen ihren Verstand, ihren guten Willen usw. Und natürlich ist dies Verfahren die einzige Möglichkeit. Denn nur das Schlechte und Gemeine anzunehmen und darauf sein Weltbild aufzubauen, führt zu unmöglich engem und behindertem Dasein. Wir sehen das an dem letzten Glied der marxistischen Entwicklung, dem Bolschewismus.

4.

Schon an diesen wenigen Beispielen ist zu erkennen, wie deutlich Paul Ernst in sich das Bewusstsein davon trägt, zwischen zwei Zeiten zu stehen, und wie genau er weiss, wo sein Platz ist und wofür er zu kämpfen hat. Schwere Erfahrungen, ein langes Leben und viel Gedankenarbeit geben ihm einen Ton, den man am besten mit aristokratisch bezeichnen könnte. Patriarchalisch würde noch besser sein, wenn Paul Ernst nicht die gewisse gemütliche Behäbigkeit des Patriarchen fehlen würde. Er ist zu streng dazu; immer und immer predigt er Zucht. Zuchtlosigkeit ist das schlimmste Erzeugnis demokratischer Geistigkeit, in ihrem Gefolge kamen der sittliche Verfall und jene unmännliche Verantwortungslosigkeit, die die Männer des demokratischen Staatslebens auszeichnet. Zucht — das ist die bewusste, strenge Lenkung des

eigenen Lebens durch den Willen. Zucht — das ist Unterordnung und Gehorsam, wo immer sie nötig sind. Zucht — das ist Stolz und Ehre der Menschen. Nichts schlimmer, als sich gehen zu lassen, nichts unwürdiger, als eigene kleine Wünsche zu Zielen seines Lebens zu nehmen, anstatt sein Leben unter hohe Zielsetzungen zu stellen und ihnen zu dienen und zu folgen. »Nur der Herrschende muss Selbstzucht üben, wenn er sich erhalten will; im Augenblick, wo er sie nicht mehr übt, kommt schon der Umsturz. Der Beherrschte braucht die Selbstzucht nicht: das ist ja denn der Sinn der menschlichen Ordnung in Herrschende und Beherrschte, dass der Beherrschte schwächern Willen und kürzern Verstand haben kann und deshalb hat. — Von Selbstzucht und Zucht aber hängt die Kultur ab«. (»Zucht und Luxus«).

Überall sucht Paul Ernst nach Zeugnissen solch männlicher Tugenden, am liebsten aber nimmt er sie aus dem deutschen Mittelalter, das eine geschlossene Kultur kannte, wo jeder um seinen Platz wusste. Das Bindemittel war die Treue, die das Ganze zusammenhielt und zu einer festen Ordnung fügte. Solche sittliche Idee muss dasein; ein Lohnverhältnis mechanisiert und bürokratisiert — aber ein Treueverhältnis ist sittlich, daher wertvoll und menschlich. Und wieder findet der Dichter ein Bild, einen Mythus, in dem er seinen Glauben ausgedrückt findet. »Der Admiral, der die (deutsche) Flotte versenkte, ist offenbar ein Mann, in welchem die alte Gesinnung noch lebt. Er hatte vom Kaiser den Befehl bekommen, dass die Flotte nicht in die Hände des Feindes geraten darf, und er erfüllte den Befehl. Bei den Matrosen fing die Revolution an. Die Matrosen, welche diesem Manne zur Verfügung standen, werden gewiss nicht besser gewesen sein als andere. Aber keiner von ihnen ging zum Feind und verriet, was geschehen sollte; ja, als die Tat geschehen war, da erklärten sie einhellig, dass sie mit ihrem Admiral dieselbe Strafe erleiden wollten.

Man muss annehmen, dass der eine Mann, in welchem der Gedanke der Treue gegenüber dem Staat lebendig war, diese ganze Menge der anderen Männer mit sich gerissen hat. Diese anderen Männer dachten nicht an Achtstundentag, Herrschaft des Proletariats, Löhne und Streiks, sondern sie dachten: »Unser Admiral hat die Treue gehalten; ein Lumpenhund, wer ihm nicht die Treue hält«. (»Die Treue«, 1919).

Und wieder ist es ein zweiseitiges Symbol; es gilt wie für die Mannschaft, so auch für den Führer. Treue, Gehorsam, Dienst, Mut, Männlichkeit — sie können nur von dem verlangt werden, der sie

selber bis in den Tod hält und erfüllt. So sieht Paul Ernst klar und unerbittlich und sagt es 1919 den leitenden Staatsmännern ins Gesicht: »Wir müssen suchen, dass wir eine Ordnung finden, in welcher Mann dem Mann die Treue halten kann. Dazu ist notwendig, dass wir Männer haben, welche eine Treue bis zum Tod für sich beanspruchen können; und eine Idee, welche hervorragende Männer dergestalt zu beseelen vermag, dass sie sich an die Spitze des Volkes stellen, an Stelle der armseligen Schächer, welche heute dort stehen; welche bewirkt, dass sie solche Männer sind, die Treue bis zum Tode von den anderen beanspruchen können«. (»Die Treue«).

Der Admiral war ein Führer, wie er sein muss: er gab seiner Gefolgschaft eine bestimmte Form. Das aber ist die vorzüglichste Aufgabe eines jeden Führenden, formgebend zu wirken. Ohne Form ist Chaos, ist wirres Durcheinander. Aber die Führer, die die Idee sehen und ihr dienen, schaffen eine Form, in der nicht nur sie allein die Idee erfüllen können, sondern durch die sie auch die Mannschaft, die ohne sie weder Idee noch Form hat, mitreissen und zu Mitdienenden machen. Form ist vielleicht der Begriff, um den Paul Ernst am schwersten gerungen hat; Form ist ihm mehr als ein Äusserliches, sie ist ihm symbolischer Ausdruck des Innern. In der Kunst strebte er unnachgiebig nach Form und Gestalt; wie sehr hat er sich um die Form der Tragödie und Novelle bemüht — und sie auch erkämpft! Daher kommt es auch, dass seine Dichtung nicht nur inhaltlich, sondern auch ihrer Gestalt nach erobert werden muss; sie öffnet sich nicht geschmeidig und liebenswürdig, sondern scheint spröde und trocken. Aber in Wahrheit ist sie das strenge, zuchtvolle Gewand, in das Paul Ernst sein heisses Herz und seine drängenden Mahnungen hüllte, ist die glatte, bis ins Feinste durchgearbeitete Form, die Eigenrecht besitzt und daher auch Dienen und Erfüllen verlangt, ja verlangen muss. Form, das ist die Forderung an den Menschen (wie an das Kunstwerk), dass er der Idee, für die er in seinem sittlichen Eigen-, Familien- und Staatsleben sein Ich hingibt, ein passendes, ein gültiges, ein symbolisches Gewand finde, worin sich die Idee entfalten und erfüllen kann. Die Ideen aber, aus denen heraus eine Zeit lebt, künden, ob diese Zeit eine grosse oder ob sie eine erbärmliche war.

Paul Ernst's Gedanken darstellen zu wollen ist eine Zielsetzung, die immer nur Hinweis bleiben kann und soll. Was uns bleibt, ist: auf ihn immer wieder aufmerksam zu machen, damit er gehört und gelesen,

damit er ein »Volksdichter« werde, wie es sein grosser Wunsch war *). Und nicht zuletzt, vielleicht sogar an erster und vorzüglichster Stelle können und mögen seine »politischen Aufsätze« wirken, die knapp und klar, bildhaft und anschaulich davon künden, wie der neue Mensch im innersten Wesen zu sein hat, und welchen Ideen unsere Zeit dienen muss, damit sie ihre Aufgabe erfülle.

»Ein gross Geschehn schickt Gott der Menschheit heut.
Das Haus zerbricht, in dem die Menschheit haust.
Das Haus der Menschheit wieder wird erneut.
An dir ist's, Volk, dass du das neue baust.«

Vom Wesen und Werden des Wagnerschen Musikdramas

Von Ernst Kroeger-Wolfenbüttel

Wir harren auf einen Mann, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt.
(Jean Paul.)

1.

Dass Wagner schon als Musiker in die Reihe der Ganzgrossen gehört, wird heutzutage von ernst zu nehmender Seite kaum mehr bestritten. Um so seltsamer berührt es zunächst, dass er sich selbst von jeher in erster Linie als D i c h t e r, als Dramatiker gefühlt hat.

Welch eine hohe Meinung muss er von der Bedeutung des Dramas als Kunstwerk gehabt haben, wenn er seine herrlichsten musikalischen Inspirationen nur für gerade gut genug hielt, um seinen dichterischen Zwecken als Ausdrucksmittel zu dienen. Sah er doch im Drama mit Recht die reichsten Möglichkeiten, menschliche Schicksale in ergreifenden Lebensbildern von typischer Geltung harmonisch zu gestalten und zu unmittelbar plastischer symbolischer Darstellung zu bringen.

Die Schranken des Wortdramas werden schon von Schiller indirekt angedeutet, wenn er sagt: »Leben atme die bildende Kunst, Geist fordere ich vom Dichter; aber die S e e l e spricht nur Polyhymnia aus« (als Muse der Musik überhaupt).

*) Es sei darauf aufmerksam gemacht, dass die gesamten Werke Paul Ernst's, dankenswerterweise von der Paul-Ernst-Gesellschaft gestiftet, in der Bücherei der Herder-Hochschule zur allgemeinen Benutzung bereit stehen.

So hatte kein Geringerer als Schiller selbst das Gefühl, dass das bisherige Wortdrama nicht ausreicht, den ganzen Reichtum des Seelenlebens zum Ausdruck zu bringen. Er griff daher in seiner »Braut von Messina« zu einem neuen dramatischen Kunststil, indem er den antiken Chor des Aeschylus und Sophokles für die moderne Tragödie fruchtbar zu machen suchte. Schiller umgibt durch den Chor, wie er selbst sagt, den Körper der Handlung wie mit einem »lyrischen Prachtgewebe«, worin sich die dramatischen Gestalten bewegen.

Die Ersetzung des antiken Chors in seiner untermalenden und stimmungssättigenden Bedeutung durch das Orchester — das ist nun die Tat Richard Wagners, welche den eigentlichen poetischen Gehalt seines Musikdramas prägt: indem es wie jenes »Prachtgewebe« sich der dramatischen Handlung anschmiegt und ununterbrochen deren Vorgänge dem lauschenden Zuschauer seelisch näher zu bringen unternimmt.

Dabei kann es sich naturgemäss für das Musikdrama nur um Stoffe handeln, für die das Wort allein versagt oder nicht ausreicht; also am ehesten um solche Stoffe, bei denen das dramatische Geschehen innerlich bleibt, und die äussere Handlung, auf ein Mindestmass reduziert, nur den dichterischen Rahmen darbietet und das verschweigt, was nur die Musik ausdrücken kann. Wer denkt da nicht vor allem an »Tristan und Isolde«, das Hochlied der Liebesleidenschaft und Liebestragik!

2.

Die Tendenz zum Musikdrama reicht schon in die Renaissancezeit und bedeutet zugleich den Beginn der eigentlichen Oper. Man hatte dabei die Erneuerung des antiken Dramas im Auge: mit Beteiligung der unterdes sich vielversprechend entwickelnden Musik. Doch zeigte sich nur zu bald, dass dies ein Versuch mit unzureichenden Mitteln war: schon weil es weit und breit an Dichtern fehlte, welche in der dramatischen Gestaltung etwas der Musik Entgegenkommendes zu schaffen in der Lage waren; zumal in der deutschen Kunst nach dem 30jährigen Kriege. So wuchs die Musik der versagenden Textdichtung allmählich über den Kopf, und es wurden für die »Prunkoper« der ganzen Folgezeit die rein musikalischen Gesichtspunkte immer mehr allein massgebend. Das der dramatischen Handlung aufgenötigte Schema von immer unentbehrlicher werdenden Bravour-Arien mit ihren Koloraturen und Trillern, von Duetten, Terzetten usw., von Ensembles und Chören aller Art — von den eingeschobenen

unmotivierten französischen Balletts und dem beliebten »deus ex machina« ganz zu schweigen — alles dies unterband den organischen Zusammenhang der Handlung, und diese artete schon frühzeitig in das aus, was Wagner im Hinblick auf die Texte der Meyerbeerschen Opern »Wirkungen — ohne Ursache« nannte. Dabei kam es immer weniger darauf an, was, als dass gesungen wurde, und dann auch meist nur, was — wie Voltaire treffend bemerkt — zu albern war, um gesprochen zu werden.

So entwickelte sich die Oper nach der rein musikalischen Seite schon vielfach trotz textlicher Hohlheit zu bedeutender Höhe; man braucht nur an die grossen Opern in Neapel und Venedig bzw. an die Florentiner »Aristokratenbühne« zu denken, die auf die Hofopern ganz Europas und die der grossen Städte mächtig eingewirkt haben: neben Händel nicht zuletzt auf Mozart.

Die Oper blühte nun allenthalben; nur ermangelte sie nach wie vor eines einheitlichen Kunstwertes, indem sie die Musik, die eigentlich nur lyrisch-dramatisches Ausdrucksmittel sein sollte, auf den Thron setzte und das Interesse für menschlich ergreifende Lebensbilder und Schicksale im Bühnenrahmen verkümmern liess oder gänzlich erstickte. Wenn es an musikalisch-dramatischen Einsichten in jener Zeit auch nicht ganz gefehlt hat, so blieb doch ihre praktische Durchführung hinter den oft vielversprechenden Theorien beträchtlich zurück.

Da setzte um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland die Reformarbeit Glucks ein, der mit dem eben aufkommenden Neuhumanismus inmitten der deutschen Renaissance das hellenische Ideal von »edler Einfalt und stiller Grösse« auch für die Oper fruchtbar zu machen suchte. Den Grundstock solite bei Gluck fortan eine menschlich ergreifende Handlung abgeben, deren Gefühlswerte die Musik in steter Verbindung mit dem Textwort zu vertiefen die Aufgabe hatte.

Doch war auch damit nicht das letzte Wort gesprochen: Ganz im Banne der Antike schöpften Gluck und seine dichterischen Mitarbeiter fast alle dramatischen Stoffe aus der Welt des sagenhaften bzw. geschichtlichen Altertums: einer Welt, die — trotz aller gelungenen Vertiefung in das Reinmenschliche durch die alles Bisherige überragende Kunst Glucks — dem modernen Menschen seelisch doch zu ferne lag, um ein anhaltendes Interesse wachzurufen. Auch hat Gluck jenes oben erwähnte, einseitig von der Musik diktierte Schema mit seinen obligaten Gesangsnummern noch nicht zugunsten einer

dramatisch fortschreitenden Handlung durchbrochen: wenn sie auch immer möglichst in Verbindung mit der poetischen Grundidee bleiben. Endlich spukt bei Gluck noch jener fatale, jede echte Tragik abschwächende deus ex machina des Rokokozeitalters.

Zur reicheren Ausbildung der Vokalmusik, wie sie im sog. belcanto der Italiener, dann aber auch durch deutsche Musiker, wie Händel und Gluck, der Oper dienstbar gemacht wurde, trat nun allmählich ein Orchester, welches, durch Gluck und Haydn befruchtet, in Mozart einen bisher ungeahnten Reichtum an Ausdrucksfähigkeit gewann. In ihm tritt einer der ganz grossen Dramatiker der Musik auf den Schauplatz.

Zu den mehr typisch gehaltenen Idealgestalten Glucks tritt bei Mozart ein Reichtum individueller Charaktere von Shakespeares Realismus und Unmittelbarkeit entgegen, die alle ihren unsagbar feinen Stempel eigentlich erst durch die Musik erhalten. Aus der »Entführung«, dem »Figaro«, aus »Cosi fan tutte« weht eine rein menschliche goldene Lebensfreude entgegen, wie aus den besten Lustspielen Shakespeares; während gleichzeitig in der »Zauberflöte« neben der Burleske die erhabene Welt Glucks ihr Recht erhält, oder in »Don Juan« die Tragödie Shakespeares sich eigenartig fortzusetzen scheint: gleich gross im Tragischen wie im Komischen. Er weiss als echter Tondichter oft den trivialsten Textstellen einen poetischen Zauber zu verleihen, indem er das Inhaltslose der Worte erst mit Gefühlswerten ausfüllt oder so manchem Vorgang ohne tieferes Interesse eine allgemeine Weihe gibt.

Die heiter lächelnde Welt Mozarts steht im grossen und ganzen noch im Banne des Rokoko. Da zeigt er uns in einem verklärenden Spiegel ein Zeitalter, das bei allem ästhetischen Zauber mit seiner unwiderstehlichen Anmut der Lebensgestaltung, mit seiner naiven Sinnlichkeit und lächelnden Genussfreude den heutigen Menschen wohl immer wieder zeitweilig entzücken und berauschen, aber seelisch nicht mehr ganz auszufüllen vermag. — Dies Wort mag seine Geltung behalten, auch wenn wir darum wissen, dass der scheinbar »sonnige« Mozart auch dämonische Seiten in seinem Wesen aufweist von einer leidenschaftlich zutiefst anwühlenden Gewalt, die den konventionellen Rahmen des Rokoko längst sprengt und eine Brücke zur Welt Beethovens schlägt.

Das »Faustische«, das in Mozart noch gleichsam unterirdisch angelegt war, tritt uns in ganzer Tiefe entgegen bei Beethoven.

Unterdes hatte die politische Revolution in Frankreich und die literarische (»Sturm und Drang«) in Deutschland ihren ungeheuren Umschwung im Bewusstsein der Menschheit gezeitigt und die Weltstellung des Einzelnen völlig verschoben und verändert. Das ancien régime und die aristokratische Welt des Rokoko, die Erbin der Renaissance, lagen in Trümmern; in Deutschland erlangte die Philosophie Kants und Fichtes die Führung und lehrte die Menschen, ihr Leben nach Ideen zu formen und erweckte den Sinn für das Heroische.

Dieser Umschwung lässt kein Geistes- und Seelengebiet unberührt und färbt auch mächtig auf die gleichzeitige Musik ab: so besonders auf Beethoven. Durch diesen erhält nun die Instrumentalmusik eine ungeheure, über Haydn und Mozart noch hinausgehende Steigerung und Ausdrucksfähigkeit. Wir denken an seine Sonaten und Symphonien, von denen Wagner sagt, dass die Kunst keiner Zeit und keines Volkes etwas auch nur Annäherndes aufzuweisen habe. Da stellt sich die Musik die Aufgabe, nicht nur rein formal zu beglücken, sondern auch ethisch zu befreien, indem sie dem Manne, wie Beethoven selbst meint, »Feuer aus dem Geiste schlägt«. So formt er die Idee der Gattenliebe und Treue, wie die der Freiheit in seiner einzigen Oper »Fidelio« zu einem Hohenliede, umwoben von Klängen aus einer anderen Welt — was ihren durchgeistigten Idealgehalt anlangt, schon ein Vorbote der Opfer- und Erlösungsidee, wie sie fast alle Musikdramen Wagners durchzieht. Auch hier verbinden sich wie bei Gluck und Mozart Musik und Handlung zu einer höheren Einheit. Stilmässig jedoch steht auch Beethoven wie Gluck und Mozart mit einem Fusse noch in der Abhängigkeit von der hergebrachten Opernüberlieferung; vor allem in den den musikdramatischen Fluss unterbrechenden Sprechszenen, die bei Mozart ja zum Teil durch die sog. Sekko-Rezitative weniger aus dem künstlerischen Rahmen herausfallen.

3.

Es war dem Genie Webers vorbehalten, der deutschen Musik eine neue Provinz zu erobern, die auch für das Lebenswerk Wagners von entscheidender Bedeutung werden sollte. Seine Tat ist: den Geist der Romantik in die Sphäre der Musik hineinbezogen zu haben; vor allem in der Beseelung der Natur, die von nun an eine ganz neue Sprache gewinnt. Wenn es auch bisher bei den grossen Meistern an Naturgefühl nicht gefehlt hat, wie Haydn in seiner »Schöpfung« und

den »Jahreszeiten«, Beethoven in seiner »Pastoralsymphonie«, so war es doch weniger diese selbst, die nunmehr als ein vielstimmiges Orchester von sich aus zu Wort gelangen soll. Weber begnügt sich nicht mehr damit, dass er etwa einige Vogelstimmen musikalisch verwertet (wie Haydn und Beethoven) oder den Bach rauschen und das Gewitter toben lässt (Oberon). Geheimnisvolle Mächte beherrschen und durchziehen bei ihm die ganze Natur: sei es im Spukhaften und Dämonischen (Freischütz) oder im Heiteren, Lieblichen und Anmutigen (Oberon). Der Heimatduft deutscher Waldromantik, lieb und vertraut aus Volkslied, Sage und Märchen, umweht uns, die Poesie des Meeres in Sturm und Stille sucht ihren Ausdruck.

Damit gewinnt auch die Orchestersprache neue Klangfarben: das bisher nur zurückhaltend gehandhabte Waldhorn gewinnt nun mit seiner Mondscheinstimmung ganz neue Reize; ihm tritt die Klarinette als ein Hauptinstrument lyrischer Stimmführung zur Seite, während das Fagott und die Oboe (wie auch schon bei älteren Meistern) auf humoristische Wirkungen eingestellt sind, bzw. das Fagott Unheimliches und Dämonisches andeutet, die Oboe das Tragische, Klagende, Schmerzliche zum Ausdruck bringt. Vor allem aber verdient die Einführung der Harfe Erwähnung, die wie kein andres Instrument dem romantischen Gefühlsempfinden angepasst erscheint. Es erweitert und wandelt sich das Orchester: »die umspielenden Violinen, die spannenden Schauer des dramatischen Tremolos; die nicht mehr füllenden, sondern einzeln singenden, oder in chorischer Stosskraft geballten Hörner; die metallische Pracht der Posaunen mit sieghaft überglänzenden Trompeten« (Decsey).

Von jener romantisch beseelten Welt Webers ist es kein allzu weiter Schritt mehr zu der stimmungsvollen Mitwirkung der Elemente bei Wagner — mit allen über- und unterirdischen Fabelwesen aus Mythos und Sage: »der Nymphen tanzende Menge« im Tannhäuser, oder die Blumenmädchen im Parsifal, die gespenstische Bemannung des Fliegenden Holländers, die Nixen, Walküren, Nornen, Zwerge, Riesen und Götter im Nibelungenring — sie alle musikalisch ein Eigenleben zeigend. Dazu die Orchestersprache der bewegten Natur: Sturmesbrausen und brandende See, Rauschen der Rheinfluten und Schilfgeflüster; sommernächtliches Blättersäuseln und rieselnder Quell; Waldweben und züngelnde Flammenlohe; bis hin zum grüssenden Stern im Tannhäuser.

Und doch trennt — trotz aller Verwandtschaft — noch so man-

ches die Webersche Oper vom Wagnerschen Musikdrama. Abgesehen von den im Freischütz und Oberon beibehaltenen Sprechszenen ist Weber bestrebt, auch im dramatischen Dialog der Melodie die führende Stellung anzuweisen: so dass der Versuch, der im Freischütz mit Zugrundelegung einer besonders entgegenkommenden, an Gefühlswerten reichen Textdichtung in glänzendem Wurfe gelungen schien, zum allgemeinen Prinzip erhoben, problematisch zu werden droht. Denn was die Musik in ihren dahingleitenden melodiösen Tonarabesken gewann, verlor leicht der dramatische Dialog an Wahrscheinlichkeit und Leben, wenn er fortgesetzt in tanz- oder liedhafter Melodik sich erging: oft zum Schaden der dramatischen Charakteristik. Hier offenbart sich ein Fehler des einseitigen Reichtums! So im Oberon, so in Euryanthe.

4.

Erst Richard Wagner schuf das Musikdrama. Ganz im Sinne Schillers und Beethovens war auch Wagner tief davon durchdrungen, dass die Kunst die Aufgabe hat, den Menschen nicht nur in einen spielerischen »Traum« zu versetzen, sondern ihn innerlich frei zu machen. Dass sie ihn über sich selbst hinaushebt und ihn den Sinn seines Daseins schauen lässt: durch Teilnahme an einer in lebendigen Symbolen plastisch geformten Ideenwelt. Wenn die Kunst nach Schiller die Aufgabe hat, »der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu verleihen«, so geschieht dies naturgemäss am vollkommensten im Drama, als der universalsten aller Künste, durch Hineinbeziehung der sonst vereinzelt wirksamen: Plastik bzw. Malerei, Tanz (Mimik) und Musik. Doch wenn Schiller trotz Einführung des Chores am Wort-Drama festhielt, so steigert sich dies bei Wagner zum Musik-Drama.

Jede grosse und neue Idee pflegt zunächst tyrannisch aufzutreten, und so machte auch Wagner ernstlich Miene, das »Kunstwerk der Zukunft« für das Musikdrama mit Beschlag zu belegen. Wenn er demgemäss mit verzeihlicher Einseitigkeit sich zu dem Ausspruch verleiten lässt: »Was nicht wert ist, gesungen zu werden, ist auch nicht wert, gedichtet zu werden« — so liegt der Irrtum dieses Satzes wohl auf der Hand. Doch kann nicht bestritten werden, dass Wagner im bisherigen Wortdrama, wo gegenüber der Innerlichkeit der Seelenvorgänge die dichterische Sprache zu versagen droht, oft mit Recht die Mitwirkung der Musik vermisst; so etwa im »beredten Schwei-

gen« der Johanna d'Arc während der vernichtenden Anklagen ihres Vaters, wozu Wagner selbst die Musik schaffen wollte.

Tatsächlich kann sich das Musikdrama nur auf ein eigenartiges, begrenztes Stoffgebiet erstrecken: Mythos und letzte Gefühlswerte, für die die Wortkunst des Dichters nicht mehr ausreicht. Etwa die Befreiung der Seele aus den Schranken des Irdischen, ein Motiv, das das ganze künstlerische Schaffen des Tonmeisters vom »Fliegenden Holländer« bis zum »Parsifal« durchzieht: die kämpfende, siegende und triumphierende Entsagungs- und Erlösungsidee. (Vgl. Senta, Elisabeth, Brunhilde; Wolfram, Lohengrin, Tristan, Hans Sachs und Parsifal! Nicht zuletzt endlich die verklärt ausklingenden Abschlüsse des »Fliegenden Holländers«, des »Tristan« und der »Götterdämmerung«.)

Nie darf vergessen werden, dass im Wagnerschen Musikdrama dem Drama stets die herrschende, der Musik die dienende Rolle zugedacht ist: als unentbehrlichem Mittel des poetisch-dramatischen Ausdrucks. Freilich verbinden sich im »Tristan« etwa, welcher als reines Seelendrama dem Ideal des Musikdramas am nächsten kommt, »Sprachgesang« und Orchester zu einer geschlossenen untrennbaren Einheit aus einem Guss; so dass Wagner selbst sagt: im »Tristan« sei eigentlich alles nur aus dem Geiste der Musik geboren, als der Sprache seelischer Unmittelbarkeit, wogegen das sichtbare Geschehen auf der Bühne nur den unentbehrlichen Rahmen bilde.

Wenn Schiller vom antiken Chor als einem »lyrischen Prachtgewebe« sprach, das die Handlung zu umkleiden habe, so vergleicht Wagner das diesem entsprechende Orchester einem brandenden oder sanft rauschenden Bergsee, auf welchem der Kahn der dramatischen Handlung dahingleitet. Wie dort der Chor, so »reinigt« hier das Orchester die Handlung von jeder überflüssigen — an sich vielleicht noch so wertvollen — Zutat: sowohl der Gesangsmelodie als auch einer allzu blühenden Diktion im Verse; wobei selbstverständlich nicht ausgeschlossen bleibt, dass in besonders lyrisch bewegten Situationen auch weit ausholend Melodie und Sprachschmuck gelegentlich zu ihrem Rechte kommen (so z. B. im »Liebeslied« in der »Walküre« oder in Walters Gesängen in den »Meistersingern«). An rein sprachlicher Schönheit mag beispielsweise die Wechselrede zwischen Brunhilde und Siegmund während der »Todesverkündigung« zum Poetischsten gehören, was Wagner überhaupt gedichtet. Andererseits deckt das Orchester mit seinem »Prachtgewebe« mitunter sprachliche Sprödigkeiten zu. — Statt der durchgeführten Melodik eines Mozart oder

Weber bedient sich Wagner vorherrschend eines oft mit Absicht nicht allzu blühend poetisch ausgeschmückten »Sprachgesangs«, der »unendlichen Melodie«, um dadurch der Lebenswahrscheinlichkeit möglichst nahe zu kommen — symphonisch unterbaut vom Orchester, das in dem aufmerksamen Hörer und Zuschauer eine Fülle sich gleichsam zum Reigen verschlingender Ideenassoziationen hervorruft.

Damit kommen wir zu den in ihrer Bedeutung und künstlerischem Wert so viel verkannten »Leitmotiven«. Der alles beherrschende Intellektualismus des XIX. Jahrhunderts sah in ihnen meist nur Hilfsmittel für das Gedächtnis: nur begrifflich zu erfassende Etiketten und Aushängeschilder einer ganz äusserlichen, mechanischen Charakterisierung der dramatischen Personen. Dabei erfüllt das Leitmotiv neben seiner rein musikalischen eine eminent poetisch-dramatische Aufgabe. Indem es, auf bestimmte Personen und Situationen bezogen, die Musik ihrer Unbestimmtheit entkleidet, bewirkt es eine Fülle dramatisch bedingter Erinnerungsbilder. Dazu kommt die Fähigkeit der Instrumentalmusik, vieles zu gleicher Zeit auszusprechen: wie etwa widerstreitende Leitmotive in dramatische Spannung zu bringen, oder abwesende Personen durch die Magie des Orchesters wieder heraufzubeschwören. So ist z. B. Wotan im I. Akt der »Walküre« eigentlich ständig anwesend, obgleich man ihn nicht sieht. Hören wir Wagner selbst: »Die melodischen Momente des Orchesters (damit sind eben in erster Linie die »Leitmotive« gemeint) werden uns gewissermassen zu Gefühlswegweisern durch den ganzen Bau des Dramas. An ihnen werden wir zu steten Mitwissern des tiefsten Geheimnisses der dichterischen Absicht, indem das Orchester durch ahnungsvolle Erinnerungen den allgemeinen Gefühlsausdruck ergänzt.« (»Oper und Drama«, Bd. II, S. 308).

Was gibt es poetisch Reizvolleres als etwa das durch den ganzen »Ring« immer wiederkehrende, sich abwandelnde und mit anderen Motiven verbindende machtvolle Walhall-Motiv, oder das der Rheintöchter — oder erinnern wir an das zum ersten Mal am Schlusse des »Rheingold« ertönende »Schwertmotiv«: wie ein weithin blickende Voraussage der noch im Zeitenschosse schlummernden Heldengestalten Siegmunds und Siegfrieds tönt es auf.

Wir wissen, dass das Musikdrama im Sinne Wagners zu seiner vollendeten Gestaltung eigentlich erst in den Werken seiner zweiten Schaffensperiode, wie Tristan, den Meistersingern, im Ring und im Parsifal gelangte — während wir bei Rienzi, den Fliegenden Holländer, Tann-

häuser und Lohengrin mehr von »Opern« reden. Doch bahnt sich auch bei diesen zum Unterschied von der hergebrachten Oper schon vieles an Ausblicken auf das vollendete Musikdrama an. Man denke an das »beredte Schweigen« im 3. Akt des »Tannhäuser«, wo Elisabeth, in tiefster Seele gebrochen, den Rückweg zur Wartburg nimmt und Wolfram ihr teilnahmsvoll nachschaut. Da zaubert uns das Orchester eine Reihe von Erinnerungsbildern vor die Seele, die deutlicher als Worte sagen, wie es um jene Beiden innerlich bestellt ist. Stärker ist natürlich in den späteren Werken die Orchestersprache: etwa das herannahende und schliesslich in vollem Glanze tröstend und rettend hervorbrechende Schwertmotiv im I. Akt der »Wallküre«, wo Siegmund sich verzweifelt auf seinem Lager in der Halle des Feindes wälzt.

Eine ahnungsvolle Vorschau bieten natürlich vor allem fast sämtliche Vorspiele (mehr als die meisten hergebrachten »Ouvertüren«!), während in den Zwischenspielen (bzw. Vorspielen zum 2. u. 3. Akt) sich Erinnerung und Ahnung mit einem Netz von Leitmotiven zu einem Gesamteindruck vereinigen. So etwa die dem Tode Siegfrieds folgende Trauermusik mit ihren weit ausholenden Rekapitulationen der dem Wälsungengeschlecht beschiedenen tragischen Schicksalsverflechtungen.

Das Orchester steigert endlich — oft über das Wortdrama hinaus — die dramatische Schlagkraft einzelner Szenen. Natürlich gilt dies in besondrem Grade (wie ja auch bei Mozart) für die Aktschlüsse. Man erinnere sich an das Erscheinen Lohengrins, an den Konflikt der Frauen vor den Münster; die Landungsszene im I. Akt des »Tristan«, an das Herausreissen des Schwertes in der »Walküre«; die Erweckung Brunhildens; an das glanzvolle Erscheinen der beiden Lichtgestalten Siegfrieds und Brunhildens nach der vorhergegangenen düsteren Nonnenszene — die Beispiele lassen sich beliebig vermehren.

Man hat Wagner vielfach bitter Unrecht getan, wenn man ihm unterlegte, als habe er in vermeintlichem Dünkel auf die grossen Musiker zurückgeblickt, die ihm den Weg zu seinem Riesenwerke erst ebneten. Das Gegenteil ist der Fall. Er war sich stets mit einer Pietät und Dankbarkeit sondergleichen bewusst, dass die grossen Meister von Bach bis Beethoven und Weber es ihm erst ermöglichten, sein einzig dastehendes Lebenswerk zu schaffen.

Dem Musikdramatiker Wagner hat Chamberlain eines der schönsten Denkmäler gesetzt. Nach eingehender Würdigung seiner

Kunstreform schlägt er vor — wie man von einem griechischen, englischen, spanischen, französischen Drama spricht — Wagners Musikdrama schlechtweg »das deutsche Drama« zu nennen: in seiner sublimierten Innerlichkeit und seiner dem deutschen Geiste eignen Seelentiefe. Damit habe Wagner die Verbindung hergestellt zwischen den schon lange einander entgegenstrebenden Wortdichtern und Tondichtern, indem er eine neue dramatische Form schuf, deren echteste und stolzeste Bezeichnung eben lauten würde: das Deutsche Drama

Stille Abende bei der grünen Lampe

Jugenderinnerungen der Landrätin Sophie v. Taube, geb. v. Patkul

Vorbemerkung

Die Erinnerungen der Landrätin Taube enthalten nur wenig Berichte von weltberühmten Menschen und Verhältnissen. Das Leben, das sie schildern, ist von vielen gelebt worden. Darum aber gerade ist es typisch: die Umstände, die wir daraus erfahren, das Empfinden, das sich hier ausspricht, kennzeichnen gewisse Jahrzehnte unserer Landesgeschichte, das damalige Verhältnis zu St. Petersburg, eine Zeit, da namentlich von Estland aus rege Beziehungen die Eingesessenen mit der russischen Hauptstadt verbanden. Auch ist die kunstlose Darstellung deutlich, lebendig, anmutig. So haben denn wir, die Enkel der Verfasserin, uns für berechtigt gehalten, diese Aufzeichnungen bekannt zu geben.

Unsere Grossmutter, die mit Kraft und Lebhaftigkeit zu erzählen wusste, was ein wunderbares Gedächtnis ihr an reichem Stoffe gegenwärtig hielt, hat die Erinnerungen, ermuntert von ihrer Hausgenossin, der Frau Aline v. Stryk geb. Baronin Fölkersahm, im Jahre 1884 zu einem Teile ihr diktiert, zum anderen selbst aufgezeichnet und ihnen die Überschrift »Stille Abende bei der grünen Lampe« gegeben; sie reichen bis zur Zeit kurz vor ihrer Verlobung. Ich habe nur die unerlässlichsten Verbesserungen im Texte vorgenommen, insbesondere die Absätze am Schlusse des Diktats und Beginn der eigenen Niederschrift zusammengezogen und einige Wiederholungen ausgeschieden. Da und dort eingestreute russische Wendungen habe ich verdeutscht.

Einige biographische Erwähnungen wären noch vorauszuschicken: Sophie v. Patkul ist am 8./20. August 1812 in St. Petersburg geboren. Ihr Vater war der nachmalige General en Chef und Kommandant der Festung Reval Woldemar v. Patkul, dessen man heute noch in der Stadt als des »Kommandanten Patkul« gedenkt; er stammte von einem Bruder Johann Reinhold Patkuls und war vermählt mit Marie Elisabeth Reichsfreiin von Arpshoven, der Tochter des »geistig begabten und betriebsamen« Narvaer Grosskaufmanns Carl Georg Arps, der unter dem obigen Namen den Adel erhielt, und der Narvaer Bürgermeisterstochter Dorothea Elisabeth Gnospelius. Die Arps waren ursprünglich ein Hamburger Kaufmannsgeschlecht, die Gnospelius eine Brandenburger Pastorenfamilie. Sophie v. Patkul vermählte sich am 8./20. Februar 1832. Ihr Gatte, der Landrat Taube auf Jerwakant, war am

9./21. März 1800 dort geboren und gehörte jenem geistig lebendigen Freundeskreise an, der nach dem Schauplatz seiner Hochschulstudien den Beinamen der »Heidelberger« führte. Er starb am 27. Juni/9. Juli 1870 in Hapsal, seine Witwe am 13./25. Juni 1895 in Katharinenthal bei Reval.

Otto Freiherr von Taube.

I.

Angeregt und aufgefordert durch ein mir zugetanes Herz, will ich, wie es mir gerade einfällt, mein Leben beschreiben, in einem Alter von 72 Jahren. Ich bin geboren am 8. August 1812; an demselben Tage, zwei Jahre vordem, kam meine Schwester Annette zur Welt. Ich war die vierte Tochter in der sehr glücklichen Ehe meiner Eltern. Wir vier Schwestern waren die Patenkinder des Kaisers Alexander I. und erhielten die Namen Alexandra, Alexandra Elisabeth, Alexandra Annette, Alexandra Sophie. Meine Erinnerungen reichen sehr weit in die erste Kindheit hinein, sie knüpfen sich an die verschiedenen Wohnungen, in denen wir lebten. Mein Vater war sehr jung ins Semenowsche Garderegiment getreten, heiratete sehr jung, und somit lebten wir in Petersburg.

Es verging kein Jahr, so bekam mein Vater eine Brigade und wurde versetzt nach Zarskoje Selo, und ausser den beiden Schwestern, die noch einstweilen in der Pension blieben, zogen wir hin. Unser Haus war vom schönen Park durch eine breite Strasse getrennt, aus unsern Fenstern sahen wir das schöne Palais und die Hofkirche mit den vergoldeten Kuppeln. Ein schmaler Raum trennte unser Haus von dem des Direktors des Lyzeums, des Staatsrats Engelhardt und seiner Familie, und die kleinen Gärten vor den Häusern waren nur durch einen niedrigen Zaun getrennt.

Mein Vater hatte eine schwärmerische Liebe und Verehrung für seinen Kaiser Alexander, die auf uns Kinder überging. Meine Mutter kleidete uns fünf Schwestern ganz gleich: wir hatten grünwollene Sarafans mit weissen Musselinunterleibchen; der kleine Bruder wurde noch auf dem Arm der Wärterin getragen. Wenn der Kaiser, welcher täglich im Garten Spaziergänge machte, in Begleitung seiner beiden schönen Hunde uns begegnete, grüsste er meine Mutter, blieb stehen und unterhielt sich lange mit ihr. Meine kleine blonde Schwester Kathinka hob er auf seine Arme und nannte sie einmal »ma favorite«. Solange er mit meiner Mutter sprach, sah ich ihn unverwandt lächelnd an. Ich hatte eine zu grosse Freude, sein schönes Gesicht zu betrachten.

Der Rückseite des Hauses gegenüber waren die kaiserlichen Stallungen im halbkreisförmigen Rundbau. Wenn der bekannte Kutscher des Kaisers Ilja sich auf den Bock der Reitdroschke setzte, deren Tritt mit schönstem Teppich bezogen war, dann stürzten wir an die anderen Fenster, um den Kaiser wegfahren zu sehen. Oft auch sahen wir, wie der Kaiser seine Mutter am Arm durch einen Teil des Gartens zum Wagen führte; er war von grösster Ehrerbietung gegen sie, nannte sie »ma mère« und hielt seine Mütze in der Hand.

Die Treibereien waren grossartig und befanden sich in derselben Strasse, und täglich sahen wir zwei grosse Körbe mit dem schönsten Obst vorbeitragen. Der Kaiser hatte die grosse Güte, selbst zu bestimmen, was zu uns herübergeschickt werden sollte. Ebenso war es mit den allerschönsten Glacen; der Hoflakai erhielt jedesmal ein grosses Trinkgeld und sagte einmal zwischen der Tür »der Kaiser hat es selbst schicken lassen«.

Unsere Wohnung war geräumig, aber sehr einfach. Das Kinderzimmer war ein langer Raum mit zwei Fenstern, und der Heiligenschrein mit den Bildern und dem Lämpchen befand sich in der Ecke desselben neben dem Fenster. Ehe wir zu Bett gingen oder gehoben wurden, sprach die Wärterin ihr Gebet kniend, und wir im Nachtkostüm knieten hinter ihr und folgten ihren andächtigen Bewegungen. Sie erzählte uns auch die Geschichte des Leidens Christi und stellte uns Gott als den Allgegenwärtigen dar. Meine Schwestern kamen bald aus der Pension zurück, mit ihnen kam auch eine Gouvernante ins Haus, Mademoiselle Materne, deren jüngere, sehr hübsche Schwester die zwei Töchter des Staatsrats Engelhardt unterrichtete.

Die Familie Engelhardt war eine überaus liebenswürdige. Die beiden Töchter waren gleichen Alters mit meinen ältesten Schwestern und hatten drei Brüder verschiedenen Alters. Das Verhältnis zwischen den Lehrern und dem Direktor war überaus freundlich und väterlich den Schülern gegenüber. Sonnabends war gewöhnlich dort eine kleine Tanzgesellschaft, und wir Kleinen wurden auch mitgenommen. Auch die Lyzeisten der I. Klasse machten uns die Freude, mit uns zu tanzen.

Da ich eben die Lehrer erwähnte, so fällt mir etwas Komisches dabei ein. Der Lehrer der deutschen Sprache, ein ganz anständig aussehender Mann, gewann mich, ein sechsjähriges Kind, sehr lieb. Wo er mich nur sah, sei es im Schnee auf der Schlittschuhbahn, im Zimmer oder im Garten, herzte und küsste er mich, sodass er mir ganz unerträglich wurde. Forderten mich Betsy und Natalie Engelhardt

mit den ältesten Schwestern zu sich auf, so wollte ich nur unter der Bedingung kommen, dass Örtel nicht dawäre. Eines Abends ging meine Mutter zum Tee zu der benachbarten Familie Tepper und nahm uns vier Schwestern mit. Ich als jüngste muss wohl ein besonderes Verlangen nach meiner Mama gehabt haben und ging zu ihr in den Saal, wo sie mit der Hausfrau auf dem Sopha sass; zu meinem Schrecken sah ich ihnen gegenüber sitzen — Örtel. Ich musste an ihm vorübergehen, und er unterliess nicht, mich zu umfassen und an seiner Seite zu behalten. Ich befand mich in der peinlichsten Lage. Mir wurde übel — ich dachte, wie ich mich loswinden könnte. Schliesslich war das Erbrechen sehr nahe, mit Gewalt riss ich mich los, stürzte durch zwei Zimmer durch eine Glastür in den Garten, und hier kam es zur Explosion; ein Mädchen wurde gerufen, welches bei mir blieb, bis ich mich erholt hatte.

Ein grosses Vergnügen gewährte uns die Schlittschuhbahn. Im Park war ein See, die Lyzeisten waren sehr geschickte Schlittschuhläufer und fuhren uns kleine Mädchen umher auf ihren hübschen Stuhlschlitten, als wären wir grosse Damen. Mademoiselle Materne gab meinem Vater eine grosse Liste Schulbücher auf, die er alle anschaffte, und da fing auch mein Unterricht im Lesen an: zuerst russisch; dies war die Sprache, die mit uns jüngeren gesprochen wurde, auch unter uns Geschwistern.

Der Zapfenstreich am Abend auf dem grossen Schlossplatze, das an unseren Fenstern vorüberziehende Militär gewährte uns immer ein grosses Vergnügen, und Zarskoje Selo, wie es zu der Zeit war, ist uns allen im Gedächtnis geblieben mit den schönen Erinnerungen aus der Kindheit. Zu denen gehörte auch noch die an die Kaiserin Elisabeth. Diese hohe Frau, deren Züge das Gepräge der Herzensgüte trugen, auch sie blieb bei jeder Begegnung vor uns stehen, unterhielt sich mit meiner Mutter, nannte uns bei Namen und machte mir sogar die Bemerkung, dass mein Stiefelband losgegangen sei.

Meine Schwester Elise hatte eine zarte Gesundheit, und es wurde beschlossen, zum Sommer zu unserer Grossmutter nach Lagena zu reisen, um sie das Seebad in Merreküll brauchen zu lassen.

II.

Wir verlassen Zarskoje Selo. 1819

Lagena war für uns der schönste Ort, den wir uns nur denken konnten. Treibhäuser mit den schönsten Blumen, Pfirsichen, Apriko-

sen, ein grosser wohlgepflegter Garten mit schönen Beerensträuchern und Bäumen; aus dem Saal trat man in denselben über eine Veranda mit vielen Stufen. Ein sanfter Abhang, eingefasst von Blumenstöcken und Bäumen, führte bis zu einer Laube, es war uns ein grosses Vergnügen, hier auf einem kleinen Wagen hinunterzurollen. Jenseits der Laube führte der gerade Weg bis zu einem Teich mit einem Prahm, der uns hinübersetzte zu einer Laube, im Halbkreise gebaut, und die ganze Wand war bedeckt mit Malereien: Bildern aus der Schäferzeit.

Sonntags sah man wieder den langgedeckten Tisch wie in Petersburg; die nie fehlenden Sonntagsgäste waren mein Onkel Carl Arpshoven mit seiner Frau Emilie geb. v. Rühl; bisweilen kam auch meine Tante Buxhövden mit ihren Kindern ,welche sich in Narwa etabliert hatte. Meine Grossmutter war schon auf einem Auge erblindet und hatte als Wirtschaftsgehilfin ein Fräulein v. Schröder mit einer sehr steifen, breiten Krause um den Hals. Sie war sehr schweigsam.

Am herrlichsten war der Julimonat mit seinen vielen Geburtstagen am Anfang desselben. Der Esstisch war geschmückt mit schönen Blumenvasen, neben jedem Couvert lag ein kleines Sträusschen wohlriechender Blumen, und die Toaste wurden begleitet von Kanonendonner. Am Nachmittag prangte der Fruchttisch mit den schönsten Pfirsichen, Aprikosen usw. Uns Kindern wurde reichlich davon gespendet.

Meine Grossmutter war eine fromme Frau, hielt immer ihr Tischgebet, und oft sahen wir, wenn die Tür zu ihrem Schlafzimmer zufällig aufging, wie sie kniend ihr Gebet verrichtete, den Blick zum Fenster gewandt.

Ich kann aber nicht von Lagena reden, ohne der Menge von Rosen zu gedenken, wie ich sie später in solcher Fülle nie wieder gesehen habe; täglich wurden grosse Körbe mit Rosen gebracht, um von sämtlichen Hausgenossen zur Bereitung von Rosenwasser entblättert zu werden. Die Absicht meiner Mutter war, nach beendigter Badekur meiner Schwester nach Zarskoje Selo zurückzukehren. Der liebe Gott bestimmte es aber anders. Am 22. Juli wurde uns eine Schwester geboren; die Nachricht wurde sogleich meinem Vater nach Zarskoje Selo gemeldet, er kam eilig und verliess uns eilig durch seinen Dienst gebunden, glücklich über alles gut Überstandene. Nach einigen Tagen erkrankte meine Mutter an einem Fieber, und es erfolgte die »Milchversetzung«, wie man es damals nannte. Das Lagenasche Haus hatte von beiden Seiten Flügel, auf der einen Seite waren damals Gastzimmer und im anderen Flügel die Küche und die Wirtschaftsräume. Ein

kleines Vorhaus trennte das Kinderzimmer von dem Wochenzimmer. Inzwischen hatte mein Vater das Glück gehabt, eine neue treffliche Lehrerin zu finden, Olga Petrowna Perschin, welche in Begleitung der Wärterin für die neue Kleine am 4. August aus Petersburg eingetroffen war. Am 5. August sassen wir alle um einen Tisch herum in unserem Zimmer am Fenster, und ich sah seitwärts von uns meinen Waiwaraschen Onkel Arpshofen mit der Tante über den Hof gehen. Ich fragte: »Wozu hält sich die Tante das Schnupftuch vor die Augen?« Das Mädchen erwiderte: »Sie wird sich wohl vor der Sonne schützen«. Gleich darauf kam unsere Grossmama ins Zimmer, sie sah ganz verweint aus und sagte: »Arme Kinder, Ihr habt keine Mutter mehr!«.

Wir brachen alle in heftiges Weinen aus, und Grossmama brachte uns zur Leiche. Nach ihrem früher schon ausgesprochenen Wunsche war sie gekleidet: mein Vater hatte ihr aus Carlsbad, als er im Auftrag des Kaisers an Friedrich Wilhelm III. gesandt war *), ein weisses, brodiertes — wie man es damals nannte — »Capote« mitgebracht, und dieses hatte sie bestimmt zum Leichenkleide. Eine anschliessende Haube, unter dem Kinn mit blauen Bändern gebunden, umgab ihr bleiches Gesicht. Wie herzzerreissend muss es gewesen sein, sechs mutterlose Kinder vor der Leiche zu sehen. Ich wusste, dass meine Mama im Himmel war, aber so wenig Begriff hatten wir vom Sterben und von einer heimgegangenen Seele, dass es meiner Schwester Annette und mir sehr bange ward beim Anblick eines durch einen Feuerschaden geröteten Himmels, dass unsere Mutter verbrennen könne. Ich folgte auch bisweilen, am Fenster stehend, dem Zug der Wolken und hoffte, in ihnen eine meiner Mutter ähnliche Gestalt zu erblicken.

Der Lagenasche sehr grosse Hof, unmittelbar an der Landstrasse, war umschlossen von einem hohen Zaun, Staketen auf einem ziemlich hohen Steinfundament; die Haupteinfahrt befand sich gerade in der Mitte, dem Wohnhaus gegenüber, und die Seitenpforte führte auf einen grossen Platz, wo die Wirtschaftsgebäude standen. Da öffnete man

*) Der nachmalige Kommandant Patkul hatte, wie die Familienüberlieferung meldet, für den »König Infintiv« nur wenig übrig, den er engherzig und kleinlich fand und bei gewollter Schlichtheit gespreizt. Stark hatte dazu auch die anscheinend in seinem Beisein erfolgte Abkanzelung Blüchers vor Paris beigetragen, dem der König unparadenmässiges Aussehen der Truppen gerade nach einem harten Kampfe zum Vorwurf machte. — Das Eiserne Kreuz, das Patkul, wie ihn ein kleines Gemälde zeigt, auf der Brust trug, hat er laut Familienüberlieferung auf dem Schlachtfeld von Leipzig erhalten.

eines Tages die Pforte, und unser treuer Diener Reinhold begleitete den hereinfahrenden Sarg. Die Einsargung geschah ohne uns. Der Sarg war mit dunkelkarmoisinenem Samt überzogen. Tags darauf war die Beerdigung. Die Rede wurde im Saal gehalten, bei geöffneten Türen, denn der Sarg stand vor der Hoftreppe. Nach der Rede, in einem der Visitenzimmer, war die Taufhandlung der kleinen Marie Elisabeth; und unmittelbar darauf fuhren wir in mehreren Equipagen nach Narva, zum Begräbnisplatz Sievershausen.

III

Wir Geschwister trennen uns

Mein Onkel Carl Arpshofen und seine Frau erboten sich, meine Schwester Annette und mich als Pflegekinder anzunehmen. Unsere Grossmutter behielt natürlich die kleine Marie mit der Amme; die Schwester Kathinka und der Bruder Alexander kamen zum Vater mit der vortrefflichen russischen Wärterin; und die beiden ältesten Schwestern sollten nach Petersburg in eine befreundete Familie kommen, wo zwei Töchter waren, jünger an Jahren, die aber schon eine französische Gouvernante hatten.

Mit Ausnahme von Kathinka und Alexander, welche Papa nach Zarskoje Selo brachte, blieben wir aber den Winter noch mit der Lehrerin bei Grossmama. Fräulein Perschin, wie jung sie auch war, war unsere treue Pflegerin, in Petersburg in einer deutschen Anstalt erzogen und griechischer Religion. Die regelmässigen Stunden begannen; bei dem regelmässigen Leben auf dem Lande, welches nur hin und wieder durch einen Besuch der Nachbarn und Verwandten unterbrochen wurde, verging die Zeit schnell. Meine Schwester Annette unterrichtete mich im Stricken, ich setzte die einfache Broderie fort, welche meine Mutter mir eingerichtet hatte; unser Puppenspiel wurde fortgesetzt, und der »Heilige Christ« brachte uns auch in diesem Jahr eine schöne Bescherung.

Die Frau des Waiwaraschen Amtmanns Briesemeister, welche in Livland meine Grossmutter Patkul in ihrer letzten Krankheit gepflegt hatte, kam an bestimmten Tagen zu meiner Grossmutter. Sie war sehr liebevoll gegen uns, und wir zutunlich gegen sie. Ich erinnere mich noch sehr wohl, als die Zeit heranrückte, dass die Schwestern nach Petersburg ziehen sollten, dass Frau Briesemeister bei einem ihrer Besuche am Fenster in einem sehr breiten Stuhle sass und dass ich neben ihr lag; sie sang das Lied »Es kann ja nicht immer so bleiben

hier unter dem wechselnden Mond«; und mit so viel Schmerz und Tränen in den Augen, ohne es merken zu lassen, dachte ich an die Trennung.

Meine Grossmutter fastete jeden Freitag, d. h. sie ass garnichts bis zum Abend — aus welchem Grunde, ist uns unbekannt geblieben. Morgens, wenn wir alle um den grossen Kaffeetisch sassen, Grossmama aber auf dem breiten, langen Sopha, Fräulein Schröder mit der steifen Krause den Kaffee bereitete und uns die Milch einschenkte, kam der Koch Pido, und Grossmama bestellte das Essen. An Freitagen durften wir es selbst tun, und sobald der Koch erschien, riefen wir Kinder mit einander: »Kürbis und Löffelkuchen!«, die in der Gegend mit schönem braunem Syrup und nicht mit Saft gegessen wurden.

Ich muss auch des alten Verwalters erwähnen, der kein ungebildeter Mann zu sein schien, Tischgenosse war und eine sehr einfache Frau hatte, die nur in Wirtschaftsangelegenheiten zu Grossmama kam und ein sehr schlechtes Deutsch sprach. Meinem Onkel Carl machte es sehr viel Spass, wenn meine Schwester Annette sie nachmachte: »Frau Baronin, da sind grobe Andtücher«.

Es ist mir nicht ganz erinnerlich, wann mein Vater die beiden Schwestern abholte und ob wir zu gleicher Zeit Lagena verliessen. Ebensowenig weiss ich, ob Papa uns zum Onkel Carl brachte oder dieser selber und die Tante; aber die Lehrerin zog mit uns, um unsere Erziehung zu leiten.

IV.

Waiwara. 1820

Im ersten Heft, welches unter meiner dictée geschrieben war, kam ich mit meiner Erzählung bis Waiwara, wo meine Schwester Annette und ich auf das Liebevollste empfangen wurden. Jetzt gehört das Gut einem Baron Korff. Es hat eine wundervolle Lage auf einem Berge, und zwei andere, auch mit Nadelholz bewachsen, geben der Landschaft einen imposanten Ausdruck. Früher war die Landstrasse geradeaus fünf Minuten Wegs vom Gute entfernt, jetzt sieht man das Gutsgebäude aus einer grösseren Entfernung von der Eisenbahn aus. Das Wohnhaus hatte zwei Stockwerke; im unteren befand sich nur der Saal, welcher im Sommer benutzt wurde, und Wirtschaftsräume. Und oben waren die Wohnzimmer. Die Möbel waren eleganter als in Lagena; gemalte Zimmer, keine altmodischen Tapeten. Aber Lagena blieb uns doch unvergleichlich!

Im Jahre 1884 besuchte ich von Merreküll aus Frau v. Korff zum ersten Mal, seit mein Onkel nicht mehr Besitzer war, und fand alles, alles ganz verändert, sodass ich mich in den alten Räumen garnicht zurechtfinden konnte. Das einzigste ausser den Bergen, was an die alten Zeiten erinnerte, war der Blick aufs Meer, welches in einer Entfernung von vier Werst vor uns lag, und wobei wir uns an den vorbeisegelnden Schiffen ergötzten.

Wir zogen also mit unserer Lehrerin Olga Petrowna Perschin zu den lieben Verwandten. An dem einen Ende des Hauses mit der Aussicht auf den Garten und das Meer wurde uns ein langes Zimmer eingeräumt. Der Ofen war in der Mitte der langen Wand, den zwei Fenstern gegenüber. Vor dem letzten Fenster in einer kleinen Entfernung stand der Schultisch; an der schmalen Wand links vor der Eingangstür stand das Klavier, und wiederum an der langen Wand in der Nähe des Ofens waren unsere Puppen in ihren Betten, Stühlchen, Tischchen mit einem bunten Blech-Waschapparat. Unsere Tante förderte sehr das auch von uns sehr treu betriebene Spiel mit den Puppen und schnitt uns Arbeit zu und beaufsichtigte sehr streng die Naht. In Lagena hatte ich von Annette das Stricken erlernt, und in Waiwara war meine tägliche Aufgabe ein Zwickel, der oft wegen einer gefallenen Masche aufgetrennt werden musste; und ich musste stricken, statt zu spielen. Auch der Klavierunterricht begann.

Unser Schlafraum war im ersten Teile des Zimmers; der Lehrerin Bett, mit einem Schirm umstellt, auch daselbst. Sie war eine so treue Erzieherin, begleitete uns immer, wenn wir um neun Uhr schlafen gingen. Wir spielten am Abend immer im Saal, wo der Onkel, die Tante und Fräulein Perschin sassen, und mussten sehr leise sein. Um halb neun Uhr hiess es: »Enfants, serrez vos jouxjoux!« (Kinder, räumt Eure Spielsachen auf). Darauf sagten wir gute Nacht, zuerst dem Onkel, besonders meine Schwester Annette von beiden Seiten, »damit die eine nicht neidisch werde«, und entfernten uns mit unserer lieben Olga Petrowna.

Die Tante war gottesfürchtig und lehrte uns beten: das Vater Unser und die Tischgebete. Wir beiden Schwestern knieten, und bald die eine, bald die andere sagte das Gebet laut auf; das Tischgebet jede für sich. Sonntags las die Tante vor, das Evangelium und die Epistel, und erklärte sie uns ganz nach evangelischer Weise. Den folgenden Sonntag mussten wir es wiedergeben.

Im Frühjahr wurde uns im Garten ein Blumenbeet eingeräumt.

Ich erinnere mich nicht — nach so langer Zeit — wann mein Vater die sechsjährige blonde Kathinka nach Waiwara brachte, Alexander aber zur Grossmama mit der treuen Palageja. Unsere kleine Schwester war unsere grösste Freude. Jeden Sonntag fuhren wir alle nach Lagena auf den ganzen Tag. Jeden Donnerstag kamen die Nachbarn zu uns: der Pastor Scholfin mit seiner Frau, einem Knaben Robert und einer kleinen Bertha; in späterer Zeit Herr v. Assing, ein Österreicher, mit seiner sehr kleinen, sehr liebenswürdigen musikalischen Frau, ein alter Herr Knoop mit seiner rothaarigen Tochter, ein Herr Legebarth nebst Frau, und höchst selten aus Chudleigh Herr v. Wilken mit Frau und Tochter. Ein wahres Fest war es, wenn es hiess: »Wir fahren nach Narwa zu der Tante Buxhövden«, die mit drei Töchtern, einem Sohn und einer Freundin — auch Witwe mit drei Töchtern gleichen Alters mit unseren cousines — daselbst lebte. Wie haben wir da wieder mit den zwei jüngeren cousines und den zwei anderen jüngeren Krimsky mit Puppen gespielt!

Die Tante kam sehr selten nach Waiwara; im Sommer öfter nach Lagena. Was war aber das für ein Glück, wenn unser Papa kam und bisweilen auch die beiden Schwestern aus Petersburg brachte, die aber bei Grossmama aufgenommen wurden. Abgesehen vom Glück des Wiedersehens kam noch die Freude über die Geschenke Papas an die Tante, an die Lehrerin, an uns, und über die der Schwestern, die uns prachtvolle Puppen brachten mit schöner Toilette und dunklem Haar.

Eine herrliche Epoche im Jahr war der Weihnachtsabend. Jedesmal liessen wir uns anführen, dass wir diesesmal gewiss keinen Baum zu erwarten hätten. Und als geklingelt wurde und wir dem Ton entgegenliefen, fanden wir die Menge Geschenke. Bald ein Puppenbett mit allem Zubehör und einer Gardine für unsere schöne Lisinka, dann ein kleines Sopha für uns mit drei Stühlen, kleine Leuchter, kurz allerlei.

Ich denke mit Freude und mit grossem Dank an die Jahre zurück, und ich hatte es immer gut. Ich war ein gutes Schulkind, hatte ein vortreffliches Gedächtnis, war ein stilles, gehorsames Kind. Liebte meine Schwester Annette zärtlichst. Sie mich ebenfalls, sie war aber sehr lebhaft, heftig, possenhaft und quälte mich bisweilen. Sie war kein so gutes Schulkind, und das war mein einziger Kummer. Die Lehrerin war unzufrieden mit ihr. Um mehr Eindruck zu machen, klagte sie der Tante, da kamen Szenen vor. Und bei allen liebens-

würdigsten Eigenschaften, die Annette hatte, hatte sie die Art zu maulen, wenn ihr nur etwas in der Schule nicht nach dem Sinne war. »Annette, ne boudez pas!« (Annette, maule nicht). Die Tante richtete uns ein Journal ein, wo wir abends, ehe wir »gute Nacht« sagten, alles einschreiben mussten, über unsere Aufführung in der Schule und ausserhalb. Da schrieb Annette sehr oft: »j'ai boudé«. (Ich habe gemault). Ich habe immer gern an meine Kindheit gedacht. Aber erst in späteren Jahren ist es mir zum Bewusstsein gekommen, was wir meiner Tante zu verdanken haben durch ihre Worte und ihren Wandel. In den dreieinhalb Jahren ist nie ein böses und richtendes Wort über andere gesprochen worden in unserer Gegenwart. Gegen alle Menschen, gegen die eigenen Leute sahen wir die grösste Rücksicht und Leutseligkeit, was mir in Fleisch und Blut übergegangen ist und mir in vielem mein Leben erleichtert hat.

Wenn wir drei Schwestern spielten, so war ich die Herrin, die Mutter. Annette die Dienerin und Wärterin, Kathinka oder eine Puppe das Kind. Waren wir im Frühjahr und Sommer im Garten beschäftigt, so war ich die Hauptgärtnerin, Annette führte die kleine Schwester im Wägelchen herum und half die Pflanzen begiessen.

Nun aber traf eine Nachricht ein, die uns sehr bewegte. Es war eine grosse Truppenbewegung gewesen in den südlichen Gouvernements, und meines Vaters Standquartier war in Smolensk. Da lernte er einen alten Onkel mit seinen zwei Nichten kennen, Roman Nikolajewitsch Semitschow, auf dessen prachtvolles Gut mein Vater auch eingeladen wurde und die rühmliche russische Gastfreundschaft daselbst reichlich genoss. Die Nachricht kam, dass er Bräutigam sei mit Fräulein Anna Jewlampiewna Semitschowa, 17 Jahr alt. Ich kann mich nicht genau des Eindrucks erinnern, den dieser Brief auf uns machte, aber das weiss ich, dass der Gedanke, Waiwara zu verlassen, uns sehr schwer war. Wir mussten der neuen Mama schreiben und verstanden das natürlich nicht. Fräulein Perschin setzte uns den Brief auf. In der Osterzeit kamen die beiden Eltern nach Lagena. Die Stiefmama beschenkte uns sehr reichlich, war sehr freundlich und herzlich und hatte unsere Herzen gewonnen. Die wenigen Tage, die die Eltern in der Gegend zubrachten, war ein reger Verkehr zwischen Lagena und Waiwara. Sie nahmen den Bruder Alexander mit nach Zarskoje Selo, wohin die beiden ältesten Schwestern auch kommen sollten. Wir drei sollten den Sommer bei unseren lieben Pflegeeltern bleiben. Ich kann mich nicht erinnern, ob Ende August oder im Sep-

tember mein Vater uns abholen kam. Die kleine Maschinka blieb allein bei der Grossmama.

V.

Zarskoje Selo

Die Ankunft dortselbst in dieselbe Wohnung, die wir mit unserer Mutter verlassen hatten in der Hoffnung, nach einigen Wochen heimzukehren, erfüllte mich mit Schmerz. Die Stiefmutter war in ihrer völligen Morgentoilette und war uns nicht entgegengekommen, und das junge Ehepaar begrüsste sich so herzlich im Schlafzimmer, durch welches ich vorbeigehen musste, dass die Mama, ohne von der Umarmung abzulassen, mir zurief: »Sdrastwui, Sonja« (gut Morgen, Sonja). Diese kühle Begrüssung tat mir so weh, dass ich, als ich in unser Zimmer kam, mich der Tränen nicht enthalten konnte.

Nun fing ein ganz anderes Leben an. Die Mama war siebzehn Jahre alt, und wir waren fünf Schwestern, die älteste 16 Jahre alt und Cathinka neun und Alexander sieben Jahre alt. Später im reiferen Alter verstand ich sehr gut, wie schwer sie es hatte. Sie war ohne Mutter erzogen bei dem Onkel in ganz anderen Verhältnissen, als wir bis dahin gewohnt waren. In Waiwara waren wir Kinder, ohne verwöhnt zu sein, das Augenmerk; alles war anders bei Grossmama, nun auch in Waiwara, und da fiel mir manches sehr schwer aufs Herz.

Alexandrine war oft in Petersburg, und mit Elise schlossen wir heisse Freundschaft. Die Schule ging ihren Gang, wir hatten Klavier- und Tanzstunden, unsere Puppen liebten wir nach wie vor. Wir begleiteten die Mama oft in die Hofkirche, gingen mit ihr spazieren im schönen Park und hatten nur Bekanntschaft mit der Familie des neuen Direktors des Lyzeums, General Goldtheuer, der eine sehr liebe Frau hatte und mehrere Töchter. Aber der Verkehr war sehr wenig rege.

Es lebten so wenige Familien in Zarskoje Selo, dass meine Eltern nie Besuch hatten, ausser vielleicht einer seltenen Visite. Ein sehr schöner Obrist, Herr v. Rehbinder, kam auch abends. Er hatte eine grosse Ähnlichkeit mit Kaiser Alexander, und ich hatte eine Schwärmerei für ihn. Mein Vater hatte das preussische und das österreichische Regiment unter sich, welche in die Kolonien nach Nowgorod *) marschieren mussten. Mein Vater war ganz betrübt über die Trennung

*) Die von Araktschejew eingerichteten Militärkolonien.

von seinen Regimentern, und um ihm eine kleine Zerstreuung zu verschaffen, forderte uns Fräulein Perschin auf, unter einander zu tanzen. Unsere Stiefmutter hatte ein Gütchen in Smolensk, welches Jungens und Erwachsene lieferte, um sie zu Bedienten, Köchen, Kutschern, Vorreitern heranzubilden. Unter ihnen war ein Diener, der Musiker war, namens Fedot. Er spielte sehr geläufig Klavier, die schwierigsten Stücke, komponierte Walzer und einen Marsch, gab uns Klavierstunden und spielte zum Tanz. Als wir im besten Tanzen waren, erschien mein Liebling, Herr v. Rehbinder. Er sah auch dem Tanze zu. Ich tanzte als Dame, und als eine Tour kam, wo ich einen Cavalieren zu engagieren hatte, ging ich zwölfjähriges Mädchen auf den Obristen zu, und er war so freundlich und walzte mit mir. Ich war sehr glücklich.

In der kaiserlichen Familie ward es beschlossen, meinen Bruder als Kameraden für den Grossfürsten Alexander Nikolajewitsch zu nehmen**). Mittlerweile kam mein Vater zu dem Entschlusse, angeregt durch den kaiserlichen Arzt Velho, eine Reise nach Würzburg zu machen ins orthopädische Institut. Zwei von uns hatten es eigentlich nur nötig, aber die ganze Familie reiste, und der Kaiser drang darauf, dass Alexander sich von uns nicht trennen sollte, und versprach zu sorgen, dass er bei unserer Heimkehr angenommen werden sollte.

Der Kaiser beglückte einige Häuser mit seinem Besuch, wie schon im ersten Heft erzählt worden ist. Und einige Zeit vor unserer Reise und seiner Reise nach Taganrog kam er zu uns. Mein Vater begleitete den hohen Herrn die Treppe hinunter und bat ihn, falls er nicht wiederkäme, sich seiner Familie anzunehmen. Darauf sagte der Kaiser: »Du wirst zurückkommen, ich aber nicht. Dann halte Dich an Nikolai«. — »Majestät«, erwiderte mein Vater: »Sie übergehen Constantin!« — »Er will selbst nicht«. Und so war es auch.

**) Alexander Patkul wurde wirklich zum Jugendgespielen des Grossfürsten, welcher später als Alexander II. den Thron bestieg. Der Familienüberlieferung nach diente er ihm hauptsächlich als Prügelknabe. Die Freundschaft zwischen beiden bestand zeitlebens fort, ohne Wirkung auf die Öffentlichkeit zu haben, da Patkul jedes Ehrgeizes ermangelte, auch keine besonderen Vorzüge ausser einer guten Erscheinung besass. Wie sehr ihn auch die anderen Kinder Kaiser Nikolais I. liebten, geht daraus hervor, dass dessen Tochter, die Königin Olga von Württemberg, als mein Vater in Stuttgart weilte, diesem den Vorwurf übermitteln liess: »Wie, ein Neffe Sascha Patkuls hält sich hier auf und sucht nicht darum nach, mir vorgestellt zu werden!« worauf erst mein Vater um die Audienz bat.

VI.

Würzburg

Ende September oder Anfang Oktober brachen wir auf in zwei viersitzigen Wagen und einer zweisitzigen Kalesche: die Eltern, wir Kinder aus der ersten Ehe, das kleine Schwesterchen auf dem Arm der Wärterin, eine Dienerin und drei Diener. Ich war dreizehn Jahre alt. Ob wir in Lagena und Waiwara rasteten, ist mir nicht erinnerlich. Wir berührten Dorpat, Riga.

Sehr langweilig und ermüdend war die Reise bis Königsberg. Ich sass im Wagen mit der ältesten Schwester Alexandrine, Kathinka und dem Stubenmädchen. Wir legten ein Kissen auf unsere Knie und spielten Piquet. Später aber kam ich in die Kalesche mit Elise und Maschinka. In Königsberg ging es uns sehr gut. Im Anfang der Napoleonischen Kriege stand mein Vater in Quartier in Königsberg und machte die Bekanntschaft eines Ehepaares von Sudnohowsky, die zu einer so herzlichen Freundschaft wurde, dass die beiden Frauen mit einander korrespondierten, und bei unserem Besuche in Königsberg im Jahre 1854 sagte mir die verheiratete Tochter, Frau v. Batocki, dass die Mutter die Briefe meiner Mutter sich in den Sarg habe legen lassen.

Gleich nach unserer Ankunft meldete sich mein Vater seinen Freunden, die sofort erschienen. Die Begrüssung der Frau v. Sudnohowsky mit meinem Vater fiel uns auf und missfiel erheblich der Stiefmama. Mit freundlichster Emphase rief die Dame »Patkul!« und umarmte ihn. Die Eltern und Alexandrine wurden drei Abende hintereinander eingeladen, und jedesmal in eine andere Gesellschaft von fünfzig Personen. Alexandrine musste vorsingen und entzückte alle.

Unsere langweilige Reise setzten wir fort. Ob wir Dresden damals berührten, ist mir nicht erinnerlich. Bamberg, Bayreuth, mit der wunderlichen bayerischen Aussprache. Wir langten endlich in Würzburg an in dem »Weissen Schwan«. Gleich machten wir Bekanntschaft mit der gräflich Kotschubeyschen Familie, bestehend aus den liebenswürdigen, guten Eltern, einer lahmen Tochter Annette meines Alters, zwei Söhnen Michel und Serge, einer Lehrerin und dem Arzt Meyer. Hier gefielen sich die Frauen nicht sehr, waren sehr verschieden im Alter und in der ganzen Art und Weise. Nun kam der Direktor des »Caroliner Instituts«, so genannt nach der Königin von Bayern. Im Institut, einem enormen Gebäude, räumte man uns ein Quartier von drei grossen Zimmern ein — wir speisten zu Hause, aber aus der Institutsküche — und ein geräumiges Vorhaus, woran der Korridor

stiess; die Treppe hinauf trennte uns von der Gräfin Voss, die mit ihren Töchtern Marie und Elisabeth und deren Erzieherin Fräulein Obstfelder ebenfalls der Töchter wegen in Würzburg war. Das war ein herrliches Leben mit diesen prächtigen Menschen. Marie war gleichen Alters mit Alexandrine und Elise, und Elisabeth wurde Annettens und meine Freundin. Die Gräfin nannte sich selbst »Mama Voss«.

Sehr viele von den Mädchen unseres Alters lernten wir daselbst kennen. Gleich beim Eintritt bekamen wir unsere Maschinen und Streckbetten, und obgleich Marie und ich nur eine Kur nötig hatten, so kundschaftete der sehr geliebte Direktor doch bei allen ausser bei Alexandrine, die sich ihm gar nicht als seiner Hut bedürftig präsentierte, ein kleines Übel heraus, und zwei Jahre brauchten wir mit dem grössten Ernst und Consequenz die langweilige Kur.

Jeden Sonntag wurden Annette und ich zu Kotschubeys in einem rotlackierten Wagen abgeholt mit einem deutschen Diener Josef. Wir nahmen unsere schöne Wachspuppe immer mit. Annette war fünfzehn Jahre alt, im sechzehnten, und arbeitete so geschickt für die Puppe; und Annette Kotschubey hatte auch eine schöne Puppe wie die unserige, mit einem Kopf aus Wachs, blondem Haar, Händen und Füssen aus Wachs. Madame Nanny war die zweite Puppe, aus Paris, mit der schönsten Toilette. Annette Kotschubey machte uns immer Chokolade, bereitete sie selbst auf einer Spirituslampe. Die Gräfin freute sich immer über unser Kommen, denn die Tochter lag zwischen Laken, war so lieb und geduldig; und bald nach ihrer Heimkehr nach Petersburg starb sie.

Einen sehr angenehmen wochenlangen Besuch hatten wir an unserer Cousine Adelaide Pfaff aus Erlangen, deren Mutter die Schwester meines Vaters war. Insbesondere befreundete sie sich mit Elise. Sie war ein liebes, sehr lebendiges und christliches Mädchen und ergötzte uns oft mit ihrer bayerischen Aussprache: »Aber lieber Onkel, seyn Sie nicht bess« (böse). Papa beschenkte sie sehr, und wir hatten sie alle gern. Sie hatte nichts Patkulsches.

Als Vossens wegzogen, bezogen unsere Eltern ihre Wohnung. Wir hatten auch hohen Besuch gehabt: die Königin Witwe besuchte einmal im Jahr die Anstalt. Der König Maximilian starb in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes noch im Schwan, und ich war höchlichst verwundert, dass der Kellner die Todesnachricht uns brachte, als er uns bei Tisch servierte, und es ganz kaltblütig erzählte. »Der König ist gestorben, und er ist garnicht traurig!« bemerkte ich.

Unser lieber Direktor, Doktor Heine, war früher Messerschmied gewesen, ein sehr begabter Mann, und richtete eine sehr besuchte orthopädische Anstalt ein. Zu unserer Zeit, die zwei Jahre dauerte, waren freilich nur drei männliche Patienten in der Kur. Der nachmalige Bankier Bethmann, hinkend, ein junger Galitzyn, der, wenn er im Korridor einer Dame begegnete, die Wand ansah, und ein junger Brentano, der von seinem Diener getragen wurde.

Während unseres Aufenthaltes im Stift gab Heine zwei Bälle. Einen brillanten Maskenball und das Jahr darauf einen einfacheren, wo man in schwarzer Seide erscheinen durfte und ich als ein Backfisch ein von der Schwester geliehenes Kleid hatte. Aber auf dem Maskenball waren Annette und ich pompeus gekleidet. Die Stiefmama und Alexandrine hatten so lange den Papa beredet, uns die Kostümierung zu erlauben, bis er seine Zustimmung gab. Er fürchtete, die Erhitzung unter der Maske könnte den Teint verderben. Da aber vortreffliche Masken angeschafft wurden, die aus feinem Draht gemacht wie Cannevas aussahen, wo in der Höhlung der Wangen ein rosaseidenes Läppchen eingeklebt war, und da wir versprechen mussten, sofort wie der Tanz beginnen würde, unser Gesicht zu befreien, so ging alles vortrefflich vonstatten. Als Türke und Türkin wollte man uns kleiden, und die Mama und die Schwestern hatten alles aufgewendet, um uns prachtvoll darzustellen. Um den Hals hatte ich echte Perlen mit einem grossen Fermoir, einen hellen Stein mit Brillanten eingefasst, ein Geschenk an Alexandrine vom Kaiser zur Taufe der kleinen Schwester Lubinka *), bei der er mit Alexandrine als Pate gestanden hatte. Auf dem Haar, welches ganz bedeckt war und meiner kleinen Stirn sehr vorteilhaft stand, hatte ich einen weiss mit rot gewundenen Turban, und als Feronière (auf der Stirn) die Mitte eines Fermoirs, dunkler Saphir mit Brillanten besetzt. Annette hatte einen dunkelrotseidenen Rock mit Zobelboa besetzt, als Weste ein Stück schwarzen Samts mit einer Menge Bronzeschnallen aufgenäht, die ebenso wie meine bracelets mit Stahlpunktchen und Sternchen besetzt waren; einen Turban auf dem Kopfe mit einer blitzenden Agraffe und, ich glaube, einer Feder, einen Dolch in der Hand. So traten wir beide ein in den gefüllten Saal, den wir umgingen, in orientalischer Weise grüssend. Wir blieben stehen in einer vorderen Reihe, und unser Papa stand hinter

*) Tochter zweiter Ehe des Kommandanten Patkul. Sie starb noch nicht erwachsen in Reval.

uns ganz nahe. Da sah ich einen jungen Grafen Buttler auf mich losschreiten, und er engagierte mich zum Walzer. Papa war sehr behende, mir die Maske loszubinden, und nun entstand die Verwunderung: »Ach, sind Sie es!« Als wir unseren Rundgang machten, hörten wir fortwährend »wer können diese reichen Masken sein?« Mögen sie vom Hofe sein?« so ging es fort und fort. Ich, ein Kind eigentlich, wie ich war, vierzehn Jahre alt, wurde sehr ausgezeichnet, fortwährend engagiert, mein Vater hörte Lobeserhebungen über mein Aussehen — ein Graf Bothmer hätte einen Louis d'or gegeben für ein Bild, welches in der Münchener Gallerie wäre und von welchem ich Ähnlichkeit hätte. Das erzählte mir alles später mein lieber Papa. Und ich in meiner Unschuld? Als wir uns zum Balle begaben, hatte Papa eine so grosse Eile, dass wir gleich nach dem letzten Stiche aufbrechen mussten und ich keine Zeit hatte, mich in dem Spiegel zu sehen. Aber, dass ich nicht Lust dazu hatte, als wir nach Hause kamen, und mich gleich, ohne in den Spiegel zu sehen, auskleidete — das freut mich noch heute, dass ich so garnicht eitel war.

Erschütternd wirkte auf uns die Todesnachricht von unserem Kaiser Alexander. O wie waren wir traurig! Und nun kamen die Berichte vom zwölften Dezember. Unter den Dekabristen waren einige von unseren bekannten Offizieren, auf deren Schoss ich gesessen hatte. Wir hatten Mitleid mit ihnen, Papa verurteilte sie zu den grössten Torturen. Es war eine schreckliche Zeit. Der Graf Kotschubey mit seiner Familie teilte sie mit uns, und die Familie Voss nahm auch herzlich teil; die Tochter Marie jedoch freute sich, dass ihre Prinzessin Charlotte Kaiserin würde. Der Graf Kotschubey sagte meinem Vater, dass man Constantin huldigen müsse, und war sehr verwundert von ihm die Worte zu hören, die der Kaiser ausgesprochen hatte: dass Nikolai sein Nachfolger sein würde. Ein Kurier traf alsbald ein und bestätigte dieses.

Mein Vater in voller Paradeuniform fuhr einmal ins Palais (die Residenz), um sich dem König Ludwig vorzustellen. Nachdem Papa einige Worte gesprochen hatte, sagte der König: »So höre ich wieder einmal das schöne Deutsch, das bei Ihnen gesprochen wird«. Und als Papa die Ehre hatte, bei Hofe zu speisen, bemerkte Frau v. Venningen: »Wie wunderbar, dass der General in so kurzer Zeit das Deutsch so schnell erlernt hat«. Darauf der König: »Meine liebe Frau v. Venningen, ehe der General hierherkam, hat er ein schöneres Deutsch gesprochen als wir alle«.

Allmählich ging unser Aufenthalt zu Ende, und man rüstete sich zur Reise. Wir mussten unsere Streckbetten mitnehmen, die allnächtlich hereingebracht wurden und zu welchen unser Vater einen besonders ausgezeichneten Fourgon bestellt hatte mit einem Verdeck vorne und einem bequemen Sitz wie eine zweisitzige Kalesche, wo die beiden ausländischen Zofen sassen, Karoline und die einfachere: Nanny. Wir hatten zu den équipages, die uns nach Würzburg brachten, noch eine zweisitzige Kalesche zubekommen. Unser Personal bestand aus den Eltern, vier erwachsenen Schwestern, drei Kindern, unter denen mein kleiner Bruder und die beiden Stiefgeschwister ganz klein, zwei russischen Dienerinnen und, zu den drei Dienern, die wir schon mitbrachten, einen Ausländer namens Peter und, nicht zu vergessen, die Schweizerin Mademoiselle Peyrot. Drei Hunde, Tricks, vervollständigten den Zug.

Wir rasteten einige Tage in Dresden und hatten die Freude, Mama Voss und die Töchter zu sehen. Mitau, Riga, Dorpat berührten wir, und ich erinnere mich garnicht, ob unsere reisige Gesellschaft in Lagena und Waiwara einkehrte, und ich habe jetzt niemand, den oder die ich fragen könnte. — Ich glaube, dass die Reise vier Wochen gedauert hat. Alles ging unter Papas Kommando nach der Schnur. Alexandrine besorgte den Kaffeetisch, auch für die domestiques. Annette beaufsichtigte das Auspacken und Aufstellen der Streckbetten und am Morgen wieder das Einpacken.

Etwas mir Unbegreifliches erlebte ich in Mitau. — Auf der Hinreise war es. Wir kamen ziemlich spät auf die Station, und es war etwas Mangel an Platz und man schickte mich ganz allein in einen viersitzigen Wagen, da die Nacht zu schlafen. Mir war wohl sehr bange, und mir wurde ganz schauerlich zu Mute, als ich den Nachtwächter rufen hörte: »Ihr Herrn, lasst Euch sagen, die Uhr hat zehn geschlagen«. Das hätte mich im Gegenteil beruhigen müssen.

Das war eine kleine Abweichung vom Text. O wie schön war es, zur Ruhe zu kommen in unserer alten Wohnung! Als Kind hatte ich sie verlassen.

VII.

Rückkehr

Annette und ich mit M-lle Peyrot bewohnten das alte Kinderzimmer. Es war ein sonderbares Leben, das wir führten. Unser Onkel Georg Arpshofen war Chef des Husarenregimentes, und sie hatten

zwei Kinder, Catherine und George. Besuch hatten wir niemals, ausser, selten, einen Herrn zum Mittag. Hin und wieder fuhren wir zu unserem geliebten Onkel und waren sehr eingenommen von der Tante. Aber es war gar kein Verkehr zwischen den Häusern; Zarskoje Selo war recht leer. Die Gräfin Alopäus, die meine Eltern in Kissingen kennen lernten, hatte einen Sohn im Lyzeum und bat meinen Vater, dem Sohne Theodor zu erlauben, unser Haus zu besuchen. Das hatte zur Folge, dass sich Sonntags mehrere junge Leute versammelten, und wir tanzten stundenlang, und Fedot spielte bis zur Ermattung.

Annette und ich hatten sehr ungenügende Literaturstunden beim Pastor Avenarius und Religionsstunden. Unsere Stütze und Trost darin war Elise, die einen ausgezeichneten Religionsunterricht mit Alexandrine zusammen bei einem Pastor Saltet — aus dem Ausland kommend — hatte. Der Ortsprediger wurde verrückt, und Saltet war von Gott gesandt, die deutschen Kolonien bei Zarskoje Selo zu besuchen, und ging dann nach Grusien zu den colonies.

Unsere Kirche besuchten wir oft, machten mit der roten Hofequipage viele Spazierfahrten nach Pawlowsk, Bablowo, in die ferme, wo wir die erste Merinoheerde sahen und uns erquickten an Milch und Seppick. Die entente cordiale zwischen uns Schwestern erleichterte unser so wenig an Genüssen reiches Leben, welches aber die gute Seite hatte, dass wir gar keine Ansprüche stellten, was auch später in Reval an uns gerühmt wurde.

Mein Vater stand in einem fast brüderlichen Verhältnis zu den Grossfürsten Nicolai und Michel. Obgleich er gar keine Possen liebte, so jagten die Grossfürsten einer den andern, warfen sich rücklings auf einen Tisch, die Beine in die Höhe, und dergl. Als die Truppenbewegung stattfand, die ich oben erwähnte, rastete mein Vater mit seinen Regimentern in Wilna, und der Grossfürst Nicolai war auch da und sass einmal mit meinem Vater sehr gemütlich auf einem Sopha. Er sagte: »Ich würde mich glücklich fühlen, wenn der Kaiser mich zum Generalgouverneur der Ostseeprovinzen ernennen würde«, und mein Vater sagte: »Und ich wäre glücklich, zum Kommadanten in Reval ernannt zu werden«. — Eines Tages sassen wir schon bei Tisch, und Papa war ins Palais gegangen zum Grossfürsten Michel, als er zurückkehrte in voller Uniform, sich mit der Hand den Mund haltend, und rasch in sein Kabinett ging. Die Mama stand eiligst auf und fand ihn um den Mund blutend mit einem herausgebrochenen und halbgebrochenen Vorderzahn. Was war das? Der Grossfürst berechnete

nicht immer die Folgen seiner rohen Spässe. Er sass, und mein Vater stand vor ihm; er nimmt Papas beide Hände, hält sie fest und gibt ihm einen Krummfuss. Dieses unerwartete maneuvre — die Hände fest — war die Ursache, dass er ausglitschte und mit der ganzen Wucht auf den Mund fiel, auf das harte Parquett. Er wurde sehr krank, lag zu Bett, hatte Blutegel sich ansetzen müssen. Der Grossfürst schickte auch seinen eigenen Arzt Velho und war sehr beunruhigt. Nach einigen Tagen kam die Ernennung meines Vaters zum Kommandanten in Reval. Der Grossfürst, der um diesen Wunsch wusste, hat gewiss den Kaiser daran erinnert und wollte meinem Vater seinen tollen Streich versüssen. Als wir aus dem Auslande kamen und Papa sich dem Kaiser Nicolai vorstellte, sagte ihm dieser: »Ich kann nicht mehr Generalgouverneur der Ostseeprovinzen werden, Du aber wohl Kommandant in Reval«.

Nun, das war eine frohe Nachricht. Es wurde beschlossen, dass Elise und ich, um unsere Kur ungestört fortzubrauchen, nach Waiwara zu unserem Onkel kommen sollten auf ein Jahr. Im Oktober machte sich die ganze Familie auf nach Reval. Auf einer Revalschen Fuhre war eine grosse Bagage geladen, und die Wärterin sass darauf, die liebe alte Palageja. Elise und ich aber blieben in Waiwara zurück. Der Aufenthalt dort war mir sehr angenehm. Im Sommer kam Annette auch zu uns, und das war herrlich.

Da, im Oktober kam die Stiefmama aus Reval und brachte uns nach Petersburg, um uns zu equipieren und um ihren kranken Bruder Alexander zu besuchen. Wir beide stiegen ab bei der Familie Schkurin, den Pflegeeltern meiner ältesten Schwestern; Sascha und Katja waren die lieben, sehr musikalischen Töchter. Wir besuchten einmal das Theater und genossen viel Herzlichkeit und Liebe bei den freundlichen Menschen.

Es ist mir nicht erinnerlich, wie und wann Annette nach Reval zurückkehrte. ich fand sie dort vor. Das ganze Jahr hindurch hatten wir viel miteinander korrespondiert, und die Briefe waren sehr ernster Inhalts. Ich kann es mir nicht vergeben, dass ich als Braut die correspondance vernichtete. Der Aufenthalt in Waiwara war uns auch interessant durch den Besuch des Gouverneuers Budberg, und sehr beglückt waren wir durch den Besuch des Kaisers Nicolai und der Kaiserin mit ihrem Hofstaat. Sie nächtigten in Waiwara, soupierten und fuhren den anderen Morgen nach Petersburg. Wir standen auf der Treppe bei ihrer Abreise und sahen das schöne Angesicht des Kaisers.

Unsere Mama wurde genannt. Der Kaiser sagte ein paar liebenswürdige Worte, und die Kaiserin, schon in der calèche sitzend fragte: »Où sont les petites Patkuls?« und als auf uns gewiesen wurde, »des grandes demoiselles!«

VIII.

Reval

Ich glaube, Ende Oktober trafen wir in Reval ein. Wir bewohnten die ganze untere étage im damaligen Kaulbarsschen Hause. Bis dahin hatten wir ein sehr einfach möbliertes Haus gehabt, ohne jegliche Elegance. Mir war dergleichen alles gleichgültig. Beim Eintritt ins erste Wohnzimmer sah ich meinen kleinen Stiefbruder Wolinka im blauen Röckchen, blondem, lockigem Haar, etwas schüchtern vor den fremden Erscheinungen, aber so schön, dass ich gerührt war.

Die Freude des Wiedersehens namentlich mit Annette war köstlich. Sie führte mich herum in den sehr hübsch möblierten Zimmern mit Gardinen an den Fenstern und wunderte sich, dass ich so gleichgültig dazu stand. »Du freust Dich garnicht darüber, wir haben es doch so hübsch gemacht; wie kann man so pomadig sein!«

Wir vier ältesten Schwestern bewohnten einen langen Saal, das letzte Zimmer, abgeteilt in der Mitte durch einen festangenagelten Schirm. Hinter demselben standen unsere Betten und Waschtische, und vorne war unser Aufenthaltsraum mit einem Etablissement, unseren Schränken; natürlich hatte nicht eine jede ihren Schreibtisch.

In Reval ging mir ein neues Leben auf. Wir hatten einen so angenehmen Verkehr. Am liebsten verkehrten wir mit der Familie Franza, weitläufig mit Patkuls verwandt. In dem Hause war ein lebendiges frisches Christentum, wir liebten uns herzlich, und eine grosse Freude war es uns, abends über den kurzen Domberg ins Erlandsche Haus zu gehen. Es lebte hier eine alte Allerweltstante Tiesenhausen, die Stiefmutter von Rudolph Patkul, die ich sehr gern besuchte. Und ausserdem verkehrten wir sehr viel mit den sowohl in Reval lebenden als auch zum Termin kommenden Familien.

Damals war die angenehme Sitte, dass man abends unangemeldet zum Tee kam. Und die Herren, die meinem Vater einmal die Visite machten, wurden aufgefordert, das Haus zu besuchen. Unter denen war Rudolph Patkul, den ich schon als habitué vorfand. Er nannte meinen Vater Onkel und uns cousines. Er war ein herrlicher Mensch, verehrt und geliebt von allen, und genoss das höchste Vertrauen bei

der Ritterschaft und die grösste Anerkennung und Achtung bei den Bürgern. Er hatte sehr bald die Absicht gefasst, Alexandrine zu heiraten, die ihn vom ersten Moment an frappierte durch ihre Schönheit, ihn bezauberte durch ihren schönen Gesang. Und es dauerte zwei Jahre von seiner ersten Bekanntschaft an, dass er an einem Pfingstmorgen (1830) bei ihr vorsprach oder bei Papa und um sie anhielt. Sie war sehr bewegt, als sie ihm das Jawort gegeben hatte, weinte sehr. Sie hielt ihn für viel höher stehend an Wert über sich, so dass sie sich fürchtete, ihm nie genügen zu können.

Im Winter hatte ich schon die Bekanntschaft gemacht von Herrn v. Taube von Jerwakant, gleichen Alters mit Patkul. Die Namen der beiden Freunde wurden immer zu gleicher Zeit genannt, auch darin unzertrennlich. Herr v. Taube zeigte sich ganz gleichgültig mir gegenüber. Er tanzte wohl sehr selten, mich aber hat er nie engagiert. Unter den Herren, die uns auch unaufgefordert zum Tee besuchten, zählten also auch Patkul, der ganz habitué als Neffe und cousin war, Taube, Iwan und Alexander Grünewaldt, Stackelberg aus Mohrenhof und im Winter 1831 Baron Carl und Friedrich Üxküll. Zum Mittag, von Papa eingeladen, kamen viele, und zuweilen zu Terminzeiten so viele, dass wir Töchter bisweilen gar nicht erschienen, oder nicht alle. Einmal war ein kleines Diner, und ich äusserte mich gegen die Schwestern: »Möchte mich nur nicht Taube und nicht Engelhardt zu Tisch führen. Vor Taube geniere ich mich, und Engelhardt ist mir ganz fremd«. Und Taube führte mich zu Tisch, und ich sass zwischen ihm und Engelhardt, bedauerte aber garnicht, des letzteren Nachbarin zu sein. Er war ein Damenfreund und sehr angenehm. Taube unterhielt sich nur mit seiner Nachbarin Alexandrine. Nach Mittag sagte mir Kathinka: »Sophie, ich habe für Dich einen Mann: Engelhardt!« — »Ach, wie schade«, sagte sie, als ich ihr meldete, dass er schon verheiratet sei. Nach vielen Jahren erzählte ich es ihm.

Die Semenowschen Offiziere Helmersen und Louis Ropilew besuchten uns auch, wenn sie auf Urlaub nach Reval kamen. Friedrich Üxküll seine Besuche wurden sehr häufig, und es entstand bei uns Schwestern die Ahnung, dass es Annette oder mir galt. Er war liebenswürdig, beide Brüder leicht im Verkehr. Aber ein Wohlgefallen ernsterer Art flösste er mir nicht ein. Auf einem Aktienball, wo meine Schwester Alexandrine auch war, tanzte ich mit F. Üxküll eine Francaise und bemerkte nur zu deutlich, dass die Huldigung mir galt. Nach dem Tanze näherte ich mich meiner Schwester und gestand ihr mit Schreck

meine Entdeckung. Von einem Manne mir den Hof machen zu lassen, der mir keine banalen Komplimente machte, sondern wirkliche Anerkennung äusserte, und dessen Aufmerksamkeit ich nur mit Kälte hätte erwidern können, von ihm mich ins Gerede bringen zu lassen, dass war mir zu unangenehm. Er zeichnete mich aber so sehr aus, dass ich, nachdem ich mich öfters geprüft hatte, ob ich ihn lieben könnte, immer die Antwort gleich in mir bereit hatte: »Nein, nein«, und ihm also durch mein Betragen förmlich zeigte, dass er nichts zu hoffen hatte. Er eröffnete seine schmerzliche Enttäuschung Patkul mit der Bemerkung: »Gestern habe ich es klar gesehen, dass Fräulein Sophie mich nicht mag«. Trotzdem kam er den anderen Tag zu Patkuls, die eben aufs Land fahren wollten, mit dem Entschlusse, er wolle es doch wagen. Alexandrine kam rasch zu mir und teilte mir das mit. Ich brach in Tränen aus und sagte: »Habe ich es ihm gestern nicht genug gezeigt, damit er sich und mir den Korb ersparen möchte!« Bald darauf hörten wir seine Stimme bei Papa, seine Entfernung. Papa liess mich rufen, sprach sehr väterlich und ruhig zu mir, und ich antwortete: »Ich kann keinen Mann heiraten, den ich nicht liebe. Eine Frau, die ihn lieben wird, wird er beglücken«. Mein lieber Vater, so sehr er die Verbindung wünschte, beredete mich nicht dazu. Die Sache war für mich ganz abgemacht. Es war den 21. Januar.

Nun kam der März. Die Geheimrätin Üxküll mit ihrer Tochter, Fräulein Julie, kam auch nach Reval, gab Gesellschaften, die ihres angenehmen Tones wegen sehr beliebt waren. Die Frage entstand unter uns, ob ich hinsollte; Alexandrine war dagegen, die Stiefmama und ich dafür. Die Stiefmama aus dem Grunde, weil sie nichts Störendes darin sah, und ich, weil ich fürchtete, dass man mein Fehlen daselbst in der Gesellschaft dafür halten würde, dass wirklich eine Aussprache stattgefunden habe. Wir fuhren also hin, und ich verkehrte mit allen, comme si rien n'était, und Baron Friedrich teilte mir mit, dass er sich in den Kaukasus begeben wollte.

Am Ende des Märztermins gaben fünfzehn junge Herren einen sehr brillanten Ball, le bal des quinze aimables. Vorher war ein Ball gewesen der bal treize aimables, genannt »très aimables«. Die Stiefmama begleitete dieses Mal Annette und mich, und mein Vater kam auch Patkuls ebenfalls. Mit Tusch ward man empfangen, und die Damen wurden von Cavalieren in den Saal geführt. Friedrich Üxküll führte die Stiefmama, Carl Brevern Annette, und mich Carl Üxküll. Diesesmal nahm mich Üxküll auf, und schon sehr zum Schlusse

sprach er wieder an. Hinter uns an den Säulen sassen alte Damen, es war mir so höchst peinlich. Ich konnte auf seine Bitte nur antworten: »La réponse qui j'ai à Vous donner, Vous l'avez depuis longtemps«. — »Au moins Vous ne me refusez pas Votre estime?« — »Vous la possedez«. In der letzten Tour liess er mich mitten im Saal stehen, liess rasch meine Hand los und sagte laut: »Adieu!« Es war ganz grässlich. Ich glaubte, er würde sich erschiessen. Aber, als ich innerlich ganz aufgeregt, meine Alexandrine aufsuchte — die Eltern waren schon mit Annette, der es unwohl wurde, weggefahren —, brachte sie mich ins Damentoilettezimmer, zu welchem man durch den Speisesaal gehen musste, und wir fanden die beiden Brüder sich gegenüberstehend, lebhaft sprechend. Gleich darauf wurde eine Francaise getanzt, ich in einer Quadrille und in der nebenbei, gerade als vis-à-vis, tanzte Baron Üxküll. Und ich musste noch bis sechs Uhr auf dem Balle bleiben, und kam mit meiner lieben Okunew nach Hause, denn Patkuls hatten keinen Platz. Einige Tage darauf brachte mir Papa einen Brief zu lesen: von Üxküll geschrieben an Papa mit so rührendem Ausdruck, dass ich Ströme von Tränen vergoss.

Es wurden Pläne für den Sommer gemacht. Für die Stiefmama und die kleinen Brüder mietete mein Vater das Hippiussche Höfchen auf der Reeperbahn; Annette sollte nach Habbinem zu Patkuls, aber blieb in Reval und ging täglich ins Höfchen.

Sie schrieb mir sehr oft, und erzählte mir, dass Üxküll sehr oft das Höfchen besuche, ihr ein Reitpferd verschafft habe, dass sie zusammen ritten; und schliesslich bekomme ich einen Brief von Papa, der mir schreibt: »Ich teile Dir eine Nachricht mit, die Dir keinen Abbruch tut und Annette beglückt. Sie ist Braut von Friedrich Üxküll«. Ich brach in Tränen aus. Meine Tante stand neben mir, umarmte mich und sagte: »Ich verstehe Dich«. Ja, da ging viel durch mein Gemüt.

Annette schrieb sehr glücklich: »Mir ist auch ein Leben aufgegangen.« Die Hochzeit war auf den 22. Juli bestimmt. Die Stiefmama lag sehr krank im Hippiusschen Höfchen. Ich erinnere mich nicht, wieviele Tage vor der Hochzeit wir aus Waiwara anlangten. Je näher zu Reval, desto schwerer wurde mir ums Herz, und ich weinte. Vor dem Schlagbaum wurden wir angehalten, und ich musste ein Sanitätszeugnis vorlegen; in Petersburg war die Cholera ausgebrochen.

Annette fand ich umgeben von Arbeiten, und strahlend umarmte sie mich. Bald darauf erschien der Bräutigam. Was in ihm vorging, weiss ich nicht. Verlegen war er nicht, und ich sprach ihm französisch

den Wunsch aus, dass dieses Bündnis Annettens Glück begründen möge und dass ich hoffe, mich in dieser Hoffnung nicht zu täuschen. »Si amour pur et tendre . . .« Ich hatte meine Gedanken dabei. In der Tat wurde die Ehe sehr unglücklich trotz Annettens schwärmerischer Liebe für ihren Mann.

Die Trauung vollzog Generalsuperintendent Hörschelmann am Nachmittage in der Domkirche. Nach der Trauung, der eigentlich, soviel ich mich erinnere, nur die beiden Familien beiwohnten, fuhren wir nach Hause. Champagner und Süssigkeiten wurden gereicht, und das junge Paar fuhr zur kranken Stiefmama. Zur Teezeit versammelte man sich bei der Geheimrätin Üxküll, es wurde getanzt, und nach dem Souper begleiteten wir das junge Paar bis zum Wagen. Uns Schwestern war das Herz recht schwer. Als alles zur Abfahrt fertig war, rief unser neuer Schwager aus dem Wagen heraus: »Paschol!«. Ein alter Graf Stenbock ging gerade in dem Moment vorüber und benannte sofort die rache Hochzeitsfeierlichkeit »Paschol-Hochzeit«. Mein Vater war der erste, der die Hochzeiten der Töchter so einrichtete, dass die Feierlichkeit nur einige Stunden dauerte.

Patkuls hatten mir gleich nach meiner Ankunft aus Waiwara den Vorschlag gemacht, mit ihnen nach Habbinem zu fahren, was ich sehr dankbar annahm. Denn es wäre mir gar zu schwer gewesen, ohne Annette zu sein. Den Tag nach unserer Ankunft besuchten drei Freunde zum ersten Mal Patkuls: Herr v. Gruenewaldt von Hukas, Baron Tiesenhausen von Itfer und der intimste Freund von Patkul, Taube von Jerwakant.

Doch muss ich noch etwas zurückkommen auf unseren letzten Aufenthalt in Waiwara. Jeden Sonntag fuhren wir zu Mittag nach Lagena und kamen nach dem Tee nach Hause, da der Onkel ängstlich im Fahren war. Mein Platz in Lagena war immer am Fenster, der lieben Tante Olga gegenüber, die einen sogenannten paté einnahm. Das kleine Gesellschaftszimmer dort war sehr gemütlich, die Fenster auf den Hof, der von einem durchsichtigen Zaun von der Landstrasse getrennt war. Eines Nachmittags, als wir abgegessen hatten, ging der Onkel hinaus. Eine gelbe Calesche blieb vor der Pforte halten, wo der Onkel angelangt war, und ich sah einen Herrn heraussteigen, den Onkel begrüssen, und beide schritten um das umzäumte Blumenstück mitten im Hof dem Wohnhause zu. Ich erkannte den Herrn v. Taube und freute mich, einen aus unserer neuen Heimat Reval zu sehen. Nachdem der Onkel ihn seiner Mutter und seiner Frau vorgestellt hatte, verliess

ich meinen Platz und ging auf ihn zu mit der Frage: »Was bringen Sie und Neues aus Reval?« Ich habe schon angeführt, dass sowohl bei uns zu Hause als auch auf den Gesellschaften, wo er mich traf, ich durchaus seine Aufmerksamkeit nicht auf mich gezogen hatte. Und nun antwortete er mir so sehr freundlich: »Vor allem Gesundheit«. Später sagte er mir, dass, als er mich auf sich zukommen sah, ein besonderes Gefühl, mehr als das des Wohlgefallens, über ihn kam.

Die Freunde waren also am Abend angekommen. Baron Taube stand zu Alexandrine wie ein Schwager. Er bat sie, ihn mit Iwan Grünewaldt in ein Zimmer zu placieren. Sie hatte es schon so angeordnet. Mein Bräutigam erzählte mir nachmals von dem Eindruck, den ich in Lagena auf ihn gemacht; und als er mich wiedersah, war er nicht gewichen, und nun dachte er, mit Grünewaldt darüber zu sprechen. Als sie schon in ihren Betten waren, sagte er: »Höre mal, Iwan, wenn diese Sophie Patkul meine Frau würde?« Grünewaldt antwortete darauf: »Man muss bedenken, dass die Frau einem alles in allem sein soll«. Diese Antwort verdross den Freund, er blies das Licht aus und sprach nicht weiter. Nach ein Paar Tagen fuhren Grünewaldt und Tiesenhausen weg, Taube blieb. Es war für mich eine schöne Zeit. Die christliche Bewegung hatte soviele Herzen ergriffen, die sich um das wahre Christentum nicht viel gekümmert hatten. Mir war das Interesse dafür ganz eigen, und die fromme Gesinnung von Taube sprach mich sehr an. Er fand es auch sehr bald heraus. Meine Geschwister waren gottesfürchtig, aber vermuckt waren sie nicht, und die Freunde und ihre Frauen, die sich an diese christliche Richtung hielten, wurden Herrenhuter genannt, und erst als Braut erfuhr ich, dass das nur ein Beiname war.

Zu Anfang unseres Verkehres sagte mir meine Schwester, dass sie sowohl als auch Patkul sehr gern diese Verbindung unter uns sehen würden, und je länger der Verkehr ganz ungezwungen dauerte, desto grösseres Interesse gewannen wir an einander. Er sprach ganz unverhohlen von dem grossen tiefen Ernste des christlichen Lebens, wie er es auch für die Pflicht der Christen halte, die Vergnügungen der Welt zu meiden und, wenn er bisweilen sehr komische Ausdrücke brauchte, sahen wir, wie ernst er es nahm und wie er in seinem Hause dabei bleiben würde. Ich schwieg einmal bei einer Unterhaltung ganz still, und Alexandrine hielt die andere Seite und fand seine Ansicht übertrieben. Bald darauf sagte sie mir auch — vielleicht aus dem Grunde, weil Taube von seiner baldigen Abreise nach Petersburg

sprach, um wieder in seine Anstellung zu treten, ich aber mir unnütze Hoffnungen machen könnte: »Meine Sophie, wir beide haben Eure Verbindung gewünscht, aber jetzt wünschen wir sie nicht mehr. Du hast gehört, wie er vom Leben gesprochen hat, wie er sich und seine Frau ganz von der Welt ausscheiden will«. Und ich antwortete: »Wenn er garnicht daran denkt oder vielleicht den Gedanken aufgegeben hat, mich zu heiraten, so ist er ein schlechter Mensch, denn nun hat er es soweit gebracht, dass ich ihn liebe. Und lieber will ich mit ihm, wer weiss was für ein ernstes Leben führen, als mit einem anderen ein vergnügtes«. Es waren auch zwei Herren, die auf den Bällen mich auszeichneten, und es wäre ja auch möglich gewesen, dass sie Absichten ernsterer Art gehabt hätten. Da dachte ich: »Ja, ein geselliges Leben würde ich an ihrer Seite verleben; aber den Halt, den ich an Taube hätte, hätte ich da garnicht«.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Veränderungen im Ministerkabinett

Am 11. Juli traten der Bildungsminister Prof. L. Adamowitsch und Landwirtschaftsminister J. Kaulinsch von ihren Ämtern zurück. An Stelle von Prof. Adamowitsch wurde Prof. A. Tentelis zum Bildungsminister ernannt, an Stelle von J. Kaulinsch — der bisherige Vizelandwirtschaftsminister J. Birznieks. Vom gleichen Tage an hat Vizeinnenminister A. Behrsinsch das Stimmrecht im Ministerkabinett erhalten. Zum Ministerwechsel schreibt die »Brihwā Seme: »In jedem Staate sind Veränderungen notwendig. Wir müssen nur fragen, auf welchen Entwicklungsgang diese Veränderungen hinweisen. Prof. Adamowitsch hat durch das neue Bildungsgesetz die lettische Schule auf eine neue Grundlage gestellt. Zu seinen Verdiensten gehören die Anregungen für die Tätigkeit des Kulturfonds, die Förderung von Kunst und Wissenschaft. Nun steht eine grosse technisch-organisatorische Aufgabe bevor, welche personelle Veränderungen im grossen Apparat der Bildungspolitik erfordert. — Im Landwirtschaftsressort war es die erste Aufgabe der Regierung, die Landwirte vor dem Abgleiten in einen ausweglosen Zustand zu bewahren. Hier war Herr J. Kaulinsch als langjähriger Beamter der Agrarbank ein Ratgeber und Mitarbeiter. In seinen Umschuldungsmassnahmen, in der Anwendung der Zuzahlungs-

politik, in den Massnahmen zur Regelung der Produktion sehen wir die Arbeit des Ministers. Differenzierung der landwirtschaftlichen Zweige und Hebung der landwirtschaftlichen Kultur sind die zukünftigen Aufgaben des Ministeriums, und hierzu tritt an die Stelle des scheidenden Ministers ein entsprechender Spezialist.«

Die Gesandtenkonferenz in Riga

Am 28. Juni begann in Riga die Gesandtenkonferenz, an der die Gesandten Lettlands in allen europäischen Vertretungen teilnahmen. Die Arbeit umfasste politische Fragen, Probleme der Presse und Propaganda sowie Organisatorisches. Wenngleich in der Presse keine Mitteilungen über die Arbeit der Konferenz erschienen, so ist doch anschliessend an die Konferenz von drei lettischen Zeitungen zur Aussenpolitik Stellung genommen worden, wobei gewisse gemeinsame Anschauungen zu Tage traten.

Im Mittelpunkt stand die Frage der Sicherheit in Osteuropa, im Zusammenhang damit die ablehnende Haltung Deutschlands und Polens zum Ostpakt, und die Frage der französisch-russischen Zusammenarbeit. Seit dem Interview des estländischen Vizeaussenministers Laretei an die »Deutsche Allgemeine Zeitung« ist es bekannt, dass die Baltischen Staaten selbst mit einem Vorschlag hervorzutreten beabsichtigen, der ihre Sicherheit und Neutralität verbürgen soll. Man geht von der Voraussetzung aus, wenngleich England von der Totalitätslösung vom 3. Februar praktisch schon abgewichen sei, so werde doch französischerseits unbedingt an der vorgezeichneten Linie festgehalten werden. Ein anderes Verhalten würde nämlich den Verlust aller französischen Freunde in Osteuropa nach sich ziehen und damit Frankreich Deutschland gegenüber in eine vereinsamte Position drängen. — Somit könne ein baltischer Kollektivpakt mit Sicherheit auf französische Unterstützung rechnen. Von einer Wendung nach Osten (d. h. nach Russland) dürfe dabei keine Rede sein. West und Ost seien überhaupt nicht so scharfe Gegensätze, sie könnten auch manchmal durch die »Unsinnigkeiten einer Expansionspolitik geeint werden«.

Die Baltischen Staaten verstünden zu beobachten, wo die wertvollsten Kräfte für den europäischen Frieden seien; sie würden Beratungen anregen und praktische Methoden suchen, um zum Ziele zu gelangen. Es liege ferner keine Notwendigkeit vor, damit zu eilen, denn verschiedene Fragen innerhalb des Baltischen Bundes harrten noch der Bereinigung, so die Memel- und Wilnafrage.

Gründung des Zentralkomitees für französisch-baltische Annäherung

Am 31. Mai trat in Paris die Gründerversammlung des französisch-baltischen Annäherungskomitees zusammen, dessen Gründung schon vor einem Jahr beschlossen worden war. Zum Vorsitzenden wurde der Leiter der Aussenkommission des französischen Parlaments Paul Bastide gewählt, zu Vizevorsitzenden die Vorsitzenden der französisch-estnischen, französisch-lettischen und französisch-litauischen Komitees, ferner der gewesene Vizeminister des Äussern de Tessan und der Publizist Montfort. In einer Ansprache erklärte Paul Bastide folgendes: »Unter dem Sterne des Völkerbundes und den Institutionen der positiven Sicherheit werden wir für die Annäherung Frankreichs und der drei Baltischen Staaten kämpfen. Diese Nationen sind stark durch ihre Traditionen und ihre lebendigen Kräfte.«

Die Beschlüsse der lettisch-polnischen Pressekonferenz

Am 12. Juni tagte in Warschau eine Konferenz polnischer und lettischer Pressevertreter. Es wurden folgende Entschliessungen angenommen: 1) Es sollen in Zukunft jährlich Pressekonferenzen stattfinden, und zwar abwechselnd in Riga und Warschau. 2) Informationsfahrten von Journalisten in beide Staaten sind zu organisieren und zu fördern. 3) In Anlass von Feiertagen beider Staaten sollen entsprechende Sondernummern der Zeitungen herausgegeben werden, die die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Probleme der Staaten behandeln. Auch sonst sollen allmonatlich aktuelle Fragen der betreffenden Staaten in der Presse des anderen Landes behandelt werden. 4) Den grossen Blättern wird nahegelegt, Spezialkorrespondenten im anderen Staate zu unterhalten. Diese Spezialkorrespondenten dürfen nur Letten und Polen sein.

Italienische Gäste in Riga

Die italienischen Bemühungen um eine kulturelle Annäherung Lettlands und Italiens fanden einen erneuten Ausdruck im Besuch Dr. L. E. Cabalzans, des Inspektors der ausländischen Zweige des »Comité d'action pour l'universalité de Rome«. Der in Lettland gegründeten Zweigstelle mit Prof. Strauberg an der Spitze wird in Zukunft die Aufgabe zufallen, im Sinne der gewünschten engen Annäherung beider Länder zu wirken. — Während des Besuches wurde Dr. Cabalzan auch vom Ministerpräsidenten Dr. K. Ulmanis empfangen. Er hat das Land bereist und äusserte sich befriedigt über die gewonnenen Eindrücke.

Ferner besuchten 50 Mitglieder des italienischen Dante-Alighieri-Vereins das Land und wurden vom lettisch-italienischen Annäherungsverein empfangen und geführt.

Das deutsch-englische Flottenabkommen und sein Widerhall in den Baltischen Staaten

Das deutsch-englische Flottenabkommen vom 18. Juni hat die politische Situation am Baltischen Meere stark beeinflusst. Der Korrespondent der »Times« in den Skandinavischen Staaten nennt das Abkommen das wichtigste politische Ereignis der Nachkriegszeit für die Staaten am Baltischen Meere. Das Flottenabkommen zerstöre vollkommen das Rüstungsgleichgewicht in der Ostsee. Nach Ansicht der schwedischen Presse würde Deutschlands Macht in der Ostsee nun noch grösser sein als vor dem Kriege.

Der Gedanke einer Stärkung Deutschlands in der Ostsee ist von englischer Seite beim Abschluss des Flottenabkommens natürlich in Betracht gezogen worden, wie das aus der Unterhausdebatte zu erkennen ist. Man geht wohl nicht fehl, wenn man dieses als eine Antwort auf das französisch-russische Bündnis ansieht, welches Russland stark auf die europäische Politik Einfluss nehmen liess. Denn eine starke deutsche Flotte ist fraglos imstande, Russlands Möglichkeiten, machtpolitisch in Mitteleuropa aufzutreten, weitgehend zu paralysieren.

England hat anscheinend aus diesen Erwägungen eine deutsche Vormachtstellung in der Ostsee legalisiert. Die lettische Presse konstatierte in ihren Kommentaren zum Flottenabkommen folgerichtig den Bruch der Solidarität von Stresa, ferner eine Legalisierung der deutschen Wiederaufrüstung durch England und verzeichnet das zukünftige Stärkeverhältnis der Flotten in der Ostsee.

Die höchste Kriegsschule

Auf der Sitzung vom 6. Juni nahm das Ministerkabinett ein Gesetz über die militärischen Lehranstalten an. Mit seinem Inkrafttreten werden die bisherigen vier militärischen Lehranstalten in einer vereinigt — der höchsten Kriegsschule, deren Aufgabe es ist, den Offizieren eine vollkommen abgeschlossene militärische Ausbildung zu vermitteln. Die höchste Kriegsschule wird Offiziere nicht nur der Armee, sondern auch der Flotte, ferner Infanterieoffiziersstellvertreter auszubilden haben.

Das Fest der Arbeiter

Am 28. Juli wurde am Ufer des Jugla-Sees das schon lange vorbereitete grosse Fest der Arbeiter gefeiert, welches viele Tausende zusammenführte. Das Fest erhielt seine besondere Bedeutung, weil es als erstes dieser Art von den neuen Gewerkschaften gefeiert wurde, wobei auch 43 Fahnen der neuen Gewerkschaften geweiht wurden. Auf dem Fest hielt Ministerpräsident K. Ulmanis eine grosse Rede, in der er etwa folgendes ausführte: Dieses Fest sei ein Ehrentag der Arbeiter. Die Hände seien schwielig ,doch die Herzen seien voll Patriotismus. Es hätte sich eine Umwertung vollzogen nicht nur im Staatsleben, sondern auch in den Beziehungen zwischen den Einwohnern des Staates. Die Klassen- und Hasspolitik sei geschwunden. Städter und Landbewohner, Arbeiter und Beamten stünden gleichberechtigt nebeneinander. Wenn die alten Gewerkschaften etwa 7000 Mitglieder hatten, so zählten die neuen Gewerkschaften schon an die 30.000 Mitglieder. — Es müsse für die Arbeitsverhältnisse Sorge getragen werden, damit der ganze Mensch bei der Arbeit sei, denn über allen Maschinen stehe der lebendige Mensch, das Pfand der Zukunft. Die Regierung bereite ein Arbeiter-Versicherungsgesetz vor, das auch eine Altersversicherung enthalte. Ferner müsse für die Allerjüngsten gesorgt werden, damit das Volk wachse. Als Losung der Arbeiter aber habe das Wort zu gelten: Jeder in seiner Arbeit und alle in der Arbeit für den Staat.

Schulen für gemeinsamen Unterricht verschiedener Nationalitäten

Die Stadtverwaltung von Riga hat beschlossen, in Zukunft Schulen für gemeinsamen Unterricht verschiedener Nationalitäten zu begründen. Der Beschluss wird darauf zurückgeführt, dass in verschiedenen Teilen der Stadt die Anzahl der Schüler einer Volksgruppe sehr gering sei, sodass sich gesonderte Schulen nicht lohnten und Fahrten der Schüler auf weite Entfernung bis in eine Schule der betreffenden Nationalität notwendig würden. Über die Unterrichtssprache dieser gemeinsamen Schulen ist in der Presse nichts verlautbart.

Eine lettische Stimme zur VDA-Tagung

Anlässlich der Königsberger VDA-Tagung brachte die »Jaunākās Ziņas« eine ausführliche Berichterstattung, die gleichzeitig Gelegenheit zu einer Reihe von Betrachtungen bot. »Erstmalig«, so meint der Berichterstatter, »sei in diesem Jahre die ausländische Presse zur

Tagung geladen worden. Hierfür könne nur die Absicht ausschlaggebend gewesen sein, die Welt von dem unpolitischen Charakter der Tagung zu überzeugen und zu zeigen, dass in der Idee der Einheit des Deutschtums keine Absichten verborgen sind, die Verdacht erregen könnten. Wenngleich die Organisatoren sich grosse Mühe gegeben hätten, dieses zu erreichen, so seien doch einige Unklarheiten geblieben. Warum z. B. würde der Kongress des Auslandsdeutschtums gerade in Königsberg gefeiert? Vermutlich sei die Wahl auf Königsberg gefallen, weil von hier aus sich ein schöner Blick auf den Osten ergebe und die gesprochenen Worte im Osten am besten gehört werden könnten. Die Grenze zwischen dem Reichsdeutschtum und dem Auslandsdeutschtum sei vollkommen verschwunden gewesen. Unterschiedslos sei vom 65-Millionenvolk wie vom 100-Millionenvolk der Deutschen gesprochen worden.

Einen Zweifel an den Loyalitätsbeteuerungen der Auslandsdeutschen hätte die Rede des Kultusministers hervorgerufen, der den Lehrern zugerufen hätte: »Stell dein deutsches Gewissen über alles« (Übersetzt mit: »vācietības (?) apziņa«). Insofern sich diese Worte auch auf Bürger Lettlands bezögen, müsse verlangt werden, dass an erster Stelle das Bekenntnis zum Staate zu stehen haben. Der Oberbürgermeister von Königsberg hätte die Arbeit der kolonisierenden Ritter gepriesen und gesagt, ein schaffender Wille hätte gearbeitet vom Holsten-Tor in Lübeck bis zum Schwarzhäupterhause in Riga. Damit sei Riga als Stützpunkt des Deutschtums bezeichnet worden. Auch hätte der Redner durch eine Parallele zwischen der ersten Schlacht bei Tannenburg (1410) und den Baltikumkämpfern des Jahres 1919 Abenteurer zu Helden gestempelt. Mit grossem Erstaunen wird die Anwesenheit der deutschen Gesandten aus Litauen und Lettland zur Tagung festgestellt und die Frage aufgeworfen, was überhaupt die Gesandten auf dem Kongress der Auslandsdeutschen zu schaffen hätten.

Hervorgehoben wird endlich die Tatsache, dass im Festzuge die estländischen Deutschen ihre Staatsfahne vorantrugen, die Deutschen Lettlands dagegen nur das Wappen von Riga. Sei die Staatsfahne nicht würdig gewesen, an der Spitze der Deutschen Lettlands zu gehen? Oder sei das nur beim Wappen der »deutschen« Stadt Riga der Fall? Abschliessend gelangt das Blatt zum Ergebnis, die Idee der Einheit des Deutschtums enthalte noch viel Unklares und Zweideutiges, sodass die Ziele dieser »Alldeutschen Bewegung« nicht zu überzeugen vermöchten.

ESTLAND

Die estnische Presse zum deutsch-englischen Flottenabkommen

Das deutsch-englische Flottenabkommen hat in der estnischen Presse eine grosse Beunruhigung hervorgerufen. Fast alle estnischen Blätter wiesen in diesem Zusammenhange darauf hin, dass den Baltischen Staaten eine Gefahr von Deutschland drohen könnte. Das »Kaja« äussert in einem Artikel, dass die Aufrüstung Deutschlands zur See keinesfalls durch Notwendigkeiten des Küstenschutzes bedingt sein könnte, denn eine so grosse Flotte, wie das deutsche Aufrüstungsprogramm zur See vorsieht, sei zu Zwecken des Küstenschutzes nicht erforderlich. Das Blatt fragt sich daher, ob Deutschland nicht seine Flotte ausbaue, um eine Vormachtstellung in der Ostsee zu erlangen. Die Gefahr liege jetzt vor, dass zwischen Deutschland und Räterussland ein Rüstungswettlauf in der Ostsee beginnen werde, weswegen die Baltischen Staaten mehr denn je ihrem Küstenschutz Aufmerksamkeit widmen müssten.

Das »Päevaleht« äusserte in einem Artikel die Ansicht, Deutschland werde dank dem Abkommen mit England im Laufe von zwei Jahren seine Flotte in der Ostsee soweit ausbauen, dass sie an Stärke den vereinigten Flotten Russlands, Finnlands, Schwedens, Dänemarks, Polens, Lettlands und Estlands gleichkommen werde. Deutschland werde daher uneingeschränkt in der Ostsee herrschen, da es im Falle eines Krieges die Meerengen schliessen und damit verhindern könne, dass andre Mächte in der Ostsee seinen Feinden zur Hilfe kommen könnten. Daher habe die Sicherheitslage der Baltischen Staaten sich durch das deutsch-englische Flottenabkommen verschlechtert.

In einem andern Artikel schrieb dasselbe Blatt:

»Nur eine grenzenlose Naivität kann der Ansicht sein, dass den Kleinstaaten an der Ostsee nur aus dem Osten Gefahren drohen können. Da man schwerlich eine derartige Naivität bei den Vertretern dieser Ansicht voraussetzen kann, so hat man es hier mit irgendwas anderem zu tun, was viel schlimmer ist als Naivität.

Natürlich können wir ganz öffentlich erklären, dass wir nicht daran glauben, dass die heutigen Regierungen, sei es im Osten, sei es im Westen, irgendwelche schlechte Absichten uns gegenüber hegen. Aber nicht die heutige Lage ist von Bedeutung, sondern die dauernden Bestrebungen und Ziele. Von denen ist aber bei uns schon so viel geredet worden — auch von der zielsicheren Propagandaarbeit in

Deutschland, von dessen »Drang nach dem Osten« und vom »Volk ohne Raum« — dass die Lage wohl allen klar ist. Vielleicht nimmt man es uns daher nicht übel, wenn wir misstrauisch und vor allen Dingen vorsichtig sind«.

Das »Vaba Maa« brachte ein Referat über einen Artikel der Moskauer »Prawda«. In diesem Referat, das die Überschrift trug »Die deutschen Eroberungspläne und Finnland«, stand u. a. folgendes zu lesen:

»Es ist kein Zufall, dass alle neuen deutschen Kriegsschiffe, wie z. B. der Panzerkreuzer »Deutschland« und die Kreuzer »Köln« und »Leipzig«, nur einen geringen Tiefgang haben und nicht nur für Fahrten und Operationen in der Ostsee, sondern auch in den flacheren Teilen des Finnischen Meerbusens geeignet sind.

Die deutsche Flotte, die sich früher nie im Finnischen Meerbusen gezeigt hat, untersucht jetzt sehr aktiv diesen Teil des Meeres und gleichzeitig die Stützpunkte in den Baltischen Staaten und insbesondre in Finnland. Desgleichen sammeln die Deutschen genaue Angaben über alle Flugplätze Finnlands und planen dort sogar den Bau neuer Flugplätze.

Das Flugwesen Finnlands bedarf schwerlich so grosser Flugplätze und Flughäfen. Es liegt auf der Hand, dass hier Stützpunkte für die starke deutsche Luftflotte vorbereitet werden. Die Beherrschung des Finnischen Meerbusens ist offensichtlich ein Teil der deutschen imperialistischen Kriegspläne im Osten. Durch das mit England abgeschlossene Militär- und Flottenabkommen ermutigt, unterstützen die deutschen Faschisten auf jede Weise die bekannten aggressiven Pläne finnischer Gruppen, die davon träumen, an den Ufern der Newa sich Siedlungsgebiete zu schaffen und das räterussische Gebiet bis zum Ural zu erobern«.

Etwas abweichund von den übrigen estnischen Blättern nahm der Dorpater »Postimees« zum deutsch-englischen Flottenabkommen Stellung. Zunächst warnte auch er vor den möglichen Folgen dieses Bündnisses: »Bald werden wir von unserm Ufer aus den Rauch der deutschen Kriegsschiffe auf dem Baltischen Meere sehen können, ebenso wie wir jetzt von Zeit zu Zeit die Manöver der russischen Kreuzer verfolgen können. Man muss hoffen, dass die politischen Führer der Baltischen Staaten ihren Sommerurlaub opfern und dafür sorgen, dass ihre Kollegen im Westen begreifen, dass dieser Rauch am Ostufer des Baltischen Meeres erstickend wirken kann.«

Aber in einem andern Artikel meinte der »Postimees« dann: »Wie wir aus einem Artikel der »Neuen Zürcher Zeitung« schliessen können, hat Räterussland mit der Möglichkeit der Aufhebung der Flottenklausel des Versailler Friedensvertrages schon im voraus gerechnet und dementsprechend schon zeitig mit einer Vergrösserung seiner Kriegsflotte begonnen. Schon die Tatsache, dass die Nachricht vom englisch-deutschen Flottenabkommen in Moskau ruhiger aufgenommen worden ist, als man es hätte erwarten können, zeigt, dass die Führer Räterusslands hoffen, der deutschen Kriegsflotte nennenswerte Kräfte entgegenstellen zu können. Die Widerstandskraft der räterussischen Flotte zwingt ihrerseits Deutschland zur Vorsicht, wenigstens so lange, als es sich nicht ein erdrückendes Übergewicht über den Gegner gesichert hat. Da die Maximalgrösse der deutschen Flotte die im englisch-deutschen Abkommen vorgesehene Grenze nicht überschreiten darf, Räterussland aber auf dem Gebiete seiner Rüstung zur See vollkommen freie Hand hat, so wird die Erlangung des Übergewichts dem Dritten Reiche keineswegs so leicht fallen, wie dessen Führer es annehmen«.

Estlands aussenpolitische Richtung

Im Zusammenhang mit der durch die deutsche Aufrüstung und das französisch-russische Bündnis geschaffenen Lage hatte die lettische Presse von einer neuen Richtung der Aussenpolitik der Baltischen Staaten gesprochen. Das »Päevaleht« griff diese Gerüchte auf und schrieb unter dem Titel »Die französisch-russische Orientierung gewinnt an Boden« folgendes:

»Die Gerüchte über eine neue Richtung der lettischen Aussenpolitik, die anlässlich der kürzlich in Riga abgehaltenen Beratung der lettischen Gesandten verbreitet sind, scheinen ihre Bestätigung zu finden. In der Presse erscheinen häufiger Artikel über die veränderte internationale Lage, die offensichtlich auf eine vorsichgehende Änderung der lettischen Aussenpolitik hinweisen«. Und weiter folgte dann ein Zitat aus den »Jaunakas Sipas«, in welchem von einer Annäherung Lettlands an die französich-russische Entente die Rede ist.

Der Dorpater »Postimees« hat sich zu dieser Frage in zwei Leitartikelt geäussert. Er schrieb: »Wenn man in der letzten Zeit in einigen unserer Nachbarstaaten versucht hat, die englische Orientierung der Baltischen Staaten mit einem Fragezeichen zu ver-

sehn und dieses mit den letzten Ereignissen zu begründen sucht, so muss derartigen Anschauungen aufs bestimmteste entgegengetreten werden. Auch bei uns muss der Grundsatz gelten, alte Freunde neuen nicht zu opfern. Es wäre ein Fehler, die Richtung der Aussenpolitik auf Gegensätze aufzubauen, von denen niemand weiss, wie lange sie dauern werden. Bei einer Orientierung nach Räterussland könnten wir zuletzt vor einem zerbrochenen Kahn stehn«.

Und in einem andern Artikel schrieb dasselbe Blatt aus Anlass eines Artikels der »Neuen Zürcher Zeitung«, in welchem behauptet worden war, nach Moskauer Ansicht treibe Deutschland durch seine Aufrüstung zur See die Baltischen Staaten selbst in die Einflusssphäre Russlands:

»Dieser Artikel, des in aussenpolitischen Fragen für gewöhnlich gut informierten Schweizer Blattes bestätigt wieder das Vorhandensein von Kombinationen, die bei der heutigen politischen Lage Europas mit dem Schicksal der Baltischen Staaten verbunden werden. In den Plänen beider Gegner, sowohl Räterusslands als auch Deutschlands, sollen die Baltischen Staaten eine Rolle spielen — wenn nicht freiwillig, dann eben unfreiwillig. In Moskau scheint man offenbar ganz ernstlich darauf zu hoffen, dass das Wachsen der Spannung um das Baltische Meer die Baltischen Staaten zwingen wird, ihre Rettung bei Räterussland zu suchen. Während man andrerseits in Berlin die Hoffnung hegt, dass der instinktive Gegensatz der Baltischen Völker zum Bolschewismus diese Völker schliesslich unter den Einfluss des Deutschen Reiches bringen wird. Diese Tatsachen genügen, um die Schwierigkeiten der aussenpolitischen Aufgaben der Baltischen Staaten im gegenwärtigen Moment zu charakterisieren. Die Aufgabe, die Baltischen Staaten durch die gegenwärtige gespannte Lage zu steuern, ohne ihrer staatlichen Selbständigkeit Abbruch zu tun, ist schwer, aber keinesfalls unlösbar. Man braucht sich nur an die Lage zur Zeit des Freiheitskrieges, insbesondre zur Zeit des Friedensschlusses zu erinnern, wo gerade die estnische Diplomatie mit ihrem nüchternen, vorausschauenden Blick die Lage besser zu bewerten verstand, als manche unsrer Nachbarn.

Der grösste Fehler, den man sich vorstellen kann, wäre der, wenn die Baltischen Staaten selbst wissentlich oder unwissentlich Plänen behilflich werden, deren schönes Äussere im scharfen Kontrast mit ihrem wirklichen Inhalt steht«.

So die Verlautbarungen der Presse.

Am 16. Juli fand in Reval im Aussenministerium eine Beratung des Aussenministers mit einer Reihe estnischer Gesandten statt. Auf dieser Beratung wurde über allgemeine Fragen der Aussenpolitik verhandelt. Die amtliche Verlautbarung über das Ergebnis der Beratung teilte folgendes mit: »Bei der Aussprache trat eine völlige Übereinstimmung der Ansicht des Ministeriums mit derjenigen der Gesandten in der Beurteilung der aussenpolitischen Ereignisse und in Bezug auf die einzuhaltende Richtung zutage. Es konnte übereinstimmend festgestellt werden, dass im Ergebnis der bisher eingehaltenen Politik Estland mit allen näheren und weiteren Nachbarn die denkbar besten Beziehungen hat, und dass die Zusammenarbeit mit den Nachbarn sich im Geiste des Friedens entwickelt, der immer ein Grundpfeiler der estnischen Aussenpolitik gewesen ist«.

An dieser Stelle kann vielleicht auch noch darauf hingewiesen werden, dass der estnische Aussenminister Seljamaa, der seinen diesjährigen Urlaub aus gesundheitlichen Gründen in einem der Kurorte der Tschechoslowakei verbrachte, auf der Durchreise in Prag mit dem tschechischen Aussenminister Benesch und in Berlin mit dem deutschen Reichsaussenminister Freiherrn von Neurath Unterredungen gehabt hat.

Estnische Presse und deutsche Volksgruppe

Das in gewissen estnischen Kreisen vorhandene und mit der gespannter werdenden politischen Lage sich steigernde Misstrauen gegen alles Deutsche macht sich jetzt auch im Verhalten der estnischen Presse zur deutschen Volksgruppe Estlands bemerkbar, gegen welche alle nur möglichen Anschuldigungen erhoben werden. Am radikalsten ist hierin das »Päevaleht«. Dieses Blatt schrieb u. a. folgendes:

»Die Esten haben von Beginn ihrer Selbständigkeit an alles nur Mögliche getan, um die völkischen Interessen der Minderheiten zu befriedigen, soweit das in einem Staate möglich ist, in welchem die völkischen Minderheiten zusammen nur wenig über 10% der Einwohnerschaft ausmachen. Dabei haben die Esten all das Unrecht vergessen, das ihnen im Laufe von Jahrhunderten von einigen der heutigen völkischen Minderheiten zugefügt worden ist. Sie vergassen auch die durch ihre Rücksichtslosigkeit geradezu Schauder erregenden Versuche der deutschen Okkupationszeit, die Esten zu entnationalisieren und das Land mit deutschen Kolonisten zu bevölkern. Deshalb liegt

die Schuld nun nicht bei den Esten, wenn die Deutschen sich in Estland nicht am richtigen Platze fühlen.

Der estnischen Demokratie sind z. T. mit Recht verschiedene Vorwürfe gemacht worden. Einer der grössten Fehler unsrer Demokratie ist aber der gewesen, dass sie in ihrem jugendlichen Optimismus glaubte, die Frage der völkischen Minderheiten so regeln zu können, dass diese sich mit dem estnischen Staat verbunden fühlen würden. Damals hätte man alle Deutschen dorthin zurückschicken sollen, woher sie gekommen sind, und ihnen die Wacholderdeutschen noch mitgeben sollen. Ebenso hätte man alle Russen gegen die estnischen Kolonisten in Russland eintauschen sollen. Nun aber ist die Frage der völkischen Minderheiten bei uns noch immer ungelöst, denn die heutige Lage kann man nicht als eine den staatlichen Interessen entsprechende Lösung bezeichnen«.

Und in einem andren Artikel schrieb dasselbe Blatt:

»Die »Revalsche Zeitung« nennt als Beispiel dafür, wie nahe unsre Deutschen innerlich der estnischen Staatlichkeit stehn, die Tatsache, dass die Vertreter des estländischen Deutschtums an dem Umzuge auf der auslanddeutschen Tagung in Königsberg unter der Fahne des Estnischen Staates teilgenommen haben. Aber lohnt es sich denn, mit solchen Kleinigkeiten zu kommen? Hat denn irgendjemand jemals daran gezweifelt, dass unsre Deutschen staatstreu sind? Staatstreu sind sie unter jeder Regierung gewesen — unter den Polen, den Schweden und den Russen — weil ihnen ja nichts andres übrigblieb. Nicht die Äusserungen von Worten und Gefühlen müssen in Betracht gezogen werden, sondern Realitäten. Haben denn die Esten selbst etwa nur selten Ergebenheitstelegramme an den russischen Kaiser geschickt, oder nur selten »Gott sei des Zaren Schutz« gesungen? Das alles bedeutet im staatlichen Leben keine Realität«. Und an einer weiteren Stelle des Artikels hiess es:

»Je einheitlicher ein Staat in völkischer Beziehung ist, desto stärker ist er innerlich und gleichzeitig auch nach aussen. Nur selten gelingt es, eine Lage zu schaffen, wo die völkischen Gegensätze teilweise oder sogar fast ganz überbrückt werden können. Besonders schlimm ist die Sache, wenn die völkischen Minderheiten eines Staates zu Völkern gehören, die eigene selbständige Staaten besitzen, welche ihrerseits der Ansicht sind, dass sie gewisse Rechte in Bezug auf die Staaten

haben, in denen Glieder ihres Volkes als völkische Minderheiten leben. Da verschwindet der Begriff der »Irridenta« nicht so leicht. An dieser Krankheit leiden viele Staaten Europas, und sie bereitet überall Sorgen. Von besondrer Bedeutung ist die völkische Einheit in den Kleinstaaten, die immer bereit sein müssen, alle ihre Kräfte im höchsten Grade anzustrengen. Das kann aber umso besser geschehen, je einheitlicher ein Staat in völkischer Beziehung ist. Österreichs grösste Schwäche im Weltkriege war gerade seine Uneinheitlichkeit in völkischer Beziehung.«

Die »Revalsche Zeitung« sieht darin eine unerhörte Unverschämtheit, wenn in der estnischen Gesellschaft Klagen darüber geäussert werden, dass bei uns seinerzeit zwecks Erreichung einer grösseren völkischen Einheitlichkeit die Frage der völkischen Minderheiten nicht radikaler gelöst worden ist *).

Aber niemand findet darin etwas Tadelnswertes, wenn aus der Türkei etwa 1 Million Griechen und aus Griechenland ½ Million Türken ausgewiesen wurden. Natürlich, einzelne konnten darunter leiden, aber die Sicherheit des Staates und seine innere Festigkeit gewannen dadurch«.

Und an einer weiteren Stelle des Artikels hiess es:

»Die Deutschen und Esten haben einander nie nahe gestanden. Aber augenscheinlich merkt die »Revalsche Zeitung« es nicht, dass diese Entfremdung so gross zu werden droht, wie sie es früher noch nie gewesen ist.

Vor allen Dingen in Bezug auf die kulturelle Orientierung. Für die Esten ist das Geistesleben des heutigen Deutschland völlig unannehmbar, während unsre Deutschen fest an ihm halten wollen, und auf dieser Grundlage vertieft sich ganz natürlicherweise das Einander-nicht-verstehen.

Natürlich, nebeneinander lebt man hier, aber man lebt nebeneinander wie Fremde, die miteinander nicht viel zu tun haben. Eine derartige Lage ist für die innere Einheit und damit für die Sicherheit des Staates gefährlich. Und daher ist genügend Grund vorhanden, darüber zu klagen, dass die Frage der völkischen Minderheiten bei uns noch nicht so gelöst ist, wie es wünschenswert wäre«.

---

*) cf. die oben zitierten Auslassungen über einen gewaltsamen Abschub der deutschen und russischen Staatsbürger.

Ausbau der Beziehungen zu Finnland, Schweden und Polen

Die Beziehungen zu Finnland werden immer enger gestaltet. Am 13. Juni fand ein estnisch-finnischer Lehrertag statt. Der estnische Bildungsminister Kann hielt auf dieser Tagung die Begrüssungsansprache, in welcher er auf die Schicksalsgemeinschaft des estnischen und finnischen Volkes hinwies und sich für eine enge Zusammenarbeit beider Völker auf kulturellem Gebiete aussprach. Auf dieser Tagung wurde auch bekanntgegeben, dass zwischen der Lehrerschaft Estlands und Finnlands ein Freundschaftsvertrag abgeschlossen worden sei.

Hatte diese Tagung estnische und finnische Lehrer zusammengeführt, so sollte eine andre Tagung der Annäherung zwischen der estnischen und finnischen Kirche dienen. Ende Juli fand nämlich in Reval eine estnisch-finnische Pastorenkonferenz statt, an welcher finnischerseits der Erzbischof von Finnland, Kaila, Bischof Loimaranta von Wiborg und weitere 30 finnische lutherische Pastoren teilnahmen. Auf der Tagung wurden u. a. Berichte über die Lage der lutherischen Kirche in Estland und in Finnland gegeben. Schliesslich wurden folgende Leitsätze für die Zusammenarbeit der finnischen und der estnischen evangelischen Kirche angenommen: 1) Gegenseitige bischöfliche Vertretung bei der Einweihung eines Bischofs einer der beiden Kirchen; 2) Veranstaltung gegenseitiger Schulungsfahrten der Pastoren; 3) Theologischer Professorenaustausch; 4) Veranstaltung gegenseitiger Besuchsfahrten; 5) Gegenseitiger Studentenaustausch; 6) Gegenseitiger Austausch von Kirchenblättern und sonstigen Zeitschriften; 7) Anerkennung der Notwendigkeit der Erlernung der finnischen Sprache für die estnischen und der estnischen Sprache für die finnischen Pastoren.

Aus Anlass dieser Konferenz brachte das »Kaja« einen Artikel, in welchem u. a. folgendes zu lesen war:

»In der Zahl unsrer lutherischen Pastoren hat es viele gegeben, die bis jetzt an einer deutschen Orientierung festgehalten haben. Noch im vorigen Jahre und auch in früheren Jahren sind mehrere Pastoren, die durch Jahrzehnte in estnischen Pfarren gearbeitet hatten, nach Deutschland gegangen, um dort ihre Arbeit im wahrhaft deutschen Geiste fortzuführen, der ihnen auch hier schon nicht fremd gewesen ist.

Es wäre auch die Arbeit und die Unterstützung der äusseren Mission zu erwähnen. Ungeachtet der Proteste der estnischen Öffentlichkeit wurden alle gesammelten Spenden in die Zentralstelle nach

Deutschland geleitet, wo sie bei den Heiden gleichzeitig für eine alldeutsche Propaganda verwendet wurden. Jetzt sind wir endlich darin selbständig geworden und haben Kontakt mit den Finnen gesucht.

Besonders schmerzhafte Wunden hinterliess in der Seele des estnischen Volkes die Deutschfreundlichkeit unsrer lutherischen Kirche im Jahre 1905. Von den Strafexpeditionen gepeinigt, wagten in dieser schweren Zeit mancherorts die Glieder unsrer Kirchengemeinden es nicht, sich an ihren Pastor mit der Bitte um Hilfe zu wenden, weil sie fürchteten, dass sie in ihm nicht einen Helfer, sondern einen Verräter finden würden.

Wenn jetzt, da 30 Jahre seit den Ereignissen des Jahres 1905 verstrichen sind, da Estland schon im zweiten Jahrzehnt seiner Selbständigkeit steht, der langgehegte Wunsch unsres Volkes von den neuen Leitern unsrer Kirche erfüllt wird und man bestrebt ist, die Richtung unsrer Kirche von Deutschland ab und nach Skandinavien hinzuwenden, so wird das in den breitesten Kreisen nur Zustimmung finden. Zu diesem Zwecke dürfte die Konferenz viel beitragen, und in dieser Richtung erhoffen wir gute Erfolge«.

Aber nicht nur zu Finnland, sondern auch zu Schweden und Polen wurden im Laufe der letzten zwei Monate neue Beziehungen geknüpft.

Mitte Juli trafen eine Reihe schwedischer Kriegsschiffe zu einem Besuche in estnischen Häfen ein, und zwar in Reval das Flaggschiff »Swea«, drei U-Boote, ein Hilfsschiff und ein Flugzeug-Mutterschiff, in Hapsal zwei Minenkreuzer und in Pernau ein Depotschiff. Den schwedischen Gästen wurde überall ein sehr herzlicher Empfang zuteil.

Die Mannschaft der in Hapsal zu Gast weilenden schwedischen Kriegsschiffe machte u. a. einen Ausflug auf die Insel Worms, um den Bewohnern dieser Insel, die ihrer völkischen Zugehörigkeit nach Schweden sind, einen Besuch abzustatten. Im Hafen der Insel, Swiby, wurden die reichsschwedischen Gäste, die von ihren Kriegsschiffen in mehreren Motorbooten dorthingefahren waren, von einer grossen Menge der Inselbevölkerung begeistert empfangen. Die Hafenbrücke war mit estnischen und schwedischen Staatsfahnen geschmückt. Der Gemeindeälteste von Worms empfing die Gäste aus dem schwedischen Mutterlande mit einer Begrüssungsansprache, worauf unter Leitung des örtlichen Pastors der örtliche Sängerchor und die versammelte Volksmenge die schwedische Nationalhymne sangen. Auf die Ansprache des Gemeindeältesten antwortete der Kommandeur der schwedischen Kriegsschiffe. Er dankte für den freundlichen Empfang

und überbrachte Grüsse vom schwedischen König und vom schwedischen Volke.

Als die Gäste nach einer Inselrundfahrt wieder zum Hafen zurückgekehrt waren, hielt ein alter, auf der Insel ansässiger Bauer eine Abschiedsansprache, in welcher er bat, Grüsse von der Inselbevölkerung an den schwedischen König, den Kronprinzen und an das ganze schwedische Volk zu überbringen.

An diesem Besuche nahmen auch Vertreter der estnischen Behörden teil, und die estnische Presse brachte spaltenlange Artikel über ihn, die in einem sehr wohlwollenden Sinne abgefasst waren. — Es mochte da wohl bei manchem Leser die Frage auftauchen, wie es estnischerseits aufgenommen worden wäre, wenn bei entsprechender Gelegenheit baltische Deutsche estnischer Staatszugehörigkeit Grüsse an den Führer des Deutschen Reiches und an das ganze deutsche Volk in einer öffentlichen Ansprache bestellt hätten, oder ihnen solche Grüsse vom Führer des Deutschen Reiches und vom deutschen Volke durch einen offiziellen Vertreter in einer öffentlichen Ansprache überbracht worden wären.

Gleich nachdem die schwedischen Kriegsschiffe die estnischen Häfen verlassen hatten, trafen drei polnische U-Boote zu einem Besuch in Reval ein, denen ebenfalls ein sehr herzlicher Empfang zuteil wurde.

Die freundschaftlichen Beziehungen zu Polen fanden aber ganz besonders darin ihren Ausdruck, dass der estnische Staatsälteste K. Päts, der seinen Urlaub aus gesundheitlichen Gründen im polnischen Kurorte Truskawice verbracht hatte, auf der Rückfahrt einen Tag als Gast des polnischen Staatspräsidenten in Warschau verweilte. Estlands Staatsältester wurde in Warschau sehr herzlich empfangen und hatte ausser mit dem polnischen Staatspräsidenten auch mit vielen andern hohen Würdenträgern des polnischen Staates Besprechungen. Wegen der Trauer um Marschall Pilsudski fanden keine besondern Empfangsfeierlichkeiten statt. Die gesamte polnische Presse brachte aus Anlass des Besuches des estnischen Staatsältesten sehr herzlich gehaltene Artikel, in denen besonders auf die Tatsache hingewiesen wurde, dass es der Vermittlung des estnischen Staatsältesten zu danken war, dass Litauen die Überführung der sterblichen Überreste der Mutter des Marschalls Pilsudski aus Litauen nach Wilna gestattet hatte.

Vabsenprozess

In dem Prozess gegen die Glieder des von der Regierung seinerzeit geschlossenen »Verbandes der Freiheitskämpfer«, den sogen. »Vabsen«, fällte das Gericht erster Instanz, das Militärbezirksgericht, sein Urteil: »Nach Durchsicht der Materialien und Anhörung der Angeklagten, der Zeugen und der Experten hat das Gericht befunden, dass die Angeklagten des ihnen zur Last gelegten Verbrechens für schuldig und als Mitglieder eines Vereins erwiesen wurden, der mit ihrer aller Wissen Ziele verfolgt hat, welche die allgemeine Sicherheit und Ruhe gefährdeten«. Nur zwei Angeklagte wurden freigesprochen. Die verhängten Strafen lauteten auf Gefängnis von 6 Monaten bis zu 1 Jahre, wobei allen Verurteilten eine Bewährungsfrist von drei Jahren zugebilligt wurde.

Sowohl die Verurteilten als auch der Staatsanwalt legten gegen dieses Urteil Berufung ein, doch hat das Berufungsgericht das Urteil der ersten Instanz bestätigt.

Leo von Middendorff

Dorpat, d. 31. Juli 1935

Aus dem Schrifttum der Zeit

Paul Ernst: Verfall und Neuordnung

Wandlungen im Rechtsgefühl (1926)

Voltaire nahm sich in der Zeit, als er auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, eines unschuldig Verurteilten an, eines gewissen Jean Calas. Es glückte ihm, den Mann frei zu bekommen.

Irrtümer der Rechtssprechung sind immer vorgekommen, sie sind unvermeidlich. Es geschieht auch wohl, dass ein Mann, der mit der Sache zunächst nichts zu tun hat, durch sittliche Erwägungen bestimmt, sich des Betroffenen annimmt. Wenn ein solcher Mann von der damaligen Berühmtheit Voltaires ist, so macht das natürlich ein grösseres Aufsehen. Aber die Sache Calas erweckte doch eine Anteilnahme in ganz Europa, die weit über das hinausging, was man hätte an sich erwarten sollen. Die damalige Aufregung kann man etwa vergleichen mit der Aufregung, welche in unseren kürzlich vergangenen Zeiten durch die Angelegenheit Dreyfus erzeugt wurde. Das muss eine Ursache haben, die zu ergründen sich lohnt.

Die grossen geschichtlichen Bewegungen der Menschheit hängen auf das innigste mit Veränderungen im Triebleben der Menschen zusammen. Die Angelegenheit Calas gewann ihre Bedeutung im Zusammenhang damit, dass im Triebleben der Menschen jene Veränderung kam, welche die französische Revolution mit ihren Folgen für die ganze europäische Menschheit erzeugte.

Die Natur steht dem Einzelwesen gleichgültig gegenüber. Ihr kommt es nur auf die Erhaltung der Art an. Sie verschwendet Einzelleben, um ihre Zwecke mit der Art zu erreichen. Je niedriger die Art steht, desto verschwenderischer geht die Natur mit den einzelnen um. Das zeigt sich noch beim Menschen. Der Verbrauch von Menschen ist in den niedrigeren Klassen stärker als in den höheren, in den höheren ist dementsprechend eine geringere Nachkommenzahl, wenn gleiche Bedingungen sind.

Je naturverbundener das Leben der Menschen ist, desto stärker wirkt auch bei ihnen das Gesetz, dass mit dem Einzelleben verschwenderisch umgegangen wird. Diese Naturverbundenheit kann mit einer hohen Kultur vereinigt sein. In der Sprache ausgedrückt, welche die Menschen sprechen, bedeutet das: die gesellschaftliche Ordnung — Staat, Kirche, Gemeinde oder wie sie nun heisst — ist in einer solchen Zeit wichtiger als der Einzelmensch, ihr wird der Einzelmensch leicht zum Opfer gebracht. In dem Fall, von dem wir ausgingen, ist das Gefühl so, dass das Verbrechen schädlich für die Gesellschaft ist, dass es nach Möglichkeit dadurch unmöglich gemacht werden muss, dass man von ihm abschreckt, dass man also ein grösseres Gewicht darauf legt, einen verdächtigen Mann zu strafen, als darauf, ihm Gelegenheit zu geben, seine etwaige Unschuld zu beweisen.

Auch bei entwickelter Zivilisation gibt es immer noch Einrichtungen, welche notwendig so beschaffen sein müssen, dass auf den einzelnen keine Rücksicht genommen werden darf, damit das Ganze fest gefügt besteht, als eine unzerstörbare Einheit wirken kann. Eine solche Einrichtung ist etwa das Heer. Im Heer muss der einzelne nur ein Teil des Ganzen sein und darf nicht als Einzelwesen Bedeutung haben wollen. Deshalb muss im Heer notwendig mit Menschenkraft und Menschenleben verschwenderisch umgegangen werden. Deshalb müssen notwendig Menschen mit stark entwickelten Zivilisationstrieben — nochmals gesagt: mit der Kultur muss das nichts zu tun haben — dem Heerwesen feindlich gegenüberstehen. Hier liegt die Hauptursache dafür, dass die allgemeine Dienstpflicht in Zeiten der Hochzivilisation

nicht zu halten ist, die in Zeiten der Naturverbundenheit, auch bei höchster Kultur, als selbstverständlich erscheint, man denke etwa an den athenischen Vollbürger und an die Zeit des untergehenden Römischen Reiches.

Als Voltaire für Jean Calas eintrat, da war eine Zeit, in welcher die gesellschaftlichen Triebe schwach wurden, die Triebe, welche bewirken, dass die Menschen sich alle als Einheit fühlen, welche leben will: als Gemeinde, Kirche, Familie, Staat, Genossenschaft oder ähnliches; damals wurden die Triebe stärker, welche auf die Erhaltung des Einzelwesens gingen, das nun immer mehr als das Wichtige erscheint, bis zu einem solchen Grade, dass die Gemeinschaftsformen überhaupt vergessen werden. Damals fühlten die Menschen nicht mehr an erster Stelle: die Gesellschaft will leben, sondern: ich will leben. So konnte die Verteidigung des unschuldig Verurteilten so ungeheuer einschlagen. Jeder fühlte: was dem Calas geschehen ist, das könnte auch mir jeden Tag geschehen; gegen solche Möglichkeiten muss ich geschützt werden. In früheren Zeiten wäre wohl niemandem der Gedanke gekommen, dass er geschützt werden muss gegen einen Irrtum der Rechtspflege: er hätte einen solchen Irrtum als Schickung Gottes empfunden, die man annehmen, aus der man für sich das Beste machen muss.

Nun wendete sich der Scharfsinn der Rechtslehrer darauf, nicht mehr an erster Stelle rücksichtslos Mittel zu suchen, durch welche man die Ordnungen der Menschen schützt; sondern vor allem den einzelnen zu schützen, auch gegen den Rechtsirrtum; war früher der Angeklagte fast rettungslos in die Hände von Leuten gegeben, die mit allen Mitteln ihn überführen wollten, so nahm man nun diesen Leuten eins von diesen Mitteln nach dem anderen und gab dafür dem Angeklagten immer mehr Waffen in die Hand.

Es muss natürlich ein Zustand kommen, wo die Rechtspflege derartig gehindert ist, ihre Aufgabe zu erfüllen: die Gesellschaft vor dem Verbrecher zu schützen; dass sich arge Unzulänglichkeiten ergeben. Es scheint, dass wir heute bei diesem Zustand anlangen.

Die Bewegung ordnet sich in eine allgemeine Bewegung ein, den einzelnen zu schützen; da schutzbedürftig nun eben immer der Schwächere ist, so ergibt das ein allgemeines Gleichheitsbestreben: wenn man die Täler nicht mehr niedrig wünscht, so heisst das: die Berge sollen nicht mehr hoch sein.

Diese Bewegung nennt man »sozial«. Das ist ein merkwürdiges Missverständnis. »Sozial« müssten doch die Bestrebungen sein, welche

den Bestand der Gesellschaft als Gesellschaft schützen: diese Bestrebungen aber schützen den einzelnen, und auch diesen nicht insofern, als er Glied der Gesellschaft, sondern als er einzelner ist. Sie müssen notwendig gesellschaftzerstörend wirken. Denn die Gesellschaft ist nun eben ein organisches Wesen, wie es der einzelne, diese Gesellschaft von Zellen, ja auch ist. »Gesellschaftzerstörend«: das ist natürlich vom Standpunkt des Bestehenden aus gesagt. Vom Standpunkt des neu sich Bildenden, das wir noch nicht kennen, von dem wir kaum etwas ahnen können, ist jede Zerstörung natürlich zugleich der Beginn einer Neubildung.

Der Schutz des einzelnen gegen die Möglichkeit des Rechtsirrtums bedeutet eine ungeheure Verwicklung und Belastung des Gerichtsbetriebes. Die muss aber notwendig Rechtsunsicherheit erzeugen.

Die gewaltigen Besitzverschiebungen, welche vor unseren Augen heute geschehen, erzeugen eine grosse Menge von Verbrechen und Vergehen und solchen Handlungen, die man zwar nicht strafen kann, die aber sittlich auf derselben Stufe stehen wie die strafbaren Handlungen. Ein sehr grosser Teil der Menschen heute wird von ihnen betroffen. Da kann man nun beobachten, wie immer geklagt wird: »Mein Spitzbube macht allerhand Winkelzüge vor Gericht, er zieht hinaus, er verschleppt, er legt Berufung ein, ich komme nicht vorwärts in meinen Angelegenheiten«. Von Polizeileuten hört man die beständige Klage, dass ihre Arbeit zum grossen Teil bei Gericht wieder zerstört wird. Im Volk macht sich immer mehr die Ansicht geltend, es komme nur darauf an, dass man einen recht gescheiten Rechtsanwalt bezahlen könne — was denn freilich nur die »Grossen« vermöchten —, um überall frei auszugehen. Letzteres wird bestimmt nach einem Menschenalter allgemeine Überzeugung im Volk sein, wie im Orient allgemeine Überzeugung ist, dass man den Richter bestechen müsse.

Wie der »Schutz der Schwachen« im allgemeinen bereits Gegenströmungen erzeugt hat, die vielleicht das Gesicht der Gesellschaft wieder ändern werden, so muss auch der heutige Rechtsbetrieb Gegenströmungen erzeugen. Eine wichtige Folge wird wohl sein, dass immer neue Möglichkeiten aussergerichtlicher Ordnung der Verhältnisse entstehen. Bei Zivilsachen beobachten wir das ja überall; in Strafsachen kann man das nur in den Ländern beobachten, welche Kommunismus oder Faschismus haben und die nun kühn in die Zukunft hinein Versuche machen.

Sollte eine völlige Umstellung der letzten menschlichen Triebe stattfinden?

Das eigentliche Altertum wird bezeichnet durch die Polis. Die Polis ist allmächtig, ihr gegenüber hat der einzelne kein Recht und überhaupt keine Bedeutung. Den Bruch kann man in der Platonischen Apologie des Sokrates sehen: Sokrates gehorcht einem Richterspruch, auch wenn er ihn für ungerecht hält — er ist bewusst sittlich, er empfängt nicht mehr ein Naturgeschehen. Von ihm aus ist es nur ein Schritt bis zu dem Gedanken von dem einzigartigen Wert der Einzelseele, den das Christentum in die Welt bringt. Bei diesem Gedanken kann natürlich die Polis nicht mehr Bestand haben; ihm entspricht politisch notwendig der Cäsarismus, bei dem man eben dem Cäsar gibt, was des Cäsars ist und innerlich die ganze Welt verwirft. Im Mittelalter sucht man in der Kirche eine gesellschaftliche Einrichtung zu schaffen, in welcher eine solche Gesinnung sich betätigen kann, während im Staat ein naturgebundenes Leben geführt wird, das diese Aufgaben gar nicht kennt, wie die vorsokratische Zeit sie nicht kannte. Es kommt der moderne Staat, welcher an die Stelle dessen tritt, was im Mittelalter Kirche und Staat waren: er ist heute in offenbarer, innerer Auflösung begriffen, als ob sich ein — ja unmöglicher — Zustand entwickeln wollte, in dem es nur die einzelnen gibt.

Die Menschen haben heute ein neues Verlangen nach Religion und sehen ein, dass sie mit der allgemeinen Intellektualisierung an ein Ende gekommen sind, wo die Möglichkeit des Lebens aufhört, sie suchen einen neuen Glauben.

Bedeutet das, dass sie eine neue Form suchen für die Gesellschaft, in welcher das Leben der einzelnen aufgehen kann? Man braucht ja nicht dort zu finden, wo man sucht: denn Gesellschaftsformen wachsen unbewusst. Wird man an anderer Stelle finden? Die Antwort auf diese Frage wird das Schicksal der europäischen Menschheit sein.

Die Treue
(1919)

In einem mittelalterlichen Roman, »Flores und Blanchefleur«, kommt einmal eine Stelle vor, wo ein Fürst seinen Sohn in die Fremde schickt, damit er dort lerne. Der Sohn hat Gründe, weshalb er zu Hause bleiben möchte, und der Vater sagt: »Merke dir, mein Sohn, dass du Achtung, Liebe und freimütigen Gehorsam einem Vasallen oder Zinspflichtigen nur einflössen kannst, wenn du ihm zeigst, dass du

mehr wert bist als er in Gedanken und in Handlungen des Mutes und der Ritterlichkeit. Geh, lieber Sohn, suche dir Ruhm und mache deinen Namen unter den Leuten glänzend!« Die Mutter fügt hinzu: »Und mache, dass deine Dame berühmt wird und du sie verdienst«.

Wenn ein Grossunternehmer heute seinen Sohn von Haus schickt, und er ist ein ähnlich tüchtiger Mann wie jener mittelalterliche Fürst, dann sagt er: »Mein Sohn, lerne etwas, denn du kannst einmal von deinen Leuten nichts verlangen, was du nicht selber kannst«.

Das ist ein allgemeines seelisches Gesetz: eine Klasse kann ihre Herrschaft nur behaupten, wenn sie in den Dingen, auf welche die Herrschaft geht, vorzüglicher ist als die beherrschte Klasse. Wenn sich dieses Verhältnis der beiden Klassen verschiebt, dann entstehen die Revolutionen. Dieses allgemeine Gesetz ist formaler Natur, es drückt das Verhältnis der beiden Klassen aus; es ist ewig und wird sich überall wieder in der Geschichte auffinden lassen. Es hat in der Geschichte aber immer verschiedene Inhalte. Diese sind bestimmt durch die Dinge, auf welche die Herrschaft geht.

Das Mittelalter auf seiner Höhe, um das es sich hier handelt, war durch den Feudalismus bestimmt. Der Feudalismus war eine Idee, die entstanden war dadurch, dass Berufskrieger geschaffen wurden, welche an Stelle des Soldes eine dauernde Landanweisung erhielten. Das Lohnverhältnis änderte sich dadurch zu einem Treueverhältnis.

Im untergehenden Altertum waren alle sittlichen Bande gelöst. Man gefällt sich gewöhnlich in der Vorstellung, dass die treuherzigen, blonden und sittlichen Germanen gekommen seien und diese untergehende Welt wieder erneuert hätten. Wenn man aber nüchtern an den Quellen der Vorgänge studiert, so sieht man, dass die sittliche Auflösung seit den Einfällen der Barbaren nur noch furchtbarer wurde und dass die Verderbnis sofort auf die Barbaren übergriff. Wenn man nur mit einiger Vorstellungskraft begabt ist, dann kann man sich das ja auch wohl selber sagen. Menschen höherer Art gibt es natürlich zu allen Zeiten. In solchem sittlichen Verfall können sie nichts tun, als in die Wüste gehen und Einsiedler werden, oder sich in unfruchtbaren Predigten erschöpfen. Man frage sich nur, was einer etwa heute tun kann?

In diese verfaulende Welt, in welcher Gemeinheit und Laster der höchsten Zivilisation und eines gelegentlich bis zu indianischer Roheit sich steigernden Barbarentums sich zu einem fürchterlichen Gemenge

vereinigten, kam durch die Not der Zeit der erste geschichtliche Anfang des Feudalismus. Die Not der Zeit muss die Verarmung der Gemeinfreien durch Raub, Plünderung, Krieg und Kriegsdienst, Morden und Brennen gewesen sein, und das endgültige Verschwinden der für die Zivilisation notwendigen Edelmetalle — der Gegenwart vorbehalten blieb die geistreiche Erfindung des durch Papier gedeckten Papiergeldes, wo man die Umlaufsmittel in unendlicher Steigerung vermehren kann, indem man jedesmal für jede Papiermark drei neue Papiermark ausgibt, für jede dieser wieder drei neue und so fort —, und der Anfang des Feudalismus war, dass ein vermutlich sehr übler Herr einem vermutlich gleichfalls sehr üblen Soldaten sagte: »Ich kann dir deinen Sold nicht mehr auszahlen, ich mache dir aber den Vorschlag, dir ein Haus mit etwas Land zu geben; du weisst ja, mit den Sklaven ist es nichts mehr heutzutage, sie wollen nicht mehr arbeiten; ich habe meine Leute angesiedelt und lasse mir einige Abgaben von ihnen machen; ich überweise dir einige von diesen Leuten, und so kannst du ganz gut leben, und ich brauche kein Bargeld zu zahlen«.

Also das Lohnverhältnis änderte sich zu einem Treueverhältnis.

Damit wurden die Menschen natürlich noch nicht anders. Aber es war eine Form geschaffen, in welche sich das von höherer Menschlichkeit giessen konnte, was in der Welt vorhanden war. Es ergoss sich in die Form, und nach ein paar hundert Jahren war die Form erfüllt; und es geschah das Wunder, das in solchen Fällen immer geschieht: der Feudalismus war eine Idee geworden, welche auf alle übrigen Lebensverhältnisse übergriff und sie beherrschte; und für eine Weile war die Welt sittlich geordnet. Dadurch, dass die Menschheit eine Form für das sittliche Leben hatte, konnte die Gemeinheit nicht mehr herrschen; es geschah das Wunder, dass die neunundneunzig Hundertstel gemeiner Menschen so leben mussten wie das eine Hundertstel höherer Menschen. Wir sahen aus den angeführten Worten des alten Romans, in welcher Art die Wirkung war: ein Mensch muss in Gedanken und Handlungen vornehm sein, sonst kann er seine Stellung nicht halten. Die Menschen führen den gesellschaftlichen Kampf ums Dasein nicht mit Gewalt, List, Betrug, Untreue, Spitzbüberei und Roheit, sondern mit Vornehmheit.

Der Kapitalismus ist eine Idee, wie es der Feudalismus war. Er ruht auf der rein selbstsüchtig eingestellten Arbeitstüchtigkeit. Wie der Feudalismus die Menschen aus tiefem Verderb zu Sittlichkeit ge-

führt hat, so hat der Kapitalismus sie aus altem Schlendrian zu unerhörter Arbeitsfähigkeit erzogen. Wenn heute so viel gegen ihn gesagt wird — und mit Recht —, so soll man das doch nicht vergessen, dass er eigentlich zuerst den Menschen gezeigt hat, was sie leisten können. Wenn unsere Zeit erst unter der Last der Jahrhunderte begraben sein wird, dann werden die Leute mit Bewunderung für die mögliche Kraftsteigerung des Menschen ihre etwa noch vorhandenen Reste betrachten.

Die selbstsüchtig eingestellte Arbeitstüchtigkeit ist aber keine sittliche Idee, deshalb hat sie nicht eine einheitliche Gesellschaft bilden können. Wir finden, dass im Mittelalter die Einzelpersönlichkeit nicht entwickelt war. Sie brauchte nicht entwickelt zu sein, denn die Idee der Gesellschaft genügte, damit der Mensch sich harmonisch bilden konnte. Wer heute ein harmonischer Mensch sein will, der muss sich ausserhalb der Gesellschaft halten, der muss eine Persönlichkeit werden: auf eigene Gefahr natürlich, was denn erklärt, dass der weitaus grösste Teil der Persönlichkeiten verunglückt ist. So kommt es, dass das Mittelalter abgestorben ist, wie ja eben alles Organische auf Erden einmal abstirbt; unsere Zeit aber ist zusammengebrochen, wie alles Unorganische einmal zusammenstürzt; sie hinterlässt uns nur Trümmer.

Auf diesen Trümmern müssen wir nun aufbauen.

Bis heute sind ja alle Gesellschaftsformen, welche je gewesen sind, unbewusst entstanden. Die Menschen haben sich nicht gesagt, dass sie eine neue Gestaltung ihrer Verhältnisse machen wollen, die sie sich vorher ausdachten, sondern die neue Gestaltung ist über sie gekommen, ohne dass sie es recht gemerkt haben. Aber wir sind heute bewusster als frühere Zeiten. Es wäre nicht unmöglich, dass wir die Aufgabe erfüllten: bewusst zu bauen.

Wir müssen uns das eine klarmachen.

Alle Menschen, welche heute neu bauen wollen, gehen von der Verteilung der Güter aus. Das ist aber ein falscher Ausgangspunkt, denn die Verteilung der Güter ist nicht eine Ursache, sondern eine Folge. Wir müssen von den sittlichen Bedürfnissen des Menschen ausgehen. Das ist allgemein gesagt. Aber ich kann nichts Besonderes sagen. Könnte ich das, so wäre ich ja der Erretter der heutigen Menschheit. Ich kann nur sagen, in welcher Richtung die Errettung liegen muss; vielleicht, wenn sich vieler Augen nach dieser Richtung wenden, sehen einige etwas.

Ich will an einem Beispiel zeigen, was ich meine. Die Beziehung, die wir Deutschen zum Staat hatten — auch sie ist vernichtet, das mache man sich nur klar —, war sittlicher Art. Das Gefühl trug nur nicht genug, deshalb wurde es unterdrückt durch die Mechanisierung und die Bürokratisierung. Wäre es genügend tragfähig gewesen, dann hätte es sich nicht überwuchern lassen. Es ist also nicht etwa romantisch wieder heraufzubeschwören, man fasse das folgende nur als Beispiel auf. Im Heer kam dieses Staatsgefühl am stärksten zum Ausdruck. Nun, in der fürchterlichen Gemeinheit, die uns heute von allen Seiten umgibt, die bewirkt, dass manchen von uns die Scham erfüllt, den deutschen Namen tragen zu müssen, kommt aus dem letzten untergehenden Rest unseres Heerwesens eine Handlung, welche uns wieder Stolz und Hoffnung geben kann. Der Admiral, der die Flotte versenkte*), ist offenbar ein Mann, in welchem die alte Gesinnung noch lebt. Er hatte vom Kaiser den Befehl bekommen, dass die Flotte nicht in die Hände des Feindes geraten darf, und er erfüllte den Befehl. Bei den Matrosen fing die Revolution an. Die Matrosen, welche diesem Manne zur Verfügung standen, werden gewiss nicht besser gewesen sein als andere. Aber keiner von ihnen ging zum Feind und verriet, was geschehen sollte; ja, als die Tat geschehen war, da erklärten sie einhellig, dass sie mit ihrem Admiral dieselbe Strafe erleiden wollten.

Man muss annehmen, dass der eine Mann, in welchem der Gedanke der Treue gegenüber dem Staat lebendig war, diese ganze Menge der anderen Männer mit sich gerissen hat. Diese anderen Männer dachten nicht an Achtstundentag, Herrschaft des Proletariats, Löhne und Streiks, sondern sie dachten: »Unser Admiral hat die Treue gehalten; ein Lumpenhund, wer ihm nicht die Treue hält«.

Wir müssen suchen, dass wir eine Ordnung finden, in welcher Mann dem Mann die Treue halten kann. Dazu ist notwendig, dass wir Männer haben, welche eine Treue bis zum Tod für sich beanspruchen können; und eine Idee, welche hervorragende Männer dergestalt zu beseelen vermag, dass sie sich an die Spitze des Volkes stellen an Stelle der armseligen Schächer, welche heute dort stehen; welche bewirkt, dass sie solche Männer sind, die Treue bis zum Tode von den anderen beanspruchen können.

---

*) Admiral v. Reuter bei Scapa Flow am 21. Juni 1919.

KLEINE BEITRÄGE

Schule und Bund in der Jugendarbeit

Im vorigen Heft dieser Monatsschrift hat Erich Faber die Frage erörtert, welche erzieherische Bedeutung der bündischen Jugend zukäme. Die Schule kann an diesen Erörterungen natürlich nicht achtlos vorübergehen. Es sei vergönnt, vom Standpunkt eines Lehrers an obengenannte Frage heranzutreten.

Unsere aussergewöhnliche Zeit hat ganz neue Fragen in der Erziehung zutage treten lassen. Wir stehen mitten im Kampf der Meinungen, und ein fertiges, unserer Zeit gerecht werdendes Bildungsideal hat sich noch nicht herausentwickelt. Immerhin heben sich schon bedeutsame und, wie ich meine, oft brauchbare, ja notwendig zu beachtende Grundlinien heraus. Unsere Jugend trägt unsere Zukunft. Getragen von der Verantwortung vor unserer Jugend müssen wir aufmerksam alle neuen Erziehungsmittel prüfen und Brauchbares rechtzeitig anwenden. Davon wird in entscheidender Weise der Fortbestand unserer Volksgruppe abhängen.

Es soll in folgendem der Versuch unternommen werden, einige, heute für uns immer dringender werdende Bildungsziele aufzuweisen, ihre Durchführbarkeit im Schulbetrieb zu untersuchen und daraus entspringende Schlussfolgerungen für die Gesamtjugendarbeit zu ziehen. Es soll dabei bewusst vom Elternhause als Erziehungsfaktor abgesehen werden, als nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes gehörend. Als Ausgangspunkt der Betrachtung sei ferner die zentrale Frage des Fortbestandes unserer Volksgruppe ausdrücklich bezeichnet!

*

Vorausschicken möchte ich den Hinweis, dass die Schulerziehung in den entscheidenden Lebensjahren nur einen kleinen Teil unserer Jugend in den Gymnasien erfasst, darum von vorn herein nur ein beschränktes Wirkungsfeld hat. Dies ist bei einer bündisch organisierten Jugend anders; sie kann viel weitere Kreise, insbesondere die grundschulentlassene Jugend erfassen. —

Unser modernes Bildungsideal strebt einen geistig wie körperlich hochstehenden Menschentyp an. Die Bildung muss also beides, Geist und Körper erfassen und zu einer harmonischen Einheit erziehen. Nur solche Menschen werden den immer härter werdenden Daseinskampf bestehen können, werden führend wirken können. Von gesunden körperlichen Voraussetzungen hängt schnelle Entschlussfähigkeit, Willensanspannung und vieles andere ab. Unsere Schule gibt ihren Zöglingen nicht minder Notwendiges und Wertvolles. Sie gibt in den sogenannten Gesinnungsfächern die Grundlagen zu einer Weltanschauung, sie gibt durch Übermittelung umfangreicher Kenntnisse auf verschiedenen Geistesgebieten die Möglichkeit zur Führung des Daseinskampfes, sie schärft in jahrelanger Übung den Verstand, sie erzieht zu sorgfältiger Pflichterfüllung, sie übermittelt die Erkenntnis vom Wert der Arbeit. Solange unsere Schule besteht, dürfte wohl ihre notwendige Daseinsberechtigung nicht in Zweifel gezogen werden.

Dieses weitgespannte und volkspolitisch notwendige Aufgabengebiet erfordert zwangsläufig ein Sichbeschränken auf das Intellektuelle. Gefühlsleben und Körperbildung z. B. müssen in den Hintergrund treten. Zwangsläufig tritt eine Be-

wertung des Jugendlichen auf Grund der intellektuellen Leistung und Entwicklung ein, was besonders deutlich während der Aufnahme-, Versetzungs- und Abschlussexamina hervortritt. Das Ziel der Schule kann nur durch grossen geistigen Energieverbrauch erreicht werden. Es fehlt der Ausgleich auf körperlichem Gebiet. Die tägliche Turnstunde oder der lernfreie Schultag, der körperlicher Betätigung gewidmet ist, bleibt innerhalb des Schulprogramms unerreichbar.

Hier kann und muss eine Organisierung der Jugend eintreten. Eine feste Jugendorganisation ist berufen, den harmonischen Ausgleich zwischen Geist und Körper herzustellen. Gerade die Betätigung im Gelände draussen, verbunden mit straffer Disziplin, wie sie die bündische Jugend pflegt, muss als besonders wertvoll bezeichnet werden.

*

Ein weiteres, immer bedeutungsvoller werdendes Bildungsziel ist die Gewöhnung an einen aufopferungsvollen selbstlosen Dienst an der Gemeinschaft, über alle trennende Gräben hinweg, als da sind Unterschiede in der Bildung, im Beruf und im Besitz. Es liegt im Wesen der Schule, die Leistung des Einzelwesens hervorzuheben, zu belohnen, wodurch der Sinn für den Wert gemeinsamer Arbeit stark verdrängt wird. Ein Schul- oder Klassengemeinschaftsgefühl kann nur in geringem Masse erzielt werden, ja aus didaktischen Gründen muss ein falsch verstandenes, im Negativen sich betätigendes Gemeinschaftsgefühl einer Klasse des öfteren aufgespalten werden. Ein letzten Endes wertloses Gemeinschaftsgefühl erwacht nur allzu oft erst im Gegensatz zu anderen Klassen oder Schulen. Vorherrschend sind Freundeskreise, die jedes weitere Gemeinschaftsgefühl aufheben. Der als wertvoll empfundener D i e n s t an einer Gemeinschaft kommt im Schulleben sehr wenig zum Ausdruck, wenn man die Klassenämter als einen solchen nicht erwähnen will. Bleibt nur noch der dauernde Hinweis auf den Wert einer Gemeinschaft im Unterricht. E r l e b t e s Gemeinschaftsgefühl im weitesten Sinn kann dadurch aber nicht ersetzt werden.

Hier hat die bündische Jugendorganisation die allergrössten Möglichkeiten. Es seien aus der Fülle dieser Möglichkeiten nur die des Lagerlebens oder des Dienstes an Organisationen unseres Volkstums erwähnt. Hier kann in glücklichster Weise das Gemeinschaftsgefühl entwickelt werden und ist auch erfolgreich betätigt worden.

*

Ein drittes, nicht minder bedeutendes Erziehungsziel ist die Belebung des Gefühls der Naturverbundenheit in Verbindung mit der Betonung des Sinnes für Bodenständigkeit. Wir müssen unsere Jugend grade in dieser Hinsicht besonders sorgfältig erziehen, um einen grossen Teil von ihr vor dem Schicksal eines Bildungs- und Grosstadtproletariats zu bewahren. Hier hat die Schule nur sehr spärliche Möglichkeiten. Die kurz bemessene Zeit der Ausflüge vermag natürlich keine Umstellung unserer Grossstadtjugend herbeizuführen. Wieviele unserer grundschulentlassenen Jugendlichen haben die Möglichkeit zum Landaufenthalt! Durch Errichtung von Landschulheimen könnte viel erreicht werden, doch ist die Kostenfrage ein unüberwindliches Hindernis. Ansätze in dieser Richtung vermag die Schule durch Einschieben von Studienwochen auf dem Lande zu bieten.

Auch diesem Bildungsziel kommt die

bündische Jugendorganisation stark entgegen durch das Betonen des Wanderns, der »Fahrt«. In diesem Zusammenhang sei auf die Bedeutung des Jugendherbergswesens hingewiesen. Es gilt alles daranzusetzen, das Herbergswesen auszubauen, damit der Jugend die Möglichkeit gegeben wird, naturnah zu leben und sich die Liebe zum Lande und Achtung vor dem schwerarbeitenden Landmanne zu erwandern.

*

Ich habe hier grundsätzlich nur die Bildungsziele gestreift, die auch die Schule interessieren und habe alle anderen, von der bündischen Jugend als ureigenster Selbstzweck angestrebten Ziele nicht erwähnt.

Es ergibt sich, dass die Schule hinsichtlich der oben erwähnten, für uns notwendig anzustrebenden Bildungsziele auf gewisse Grenzen ihres Wirkungsbereiches stösst. Zur Erreichung dieser Ziele ist wohl nur eine Jugendorganisation im notwendigen Gesamtumfang befähigt. Darum kann der bündischen Jugend ein gleichberechtigter Platz neben der Schule als Erziehungsfaktor nicht verweigert werden. Es fragt sich, wie sich das Verhältnis zwischen Schule und Bund praktisch gestalten soll. Reibungsflächen müssten nicht gut möglich sein, wenn die beiderseitigen, auf ganz verschiedenen Ebenen liegenden Aufgabenkreise abgesteckt würden. Verfehlungen des Jugendlichen sowohl der Schule gegenüber als auch gegenüber dem Bunde müssten von beiden Seiten geahndet werden. Dann dürfte sich auch ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis heranbilden.

Eine Kontrolle des Bundes durch die Schule muss dieses Vertrauensverhältnis töten und ist meines Erachtens auch von der Schule abzulehnen. Bei einem guten Willen von beiden Seiten muss ein gegenseitiges Anerknnen möglich sein. Das gegenseitige Vertrauen aber ist die Grundlage der beiderseitigen Arbeit.

Udo Handrock

Das Aufbauwerk der Sudetendeutschen

Die deutsche Volksgruppe in der Tschechoslowakei, mit 3½ Mill. vorwiegend geschlossen siedelnden Menschen die grösste deutsche Minderheit Europas, war durch ein eigensüchtiges Parteiwesen und eine überentwickelte Organisationsentfaltung zerspalten und schwach geworden. Es wäre falsch anzunehmen, dass das am 19-ten Mai 1935 zu Tage getretene Wahlergebnis, der schlagende Erfolg Konrad Henleins lediglich auf die Verzweiflung der Massen zurückzuführen sei, die unter dem ungeheuren Druck der Wirtschaftsnot stehen. Die Einigung der Sudetendeutschen ist keine vorübergehende Notlösung, keine Verzweiflungsäusserung und ebensowenig eine parlamentarische Listenverbindung. Sie ist mit dem ersten Auftreten einer jungen Schicht gleichzusetzen, die sich vor einem neuen Anfang sieht und sich der Verantwortung für das Schicksal ihres Volksteiles bewusst geworden ist. Ihre Führer, heute sind sie die des gesamten Sudetendeutschtums geworden, stehen im Alter von 25 bis 40 Jahren.

Das Wort »sudetendeutsch« ist eine junge Bildung. Vor dem Weltkriege hat es noch kein Mensch in den Mund genommen. Als das alte Österreich zerfiel, da bekundeten auch die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, gemäss den 14 Punkten Willsons ihren Willen zur politischen Selbstbestimmung. Die Tschechen, die ihre Selbständigkeit auf Grund der gleichen Punkte veranlasst hatten, machten jedoch für die Sudetenländer historische Ansprüche gel-

tend. Daraus ergab sich eine Verknüpfung des Nationalstaatsgedankens, wie er als Erbe ihrer Befreiung von den Tschechen bisher festgehalten wird, mit der historischen Staatsidee von der Einheit der Länder der böhmischen Krone, die auch durch die geographischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten unterstützt wird. Der historische Staatsgedanke setzt in seiner modernen Lösung für Sudetenländer gleichberechtigte Teilhaberschaft zweier vollwertiger Volkstümer an einem gemeinsamen Ganzen voraus, so wie in den demokratischen Staatsgrundsätzen der Tschechoslowakei jedem volljährigen Staatsbürger, gleichgültig welcher Nationalität oder Religion, gleiche Rechte zugesagt sind. So erwächst im Begriff Sudetendeutsch eine völlig neue politische Wirklichkeit. Den Gesetzen des Blutes, aber nicht minder des Lebensraumes und der Geschichte sollen die Masse des Handelns entnommen werden zur bestmöglicher gemeinsamer Leistung mit dem Tschechenvolk im Spiel der Kräfte, die sich gegenseitig wecken.

Böhmens wirtschaftliche, kulturelle und politische Blüte fiel regelmässig in jene Zeiten, da Tschechen und Deutsche untereinander den Ausgleich gefunden hatten. Es muss an die Herrschaft Kaiser Karls d. IV. erinnert werden, als im Herzen Europas gleichzeitig die neuhochdeutsche Schriftsprache entstand und das tschechische Volk sich in schöpferischen Leistungen entfaltete. Dass in solcher Zusammenarbeit dem deutschen Geiste eine verantwortungsvolle, und unter den jetzigen Umständen eine sehr schwierige Aufgabe zufällt, ist offensichtlich. Solange die These eines tschechoslowakischen Nationalstaates aufrecht erhalten werden sollte, in dem Tschechen und Slowaken zusammen noch nicht volle zwei Drittel, ja die Tschechen allein nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, konnte der Nationalitätenkampf nicht aufhören, gehen dem Staate wertvolle Kräfte im Ringen um die Erhaltung des Volkstums verloren.

Der Ruf nach Einigung, die Erhaltung des Volkstums und die europäische neugeformte Verantwortung dem Staate gegenüber verlangen die Zusammenfassung aller Kräfte, führen zur Idee eines sudetendeutschen Stammeskörpers. Unter dem politischen Stamm ist nicht volkskundliches Stammestum verstanden. Es sollen damit das volkstümliche Brauchtum und die Eigenarten der einzelnen sudetendeutschen Gaue nicht angetastet werden. Aber jede Verengung der Heimattreue musste bei der auseinandergezogenen Siedlungsweise eine Schwächung der Gesamtlage verursachen und damit auch rückwirkend die Auflösung des überlieferten Volksgutes fördern. In noch schärferer Art wirkt sich die klassenmässige Zersplitterung aus, wie sie noch heute in verhängnisvoller Weise in das politische Leben hineinspielt und auch den Ausbau der kulturellen Gliederungen zu einem für die Gesamtheit gültigen Vertretungskörper bisher zu verhindern verstand. Die junge sudetendeutsche Generation trifft das Gebot, sich entschlossen von den liberalen Gedanken abzuwenden, die seit 1848 den unaufhaltsamen Verfall der Volksgruppe verursachten, und statt dessen einer wahren Volksgemeinschaft Bahn zu brechen. Damit befreit sie sich auch von den Lebensanschauungen des alten Österreich als einer unwiederbringlichen Vergangenheit, die sie dem Kern ihrer eigenen geschichtlichen Bestimmung entfremdete.

Die sudetendeutsche Volksgemeinschaft kann ihr Wirken gliedern in den Schutz des Bestehenden und die Erziehung zum Neuen. Wenn das eine die Sicherung des bisherigen Lebensraumes, also eine wirtschaftliche Frage, zum

Ziele hat, so das andere die Herausstellung einer verbindlichen geistigen Haltung, letzten Endes eine ebenso kulturelle wie auch politische Frage. Seine ordnende Vollendung und Vertretung im Staate erfährt der Stamm durch die politische Führung, die heute durch den freien Entscheid des Volkes eindeutig der Bewegung Konrad Henleins zugefallen ist. Die unpolitische wirtschaftliche Spitzengruppe befindet sich im »Bund der Deutschen« im Aufbau, der sich im Sommer 1934 aus dem Zusammenschluss der verschiedenen landschaftlichen Schutzverbände gebildet hat. Durch Dezentralisierung des organisatorischen Aufbaus soll er der landschaftlichen Vielfalt der deutschen Sudetenländer gerecht werden, auf diese Weise die Sicht über die einzelnenGebiete und ihre Erfassung bis in den letzten Winkel ermöglichen. Hier ist noch alles im Fluss.

Einen ganz sicheren Platz in der Gliederung des Stammes nimmt der deutsche Turnverband, als der Erziehungsbund der Sudetendeutschen ein. In ihm hat die klare Erkenntnis der jungen Generation gesiegt, dass vor allem körperlich tüchtige und seelisch aufrechte Männer Not sind, soll ein Volk wieder erstehen. Vom Kraftmeier, — Stammtisch- oder Sportverein führte der Weg zur Bildung der jungen Mannschaft der Sudetendeutschen. Dieser Ansatzpunkt einer neuen, unparteilichen Erziehung ist bemerkenswert, weil er dem Verfall von Familie und Schule, der Überwertung von Wissen und Bildung selbsttätig sein Leitbild einer leib—seelisch—geistigen Einheit gegenüberstellt, dem leeren Betrieb die lebendigen Formen der Gemeinschaft. Er übermittelt das Erlebnis von der Gesamtheit des Volkes und da seine Erziehungsnormen christlich sind, macht er konfessionelle Jugendverbände entbehrlich. Er trägt die Verantwortung für das Wachsen der sudetendeutschen Jugend, deren Beste er in seinen Zeltlagern und auf seinen Spielplätzen vereint. Damit ist der Grund gelegt für ein stufenmässiges Hineinwachsen der kommenden Geschlechter in die Arbeit der heute wirkenden Führerschaft des Stammes, gleich wie diese niemandem der alten Generation seine Mitarbeit abschlägt, wenn er vorbehaltlos seine Erfahrungen zum Nutzen der Gesamtheit in Dienst stellen will.

Das Sudetendeutschtum kann seine zeitlichen und dauernden Aufgaben nur in Angriff nehmen, wenn es — nach den Wirrungen des freizügigen Jahrhunderts — über das Wesen des Staates als höchster Gestaltungsform, die jeder echten menschlichen Gemeinschaft innewohnt, zur Klarheit gelangt. Diese Erkenntnis hat sich von allem Anfang an bei der jungen Schicht der Sudetendeutschen durchgesetzt und drängt heute nach harten Lehrjahren zur Verwirklichung. Man wird von neuem an die Ausgliederung des Stammes nach Berufs- und Lebensständen gehen, aber mit dem unverfälschten Grundsatz, dass das Ganze vor den Teil geht. Die einheitliche geistige Haltung bürgt dafür, dass ein Stand nicht zur Klasse oder Clique herabsinkt, wie es das Sudetendeutschtum in seiner Vergangenheit erfahren musste. Es wird auf jenes Bild eines lebendigen Organismus zurückgegriffen, das von jeher in der Selbstverwaltung vorgeschobener deutscher Volksgruppen massgeblich war und sich trotz des Verfalles im Einzelnen, in der Gesamtheit als geschichtsbildend bewährt hat. Diese Einheit, die die Anspannung aller Kräfte derer verlangt, die heute die Verantwortung für den ganzen Stamm auf sich geladen haben, wird auch dann ihr Lebensrecht behaupten, wenn ihr ehrliches Angebot zur Mitarbeit an der gemeinsamen Heimat heute noch abgeschlagen werden sollte.

E. Wolfgram

BÜCHERBESPRECHUNG

H. Freudenthal, Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk. Zur volkserzieherischen Sendung der Volkskunde. Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig 1935. 52 S., 8°.

Die kluge Schrift des bekannten Volkskundlers und Pädagogen bringt zweierlei: einmal eine ins Wesentliche zielende Auseinandersetzung mit dem Volksbegriff in Leben und Forschung, deren Zusammenfassung gleichzeitig Ernte und Berichtigung der im fruchtbaren Meinungsaustausch der letzten fünfzehn Jahre erarbeiteten Einsichten darstellt; und weiterhin knappe, aber grundlegende Erörterungen über den Erziehungswert der Volkskunde, die als politische Grundwissenschaft Rückgrat jeder bewussten, zielsicheren Volksbildung sein muss. Wendet sich der erste Teil vorwiegend an den gelehrten Fachmann, so geht der zweite, der Hauptteil mit seinen scharfumrissenen Feststellungen über Lehrererziehung und Schularbeit, über Verheimatlichung des Unterrichts, Sprach-, Kunst- und Musikerziehung, über den Sport-, Rechen- und Sachunterricht zumal den Lehrer aller Schulgattungen an, und gerade in seiner Hand möchten wir das aufrüttelnde, klärende und — billige Büchlein sehen. Der auslanddeutsche Lehrer hat in seiner Ausbildungszeit meist nur wenig von der Volkskunde und ihren grundlegenden Aufgaben gehört; hier wird ihm Gelegenheit zu Besinnung und Einsicht geboten. Im Methodikunterricht der Lehrerbildungsanstalten, in pädagogischen Arbeitsgemeinschaften und Fortbildungskursen kann und muss das durch seine Urteilsschärfe und durch die Wesentlichkeit seiner durchdachten Formulierungen ansprechende kleine Werk anregend, befruchtend und belehrend wirken.

Mackensen

Zur estnischen Kulturgeschichte (Vorzeit, Sprache, Volksdichtung und Mythologie, Materielle Kultur). Akadeemiline Kooperatiiv, Tartu 1932.

Vier grössere Aufsätze, in deutscher Sprache geschrieben, sind zu einem stattlichen Band zusammengeschlossen, um vor allem dem Auslande die grundlegenden Kenntnisse über die estnische Kultur und ihre Geschichte zu vermitteln Da erste Sachkenner (der Aufsatz über »Vorzeit« wird gesondert besprochen) wie A. Saareste, O. Loorits und F. Leinbock, deren Namen besten Klang in der wissenschaftlichen Welt besitzen, Verfasser der Einzelbeiträge sind, ist ein Werk entstanden, das auf ebenso gründliche wie anregende Art in Geschichte, Werden und Wesen der estnischen Volkskultur einführt. Dem Laien wird eine klare und alles Wissenswerte umschliessende Darstellung geboten, der Fachmann aber erfährt kurz und knapp, wo heute die Wissenschaft vom estnischen Volke und seiner Kultur steht.

A. Saareste schreibt über sein eigentliches Forschungsgebiet, die estnische Sprache. Nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen, besonders über das Verbreitungsgebiet des Estnischen, gibt er eine sehr dankenswerte Geschichte der estnischen Sprachforschung. Eine knappe Sprachgeschichte, die sich vom 13. Jahrhundert an auf genauere Zeugnisse stützen kann, wird von einer sprach- wie kulturgeschichtlich äusserst aufschlussreichen Betrachtung der estnischen Mundarten gefolgt; anschliessen-

de kleine Sprachproben beleben und verdeutlichen das gezeichnete Bild. In einem letzten Abschnit versucht Saareste, die estnische Schrift- und Umgangssprache zu charakterisieren. Er geht von den Betonungsverhältnissen aus, bespricht sodann die einzelnen Laute (wobei auf den grossen Vokalreichtum der estnischen Sprache hingewiesen wird), behandelt weiterhin Formenlehre und Syntax und betrachtet zum Schluss den Wortschatz, wobei den Namen (Tauf-, Familien- und Ortsnamen) besondere Beachtung geschenkt wird. Ein reiches Literaturverzeichnis beschliesst den Aufsatz und weist dem die Wege, der Einzelfragen genauer nachgehen will.

Auf grösserem Raume geben O. Loorits und F. Leinbock eine Darstellung der Hauptzüge der estnischen Volkskunde; O. Loorits behandelt die Volksdichtung und Mythologie, F. Leinbock die Sachkunde. Es ist ein reiches und vielgestaltiges Bild, das diese beiden ersten Kenner der estnischen Volkskultur zeichnen. Zahlreiche Bilder, Zeichnungen und Karten veranschaulichen und unterstützen die Darstellung. Vor allem verdienen die Karten, die über die räumliche Verbreitung einer bestimmten Kulturerscheinung Auskunft geben, Beachtung.

Von besonderem Interesse für die Leser dürfte der »Rückblick« sein, den Leinbock seiner Arbeit anfügt und in dem er die Frage nach der Gliederung des estnischen Landes in Kulturprovinzen zu lösen versucht, sowie das ganze zweite Kapitel von Loorits' Beitrag, das unter der Überschrift »Der Kulturgeschichtliche Rahmen« die gleiche Frage wie der genannte »Rückblick« abhandelt und ausserdem die verschiedenen kulturellen Einflüsse bespricht, die auf das estnische Volk gewirkt haben. Während aber Loorits in diesem Kapitel bei ruhiger wissenschaftlicher Darstellung bleibt, wird sein Ton im vierten Absatz (»Die Volksdichtung«), der vor allem das Volkslied zum Gegenstand hat, leidenschaftlich und innerlich bewegt; sehr einseitig gesehene, harte und scharfe Urteile über die Deutschen setzen den Erkenntniswert einiger Stellen erheblich herab. — F. Leinbock schildert knapp und doch sehr gegenständlich und klar die einzelnen Zweige der sachlichen Volkskultur. Die verschiedenen Arten der Jagd, der Ackerbau, die Viehzucht, die Speisen und ihre Bereitung, die Volkstrachten und die Volkskunst u. a. m. finden hier ihre Darstellung. Jeder Abschnitt zeugt von dem lebendigen Reichtum der estnischen Volkskultur und rundet das Gesamtbild bis in Einzelheiten glücklich ab.

Jeder der drei Einzelarbeiten geht ein kurzer Abriss der Geschichte des jeweiligen Wissenschaftszweiges voraus, und jeder Einzelaufsatz ist von einem Literaturverzeichnis gefolgt. Es tut dem deutschen Leser wohl, überall die grosse Beteiligung deutschen Forscherfleisses, deutscher Wissenschaft und deutscher Liebe zu den heimatlich-baltischen Dingen feststellen zu können.

Heinz Diewerge

Dichter aus deutschem Volkstum. Zum 3. Bande von Albert Sörgels »Dichtung und Dichter der Zeit«. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Leipzig 1934 bei R. Voigtländer.

Albert Sörgel hat den beiden ersten Bänden seines Werkes »Dicthung und Dichter der Zeit« (Band I: Naturalismus, Impressionismus und Neuromantik, erschienen 1911; Band II: Im Banne des Expressionismus, 1925) einen dritten: Dichter aus deutschem Volkstum folgen lassen. Er bringt — ohne den Anspruch

auf abschliessende Auswahl zu machen — elf Einzelwürdigungen der für die deutsche Erneuerungsbewegung repräsentativsten Dichterpersönlichkeiten. Binding, Hans Grimm, Carossa, Kolbenheyer, Mell, Hans Franck, Will Vesper, Ina Seidel, Friedrich Schnack, Hans Friedrich Blunck, Griese.

Man muss sich den im Jahre 1925 erschienenen Expressionismusband gegenwärtig halten, um den Abstand zu ermessen, der zwischen heute und damals liegt. Damals: das Bild einer in ihren Grundfesten wankend gemachten Welt, von Fieberschauern geschüttelter Menschen; die Kunst ein Spielball ungehemmtester Willkür aus jeder Gebundenheit gelöster Literaten, die schliesslich selbst die verpflichtenden Gemeinschaftsformen des Worts und der Sprache in ein dadaistisches Gestammel verkehren. Aber auch dieses Bild einer aus den Fugen geratenen Kunst und Welt zeigt hintergründig Züge eines neuen Werdens. Das Ringen des Expressionismus war letztlich doch ein Ringen um Seele und Beseelung gegen die Vergottung der reinen Materie, die das Stigma der Zeit auch in der Kunst war. Nicht zufällig liegen die Anfänge manches Künders der neuen heutigen dichterischen Wirklichkeit in dem chaotischen Bereich jener Gestaltungswirren des Expressionismus Es bedurfte allerdings erst noch einiger Grunderlebnisse, um einen organischen Wachstumsvorgang der deutschen Dichtung zu erzeugen: das Vermögen zur Neuschöpfung einer inneren Form und vor allem die Herauslösung der Kunst und der Künstler aus den Bezirken einer selbstgenügsamen, die »fensterlose Monade« des Einzelmenschen mit psychoanalytischem Spürsinn schildernden Kunst und ihre Einfügung in die Wirklichkeit des Lebenszusammenhanges Volk.

Zwei Dinge macht Sörgels Darstellung klar: es handelt sich bei der Wandlung der zeitgenössischen Dichtung um einen in verschiedenen Individualitäten wirkenden Vorgang echter Gemeinsamkeit: gemeinsamer Bezogenheit auf gleiche Werte, gemeinsamer Herkunft aus gleichen Ursprüngen und von gleichen geistigen Ahnen. Es sind nach Sörgel folgende Elemente einer gemeinsamen künstlerischen und geistigen Welt: nordische Heimat, männlicher Charakter, Wiedergeburt des heldischen Menschen, Wirklichkeitsfreude, deutscher Glaube, Leben als Dienst am deutschen Menschen. Zum andern aber lässt diese innere Ausrichtung Raum für eine Fülle verschiedenster dichterischer Charaktere, die nichts von einer Nivellierung des geistigen Lebens spüren lässt. Man sehe sich nur die vielfältige Artung deutscher Lebenswirklichkeit an, wie sie selbst der kleine Umkreis des Sörgelschen Buches enthält. Da stehen die Bekenntniswerke Rudolf Bindings und Hans Carossas, beide Gipfelpunkte hoher Form, die aber, eigentümlich beseelt, nichts will als die höhere Wirklichkeit des Lebens zum Ausdruck bringen und die in ihrer Leibhaftigkeit etwas ursprünglich Deutsches ist. Die Würdigung Carossas, die Deutung der mystischen Elemente seiner Dichtung — »Überall sieht Carossa Wandlung, überall Übergang: Leben mündet in Tod, Tod steigt aus Leben« — ist Sörgel besonders zu danken.

Man spürt, er findet hier einen unmittelbareren Zugang als zu Hans Grimms dichterisch-politischer Aktivität. Nicht zufällig tritt wohl »Volk ohne Raum« etwa zurück hinter den südafrikanischen Novellen, jenen grandiosen Schicksalsliedern von deutschen und germanischen Menschen im unendlichen Raume des fremden Erdteils. — Die Würdigung Kolbenheyers nimmt den

breitesten Raum ein. Mit Recht; denn er ist vielleicht die umfassendste Erscheinung des deutschen Schrifttums der Gegenwart. Umfassend darin, dass in ihm das klarste Bewusstsein von dem völligen Umbruch lebendig ist, der sich heute vollzieht. Kolbenheyers dichterisches Werk gründet sich auf seine Philosophie: sie ist in jeder Hinsicht der unentbehrliche Schlüssel zu seiner Dichtung. Sörgel stellt darum die in der »Bauhütte« und zahlreichen Einzelaufsätzen niedergelegte Lehre von der biologischen Metaphysik an den Anfang. Von ihr aus, nach Klärung ihrer elementaren Grundbegriffe — Bewusstsein als biologische Funktion, Anpassung, Individuation — geht er an die Deutung des dichterischen Werks und seines Gipfels, der Parazelsustrielogie. Vielleicht hätte man eine eingehendere Behandlung gerade dieser zentralen Dichtung wünschen können, die in ihrer dichterischen und weltanschaulichen Mächtigkeit sich in die Reihe der grössten deutschen Lebensdeutungen stellt.

Neben Kolbenheyer ist der Österreicher Max Mell der einzige behandelte Südostdeutsche und Nicht-Reichsdeutsche. (Es fehlen neben den grossen Leistungen auslanddeutscher Literatur etwa Meschendörfers vor allem Billinger und Waggerl!) Er ist charakteristischer als Kolbenheyer für den Lebensbereich des südostdeutschen Volkstums, dessen religiöse Kräfte Mells Legendenspiele entbinden.

Von hier spannt sich der deutsche Lebensbogen nach Norden über Hans Franck, der in seinen Kurzgeschichten die geschichtliche Kraft Preussen dichterisch neu geprägt hat, zu den Trägern einer nordischen Renaissance: Hans Friedrich Blunck und Friedrich Griese. Hier steht der deutsche Norden am stärksten und unmittelbarsten mit seinen oft noch aus germanischer Wurzel bestimmten Lebenskräften und mit seinem inneren Anspruch vor uns. Landschaft und Ahnen, Blut und Boden, das sind die Elemente, die Bluncks und Grieses Werk bestimmen. Dahinter erhebt sich bei beiden die Frage nach der Möglichkeit einer reinen Form deutschen Lebens und deutschen Glaubens. Sörgels feinsinnige Schilderung von Grieses Entwicklung ist besonders hervorzuheben; sie gehört in der geistigen Erhellung dieser so ganz und gar nicht aus dem Hirn kommenden Werke zum besten des ganzen Buches. Man greife etwa das für Griese so grundlegende Landschaftserlebnis heraus, das Sörgel scharf gegen die Heimatdichtung abgrenzt: »Dort eine Wirklichkeitsschilderung, hier eine von dunklen Erd- und Allkräften beherrschte, bestimmte, geschaffene majestätische Seelenlandschaft!« Man bedauert an dieser Stelle nur, dass Grieses Werk im Rahmen des Buches nicht gegen ihm verwandte Dichtungen abgesetzt werden kann, vor allem gegen die Karl Benno von Mechows und Ernst Wiecherts.

Ina Seidel ist die einzige Frau, die Sörgel zu Wort kommen lässt. Einleitend skizziert er den Weg, den die deutsche Frau als Dichterin von Ricarda Huch über Lulu v. Strauss-Torney und Agnes Miegel zu Ina Seidel gegangen ist. Man ist überrascht, wie sich hier in dichterischer Gestaltung und Persönlichkeiten ein Weg abzeichnet, der immer näher an die Mitte des Lebens der Nation heran führt und gerade damit den Bereich mütterlichen Frauentums immer reiner enthüllt. Mütterliches Frauentum in der Verantwortung vor dem Volke — das ist der Kern der Dichtungen Ina Seidels. Gewiss, hier sind noch mehr bürgerliche Elemente als in der männlichen Dichtung, aber Familie, Sippe, Eltern- und Kindesverhältnis werden ins

Mythische gesteigert und damit aller zeitlichen Gebundenheit enthoben. Es ist nicht mehr die Mutter in der bürgerlichen Familie, sondern es sind die »Mütter«, die hier handeln und leiden. Aus dem mythischen Bereich findet diese Frau auch den Zugang zu der männlichen Welt, zum Politischen in seiner härtesten Form, zum Kriege. Hiervon zeugt das »Wunschkind« und im neuesten, von Sörgel noch nicht berücksichtigten Werke »Weg ohne Wahl« ist eine menschliche Lösung und Erlösung mit Bedacht in die Julitage 1914 verlegt.

Wir haben den dichterischen Raum in raschen Zügen durchmessen, den Sörgel absteckt. Er ist noch nicht fest begrenzt und abgeschlossen, kann es auch noch nicht sein, da Menschen und Dinge noch in lebendiger Wandlung begriffen sind. Aber dass es heute schon möglich ist, den geistigen Umbruch im deutschen Volkstum von seiner Dichtung her zu bestimmen, dafür ist Sörgels verdienstliches Buch ein überzeugender Beweis. Es ist auch ein Beweis dafür, dass die volkliche Erneuerung der Deutschen einen europäischen Sinn hat. Hier wird — man lese dazu Kolbenheyers Aufsätze — eine gesamteuropäische Verantwortung empfunden, der heute jedes europäische Volk untersteht. *Th. Sch.*

Bruno Mellin, Gedichte, 60 S. Verlag der AG. »Ernst Plates«, Riga, 1935.

Ganz unberührt vom heissen, sengenden Atem der Zeit stehen die einzelnen Gedichte des schmalen Versbändchens da — fein, still und sehr zart. Fast müde und entsagungsvoll wird das Leben betrachtet — ein Ton, der fast zerbricht, schwingt durch die Verse. Mit liebevoller Hingabe wird ein Zustand erfühlt und gestaltet; aber nie sind die Zustände der prallen Sonne ausgesetzt, nie glühen sie rot und heiss vor Leidenschaft. Überall steckt ein Stück Verzicht und eine keusche Zurückhaltung. Zart, mit behandschuhten Händen wird alles angefasst, und sehr besinnlich.

Man muss die Verse laut vor sich hinlesen, um ihr inneres Wesen zu erfassen. Sie klingen langsam und schwer, weich und traurig, nur selten wird die Melodie hell und fröhlich. Es ist, als ob ein zarter Regen, der Menschen, Natur und Dinge in mattes Licht verhüllt, auch die Töne und Klänge nur sehr abgedämpft durch seine Schleierwand hindurchklingen lässt.

Wer in stiller, vom irdischen Treiben und Streben gelöster Stimmung hinträumen mag über schüchterne Frühlingstage, versteckte Blumen, späte Sommerzeit, mildes Gedenken, zarteste Liebe oder einen stillen Sonnenuntergang, der greife zu dem kleinen Bändchen. Und er wird schöne und gute Stimmungen weich gefühlt und zart gestaltet finden. Aber wer draussen im Leben steht, im herben, heissen Kampf — der wird umsonst nach einem Feuerwort, einem Fahnenspruch oder einem hellen, ermutigenden Kampfesruf Ausschau halten. *Heinz Diewerge*

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Karl Hermann Theil, Hermannstadt i. Siebenbürgen, Rumänien / Dr. *Wilhelm Lenz* Jelgava / Dr. *Heinz Diewerge*, Riga / *Ernst Kroeger*, Wolfenbüttel, Dresden / *Otto von Taube* / Dr. *Leo von Middendorff*, Dorpat / Dr. *Udo Handrack*, Riga / *Eberhard Wolfgram*, Prag / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / Prof. Dr. *Lutz Mackensen*, Riga, Herderinstitut.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Rīgā, Mazā Monētu ielā 18



Freiwillige Landarbeit Sommer 1935

Von Heinrich Bosse

1.

6 Hektar Rodung, annähernd 6 km offene Entwässerungsgräben, uneingerechnet die Planierungs- und andere Bodenkulturarbeiten, ferner über 3400 weibliche Tagewerke bei Ernte-, Garten- und mannigfach anderen landischen Hilfsarbeiten — das kann heute in nüchternen Zahlen und Daten als das Ergebnis des Landdienstwerks der deutschen Jugend in Lettland im Sommer 1935 vorgelegt werden. Als ein ganz unromantisches Ergebnis. Und als sehr wichtiges Ergebnis. Denn mit ihm hat die Jugend den Leistungsbeweis für ihr Wollen erbracht.

Es darf als bekannt vorausgesezt werden, dass der Landarbeitsgedanke sich bei uns organisch aus ersten tastenden Anfängen und Zwischenstufen im Laufe von 4 Jahren entwickelt hat. Träger der Planung war der Verband deutscher Jugend in Lettland. Für die Arbeit im nunmehr abgeschlossenen Sommer wurde es entscheidend, dass es gelang, die nicht unerheblichen Widerstände und Zweifel innerhalb der Gesellschaft zu überwinden und damit dem Werk einen breiteren Rahmen zu geben. Im April des Jahres übernahm die »Deutsch-baltische Volksgemeinschaft« die Verantwortung für das Werk und seine Durchführung. Sie stellte in der Person ihres Jugendbeauftragten den obersten Leiter, der hinfort den staatlichen Behörden gegenüber auch alle weiteren Schritte unternahm, die zur Anmeldung der geplanten Arbeiten erforderlich waren.

Die eigentliche organisatorische Tätigkeit hatte sich — einer bereits im vorausgegangenen Sommer mit Erfolg angewandten Aufgliederung zufolge — auf einen ganz engen Ring von Sacharbeitern verteilt, die dem Jugendverband bzw. dem Landamt entstammten. Von diesen waren auch seit dem Spätherbst 1934 die unumgänglichen Vorarbeiten für das durchzuführende Landarbeitswerk des folgenden Sommers in Angriff genommen worden. So konnte die Arbeit reibungslos in der eingefahrenen Bahn weiterlaufen, als nach der offiziellen Stellungnahme der »Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft« eine Regelung

der Frage der letzten Verantwortung getroffen war. Arbeitsgerät, Ausrüstung und der gesamte arbeitstechnische Apparat wurden bei der Durchführung des Werks dann vom Jugendverbande gestellt.

Die Werbung innerhalb der Jugend im Laufe des Frühjahrs zeitigte kein einheitliches Ergebnis. Bei den bündischen Untergliederungen des Jugendverbandes war der Landarbeitsgedanke nichts Neues, was natürlich in dem hohen Gesamtsatz der Meldungen seinen Ausdruck fand. Innerhalb der dem Chargierten-Convent angeschlossenen studentischen Korporationen bzw. in den nahestehenden freistudentischen Kreisen war auch noch Neuland aufzubrechen. Völlig ergebnislos blieb der Appell an die Lehrherren des handwerklichen und kaufmännischen Nachwuchses *). Sehr negativ verliefen auch die »Fischzüge« bei den Registrierstätten für deutsche Arbeitslose: Vorwände und Ausreden, obgleich fraglos eine ganze Anzahl verwendbarer Volksgenossen festgestellt werden konnte.

Ein grosser Übelstand lag darin, dass tatsächlich nur ein bestimmter Teil der Gemeldeten schliesslich zur Ableistung der Landarbeit antrat. So betrug dieser Ausfall allein bei den Jungen 80 auf 236 Meldungen oder rund 33%. Es muss ferner angemerkt werden, dass in einer sehr grossen Reihe von Fällen eine Abmeldung nicht rechtzeitig oder überhaupt nicht erfolgte. In derartigen Erscheinungen offenbart sich eine Disziplinlosigkeit, die die reibungslose Durchführung und Planung des Werks unendlich erschwert hat.

2.

Durch die Landarbeitsgruppen des Sommers 1935 sind insgesamt 161 Jungen und 136 Mädchen, zusammen 297 Jugendliche durchgegangen, womit die in der Planung vorgesehene Zahl von 300 nahezu erreicht wurde. Es überwogen die Altersstufen von 16 bis 22 Jahren. Während in einigen Fällen mit Einwilligung der Eltern die starre Mindestaltersgrenze unterschritten wurde (doch handelte es sich durchweg nur um eine Spanne von Monaten!), war nach oben keine Begrenzung vorgesehen. Der älteste Landarbeitskamerad, der sich, nebenbei bemerkt, in die Gruppendisziplin der wesentlich Jüngeren vorbildlich einfügte, zählte 51 Lenze!

*) Hier machte sich auch der Mangel einer straffen berufsständischen Jugendorganisation (Jungstandschaft) bitter bemerkbar. Ein Mangel, dessen Beseitigung als eines der dringlichsten Probleme unserer Jugend- und Volkstumsarbeit bezeichnet werden muss.

Über die Altersstufung der Landarbeitswilligen mag folgende Übersicht Auskunft geben:

Von 161 Jungen waren

16 Jahre	27
17 bis 19	50
20 bis 22	44
23 „ 25	21
25 „ 30	14
über 30	5

Der Beschäftigung nach überwogen die Schüler weniger stark, als zu erwarten gewesen wäre. Die Gliederung zeigt folgendes Bild:

Jungen:			Mädchen:		
Grundschüler	2	52	Grundschülerinnen	3	60
Mittelschüler	50		Mittelschülerinnen	49	
Fachschüler	—		Fachschülerinnen	8	
Studenten	50		Studentinnen	14	27
Werktätige u. Handwerkslehrlinge	28	50	In Berufsausbildung (Seminar, Gartenbauschule etc.)	13	
Kaufmänn.-Angestellte	18		Berufstätig (dauernd)	18	40
Akad. Berufe	7		(davon werktätig 4)		
Sonstige Berufe	4		Vorübergeh. berufstätig	22	
	161		Haustöchter	9	
				136	

Recht aufschlussreich ist auch ein Bild der Zugehörigkeit zu einzelnen Organisationen.

Jungen:

Deutsche Jungenschaft	51	134
Wander- und Sportverein	18	
Akademische Arbeitsgemeinschaft (V. d. J. L.)	38	
Evangelischer Verein Junger Männer	1	
Sonstige Gruppen des Jugendverbandes	24	
Chargierten-Convent und angeschlossene Freistudentenschaft	12	
Sportgruppen der »D.-b. Volksgemeinschaft« u. »Union«	4	
Verband deutscher Angestellten	2	
Nichtorganisiert	11	
	161	

Mädchen:

Deutscher Mädchenbund	97	99
Sonstige Gruppen des Verbandes deutscher Jugend	2	
Constantia (Studentinnenkorporation)	5	
Nichtorganisiert	32	
	136	

3.

Die Arbeitszeit erstreckte sich auf die Monate Juni, Juli und August. Die meisten Meldungen fielen in die erste Hälfte des Juli. Die Verpflichtung lautete bei Nichtberufstätigen auf mindestens 4 Wochen, bei Berufstätigen auf die 2 zur Verfügung stehenden Urlaubswochen. In einigen besonderen Fällen wurden zur Aushilfe auch Kräfte eingestellt, die als »Durchreisende« nur eine geringere Zahl von Arbeitstagen in der Gruppe verbrachten. Sie konnten natürlich vom Gemeinschaftsleben der Gruppe nur in bedingtem Umfang erfasst werden. Umgekehrt bedeutet jedes neue Gesicht, zumal wenn es wieder verschwindet, ehe die Gruppe den Kameraden noch völlig eingeschmolzen hat, eine gewisse Belastung, die eben von der Führung tunlichst vermieden wird.

Gearbeitet wurde auf folgenden Stellen:

A. Reine Jungengruppen

1. Tenu muiža, über Cēsis. 7 Wochen, vom 25. Juni — 9. Aug.: Grabenziehen;
2. Zvāres muiža, über Zvāre. 4 Wochen, vom 1. Juli — 1. Aug.: Roden;
3. Kimāle, Sidrabkalns, über Kuldīga, 9 Wochen, v. 25. Juni — 31. Aug.: — Grabenziehen;
   diese Gruppe hat ferner durch kleinere Hilfstrupps auf einer Reihe von Höfen in der Umgegend Kulturarbeiten ausgeführt.

B. Gemischte Gruppen

4. Apšukalns, über Jelgava, 6 Wochen, v. 31. Mai — 14. Juli: Roden;
5. Planupe, über Inčukalns. 6 Wochen, v. 31. Mai — 14. Juli: Graben;
6. Reine, über Bērzupe. 6 Wochen, vom 31. Mai — 14. Juli: Roden;
7. Badgene, über Skrīveri. 6 Wochen, vom 20. Juni — 31. Juli: Gräben und Drainage;
8. Silu muiža, über Kandava. 7 Wochen, vom 25. Juni — 15. Aug.: Rodung, Gräben, Teichausführen;

9. Mējmuiža, über Jelgava. 4 Wochen, vom 1. Juli — 27. Juli: Roden;
10. Raibači, über Smiltene. 8 Wochen, vom 1. Juli — 31. August: Gräben, Roden.

C. Reine Mädchengruppen

11. Liepāja (auf verschiedenen Gartenbetrieben ausserhalb der Stadt). 4 Wochen, vom 21. Juni — 22. Juli: Gartenarbeit;
12. Lauku muiža, über Kuldīga. 4 Wochen, vom 1. Juli — 31. Juli: Erntehilfe;

Valteri über Skrīveri;
13. 1. Gruppe vom 2. Juni — 28. Juli: Gartenarbeit und Erntehilfe;
14. 2. Gruppe vom 4.—31. August: „ „

Winterfelde über Skrīveri;
15. 1. Gruppe vom 21. Juni — 28. Juli: „ „
16. 2. Gruppe vom 28. Juli — 30. Aug.: „ „

Irši über Koknese;
17. 1. Gruppe vom 1. Juli — 15. Aug.: „ „
18. 1. Gruppe vom 1. Juli — 15. Aug.: „ „
19. 2. „ vom 1. Juli — 15. Aug.: „ „
19. 3. „ vom 1. Juli — 1. Sept.: „ „
20. 4. „ vom 1. Juli — 1. Sept.: „ „

Die Stärke der Gruppen war verhältnismässig gering. Als Norm einer Mädchengruppe galten 8 Mädchen, als Norm einer Jungengruppe 10 Mann, doch haben stellenweise Jungengruppen auch mit stärkerer Belegschaft gearbeitet. Ein An- und Abschwellen der Gruppenstärke ergab sich ohnehin im Lauf der Arbeitszeit, vor allem durch die werk- und berufstätigen Kameraden, die ja immer nur 2 Urlaubswochen zur Verfügung hatten und daher einen ständigen und nicht ganz bequemen Wechsel mit sich brachten.

Gegen die Aufstellung gemischter Gruppen sprachen an und für sich eine Reihe gewichtiger erzieherischer Gründe. Das Gemeinschaftsleben der Jungen sowohl als das der Mädchen muss in seinem artgemässen Stil durch das ständige Nebeneinander und Miteinander der beiden Gruppen abgebogen werden. Andrerseits verlangten sehr dringliche wirtschaftliche Erwägungen diese Lösung, die für die Zukunft eine grosse Bedeutung gewinnt: nur in den seltensten Fällen kann nämlich der Betrieb die starke Mehrbelastung, die durch Verpflegung, Bewaschung usw. der Landarbeitsgruppe auftritt, mit eigener weiblicher Arbeitskraft bewältigen. Er muss daher junge Mädchen zur Hilfe anfordern. Da die Mädchen aber

keineswegs auf ein Gruppenleben, sei es auch nur im bescheidenen Umfange, verzichten sollen, so wird in solch einem Falle eine kleine Gruppe von nicht weniger als 4 gebildet, die unter Umständen die ganze Verpflegung in die Hand nimmt und nebenher im Garten und auf dem Felde Beschäftigung finden wird.

Im Rahmen des Landarbeitswerks sind endlich in einer Reihe von Fällen einzelne Kameraden zu unentgeltlicher Arbeit aufs Land gegangen. 151 Tagewerke sind auf solche Art abgeleistet worden. Es handelte sich hierbei gewöhnlich um einen ernsten Notfall (Krankheit, Tod des Betriebleiters), der die ganze Wirtschaftsführung des Betriebes vom raschen Ersatz der ausgefallenen Arbeitskraft abhängig werden liess. Die Gesuche wurden der Landarbeitsführung über den Jugendverband und das Landamt zugeleitet. Für diesen Dienst kamen natürlich nur mit ländlicher Arbeit bereits vertraute und körperlich unbedingt leistungsfähige Leute in Frage. Sie hatten die Möglichkeit, in ganz besonderem Grade in der neuen ländlichen Umgebung Fuss zu fassen und auf diese Weise gerade innerhalb der bäuerlichen Kolonien viel wertvolle Volkstumsarbeit zu leisten. Ihre Entsendung bedeutete ferner gewöhnlich Hilfe aus einer wirklich drückenden Notlage, d. h. Verwirklichung des Begriffes Volksgemeinschaft auf eine schlichte und doch sehr eindrucksvolle Art, die unter allen Umständen Frucht tragen muss.

Ein besonderes Gesicht gewannen endlich die Mädchengruppen in den deutschen Bauernkolonien, die Erntehilfe und Gartenarbeiten leisteten. Sie wohnten gemeinsam — entweder dauernd an einem Platz oder, wie in Winterfelde, von Woche zu Woche den Hof wechselnd. Tagsüber zerstreuten sie sich je nach der dringlichen Arbeit auf die mitunter recht entfernten Nachbarhöfe, von wo die einzelnen Mädchen erst abends heimkehrten. Die Einbusse des Erlebnisses der gemeinschaftlichen Arbeit in der Gruppe musste hingenommen werden. Gewonnen wurde eine stärkere Fühlung mit der einzelnen bäuerlichen Familie und den Arbeitsgenossen.

Was die Frage des erzielten Leistungsertrages anlangt, so lässt sich die Leistung der Mädchen begreiflicherweise nur in Tagewerken angeben. Abgeleistet wurde in den gemischten und in den reinen Mädchengruppen alles in allem 3423 weibliche Tagewerke bei insgesamt 4148 in der Landarbeit verbrachten Tagen*). Die entsprechenden Zahlen

*) Als Tagewerk bezeichnen wir den reinen 8-stündigen Arbeitstag, während in den Landarbeitstagen Feiertage, Krankheitstage miteingerechnet sind

lauten für die Jungen 3717 Tagewerke auf 4430 Landarbeitstage. — Insgesamt weist mithin das Ergebnis des Landarbeitswerkes im Sommer 1935 — 8578 Tage auf, davon 7140 reine Arbeitstage oder Tagewerke.

Die durchschnittliche Arbeitszeit betrug für den einzelnen Teilnehmer bei den Jungen 27,2, bei den Mädchen 30,6 Tage. An Tagewerken leistete jeder einzelne Landarbeitswillige: die Jungen 23,0, die Mädchen 25,1. Die Verschiedenartigkeit dieser Zahlen findet bei einem Blick auf die Berufsübersicht der Landarbeitswilligen ihre Erklärung, da die männlichen Berufstätigen (Urlauber) einen wesentlich höheren Prozentsatz ausmachen als die entsprechenden Mädchen.

Von den männlichen Arbeitsgruppen sind folgende Leistungen aufgestellt worden:

Entwässerungsgräben in einer Gesamtlänge von 5920 m,
Drainagegräben in einer Gesamtlänge von 829 m,
Rodungen im Gesamtumfang von 17 Lofstellen oder rund 6,3 Hektar,
Planierungsarbeiten im Gesamtumfang von 5½ Lofstellen oder 1¾ Hektar,
Wegebau in einer Gesamtlänge von 650 m,
Ausschachtungs- und Reinigungsarbeiten an einer Flachsweiche und einem Teich (962 Fuhren).

Endlich sind rund 400 Tagewerke für allerhand landische Hilfsarbeiten und dergleichen aufgegangen.

Der Rauminhalt der bewegten Erdmassen betrug 6950 Kubikmeter *).

4.

Natürlich ist mit diesen Zahlen der wirkliche Ertrag des Landarbeitswerkes nicht erschöpft. Ergeben sich doch in bezug auf die erfasste Jugend vor allem pädagogische Auswirkungen von weitesttra-

---

Die Achtstundennorm musste aber zumal bei den Mädchen in gemischten Gruppen oft erheblich überschritten werden.

*) Obige Angaben beruhen auf den sehr knappen und strengen Schätzungen der Arbeitsführung. Die Arbeitsergebnisse werden zur Zeit von Fachleuten noch einmal sehr sorgfältig aufgenommen und gleichzeitig eine Schätzung der Ertragsteigerung der kultivierten Ländereien durchgeführt. Die angeführten Zahlen haben somit noch eine Berichtigung, und zwar voraussichtlich nach oben zu gewärtigen.

gender Bedeutung. Im Rahmen dieses Berichtes können sie natürlich nur ganz knapp andeutend behandelt werden.

Wesentlich ist einmal die Ausrichtung auf das Land. Städtische Jungen und Mädel, deren Landschaftsverbundenheit sich in den langen Jahren bisher notgedrungen kaum anders als in Fahrten und Wanderungen äussern konnte, finden ein Verhältnis zur heimatlichen Scholle. Denn das ist das Geheimnis: es kann keiner Arbeit, keiner Dienst an ihr tun, ohne dass er nun auch ein seelisches Verhältnis zu ihr findet. An dem Stück Stubbenland, an der Moorwiese, daran so viele Erinnerungen hängen: von erbittertem Schuften in sengender Mittagsglut, von kühlen betauten Sommermorgen, Nebel- und Regentagen voll kalter Nässe — an dem Stück Land, von dem man sich beim Nachhausemarsch nur zögernd trennte, weil der Blick immer wieder noch gutachtend und gleichsam streichelnd an dem Arbeitsfeld haften wollte ... ist das Wort Heimat ein plastischer Begriff, ist Wirklichkeit geworden. Jeder der Landarbeitskameraden hängt an »seinem« Hof, »seinem« Graben, »seinem« Ackerstück, »seinem« Landhalter.

Und dies ist das Zweite: die Verbindung zum landischen Volksgenossen. Der landische Mensch ist anders als der Städter; wortkarger, begeisterungsscheuer, aber wiederum zäh und durch seinen ganzen Lebensrhythmus, der keine Aufteilung von 8-Stundentag und freier Zeit kennt, den Urinstinkten näher. Er beginnt heute wieder mehr und mehr aus dem Hintergrunde hervorzutreten, weil wir die Überheblichkeit abgelegt haben, städtische Masstäbe und Vorstellungen als absolut zu setzen und allenthalben anzuwenden oder aufzuzwingen. Eine neue, bescheidenere Haltung dem landischen Menschen gegenüber, ein Sichkennenlernen und gegenseitiges Formen — das sind die starken Werte, die der Landarbeitskamerad in die Stadt mit heimbringt. Und vielleicht auch das Empfinden, nach seinem begrenzten Vermögen Volksgemeinschaft verwirklicht zu haben. Einsatz durch die Tat, durch die Leistung, statt durch Worte und Diskussion. Gemeinsam mit den anderen Kameraden dem auf sich gestellten landischen deutschen Hause das Gefühl gegeben zu haben: ihr seid eingebettet in eine grössere, eine wachsende und wieder lebenswillige Gemeinschaft, deren junger aufbauender Vortrupp wir sind.

Und endlich das Wesentlichste — die unwahrscheinlich formende Kraft der Arbeitskameradschaft. Sie ist das stärkste Erlebnis. Der einzelne wird in der Gruppe zum Gliede einer Gesamtheit. Er steht in der Disziplin. Er tut Dienst. Und darauf kommt es an.





Landdienst 1935 in Estland

Von Arved Baron Taube

Die im Sommer 1934 in den Landdienstlagern gemachten Erfahrungen und erzielten Erfolge hatten alle dem Landdienst entgegengebrachten Bedenken beseitigt. Es hatte sich gezeigt, dass der Wert der von den Lagerbelegschaften geleisteten Arbeit ganz wesentlich den Wert der Verpflegungskosten übertraf, so dass die arbeitgebenden Landwirte ein ansehnliches Plus buchen konnten (z. B. Rasin +185,93 Kr.). Auch war es den Lagerbelegschaften überall gelungen, ein gutes Verhältnis zur örtlichen Bevölkerung herzustellen.

Dank diesen Ergebnissen konnte in diesem Jahre die Organisation der Landdienstlager auf einer breiteren Grundlage begonnen und die Werbung intensiviert werden. Der Umstand, dass Werbung und Durchführung zentral vom Amt für Jugend- und Volkstumsarbeit der Kulturverwaltung aus geleitet wurden, gab der Erwartung Raum, die Zahl der Dienstwilligen und damit der Lager sehr beträchtlich zu erhöhen. Die gemachten Erfahrungen, die für die zukünftige Gestaltung bedeutungsvoll sind, haben jedoch gezeigt, dass auch bei weiterer Intensivierung der Werbung eine sehr starke Erhöhung des Kontingents der Dienstwilligen nicht erwartet werden kann, da es sich erweist, dass die in der praktischen Berufsausbildung oder bereits im Berufsleben stehenden jungen Volksgenossen sich meist nicht für einen mehrwöchentlichen Dienst im Lager freimachen können. Die Gesamtzahl der Dienstwilligen in den Lagern belief sich in diesem Jahr auf rund 100 Personen, welche in 7 Erwachsenen-, 2 Schüler- und 4 Mädchenlagern Beschäftigung gefunden und im Ganzen eine Arbeitsleistung von rund 2000 Tagewerken vollbracht haben.

Um möglichst vielen Wirtschaftseinheiten Landdiensthilfe zukommen zu lassen, wurde die zahlenmässige Stärke der Lager auf höchstens 12 Mann begrenzt, mit Ausnahme von Heimtal, wo zeitweise 15 Mann arbeiteten; die meisten Lager hatten eine Belegschaft von durchschnittlich 10 Mann. Die Dauer war auf 5 bis 6 Wochen angesetzt worden, jedoch erwies es sich als unmöglich, die ganze Belegschaft auf so lange Zeit zu verpflichten; die meisten Lager dauerten

bei stark wechselndem Bestande 4 bis höchstens 5 Wochen. Die erzielten Leistungen sind in den einzelnen Lagern sehr verschieden gewesen, bedingt durch die Zusammensetzung der Belegschaft, Bodenbeschaffenheit und Witterung. Die Lagerbelegschaften waren bis auf eine rein studentische möglichst bunt aus Studenten, Schülern, Berufstätigen und Erwerbslosen zusammengesetzt, wobei die Studentenschaft nach wie vor das grösste Kontingent und fast alle Lagerleiter gestellt hat.

Die nachstehende Tabelle mag die Zusammensetzung und die von den einzelnen Lagern gemachten Arbeiten näher illustrieren. Fast in allen Lagern haben die Entwässerungsarbeiten (Grabenstechen) im Vordergrunde gestanden. Zur Frage der Rentabilität kann festgehalten werden, dass der Wert der Arbeitsleistung des Dienstwilligen am Tage (8 bis 9 Arbeitsstunden) sich auf durchschnittlich ca. 75 Cents stellt, was bei einer Verpflegung im Werte von ca. 50 Cents pro Mann und Tag ein sicheres Plus von ca. 30% ergibt (wovon allerdings gewöhnlich einige Krankentage und die Sonntage abgezogen werden müssen). Als Gesamtunternehmen kann jedoch der Landdienst infolge der Kürze der Lagerdauer nicht im wirtschaftlichen Sinn rentabel sein, da z. B. schon die den Dienstwilligen für ihren oft kurzen Aufenthalt im Lager zu zahlenden Reise- und Wochengelder (1.— Kr. pro Woche) einen sehr beträchtlichen Posten ausmachen. Daher darf auch der Landdienst nicht von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet werden, sondern muss als Erziehungswerk gewertet werden, in welchem durch körperliche Ertüchtigung der Jugend, Erziehung zum Dienst- und Arbeitswillen, Vermittlung des Gemeinschaftserlebnisses, durch Eingliederung in die Volksgemeinschaft und feste Ausrichtung des völkischen Wollens und Arbeitswillens unwägbare Werte geschaffen werden, auf denen einst die Zukunft der Volksgruppe beruhen wird. Beachtung verdient auch die von den Lagern aus getriebene praktische Volkstumsarbeit in Form der Veranstaltung von Festen, Sonnwendfeiern oder Heimabenden für das umliegende Deutschtum, durch die den landischen Deutschen das völkische Wollen der jungen Generation näher gebracht wird. Ein besonderes Ereignis bildete das Abschiedsfest in Heimthal, das als grosses Volksfest mit heiteren und ernsten Wettkämpfen, Theatervorführungen und allerhand Ulk einen Höhepunkt im Leben der Kolonie darstellte.

Leistungsübersicht
aus vier estländischen Landdienstlagern des Sommers 1935

(erwachsene Belegschaften)

Lager	Durchschnittstärke	Zahl der geleisteten Tagewerke	Gesamtwert der geleisteten Arbeit	Zahl der laufenden Meter ausgehobener Gräben	Zahl der Kubikmeter bewegter Erde	Überschuss des Wertes der Arbeit über die Gesamtkosten der Verpflegung
Heimtal . . . . . (Bauernsiedlung)	11	300,5	248,98	1165	1395	+ 50,96
Pôlwe-Schwarzenhof .	9—10	295	257,85	1484	?	+116,99
Roa-Pittan	7—8	258,5	129,00	369	?	+ 4,26
Stenhusen	7	175	168,68	383	?	+ 81,88
		1029	804.51	3401		+254,09

Erstmalig waren die in diesem Jahr mit Schüler- und Mädchenlagern gemachten Erfahrungen. Der Gedanke der Veranstaltung von Schülerlagern lag nahe, da die in unserer völkischen, organisierten Schuljugend lebende Energie und Dienstbereitschaft am besten durch Einsatz bei der aufbauenden praktischen Arbeit verwandt werden kann und damit die Möglichkeit gegeben wäre, schon unsere Schuljugend auf das Land hinauszuführen und frühzeitig mit dem Landleben vertraut zu machen. Bezeichnenderweise bestanden die Belegschaften der beiden Schülerlager fast ausschliesslich aus Angehörigen des Deutschbaltischen Pfadfinderkorps, und die Zahl der Anmeldungen war so gross, dass viele zurückgestellt werden mussten, da sich nur 2 Landwirte gefunden hatten, die bereit waren, das Experiment eines Schülerlagers zu machen, auf dessen Rentabilität mit Sicherheit nicht gerechnet werden konnte. Von den 2 veranstalteten Schülerlagern, in denen je 10—12 etwa 15—17-jährige Jungen zusammengefasst wurden, hat leider nur das eine einen vollen Erfolg gebracht, dank der Eignung der betreffenden Wirtschaft, auf deren ausgedehnten Wiesen die Jungen beim schönsten Sommerwetter sehr nutzbringend beim Heumachen beschäftigt werden konnten, während das andere Lager unter Krankheiten zu leiden hatte und die Beschaffung von geeigneter Arbeit für die Jungen sich nicht immer als leicht erwies. Da auch in Zukunft wohl nur mit wenigen grösseren Wirtschaften gerechnet werden kann, welche zur Aufnahme von Schülerlagern bereit sein werden, wird man

daran gehen müssen, die arbeitswillige Jugend in Gruppen zu 2 oder 3 Jungen auf den einzelnen Höfen unterzubringen, da für eine so geringe Zahl jede grössere Wirtschaft Beschäftigung haben müsste und damit die Möglichkeit geschaffen wäre, die Jugend schon frühzeitig für die Landarbeit zu gewinnen.

Erstmalig waren auch die Versuche, die in diesem Sommer mit Mädchenlagern gemacht wurden. Der Wunsch, eigene Lager zu haben, trat innerhalb unserer organisierten Mädchenkreise sehr lebhaft zu Tage, besonders aus dem Streben, das Gemeinschaftsleben selbständig und nach eigenem Stil zu gestalten und eine bewusste Erziehungsarbeit an den Mädchen zu leisten, was den Mädchengruppen, welche männlichen Lagern beigegeben sind, nicht in genügendem Masse möglich ist. Es gelang auch, 4 Mädchenlager im Bestande von durchschnittlich 7 Mädchen auf grösseren Gartenwirtschaften ins Leben zu rufen, in denen die Arbeit hauptsächlich im Rübenjäten, Heumachen und dergl. bestanden hat und mit durchaus guten Erfolgen abschloss. Zu danken ist dieser Erfolg in erster Linie unseren Studentinnen und der Mädelschaft im Pfadfinderkorps, welche bei der Veranstaltung und Durchführung der Lager massgebend beteiligt waren. In Zukunft wird allerdings der Grundsatz festgehalten werden müssen, dass durch die Veranstaltung selbständiger Mädchenlager die wirtschaftliche Betreuung der männlichen Lager nicht leiden darf, was in diesem Jahr sich nicht ganz hat vermeiden lassen.

Dem Landdienst in seiner heutigen Form haften alle Vorzüge und Nachteile an, die mit der Freiwilligkeit verbunden sind. Wie günstig es sich auch auf die Arbeitsethik und die Gestaltung des Kameradschaftslebens auswirken mag, dass die Teilnahme vollkommen freiwillig ist, so sind hiermit auch grosse Hindernisse bei der Organisation verbunden, so dass man nach Mitteln und Wegen suchen muss, um diese Mängel soweit als möglich zu beseitigen.

Fragen wir nach den Zukunftsmöglichkeiten der Gestaltung der Landdienstlager, so wird man damit rechnen müssen, dass eine nennenswerte Steigerung des Jahreskontingents kaum zu erreichen sein dürfte, auch wenn durch die Werbung weitere Kreise für den Landdienstgedanken gewonnen werden, die eben noch abseits stehen. Es muss in Betracht gezogen werden, dass die Zahl der deutschen Studenten, die das Hauptkontingent stellen, in der nächsten Zeit zurückgehen wird, und dass die Erscheinung, dass ein und dieselben Leute mehrere Jahre nach einander ins Lager gehen, wohl keine Dauer ha-

ben wird. Bezeichnend ist, dass der Prozentsatz der Beteiligung am Landdienst in Lettland etwa der gleiche ist wie bei uns.

Unser Ziel muss trotzdem sein: jeder deutsche Junge und jedes deutsche Mädel einmal im Landdienstlager! Wo aber der Appell an das völkische Pflichtgefühl versagt, da wird ein sanfter Druck in vielen Fällen zum Ziele führen. So sollte es für unsere deutschen Zentral- und Spitzenorganisationen eine Selbstverständlichkeit werden, dass die Gewährung von Subventionen und Stipendien an junge Volksgenossen an die Voraussetzung geknüpft wird, dass sie ihrer völkischen Dienstpflicht im Landdienstlager Genüge geleistet haben und darüber ein Zeugnis beibringen können.

Neben der »stehenden« Form in Lagern hat der Landdienst bei uns in der Form des »fliegenden« oder sog. »Sonntagslanddienstes« steigende Bedeutung erlangt. Diese Art des Landdienstes hat den Vorzug, dass hier auch alle Berufstätigen erfasst werden können. Die Landdienstgruppen in den einzelnen Städten, die zum Sonntag mit Fahrrädern, zu Fuss oder auf Lastautos auf die umliegenden deutschen Höfe hinausziehen, haben sich in der letzten Zeit ausserordentlich gut entwickelt und sind zahlenmässig so stark angewachsen, dass sie eine nicht zu unterschätzende Hilfe für unsere Landwirtschaft bedeuten. Die Bedeutung dieser Art Arbeit mag die Tatsache illustrieren, dass allein von Reval aus im vergangenen Sommer rund 300 Tagewerke gemacht worden sind, was mehr beträgt, als die Arbeitsleistung eines normalen Lagers. Eine zentrale Leitung dieser Arbeit ist nicht möglich und auch nicht erforderlich, jedoch wird man bemüht sein müssen, den fliegenden Landdienst immer weiter auszubauen, zumal hier noch ganz grosse Entwicklungsmöglichkeiten durch Erfassung zur Zeit noch fernstehender Volksgenossen gegeben sind.

Familie—Schule—Jugendbund

Von Rudolf Hippius

I.

In den beiden letzten Nummern der Baltischen Monatshefte kam das Thema in den Aufsätzen von Erich Faber und Udo Handrack schon zur Sprache. Jeder, der diese Aufsätze las, wird es gefühlt haben, dass hier eine Frage angeschnitten ist, die uns alle innerlich beschäftigt. Schule und Haus, das war ein guter Zweiklang baltischer Erziehung in vergangenen Jahrzehnten. Sie lehrten die Heranwachsenden,

was zu tun und zu lassen, was Wert und Unwert sei. Die Meinung darüber war nur eine, die sich fest einprägte und dem jungen Menschen das Gesicht gab, dessen er bedurfte zu seiner Lebensarbeit in den wohlgefügten Schranken einer selbstverständlichen Gesellschafts- und Arbeitsordnung.

Wenn wir die Faktoren dieser Erziehung überschauen, so drängt sich uns unwillkürlich die Erkenntnis auf, dass keiner von ihnen heute noch so besteht, wie er damals bestand. Unsere wohlgefügte Welt ist unwiederbringlich zerstört. Schule und Elternhaus stehen beide unter dem Druck dieser Tatsache. Man wusste früher, »wofür man einen Menschen erzog«, und darum auch »zu was« man ihn erzog. Heute aber ist es vollkommen ungewiss, vor welche Aufgaben und Pflichten das Leben den einzelnen stellen wird. Mehr noch: wir erleben eine Umwertung, die an die Wurzeln dessen greift, was die ältere Generation für selbstverständlich hielt. Das ist nicht seit heute oder gestern so, sondern seit mehr als einem Jahrzehnt wurden Elternhaus und Schule unsicher in dem, was sie als Wert und Unwert sehen und lehren sollten. Eine Lockerung griff um sich, und der Jugendliche, der nach Halt suchte, sah sich zurückgeworfen auf ein antwortloses Irren.

Mit all dem ist kein Vorwurf ausgesprochen. In Zeiten grosser Umwälzungen und Erschütterungen kann es kaum anders sein; aber wir müssen die Tatsache erkennen und sehen, dass das Vergangene völlig dahin ist und kein Zurückgreifen darauf uns vor den brennenden Fragen der Gegenwart schützt.

II.

Der Jugendbund ist keine Erfindung unserer Zeit. Das Bedürfnis der Jugendlichen, sich zusammenzuschliessen, hat seit je bestanden. Wir kennen es schon bei den primitiven Völkern. Es ist eine Form der Ablösung des heranwachsenden Menschen von der Familie. Solche Ablösung kommt dort nur in beschränktem Masse in Frage, wo Menschen in einen bestimmten Beruf hineingeboren werden. Wo sich das Amt und die Lebensarbeit vom Vater zum Sohne vererbt, ist die Familie so eng mit dem Beruf verknüpft, dass der Übergang aus der Gemeinschaftsordnung der Familie in die Gemeinschaftsordnung des Berufes und damit des Staates sich fast fugenlos und unmerklich vollziehen kann. In Zeiten aber, wo die beiden grossen Gemeinschaftsordnungen sich zumeist nicht decken, ja häufig sogar in notwendiger Spannung zueinander stehen, ist ein solcher unmerklicher Übergang

nicht möglich. Dann muss es so geschehen, dass eine Verselbständigung des jungen Menschen das Hineinwachsen in die neue Gemeinschaftsordnung überhaupt erst ermöglicht. Der Jugendbund ist dann notwendige Vorstufe und Schulung, die den Willen formt und nach der Form sucht für die Lebensarbeit in der sozialen Gemeinschaft.

III.

Die allgemeine Betrachtung zeigt uns, warum gerade jetzt der Jugendbund mit Notwendigkeit sein Eigenrecht behauptet. Um die gleiche Zeit, wo der Zerfall unserer einstigen Welt offenkundig wurde, setzt — erst schüchtern und versuchsweise — die Bildung von Jugendbünden bei uns ein. Seitdem hat sich der grosse Wandel von der Untergangsstimmung zum Gefühl und Erlebnis eines neuen Anfanges vollzogen, und gleichermassen ist der Jugendbund erstarkt und zu einer der entscheidenden Erlebnisquellen unserer Jugend geworden. Das kann nicht anders sein, denn der Anfang, an dem wir werken, lässt uns erst in Umrissen sehen, was werden soll. Wir haben einen Weg, aber noch kein klares, konkretes Ziel, keinen bestimmten Platz innerhalb einer feststehenden Ordnung, für den wir erziehen. Oder anders gesagt: der neue Mensch hat sich uns in einem Teil seines Wesens enthüllt und wir glauben an ihn und seine Schaffenskraft, aber seine Prägung und Form muss erst erkämpft und erarbeitet werden. Daran hat die Jugend gleich uns ihren Anteil.

Angesichts des Neuen sind wir nicht mehr die Fertigen, die den Werdenden gegenüberstehen, sondern wir selbst sind in einen Strom des Werdens hineingerissen gemeinsam mit den Jugendlichen. Gewiss, unsere Aufgabe innerhalb dieses Werdens ist verschieden von der der Jugendlichen. Diese Verschiedenheit zu erkennen, ist wichtige Aufgabe. Aber zuvor müssen wir es erkannt haben, dass nur der die grosse Geisteswende voll mit lebt, der den Sprung wagt in die Flut des Werdens ohne Schwimmweste überlebter Vorurteile.

IV.

Wenn wir heute in einem neuen Stadium innerer Umgestaltung stehen, so geht es für uns eben um eine Umgestaltung, für die Heranwachsenden aber um ein erstmaliges Werden und Formfinden. Unsere Augen sind aufgetan und wir haben alle Beschwernisse und Vorzüge der Wissenden zu tragen. Die Jungen aber sind schlechthin Erlebende, die erst aus diesem Erlebnis ihr Wissen schöpfen werden. Diesen Gedanken müssen wir zu Ende denken. Wir missverstehen unsere

Lage und Aufgabe, wenn wir uns für unfähig erklären zu neuer Prägung oder wenn wir eine zweite Jugend in uns zu erwecken suchen.

Auf uns ruhen die Pflichten der Gewordenen, aber uns ist ihr Vorrecht genommen, die eigene Prägung als massgeblich hinzustellen. Wir sind, wenn wir unsere Aufgabe recht verstehen, nicht mehr »Vorbilder«, sondern wissende Kameraden derer, die nach uns kommen. Es ist sehr schwer, wissender Kamerad zu sein. Und doch müssen wir es sein, nicht um unseretwillen, sondern damit der grosse Neubau gelinge.

Der wissende Kamerad ist Träger der Idee, soweit sie etwas Gewusstes und Erkanntes ist, der junge Kamerad ist Träger der Idee in ungespaltenem Lebensgefühl. Wir müssen das Eigengesetz der Entfaltung dieses Lebensgefühls achten und nicht mit groben Fingern hineingreifen. Aber wir müssen auch wissen, dass es eben ein Lebensgefühl ist, dessen Klärung nicht ohne Führung geschehen kann. Die starke und doch behutsame Führung des wissenden Kameraden ist unsere Aufgabe. Sie fordert von uns, dass wir die Spannung zwischen fester Anordnung und achtungsvollem Nachgehen durchkämpfen. Sie fordert von uns gleichermassen, dass wir die einzige Möglichkeit zu wissender Kameradschaft erkennen: sie liegt im Vertrauen zum jungen Kameraden beschlossen.

V.

Die praktischen Vorschläge und Forderungen, die Faber und Handrack erhoben, haben alle betontermassen das Gleiche zur Voraussetzung: Vertrauen zwischen den 3 Faktoren unserer Jugenderziehung Familie, Schule und Bund. Wir werden den einzelnen Vorschlägen zustimmen, aber wir werden uns darüber klar sein, dass erst dann unsere Erziehung von neuem ein Gesicht haben wird, wenn Eltern und Lehrer ihre Aufgabe, wissende Kameraden zu sein, freudig auf sich nehmen und erfüllen. Welches andere Gesicht könnte denn wohl unsere Erziehungsarbeit haben, als die Züge des neuen Menschen zu prägen, der, gläubig und willenstark in einem, die Kraft in sich birgt, Anfang zu sein.

Irren wir uns nicht: wir Lehrer und Eltern müssen uns das Vertrauen der Jugend erst wieder erwerben. Wir werden es weder tun können durch ein Bewundern und Anstaunen der Jugend, noch durch verständnislose Schroffheit. Erst wenn die Jugend merkt, dass in uns das gleiche Lebensgefühl wirkt und lebt in der Tonlage, die unserem Alter und unserer Aufgabe gemäss ist, wird sie uns wie-



der ganz gehören. Schule, Familie und Jugendbund sollen eben als Erziehungsfaktoren nicht einen Gleichklang, sondern einen aufeinander abgestimmten Mehrklang ergeben. Das Gleiche, der Wille zum neuen Menschen, muss in ihnen entscheidend sein, nun aber je in der Form, die ihnen wirklich gemäss ist. Hier liegt die Wurzel jener Forderung, bei der jede Aussprache über den Jugendbund heute unweigerlich landet, der Forderung des Bundes, keiner »Kontrolle« durch die Schulen unterstellt zu sein. Was würde mit einer solchen Kontrolle erreicht werden? Wo sie ernsthaft ausgeübt wird, ausschliesslich dieses: dass der Jugendbund von der Schule abhängig würde. Das bedeutet aber einen Verzicht auf die Eigenständigkeit des Bundes als Erziehungsfaktor. Wir sind nicht in der Lage, diesen Verzicht zu leisten. Wenn wir ihn fordern, beweisen wir nur, dass wir nicht fähig sind, wissende Kameraden zu sein.

VI.

Versuchen wir die Aufgabe, die jedem der 3 Faktoren heute zufällt, in aller Schlichtheit zu nennen, soweit wir sie zu sehen vermögen. Die Aufgabe der Eltern ist es, im Haus eine Atmosphäre warmer Offenheit für ihre Kinder zu schaffen. Dann sind die Voraussetzungen gegeben für eine unmittelbare Beeinflussung des Charakters. Das Haus hat guten Anspruch darauf, Lebenszentrum des Kindes zu sein, aber es vermag es nur dann, wenn die Eltern ihre Kinder zur Selbständigkeit und zu freudigem Einsatz führen, d. h. nicht gehen- und gewähren lassen, sondern bewusst führen und Wege weisen, die aus dem Verstehen der Kinder erkannt werden. Wo das Elternhaus sich nicht selbst den Weg verbaut, ist es und bleibt es der einzige Ort, wo ein unmittelbarer Zugang zur Seele des Kindes möglich ist. Alle anderen Erlebnisse werden durch lange Jahre ihrer überwältigenden Mehrzahl nach zu Hause berichtet. Und so soll es sein, denn hier erfahren sie ihre Bewertung, die zunächst gläubig hingenommen wird. Hüten wir uns, den Stempel der Bewertung leichtfertig und aus Augenblicksstimmungen heraus den Erlebnissen unserer Kinder aufzuprägen. Hier liegt eine unserer grössten Verantwortlichkeiten. Wenn wir leichtfertig bewerten, verzichten wir auf eine der stärksten Erziehungsmächte; denn unser Kind merkt und fühlt das und wird uns fremd. — Hier liegt auch eine der grössten Gefahren im Verhältnis zum Bunde. Der Bund ist dem Kinde die Welt der Tat. In der kleinen Tat der Wanderung, des Lagerlebens streift es die Kinderschuhe ab und tritt ins Leben, wo es sich selbst helfen muss. Noch dumpf und wenig bewusst, aber

doch schon in allem Wesentlichen vorhanden, finden wir hier das Ringen um die eigene Form der Lebensgestaltung in der Gemeinschaft. Die Einwirkungen des Bundes sind nicht mehr ganz unmittelbar, denn aus dem Bunde ist ein stilles Sich-Zurückziehen in Gedanken und Gefühle möglich, aber das Erlebnis der Gemeinschaft verhindert den Übergriff solcher Privatbezirke. Der Bund ist die Stelle, wo das individualistische Erbe vieler Jahrhunderte durch schlichte Lebenswirklichkeit überwunden wird. Unsere Erziehung ist notwendig so beschaffen, dass sie in vielfältigster Richtung lehrt und entfaltet, der Bund aber hat die einzigartige Möglichkeit, den stetigen Einsatz für ein grosses Ziel zu verwirklichen. Kaum etwas dürfte für den neuen Menschen wichtiger sein als solche Fähigkeit zu stetigem Einsatz und zu dauernder Bereitschaft.

Die Schule endlich ist die mittelbarste der Erziehungsformen des Charakters. Noch ist sie nur allzu oft Hüterin und Vermittlerin toten Wissens, aber die Besinnung schreitet fort, dass alles, was sie als Wissen lehrt, blutvoll gelebte Wirklichkeit war und wiederum zum Erlebnis werden muss, wenn anders es Charaktere prägen und bilden soll. Nicht der Fachgelehrte soll hier dem Schüler verstaubte Archivregale weisen, sondern der ältere Kamerad dem jüngeren Tor um Tor aufschliessen zu dem gewaltigen Erbe, das uns verpflichtet, unser Teil ist. Der Dreiklang der Erziehung trifft den jungen Menschen als Glied in der Kette seines Geschlechts, als Erben einer hoher Kultur vorab seines Volkes und als Glied einer kommenden Gemeinschaft, die seinen Einsatz fordert für Staat und Volkstum. Es ist recht und billig, dass die vor ihm waren, ihm die Erbschaft und ihre Pflicht übertragen, dass er sich aber rüste zum Einsatz mit denen, die mit ihm zugleich vom Leben aufgerufen werden.

Mädchenbildung

Von Barbara Bielenstein

Die Erziehung muss darauf gerichtet sein, den Menschen zu bilden. Das heisst nicht ihn mit allerhand Wissen vollzustopfen, sondern ihn zu verantwortungsvollem Tun fähig zu machen. So arbeiten Grund- und Mittelschule an dem gleichen Ziel; nur die Stufe der Bildung ist eine verschiedene, weil die Mittelschule die Jugendlichen länger in der Schulgemeinschaft hält, sie dadurch und durch vertieftes Wissen zu bewusster Verantwortung führen kann. Seine Bildung muss

jeder Mensch erst im Beruf beweisen durch Einordnung und Entscheidung.

Nun hat es sich immer wieder gezeigt, dass die Mädchenschule nicht zu diesem Ziel: tatkräftige und verantwortungsfreudige Menschen zu erziehen, zu führen vermochte. Die Mädchen sahen ihre Aufgabe in Volk und Staat nicht und konnten ihr auch nicht nachkommen, weil sie gar nicht das nötige Können dafür besassen.

Soll etwas gebildet, das heisst geformt werden, so muss vor allem von dem Stoff ausgegangen werden, den man vor sich hat. Bei einer Formung und Entwicklung des Mädchens muss von ihrer weiblichen Eigenart ausgegangen werden, hinwirkend auf die ihr gemässe Aufgabe, die mit einem Wort umrissen werden kann: Erzieherin zu sein. Ein grösserer Dienst am Volk ist kaum vorstellbar. Erziehen kann man aber nur aus einem ganzen Menschentum. Erziehen kann man am allerwenigsten nur mit dem Verstande, sondern mit der Kraft des Verstehens, die aus der Ganzheit des Menschen entsteht und allein hinfindet zum andern Menschen. Ein ganzer Mensch lebt aus dem Ineinanderklingen von Geist, Körper und Seele. Die seelischen Kräfte sind aber bei den meisten Frauen weitaus die stärksten und lebensvollsten.

Vom Erzieherischen her versteht sich natürlich auch die Forderung nach einer Lehrergemeinschaft, die durch eine Weltanschauung einheitlich verbunden ist.

Die höhere Schule, von der allein hier die Rede sein soll, ist an dieser Notwendigkeit, den ganzen Menschen zu entwickeln und lebensfähig zu machen, lange vorübergegangen. Sie hat sich damit begnügt, den Mädchen eine Art »niedere Gelehrtenbildung« als Bildung schlechthin zu übermitteln, ohne dabei zu sehen, wie weit diese Art Bildung von wirklicher Allgemeinbildung entfernt war. Die Schule entwickelte den Verstand, aber vernachlässigte den Körper, verdrängte die seelischen Kräfte. So kommt es, dass man von einem Mangel an Bildung sprechen kann — selbst dort, wo ein Mädchen das Abitur mit gut bestanden haben mag. Das Gelernte wird vergessen, weil es vereinzelt und ohne Zusammenhang dasteht: ohne das Lebenszentrum zu berühren. Die Mädchen kommen dann aus einem ganz engen Kreis nicht hinaus und versagen vor den Anforderungen des Lebens, weil sie es nicht gelernt haben, ihre ganze Kraft einzusetzen.

Es gibt so manche Leute, die immer wieder von einer Zurückdrängung und Hemmung der Frau sprechen. Sehen die denn nicht, dass bisher wenig von einer wirklichen Entwicklungsfreiheit die Rede

war, dass die Freiheit immer nur in der Richtung des Verstandes lag? Jetzt sind wir so weit, dass die Stellung der Frau im Volk in der Idee klar vor uns steht. Die Frau muss nur ihre Aufgabe begreifen und mit aller Kraft an die Erfüllung gehen.

Den Jugendlichen muss natürlich von den verantwortlichen Erziehern die Möglichkeit gegeben werden, in diese Aufgaben hineinzuwachsen und das Wissen und Können mit auf den Weg zu bekommen, um den Anforderungen gerecht werden zu können.

Wir verfügen über 2 Schultypen der höheren Mädchenschule, die diese Aufgabe übernommen hat: das neuhumanistische Gymnasium und das praktische Gymnasium. Beide Abteilungen schliessen mit der Reifeprüfung ab. Worin liegt ihre Wesensverschiedenheit?

1 Das Neuhumanistische Gymnasium hält den alten Kurs der vornehmlich geistig-verstandesmässigen Schulung ein. Es folgt damit dem Vorbild der höheren Knabenschule und kommt nur für eine kleine Zahl der Mädchen in Frage, weil sich eben die Anforderungen nach der Veranlagung der Knaben richten und nicht nach der Wesensart der Mädchen. Diese Abteilung wird solange Notwendigkeit bleiben, als es keine Frauenuniversität gibt. Die Mädchen, die studieren wollen, und zwar an der Universitä, müssen diese Abteilung besuchen. Die Vorbereitung für ihre Aufgaben als Frau müssen sie sich ausserhalb der Schule suchen.

2. Das praktische Gymnasium unterscheidet sich grundsätzlich von dem früheren Mädchengymnasium (der »M-Abteilung«). Auch beim Aufbau des Mädchengymnasiums wurde allein vom Rationalen ausgegangen, und deshalb musste diese Abteilung Schiffbruch leiden. Die Mehrzahl der Mädchen konnte der ungemein einseitigen Beanspruchung des Verstandes nicht nachkommen. Sie wurden in eine Abteilung gesteckt, in der sie keine Reifeprüfung zu machen brauchten und in der die Forderungen an die geistige Leistung gesenkt wurden. Einen wirklichen Ausgleich auf anderen Fachgebieten gab es nicht. So wurden diese Mädchen zu grosser Unsicherheit, Unselbständigkeit und Oberflächlichkeit erzogen. Die Kräfte, die in ihnen lebten, lagen brach, wurden nicht geschult und entwickelt. Die Forderungen, die an sie gestellt wurden, betrafen allein den Verstand, und trotz der Anstrengungen, die gemacht wurden, blieb die Leistung immer hinter dem Neuhumanistischen Gymnasium zurück. Minderwertigkeitsgefühle und Opposition gegen jede geistige Leistung war die unausbleibliche Folge. »Wir sind eben die »M«, wir brauchen

uns nicht anzustrengen«. Das war die Losung, mit der die Mädchen sich gegen den Druck der Schule schützten.

Es ist in diesen Jahren immer wieder daran gearbeitet worden, eine höhere Mädchenschule zu schaffen, die den Gegebenheiten und Forderungen einer echten Mädchenbildung entspricht. Durch das neugeschaffene praktische Gymnasium ist ein grosser Schritt vorwärts getan worden. Die Arbeit dieses neuen Schultypus darf nicht von vornherein durch alte Vorurteile und Missverständnisse belastet werden. Im inneren Wesen unterscheidet er sich vom alten Mädchengymnasium. — Zunächst muss festgestellt werden, dass die Bezeichnung »praktisches« Gymnasium irreführend wirken kann, wenn man zu geringe Betonung auf das Wort »Gymnasium« legt. Dieser Schultypus ist und bleibt eine höhere Schule und ersetzt auf keinen Fall eine Berufsausbildung. Der Begriff Allgemeinbildung ist nur auf die Gebiete erweitert worden, die eben zu der Allgemeinbildung der Frau gehören.

In jeder höheren Schule müssen bestimmte Leistungen gefordert werden; auf sie kann gar nicht verzichtet werden, sonst verliert die Schule ihren Anspruch, einen höheren Grad an Bildung zu ermöglichen. Dieser höhere Bildungsgrad bedeutet für den einzelnen vor allem die Verpflichtung der grösseren Verantwortung. Die Haltung, die der junge Mensch hat, wenn er die Schule verlässt, ist entscheidend für seine Bildungsstufe. Zu einer Haltung kann man aber nur durch Leistungen kommen ,durch Überwindung von Schwierigkeiten und durch Einordnung in eine Gemeinschaft.

Darum senkt das praktische Gymnasium nicht seine Leistungsforderungen, sondern sie verschiebt sie auf die Gebiete, auf denen Mädchen vor allem etwas leisten können: auf das Künstlerische, Erzieherische, Pflegerische und Wirtschaftliche. Damit ist nun nicht gesagt, dass alle Fachgebiete des rein geistigen Lebens ausgeschaltet sind. Einseitigkeit darf es in der Mädchenerziehung nicht geben. Körper, Geist und Seele sind da und fordern ihr Recht. Darum müssen körperliche, geistige und seelische Fähigkeiten entwickelt werden, will man ganze Menschen formen.

Es ist natürlich nicht möglich, den Unterricht dieser Dreiheit entsprechend aufzuteilen. Die Ganzheit soll ja gerade nicht geteilt werden; sondern der theoretische Unterricht muss neben Geist und Seele auch den Körper durch die Sinne erfassen, und jeder praktische Unterricht muss sich über die Übung körperlicher Fertigkeiten an Geist und Seele

wenden. Eins ohne das andere bleibt leer und sinnlos, erst im Zusammenhang empfängt es seinen Wert. Darum ist es durchaus möglich, dass Mädchen nach Beendigung des praktischen Gymnasiums die Reifeprüfung ablegen, sie haben all die Jahre hindurch im praktischen Unterricht beweisen müssen, dass sie fähig sind, Wissen umzusetzen in verantwortungsbewusste Tat. Sie sind durch ihre Vorbildung den Forderungen des täglichen Lebens gewachsen und können deshalb Kräfte freimachen für ihre Berufsausbildung und die verantwortungsvollen Aufgaben, die ihrer warten. Im praktischen Unterricht werden sie schon während der Schulzeit zeitweise herausgeführt aus der festen Ordnung des Schullebens, lernen Arbeitsbedingungen auch ausserhalb der Schule kennen und können dadurch ständig das in der Schule Gelernte an den Forderungen des Lebens messen. Dass die Bildung dieser Mädchen keine geringere ist als die derer, die eine Fremdsprache mehr, mehr Mathematik u. a. gelernt haben, liegt auf der Hand. Wenn ihnen auch einiges fehlen sollte, um ein Universitätsstudium zu ergreifen (die Möglichkeit, sein Wissen zu erweitern und ein entsprechendes Examen zu machen, besteht immer), sie tragen die Voraussetzung in sich, durch Wissen und Haltung wahrhaft gebildete Frauen und damit Erzieherinnen des Volkes zu werden.

Burkard Waldis — Dichter in junger Zeit

Von Heinz Diewerge

1.

Zeiten wie die Reformation zeigen eine erregende Doppelhaltung. Denn zäh hält sich das Alte, und nur langsam setzt sich das Neue, von mutigen Vorkämpfern erstritten, durch. Und so ist von beidem zu spüren: vom Langgewohnten wie vom Neuen, das zwar schon lange vorher im Verborgenen gekeimt und getrieben hat, jetzt aber erst an die Oberfläche gekommen ist. Symbol dafür etwa jener Kaiser, der den Humanisten Ulrich von Hutten mit dem Dichterlorbeer krönt und gleicherweise die Epen der mittelhochdeutschen Blütezeit in einen Band zusammenschreiben lässt.

Das Neue vermag die vorhandene breite Erbmasse nur langsam zu durchdringen und neu zu formen, selbst wenn die Bereitschaft zum Neuen gross ist, selbst wenn das Neue durch die Geschichte von langer Hand vorbereitet wurde. Wie Luthers Bibelübersetzung nicht die

erste war, so waren auch seine Gedanken nicht plötzliche Entdeckungen. Er sprach und tat, was viele vor ihm und viele mit ihm dachten und wünschten. Doch er wurde der Führer, weil er den Mut und den Glauben hatte. Wie sehr der Boden geistig vorbereitet war, wie sehr aus der Gemeinschaft heraus Luther dachte und tat, zeigt die blitzartige Verbreitung und Anerkennung seines Werkes, das im Nu fast ganz Deutschland eroberte.

2.

Nicht überall sind wir in der glücklichen Lage, den notwendigen Kampf der Gegensätze so genau verfolgen zu können wie in Riga. Dort geht es in Heftigkeit und Schärfe um den neuen Glauben. Zwar ist Andreas Knöpken ruhig und massvoll, aber sein Mitstreiter Silvester Tegetmeier kämpft voll Leidenschaft und Unruhe; der weiss die Herzen anzuzünden, er weiss sie zu packen, er trägt loderndes Feuer.

Die Mönche geraten in Not. Denn auf sie, die jedermann kennt und sieht, lenkt sich der erste ungestüme, grosse Zorn. Sie sind nicht durch Reichtum oder machtvolle Stellung geschützt — ihr einziger Schirm ist die Achtung vor dem geistlichen Stand. Und diese Achtung verschwindet, verschwindet so sehr, dass nicht einmal mehr die Klöster unantastbar bleiben. Im Sommer 1523 brennt im damaligen Hasenpoth das Kloster der Franziskanerobservanten, in der gleichen Zeit dringen lutherische Bürger in das Rigaer Minoritenkloster ein, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten.

Die Mönche geraten in Not und Angst, sie fühlen sich äusserst unsicher. Einer der ihren, ein Pater Thomas Reber, der schon 33 Jahre dem Orden angehört, predigt für Luthers Lehre! Das Mönchtum in Riga muss Schritte gegen den neuen Geist unternehmen, falls es nicht kläglich zusammenbrechen will. Und es weiss sich auch zu wehren: die Mönche verklagen die Stadt Riga beim Erzbischof und beim Ordensmeister; aber das hilft nichts, die Klage hat keinen Erfolg. Die Mönche suchen weiter, wie sie den Kampf führen können, und finden einen mächtigen Bundesgenossen in Johann Blankenfeld, der im Sommer 1523 noch Eischof von Reval und Dorpat, aber schon Koadjutor des rigischen Erzbischofs Jasper von Linden ist.

Blankenfeld rät, und er rät klug: die Mönche schicken eine Gesandtschaft an den Papst. Dort wird man sich beklagen, dort Einspruch einlegen gegen das Vorgehen der Protestanten in Riga und

Livland, und von dort erhofft man Hilfe und Stärkung. Den Geschicktesten ihrer Brüder senden die Rigaer Franziskaner aus, den klugen und gewandten Antonius Bomhower; und sicherlich steht der andere Bruder in nicht viel minderem Ansehen: der Bruder und Franziskanermönch Burkard Waldis.

3.

Hier taucht er zuerst auf, in einer Gesandtschaft der Franziskaner an den Papst, um irgendwelche Massregeln gegen die Lutherischen in Riga zu erreichen. Aus dem Dunkel taucht er auf, ein Mönch, irgendeiner der vielen, die die Kutte trugen. Herkunft und Heimat — danach fragt das Mönchtum nicht; Alter und Werdegang — auch das erfahren wir nicht, sondern haben alles aus Andeutungen in seinem Werk und einigen wenigen Nachrichten zu erschliessen. Aber das steht fest: einen geringen Kopf wird man dem geschulten und geschickten Hauptbeauftragten Antonius Bomhower nicht als Reisebegleiter mitgegeben haben.

Von diesem Augenblick an können wir sein Leben recht genau verfolgen. Am Anfang steht das bedeutsame Romerlebnis. Wenn Waldis Rom auch anders erlebt als Luther, wird doch sein Glauben an die Heiligkeit der katholischen Welt in Italien und Deutschland stark erschüttert. Als die Gesandtschaft nach Riga zurückkehrt, wird sie gefangengenommen und ins Gefängnis gesetzt. Bomhower wird erst nach einem Jahre freigelassen — Burkard Waldis bereits nach kurzer Zeit; er verlässt den Kerker als Protestant. Mag vielleicht merkwürdig erscheinen, dass er, der Bettelmönch, eben noch im Auftrage seiner Ordensbrüder in Rom, den alten Glauben ablegt, kaum da er von den Lutheranhängern festgesetzt ist: der wahrhaftige und ernste Eifer, mit dem er seit seiner Wandlung das Werk des Reformators tatkräftig verbreiten und tragen hilft, ist Beweis genug, dass ihm das Bekenntnis zu Luther Überzeugung ist. Auch ihm waren grösste Bedenken und Zweifel an der katholischen Kirche gekommen, und seine Erlebnisse in Rom, Assisi und Nürnberg hatten ihn stark ernüchtert. So traf die neue Lehre bei ihm auf vorbereiteten, auf gut vorbereiteten Boden. Mit klarster Sicherheit erfasst Waldis den Kernpunkt des Luthertums, und nur auf diesen kommt es ihm an. Jubelnd und gläubig nimmt er, der ehemalige Mönch, das Eine auf:

... godt de vader ynn ewicheit
Tho allen tyden ys bereydt,

Salich tho maken vnss all gemeyn,
Jungk, olt, arm, rycke, groit vnd cleyn.
Vth rechter gnad vnd ydel gunst
On all vnse thodont werck vnd kunst.

(Verlorene Sohn 179—184).

4.

Das Erlebnis der Reformation weckte in Burkard Waldis das dichterische Vermögen, sein begeistertes und aufgeschlossenes Herz fand seine Sprache. Vielleicht sind die ersten dichterischen Versuche jene beiden Lobgesänge und die Verdeutschung des 127. Psalmes, die der »Parabel vom verlorenen Sohn« angefügt sind. Diese aber ist seine grosse Tat, die ihn nicht nur zu seiner Zeit mitten in die Kämpfe zu Riga stellte, sondern ihm auf immer einen bedeutenden Platz in der deutschen Geistesgeschichte sichert. 1523 war die Romfahrt gewesen, 1524 kamen Antonius Bomhower und Burkard Waldis zurück — und ins Gefängnis; Waldis wurde noch 1524 freigelassen, Bomhower aber erlangte seine Freiheit erst 1525 wieder. Man versuchte ihn zu bekehren, er blieb aber dem alten Glauben treu. Anlässlich der Predigt eines protestantischen Geistlichen über die Gnade schrieb er einen Brief, in dem er energisch den Wert der guten Werke verteidigte und sich gegen den lutherischen Glauben von der alleinigen Gnade Gottes erklärte. Darauf wurde ihm eine öffentliche Disputation angeboten, die unter grosser Beteiligung von Rat und Bürgerschaft stattfand. Bomhower blieb bei seiner Überzeugung, und wurde also verbannt. In der Revaler Gegend rühmte er sich, in dem Streitgespräch »grossen Preis, Victoria und Triumph eingelegt« zu haben. Tatsächlich muss der gewandte Pater Antonius starke Wirkung ausgeübt haben, denn sein Disputationsgegner Andreas Knöpken erachtete einen genauen Bericht über diese Sache nach Reval für notwendig, damit Bomhower »nicht mit seinen ... gleissenden Worten die Einfältigen ... irre mache«.

Diese Ereignisse vom Herbst und Winter 1526 mögen in Riga viel besprochen worden sein, und vielleicht ist eine Unruhe in die Bürgerschaft gekommen. Jedenfalls mutet die »Parabel vom Verlorenen Sohn« wie eine politische Tat an. Waldis ergriff Partei, weil ein starkes und eindeutiges Bekenntnis für Luthers Lehre und Sache nötig war: »zur Erbauung der bereits Gefestigten, zur Stärkung der noch

oder wiederum Schwankenden, vor allem zur Widerlegung und Belehrung der Anhänger der Römischen Lehre ...« [1]).

Der Beweis, dass die Ereignisse vom Ende des Jahres 1526 (Brief Bomhowers und Disputation) und die Aufführung der »Parabel vom Verlorenen Sohn« am 17. Februar 1527 innerlich zusammengehören, ist in der Parabel selbst zu finden; es heisst Vers 1772—1777:

»Idt ys all hir tho Ryge geschen,
Dat wy hebben all tho maell gesen,
Wo eyner ynn der gemeinte erstundt
Vnd dede op synen vnreynen mundt,
De GODES gnade he belacht
Vnd syne barmherticheit voracht ...«

Dieser eine, gegen den Waldis Zeugnis ablegt für die Lutherlehre, ist Antonius Bomhower, sein einstiger Ordensbruder — kann das Schicksal dramatischer spielen? Einst fuhren sie zusammen gen Rom, um Massnahmen gegen die Lutherischen in Riga zu erwirken, drei Jahre später stehen sie sich als die Sprecher der gegensätzlichen Parteien gegenüber [2]).

5.

Burkards Fastnachtspiel bedeutet uns mehreres: nicht nur die erste dichterische Grosstat eines vom religiösen Erlebnis tief ergriffenen Menschen, nicht nur ein Zeugnis für die starken Kämpfe und zugleich auch den hohen Kulturstand in der rigaschen Bürgerschaft, es ist auch ein Symbol, ein Symbol des inneren Aufeinanderstossens von altem, gewohntem Brauch und neuem Geist.

Am 17. Februar 1527 wird in Riga »De parabell vam vorlorn Szohn«, ein Fastnachtspiel, aufgeführt. Fastnachtspiel — »Der verlorene Sohn«! Was wagt der ehemalige Mönch, der jetzige Zinngiesser?! Er nimmt die Form der kurzen, sehr derben, ja groben

---

[1]) Siehe: Rig. Almanach 1914, F. 124; vgl. insgesamt die verschiedenen Arbeiten L. Arbusows zur Rigaschen Reformationsgeschichte, denen diese Darstellung dankbar verpflichtet ist.

[2]) Diese Dramatik, die im Geschehen selbst liegt, hat Arved Kröger in seinem Schauspiel »Herrmeister Wolter von Plettenberg« zu verwerten gesucht. Siehe das 5. Bild im 2. Auftritt (»Rigasche Rundschau« vom 23. und 26. Oktober 1934, Nr. 242 und 245).

Fastnachtspiele, um darein geistlichen Gehalt zu giessen? Und damit will er klärend in den Kampf der Geister eingreifen?

Das Vorwort der Parabel verrät des Dichters Absicht: er will eine bestehende Gewohnheit, die Fastnachtspiele, umformen und sie für die neuen Anschauungen gerecht gestalten. In ihrer alten Form, in der sie Burkard Waldis nicht nur aus seiner hessischen Heimat und später aus Rom, sondern auch aus Riga kannte, widersprechen sie aufs ärgste dem protestantischen Geist. Schon 1524 wird von eifrigen Lutheranhängern gegen die lärmenden Festlichkeiten zu Fastnacht Sturm gelaufen — sie müssen also wohl Grund zur Entrüstung gegeben haben. Und die Protestanten bleiben nicht bei der Verneinung des Bestehenden, sondern sie fördern einen neuen Aufbau: als ein die ganze Stadt erregender Disput über das Thema »Gnade oder Werkgerechtigkeit« zur Äusserung und Stellungnahme drängt, bemüht sich der Protestant Burkard Waldis, gleichzeitig dem verderbten katholischen Brauch gesundes, neues, protestantisches Brauchtum gegenüberzustellen.

Bewusst knüpft Waldis in der formalen Gestaltung seiner Dichtung an antike Vorbilder, vornehmlich an Terenz und Plautus an (vgl. Vers 211—214), und ist damit ein weiterer Zeuge für den beginnenden humanistischen Einfluss in Altlivland. Er nennt im Stück selbst Terenz und Plautus; ihm scheint ihr Vorbild also doch tüchtiger vorgekommen zu sein als die vorhandenen einheimischen Muster: denn am deutschen Fastnachtspiel ist der Aufbau seiner Parabel nicht geschult.

Dafür aber trägt sie im Innern mehr als genug deutsche Züge. Überall lässt sich spüren, wie stark Burkard Waldis mit dem lebenden Volksgut vertraut ist. Der einstige Mönch, der jetzige rigische Handwerker, der sein Brot als Zinngiesser verdient und als Handelsmann weit umherkommt, er kennt gut, was im Volke gesagt und gesungen wird. Im Hurenhaus wird das noch heute beliebte

»Wo sall ich mich ernerenn
Ich armes brüderlin ...« (Vers 703—750)

gesungen, und in die Reden und Ermahnungen sind Sprichworte und fabelartige Lehrbeispiele eingeflochten (wie z. B. Vers 363—368, Vers 922—926 oder Vers 1449—1451). Diese Verse und Sprüche brauchen von Burkard Waldis nicht aus Deutschland eingeführt zu sein, er kann sie auch hier kennengelernt haben. Denn der Anfang des Schlemmer-

liedes findet sich im Revaler Bürgerbuch [3]) nach den Eintragungen für das Jahr 1423 in der Form: »Wes sal ich my hen keren« — und die Verse 922—926 kennen wir ganz ähnlich aus Revals Schafferpoesie, wo sie für 1512 bezeugt sind:

»De waet weth, de swyghe,
De wol is, de blyffe,
De wat hefft, behoelt,
Ungelüchke kumpt boelt.« [4]).

Die Sitte der Fastnachtbelustigungen will von Burkard Waldis unter dem Einfluss der Reformation in geistlichem Sinne umgestaltet werden, indem er einen biblischen Stoff nach antik-dramatischem Muster in protestantischem Sinne aufbaut. Oder: Burkard Waldis wird zum Kämpfer für Luthers Lehre, indem er, sich stützend auf gewohnte Sitte, unter Benutzung umgehenden Volksgutes, die Kernidee der Reformation nach von antiken Schriftstellern erlernter Art gestaltet. Es gelang ihm aber nicht, neue Sitte zu schaffen; denn er übersah eins: mit dem endgültigen Sieg des Protestantismus verlor eine Fastnachtfeier jeden Sinn, musste also langsam und sicher verschwinden.

6.

Die Reformation bedeutete Kampf, überall und auf jedem Gebiete. Eine neue Gottes- und Weltanschauung stritt um den Sieg, und er wurde ihr schwer genug gemacht. Die Kampfesmittel, die Methoden waren auf beiden Seiten nicht immer die feinsten. Aus späterer Zeit haben wir durch Schnabels »Insel von Felsenburg« ein bezeichnendes Beispiel. Wenn in einer ostdeutschen Stadt die Jesuitenschüler in der Nähe eines Echos protestantische Schüler trafen, so riefen sie:

»Quid est Lutheranus? — Echo: Anus.
Quid est Lutheri aemulus? — Mulus.
Quomodo vocatur Lutheranorum studiosus? — O sus!«

Worauf sich die protestantischen Gymnasiasten nicht minder gelehrt rächten:

»Quid est Jesuitulus? — Echo: Vitulus.
Nonne nequam est Jesuita? — Ita.« [5]).

---

[3]) Siehe: Otto Greiffenhagen, Das Revaler Bürgerbuch 1409—1524, Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv Nr. 6, Reval 1932, S. XIII.

[4]) Siehe: Eugen von Nottbeck, Revals alte Schafferpoesie und Reime. Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands, Bd. 5, Reval 1900, S. 403.

[5]) Vgl. J. Bolte, Das Echo in Volksglaube und Dichtung, Sbb. d. Preuss. Akademie d. Wiss., Phil.-Hist. Klasse, 1935. Sonderausgabe, S. 5.

Aber so geistreich und witzig trotz aller scharfen Anzüglichkeit war der Kampf nicht immer. Burkard Waldis hatte in ihn schon 1527 in Riga eingegriffen, an entscheidender Stelle und mit grossem Nachdruck. Damals bewahrte ihn hoher dichterischer Schwung und tiefes religiöses Gefühl vor manchen Hässlichkeiten des politischen Nahkampfes. Aber rund 15 Jahre später steht er wieder in der Front; ein hartes Schicksal — weil er dem wendigen Intriganten Lohmüller Handlangerdienste leistete, sass er dreieinhalb Jahre in zermürbender Gefangenschaft — hatte ihn wieder nach Deutschland zurückgeführt. Damals, 1542, erregte das unerhörte Verhalten des katholischen Herrn Heinrich von Braunschweig—Wolfenbüttel grösstes Ärgernis bei den Protestanten. Und eine erbitterte Schriftfehde zwischen Schmalkaldischen Bund und Liga brachte schon seit 1539 einen harten Ton in den Kampf, in dem besonders »Der Wilde Mann von Wolfenbüttel« (dessen Sündenkonto auch, weiss Gott, mehr als gross war) von den Protestanten aufs Korn genommen wurde. Als er 1542 glücklich besiegt war, da entstand eine Fülle von Liedern und Gedichten, die gleichermassen die Freude über den Sieg wie die bittere Feindschaft gegen den wilden Heinz ausdrücken.

Die vier Streitgedichte Burkards stehen mitten in diesem Tageskampf, wettern lustig und verwegen gegen den argen Feind des Evangeliums, und zeichnen sich doch durch einen tiefen religiösen Grund aus, den die bösen Jahre der Folter und Gefangenschaft noch verinnerlicht hatten. Der Mann, der in der tiefsten Not des Leibes und der Seele einzige Stütze an seinem Glauben gefunden hatte und zum eigenen Trost im Kerker den Psalter verdeutschte, ihm ging es nicht um Kampf an sich, sondern sein Kampf war ein Eintreten für seinen besten Besitz, für seinen Glauben! A. Poelchau hat in seiner Darstellung über den »Esopus« so geurteilt: »Der »Esopus« ist ein echtes, rechtes Volksbuch, man könnte sagen, eine Art Lutherbibel in Schwänken und Gedichten...« [6]). Das ist ein wunderschönes Urteil; denn es sagt aus, dass Waldis zwar in den reformatorischen Tageskampf mit den beliebten und volkstümlichen Mitteln der Schwänke, Fabeln, Streit- und Spottgedichte eingriff, dass diese Mittel aber bei ihm auf echter und guter Gesinnung ruhen, in ihrer Weise eine Art Lutherbibel sind. Ihr Ton ist oft hart und grob, aber nie unwahr; ein ganzer Kerl steht

---

[6]) A. Poelchau, Burkard Waldis, Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Russlands, Bd.38, Riga 1882, S. 357.

hinter den Versen, das Schelten, Schimpfen und Höhnen kommt aus vollem Herzen. Gibt es etwas Schöneres, als noch nach 400 Jahren das männliche, kampfesfrohe und überzeugungstreue Herz eines Dichters schlagen zu hören? Er lebte in seiner Zeit und mit ihr, wusste, worauf es ankam, und stellte mit Herz und Hirn und spitzer Feder seinen Mann.

Seine Fabeln sind voller Polemik gegen die katholische Kirche, an allen Ecken und Enden wird das Treiben der katholischen Geistlichkeit grell beleuchtet und entsprechend kommentiert (man vergleiche z. B. die Fabeln II, 50; IV, 4; IV, 5; IV, 17 u.a. m.). Greifen wir ein paar Kernsätze heraus, in denen Waldis den Sinn der jeweiligen Fabel zusammenfasst:

»Denn Mönche, Motten, Meuse, Maden,
Die scheiden selten one schaden.« (Esopus, IV. 22, 47/48).

Oder: »Wie man sagt im gemeinen Sprichwort,
Das eim zu Rom kein sünd nit schad,
Allein so er kein Gelt mehr hat:
Das ist die allergröste Sünd,
Welch nit der Bapst vergeben künd.« (ebd., IV. 24, 66—70).

7.

Die humanistische Bildung, auf die wir oben hinwiesen und von der sich noch mancherlei Beispiele beibringen liessen, ist nicht so stark gewesen, dass sie seine Verwurzeltheit mit dem deutschen Volkstum gestört hätte. Er ruht zu tief in ihm, als dass ihm der Humanismus mehr als ein klärendes Bildungserlebnis bedeuten konnte. Trotz seiner guten Kenntnisse in der lateinischen Sprache hat er nie etwas auf Latein geschrieben, jedenfalls sind uns nur deutsche (und zwar hoch- und niederdeutsche) Dichtwerke von ihm überkommen. Das sagt eigentlich schon genug. Luthers Reformation ist es zuzuschreiben, dass der Siegeszug des Humanismus in Deutschland auf innere Widerstände stiess, die so gross waren, dass wir von einer eigentlichen »Renaissance« in Deutschland nicht sprechen können. Luthers Werk war aus deutschem Geist geboren; und dieser deutsche Geist lehnte sich auf gegen so völlige Hinnahmebereitschaft der antiken Kulturgüter, wie wir sie in Italien und Frankreich beobachten können. — Obwohl Waldis gerne antike Autoren anführt, ist seine Verbundenheit mit dem deutschen Volksgut doch weit grösser als die mit den alten Schriftstellern. Was an gutem deutschem Erzählgut

finden wir etwa im 4. Buch des »Esopus«, das er ohne Vorlage abfasste! Da sind Stoffe aus der Tiersage, bekannte Schwänke, Erzähl- und Märchenmotive, eingestreute Lieder, und eine schier unendliche Fülle von Sprichwörtern und volkstümlichen Redewendungen, die alle seine Fabeln frisch, farbig und lebendig machen!

8.

Drei starke Töne sind es, die überall im dichterischen Werk von Burkard Waldis, nicht nur in den wenigen betrachteten Dichtungen, anklingen: Reformation, Humanismus und Volkstum. Oder wenn wir den beiden ersten Begriffen das zeitlich bedingte Gewand nehmen: Glaube, Bildung und Volkstum. Burkard Waldis steht jung und frisch in einer neuen Zeit — wir sahen, wie stark und kämpferisch er an ihr teilhat. Der Glaube rüttelte die Geister auf und die Antike gab scharfe Waffen; und doch war sie noch nicht mächtig genug, um jene verhängnisvolle Kluft zwischen »Bildung« und »Unbildung« aufzureissen. Es ist e i n Volk, das damals gegen Heuchelei, Verderbnis und Unduldsamkeit aufsteht, das frei sein will — nicht nur von drückender Leibesnot, die die Bauern fühlten, sondern ebenso von dem drückenden Seelenjoch, das die katholische Kirche den Menschen aufzwängte. Es war e i n Kampf, und es ist so wunderbar zu sehen, dass es überall Fahnenträger der neuen Zeit gab, die kämpften und stritten wie Burkard Waldis: aus siegendem Glaubenserlebnis, in geschultem Wissen und »aus innigster Berührung mit dem Volke, aus dem und für das er schrieb . . .« [7]).

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Siegfried Meierowiz zum Gedächtnis

Am 22. August 1925 fiel Siegfried Meierowiz, Lettlands erster Aussenminister, einem Autounfall zum Opfer. Anlässlich der 10. Wiederkehr des Todestages hatten sich der Staatspräsident, Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis, die Mitglieder der Regierung und viele andere am Grabe des Verschiedenen eingefunden. Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis hielt eine Gedächtnisansprache, in der er Meierowiz als Men-

[7]) Kunz, Hagedorns Verhältnis zu Burkard Waldis, Programm Teschen, 1892, S. 30.

schen mit Herz, Seele und klarem Verstande schilderte, dem es gelang, für Lettland die völkerrechtliche Anerkennung zu erkämpfen. Von seinen politischen Planungen sei nun auch der Baltische Staatenbund verwirklicht worden.

Aus demselben Anlass wurde am 18. August in Tukums durch den Generalsekretär des Aussenministeriums W. Munters eine Gedenktafel enthüllt. In der Ansprache betonte er, dass S. Meierowiz besonders stark mit den nationalen Bestrebungen des lettischen Volkes verbunden gewesen sei, sonst hätten auch seine Geistesgaben ihn nicht auf den Platz bringen können, wo er gestanden habe.

In einem Zeitungsartikel im »Rīts« unterscheidet W. Munters drei Abschnitte in der Tätigkeit Meierowiz'. Die diplomatischen Kämpfe um die Anerkennung Lettlands, die Friedensverträge mit Russland und Deutschland und schliesslich die Festlegung der politischen Orientierung in der Zusammenarbeit mit den Baltischen Staaten, Finnland und Polen. Meierowiz sei ein Feind der Theorie vom Wall zwischen Russland und Deutschland gewesen. Der Artikel schliesst wie folgt:

»Das Gebiet, auf dem der politische, wirtschaftliche und kulturelle Einfluss Deutschlands und Russlands zusammenstossen, ist heute in der Hand freier, unabhängiger Staaten, die nichts anderes wünschen als Friede und Arbeit. Daher kann Europa des gewiss sein, dass diese Staaten die besten Hüter des Friedens sind. Kein Baltischer Staat kann von einem Kriege etwas gewinnen, selbst wenn wir wüssten, welche Seite siegen wird und wenn wir uns der anschlössen. Das verstehen auch Deutschland und Russland, und daher ist es in deren Interesse, dass dieser neutrale Streifen sich immer mehr befestigt und dass die Küste des Ostbaltikums sich in Händen von Staaten befindet, denen es um den Frieden mehr als um anderes zu tun ist. — Diese Politik hat Siegfried Meierowiz eingeleitet, vielleicht mehr instinktiv als bewusst; und dieses Erbe wollen wir schützen.«

Friedensschluss mit Russland vor 15 Jahren

Anlässlich des 15. Jahrestages des Friedensschlusses mit Russland gab Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis dem sovetrussischen Gesandten Brodowski zu Ehren ein Frühstück. Der Ansprache des Ministerpräsidenten entnehmen wir folgende bemerkenswerte Sätze:

»Gerade jetzt, wo Europa tiefgehende politisch-psychologische Umwertungen erlebt, können wir mit Genugtuung das natürliche Gleichgewicht und die Stabilität unserer gegenseitigen Beziehungen



feststellen, die auf den zwischen uns abgeschlossenen internationalen Akten beruhen, von denen ich den Kellogg-Pakt, den Nichtangriffsvertrag und die Konvention über die Bestimmung des Angreifers nennen möchte. Diese Bindungen, zu denen seit dem vorigen Jahr auch noch der Völkerbundpakt zuzuzählen ist, bilden ein starkes Friedensfundament, und das konnte gerade deshalb erreicht werden, weil unsere Beziehungen auf beiderseitig freien und gleichberechtigten Bestimmungen beruhen, die wiederum im Friedensvertrage vom 11. August 1920 verankert sind. In der gleichen Lage befinden sich auch andere unserer Nachbarn, die ihre Beziehungen mit der Sovetunion geregelt und sich dem System von Verbindlichkeiten angeschlossen haben, von dem ich eben sprach. Daher kann man berechtigterweise von der bedeutenden Rolle sprechen, die Osteuropa bisher bei der Konsolidierung des allgemeinen Friedens gespielt hat. Wir erkennen unsere Pflicht, mit allen Kräften den erreichten Zustand vor Erschütterungen zu schützen, und ich kann Ihnen, Herr Gesandter, bezeugen, dass die Regierung Lettlands zur Erfüllung dieser Pflicht keine Mühe sparen wird. Die in Kämpfen errungene Freiheit und Unabhängigkeit, die später durch internationale Verträge und vor allem durch den Friedensvertrag mit der Sovetunion gefestigt wurde, sind das teuerste Gut des lettischen Volkes; sie zu schützen ist die heiligste Pflicht der Regierung.

Sie können daher überzeugt sein, dass jedes Beginnen, das auf die Sicherung und Stärkung hinausläuft, auch weiterhin von uns unterstützt werden wird.«

In seiner Antwortrede sagte der sovetrussische Gesandte Brodowski über den Friedensvertrag unter anderem folgendes:

»In diesem Vertrage hat die Sovetunion im Einklang mit ihrer Weltanschauung und ihren unveränderlichen politischen Richtlinien uneingeschränkt die Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Souveränität des Lettländischen Staates anerkannt und hat sich freiwillig und für ewige Zeiten von allen souveränen Rechten losgesagt, die Russland dem Volke und Lande Lettlands gegenüber besass. Unser Friedensvertrag, der im Jahre 1932 durch den Nichtangriffsvertrag ergänzt wurde, hat die Grundlage zu guten nachbarlichen Beziehungen zwischen unseren Staaten ergeben und die weitere Entwicklung dieser Beziehungen bestimmt. Mit tiefer Genugtuung können wir heute feststellen, dass sich die grossen und erhabenen Richtlinien, die unserem Friedensvertrag zugrunde liegen, in vollem Umfang gerechtfertigt und

segensreiche Früchte getragen haben, und dass sie den gegenseitigen Interessen der Sovetunion und des lettländischen Volkes entsprechen. Der Wert und die Bedeutung dieser Richtlinien steigern sich besonders in dieser Zeit, wo von einigen Seiten der Versuch zu bemerken ist, in den Beziehungen zwischen den Völkern und Staaten das Recht der Faust, des Stärkeren geltend zu machen.«

Die lettische Kriegsflotte auf einer Besuchsfahrt

Das Flaggschiff »Virsaitis« und die Unterseeboote »Ronis« und »Spīdola« verliessen am 4. August Liepāja zu einer Besuchsfahrt nach Memel, Kiel und Karlskrona. Den Kriegsschiffen wurde überall ein sehr herzlicher Empfang bereitet. — Von Kiel aus wurden mehrere Ausflüge in die Umgebung von Kiel gemacht. Bei einem feierlichen Empfang im Kieler Rathaus wurden die Gäste vom Oberbürgermeister begrüsst. Auch die deutsche Presse hob den Besuch hervor. Auf der Rückfahrt gerieten die Schiffe in Sturm und durften mit Erlaubnis der schwedischen Behörden in Heligholm auf Gotland vor Anker gehen.

Neues Stadthaupt von Riga

Das Ministerkabinett befreite am 27. August auf eigenen Wunsch das bisherige Stadthaupt von Riga H. Zelmipsch von seinem Amt, gerechnet vom 1. September d. J. Herr Zelmipsch wird als Gesandter Lettlands nach Berlin gehen.

Zum Stadthaupt von Riga wurde der bisherige Direktor der Exploitationsabteilung der Eisenbahnen Ing. Robert Garsels ernannt.

Kongress der Ausland-Litauer in Kowno

Mitte August fand in Kowno ein Kongress der im Ausland lebenden Litauer statt. Es handelt sich dabei um Litauer fremder Staatsangehörigkeit. Die ganze litauische Öffentlichkeit beteiligte sich lebhaft am Kongress, dessen Teilnehmer zum grossen Teil in Familien untergebracht waren. In einem Referat über kulturelle Fragen der Ausland-Litauer stellte Prof. Kemesch zwei Thesen auf; 1) Das ganze litauische Volk, unabhängig vom Wohnort, ist ein geistiges Ganzes. 2) Alle Litauer müssen sich für den Aufstieg der freien Litauer einsetzen. — In einem Referat über wirtschaftliche Beziehungen der Auslandlitauer zu Litauen betonte Prof. Lapenas, dass die Auslandlitauer ihr Kapital in Litauen investieren sollten.

Prof. Pakschta las über Fragen der Kolonisation. Er schlug vor, an eine systematische Kolonisation zu schreiten. Als geeignetes Gebiet zur Kolonisation schlug er Angola vor. Anschliessend an den Kongress fand eine feierliche Parade der Truppen statt. Künstlerische Darbietungen von Auslandlitauern aus Lettland, Amerika u. a. O. sorgten für Unterhaltung am Abend.

Italienisch-lettische kulturelle Beziehungen

In Verfolg ihrer Bemühungen um kulturelle Annäherung mit Lettland hat die italienische Regierung angeregt, auf Grund der Gegenseitigkeit jährlich einen »Preis von Rom« für die beste lettische literarische Arbeit über Italien zu verteilen. In Zustimmung hierzu hat das Ministerkabinett beschlossen, einen »Preis von Riga« für die beste italienische literarische Arbeit über Lettland auszusetzen.

Militärischer Unterricht in den Schulen

Laut Änderungen und Ergänzungen in den Bestimmungen über die militärische Erziehung vom 27. August dürfen in den Klassen, die für militärische Schulung vorgesehen sind, die Turnstunden nur von Turnlehrern erteilt werden. Ferner sollen die Erfolge der Schüler in der militärischen Schulung beim Eintritt in weitere Schulen in Betracht gezogen werden. Damit soll dem Turnen gegenüber mehr Aufmerksamkeit geweckt werden.

Die militärische Schulung in Mittelschulen und Lehrerinstituten darf nur von aktiven Offizieren erteilt werden. Die Lehrer für militärischen Unterricht müssen alle 5 Jahre militärische Unterrichtskurse besuchen. Schüler der obersten Klassen können im Sommer in Schulungslager einberufen werden.

Aus dem Schrifttum der Zeit

Ernst Wiechert: Kampf um die Waldweide

Schon in diesem ersten Sommer des neuen Amtes war Michael eine der Prüfungen bestimmt, die, so gering sie ihrem äusseren Geschehen nach sein mögen, doch für alle einem öffentlichen Urteil Ausgesetzten Sieg oder Niederlage, ja für alle von einem tiefen Ehrgefühl Erfüllten Tod oder Leben bedeuten. Gegen dieses am Rande der Wälder drohend aufsteigende Schicksal war alles bis dahin Erworbene und Bewahrte ein schaler Gewinn: dass die Herde jeden Abend gesättigt heimkehrte wie nie zuvor und Milch spendete wie nie zuvor; dass die Bremsen sie nicht zerstreuten; dass Blitz und Donner sie nicht in alle Winde zersprengten; dass der Stier Bismarck seines von der Natur gewollten Amtes getreulich und erfolgreich waltete und sich gegen seinen eingesetzten Herrn nicht empörte; und dass keine Anzeigen wegen Hütens auf verbotener Weide einliefen.

Denn das Schicksal, von dem die Rede ist, betraf nicht Ruhe und Ordnung der Herde, sondern die Grundlagen ihres Daseins und somit das Dasein des Dorfes überhaupt. Es betraf die fruchtbare und immer feuchte und würzige Waldweide, die einzige in weiter Runde, die Oase gleichsam in unendlicher Moor- und Heidewüste, den Trost aller milchbedürftigen Kinder und Geschöpfe in dürren Sommern.

Zwar galten die Gerechtsame dieser Waldhütung auch für das Nachbardorf, aber Gewohnheit und das heilige Gesetz der grösseren Zahl hatten seit undenklichen Zeiten diesen Platz für Michaels Dorf allein bestimmt, und wiewohl Streitgespräche und Schlachten an dieser heiligen Ordnung mehrmals zu rütteln versucht hatten, so war das Dorf doch immer Sieger geblieben, und in seiner Geschichte war der Waldgrund mit keinem geringeren Glanz erfüllt als die trojanische Ebene oder die katalaunischen Felder in der Geschichte grosser und dahingesunkener Völker.

Auf diesem geheiligten und gleichsam blutgedüngten Boden nun erschien eines Morgens der junge Hirt des Nachbardorfes, ein langer, pockennarbiger Geselle, mit eng zusammenstehenden Augen, der »Laban« genannt wurde, womit in jener Landschaft aus unbekannten Gründen ein hoch aufgeschossener und in seinen Gelenken noch nicht gefestigter Mensch bezeichnet wurde. Er erschien in einem Gewand, das wie zerfallende Borke aussah, hatte einen Stab mit Kettenringen in der Hand, die man, entgegen dem Gesetz, auf widerspenstige Kühe

schleudern konnte, und war Herr über einen grauen Hund mit einem Auge und über eine Herde, in der Zusammensetzung der Michaels ähnlich, wiewohl ohne einen Stier mit dem Namen eines Reichskanzlers und ohne jeden Anspruch auf Schönheit, Wohlgenährtheit oder Adel der Rasse.

Laban also erschien ohne Ankündigung oder Verhandlung plötzlich am Rande des Waldes, vor seiner Herde, was allein schon ein Zeichen unedler Gesinnung war, die Hände in den Taschen, den Kettenstock an seinen mageren Körper gedrückt, einen Grashalm im Munde. Es traf sich so, dass Michael gerade im Begriff war, aus dem Wipfel einer Fichte abwärts zu steigen, wo er geprüft hatte, ob der vorjährige Horst eines Hühnerhabichts wieder bewohnt sei, und dass er somit unbewaffnet war. Er erkannte erst aus Wotans Knurren die Nähe einer Gefahr, schob einen Ast zur Seite und blickte aus der Höhe in das emporgerichtete Gesicht des alttestamentlichen Namensträgers hinab, dessen Urvater mit allen bedenklichen Charaktereigenschaften ihm aus der Geschichte der Erzväter wohl vertraut war.

Selbst für Christoph, den König des Dorfes, würde es schwer gewesen sein, so zwischen Himmel und Erde das Passende an Wort oder Tat zu finden, auch wenn das Schicksal ihn durch einen goldenen Zahn über alles Volk erhoben hatte. Für Michael aber, »einer Witwe Sohn«, durch nichts ausgezeichnet als durch Jugend und frühe Berufung, ergab sich kein andrer Vorteil als das Recht der Geschichte und die räumliche Erhabenheit seines Standpunktes. Auch übersah er ohne Schwanken die Folgen dieser Begegnung und erkannte mit früher Verantwortung, dass für sein Dorf nur in der besten Rüstung gekämpft werden dürfe, dass somit Zeit gewonnen werden müsse, weil ja, nach seiner früher geäusserten Meinung, der »Geist Gottes« nicht ganz ausreichen würde, um die Geschichte dieses Schlachtfeldes siegreich weiterzuschreiben.

Stieg also ruhig am Stamm der Fichte herunter, rief Wotan herbei, nahm die Haselnussschleuder aus dem verfallenen Rüsselkäfergraben, sah Laban an und fragte, schon im Fortgehen: »Du willst es also darauf ankommen lassen?« Und als dieser, den Grashalm hörbar ausspeiend, nur verächtlich grinste, als erübrige sich jede Antwort auf eine so dumme Frage, ja als sei es der Würde eines labanlang aufgewachsenen Hirten überhaupt unangemessen, mit einem Nebenbuhler dieser Beschaffenheit anders als durch Zeichen zu sprechen, sah Michael ihm furchtlos prüfend zwischen die engen Augen, sagte leise:

»Also morgen früh ... und vergiss nicht, noch einmal zu deinem Pfarrer zu gehn!« und wandte sich dann zu seiner Herde, die er langsam in den Wald hineintrieb, als wolle er vor der feierlichen Entscheidung keinen Teil an seinem Gegner haben.

Dieser, im Geistigen nicht ganz seiner Körperlänge entsprechend gewachsen, blieb etwas verblüfft zurück, gleichermassen von der Ruhe seines Feindes wie von dessen seltsamem Abschiedswort betroffen, und begnügte sich damit, seine Herde den Tag über am Rande des Waldes zu weiden, wobei er vergeblich zu enträtseln versuchte, was der Hinweis auf den Pfarrer zu bedeuten habe.

Indessen verbrachte Michael den Tag in der Tiefe des Waldes an einer Kiesgrube, aus der er eine Menge glatter und runder Steine sorgfältig auslas und in seiner Hosentasche sammelte. Und nachdem er viele Male mit seiner Haselnusschleuder, die Entfernung immer wechselnd, den hellen Fleck einer Buche mustergültig getroffen hatte, zwischen zwei dunkle, eng beieinanderstehende Astnarben hinein, kehrte er am Abend mit unverändertem Gesicht in das Dorf zurück, lieferte jedes Stück seiner Herde an dem vorgeschriebenen Hoftor ab, zuletzt den Reichskanzler mit seiner unmittelbar ergebenen Schar, sass wie sonst schnitzend auf der abendlichen Schwelle und hob nur einmal den Kopf, um seine Mutter zu fragen, ob es wahr sei, dass, wer Menschenblut vergiesse, auch sein eigenes Blut vergiessen müsse.

Natürlich schrie die Mutter auf, wie Dorffrauen aufzuschreien pflegen, leise und hoch wie ein Huhn unter dem Habicht, aber ihre entsetzte Frage wurde von Michael abgeschnitten, indem er dazu setzte, ob dies Gesetz denn auch für den Krieg gelte? Und dies konnte die Mutter beruhigt verneinen und auch die lange Geschichte von den gefangenen Franzosen daran knüpfen, die zu Kaiser Wilhelms des Grossen Zeiten die Brücke über das Fliess gebaut hätten und die zu ihr als einem flinken und aufgeweckten Kinde »Chérie« gesagt hätten, wovon der Krüger in der Lagerkantine, als ein böser und spottlustiger Mann, behauptet habe, dass es eine Weinsorte bedeute.

Aber Michael lächelte nur zerstreut, liess die Fallentür, an der er arbeitete, prüfend zuschlagen und ging dann noch einmal zu den Wiesen hinunter, wo er drei Maulwürfe fing, die er, schon im Dunklen, dem Hunde als Kriegsnahrung in die Hütte trug. Damit meinte er, an diesem Tage alles vor dem Gott des Krieges Notwendige getan zu haben und schlief ein wie sonst, die Hände über der Brust gefaltet, indes seine Mutter noch Kräuter über dem Herde kochte, als rüste

auch sie, wie eine Mutter lang verschollener Zeiten, das Ihrige für den kommenden Tag.

Tau lag auf den Gräsern, und die frühe Sonne stand noch tief und rot über dem Moor, als die Herden und ihre Führer am Rande des Waldes aufeinander stiessen. Laban trug keinen Grashalm mehr zwischen den Lippen, und auch seine Sorgen wegen des Pfarrers schienen vergangen zu sein, aber seine Kriegserfahrung reichte nicht aus, um zu bemerken, dass Michael ihm zunächst die Sonne abgewann, um von ihr nicht geblendet zu werden. In dumpfer Kenntnis primitiver Kriegsführung versuchte er, mit homerischen Streitgesprächen die Feindseligkeiten zu eröffnen, indem er fragte, ob dieser Sohn einer Hure die Absicht habe und bereit sei, an seinem steifen Arm zu verhungern? Und obwohl Michael die Bedeutung des Schimpfwortes nicht verstand, fühlte er doch, dass seine Mutter hier auf eine unedle Weise von unedlen Lippen geschmäht wurde, und ohne ein Wort der Entgegnung hob er die Schleuder und traf die vorderste Kuh aus Labans Herde so hart in die Flanke, dass sie mit dumpfem Gebrüll in die Höhe sprang und durch die bestürzte Herde den vertrauten und offenen Raum der Heide gewann.

Bei diesem unvermuteten Angriff verlor Laban den Faden seines mühsam erbrüteten Schlachtplanes, hob den Stock und schleuderte mit einem Fluch die Kettenringe gegen die Brust des Gegners. Und noch während Michael auswich, hetzte er mit einem kurzen Wort den einäugigen Hund, die Waffe wiederzuholen, indes er eine zweite Eisenschleuder aus der Hosentasche holte und sie auf den Stock streifte.

Im nächsten Augenblick rannte Wotan den Einäugigen aus der Flanke über den Haufen, und während Laban, von neuem aus der Bahn seiner Pläne geworfen, vorwärtsstürzte, um den ebenerdigen Kampf zu seinen Gunsten zu beenden, traf ihn der runde Stein aus Michaels Schleuder so genau und verderblich gegen das rechte Schienbein, dass er, wie abgeschnitten im Lauf, vornüberstürzte und mit einem ungeheuerlichen Fluch seinen Mund mit Erde erfüllte.

Michael hat später nur widerwillig von dieser Schlacht auf den katalaunischen Feldern gesprochen, und seine Erzählung hat sich auf die nüchterne Wiedergabe der einzelnen Handlungen beschränkt. Niemals aber hat er, auch nicht vor seiner Mutter, bekannt, dass in diesem Augenblick, ohne sein Zutun, das Bild des gestürzten Baumes vor ihm aufgestanden sei, der die beiden Männer begraben hatte, von denen einer sein Vater gewesen ist. Und dass dieses Bild, so wenig einer

der Männer dem eben gefällten Hirten geglichen habe, ihn mit aller Kraft desjenigen erfüllt habe, vor dem ein unvergängliches Bild seines Vaters leuchte, und dass somit, ohne sein Wissen, das Wort des Schulzensohnes hier unter den hohen Kiefern eine unwiderstehliche Wahrheit gewonnen habe: dass es auf den Geist Gottes ankomme, der einen Streiter erfülle oder nicht erfülle.

Denn nun, als der Einäugige bereits hinkend und winselnd das Schlachtfeld verlassen hat und der unrühmlich Gestürzte sich langsam in die Knie hebt, mit der linken Hand in das Moos gestützt, indes die Rechte aus dem zerknitterten Stiefelschaft ein Messer zieht, trifft der zweite Stein, von ganz ruhiger Hand geschleudert, ihn zwischen die eng zusammenstehenden und nun böse veränderten Augen, schleudert ein Flammenmeer vor ihnen auf und beendet auf eine unwiderlegliche Weise die Schlacht, indem er den Getroffenen sanft auf die Seite legt und Bäume und Himmel vor ihm in einen dunklen Abgrund versinken lässt, während, mit unheimlicher Schnelligkeit wachsend, ein sich färbendes Mal zwischen den geschlossenen Augen erscheint, ohne viel Blut zu Michaels Beruhigung, aber in seiner Form und Grösse unzweifelhaft beweisend, dass dieser Träger eines alttestamentlichen Namens für geraume Zeit aus der Reihe kämpfender und fremde Weidegründe begehrender Männer ausgeschieden sein wird.

Eine schöne Beute, die Michael in den Händen hält. Eine blitzende, scharfe, feststehende Klinge, ein glatter Hirschhorngriff, eine blanke, kurze Querstange. Eine königliche Waffe für jemanden, der gewohnt ist, eine abgebrochene Sichel zu einem kümmerlichen Messer zurechtzuschleifen.

Und nun erst die fremde Herde, die mit Wotans Hilfe und der Haselnusschleuder in alle Winde zersprengt wird, nachdem es mühsam gelungen ist, den Reichskanzler wieder in den Wald zu bringen, der das Seine zum Triumph beigetragen hat, indem er finster schweigend versucht hat, Entehrung und Gewalttat in das fremde Volk zu tragen.

Und dann einen Flechtkorb mit kühlem Grabenwasser über die Augen des Betäubten, eine Bewegung mit der Schleuder nach den ihm zustehenden Weidegründen und die hinkende, schwankende Spur eines Geschlagenen, die sich dunkel durch das betaute Gras aus dem Walde zieht.

Und dann das weithin hallende Lied des Rindenhornes, in alle vier Winde herrlich gesendet, ohne erlernte Melodie, ohne darunterliegende

Worte eines in der Schule erlernten Liedes, aber nicht müder im Rhythmus als die Siegeslieder aller Zeiten, nicht geringer in der Seligkeit des sich darunter weitenden Herzens als der Jubel und Glanz jener Psalmen, die in verschollenen Zeiten, am Rande versunkener Wüsten aus Herzen aufgestiegen waren, über denen, in Tagen der Kindheit, kein anderes Kleid geruht hatte als das Michaels, das dürftige, sonnen- und regengebleichte Kleid eines Hirten.

Das Echo steht in allen Waldgründen auf, Hörner, die Klang auf Klang einander zuwerfen, über Birkentäler und Fichtenwände hinweg, und wie ein feierlich Berauschter steht Michael auf seinem Hügel, schon nicht mehr Herr seiner Klänge, die Hände mit dem Horn in die rote Sonne gehoben, indes eine erste Woge grossen und unbekannten Lebens ihn hoch hinaushebt über seine enge Dürftigkeit und durch fremde, unverständliche Tränen das Bild des Waldes vor seinen Augen verschwimmt, ein grünes, gestaltloses Meer, über dem eine herrliche Sonne steht und der brausende Glanz des ersten Siegerliedes.

Aus: Ernst Wiechert,
»Hirtennovelle«
Langen/Müller, München, 1935.

KLEINE BEITRÄGE

Meister der Volksforschung

Von Lutz Mackensen

Am 10. Oktober 1935 vollendet Walter Anderson, Professor für Volkskunde an der Universität Dorpat, sein 50. Lebensjahr.

Märchenforschung? Der Laie fröstelt. Der warme Ton, der um das Wort »Märchen« schwingt und der irgendwo in einer sehr fernen Kinderstube, in einer lieben alten Stimme oder einem lieben alten Buch Heimat zu haben pflegt, scheint sich mit Brille und Schreibtisch des Professors durchaus nicht zu vertragen. Und was der Laie fast als Sakrileg, als Entweihung eines Heiligen empfindet, pflegt der Durchschnittsgelehrte anderer, älterer und daher »vornehmerer« Fachgebiete als bedauernswerte Schrulle eines fehlgeleiteten Beschäftigungsdranges achselzuckend zu belächeln.

Und doch wird die Märchenforschung immer mehr zum Herzstück der Volkskunde. Je mehr sich die Überzeugung Bahn bricht, dass die eigentliche Aufgabe der Volkskunde eben die Erkundung des Volkes durch Feststellung seiner Eigenart in Haltung und Kulturformung ist, je mehr das boshafte Spottwort R. M. Meyers von der »leutseligen Sammelwissenschaft« durch die Erkenntnis der Volkskunde als einer ihrem Wesen nach politischen Grundwissenschaft entrechtet und damit entthront wird, um so stärker rückt die Märchenforschung in den Mittelpunkt der volkskundlichen Anteilnahme. Denn das Märchen ist als Gattung wie in seinen einzelnen Stofftypen eine übervölkische Form; klarer und einwandfreier als bei anderen Kulturerscheinungen lassen sich an ihm völkische Verwandtschaften und Verschiedenheiten feststellen. Schon oberflächlicher Beobachtung drängt sich — bei allen stofflichen Entsprechungen — der Wesensunterschied zwischen dem deutschen, russischen, französischen und isländischen Märchen (um nur einige besonders bezeichnende völkische Typen zu nennen) auf; diesen gefühlsmässigen Eindruck zu begründen, zu erhärten und zu beweisen, ist Aufgabe der Wissenschaft. So bietet die Märchenforschung den gerade heute wieder vielerörterten schwierigen Bemühungen um eine Volkscharakteristik, die leider so oft Tummelplatz eines wohlmeinenden Dilettantismus werden, Ansatzpunkte von beachtlicher Stabilität.

Andererseits ist das Märchen nun aber auch als wichtigste und ausgeprägteste literarische Kunstform des Volkes das grosse Sammelbecken völkischer und zwischenvölkischer Erzählmotive, in das, was irgend dem Geschmack des Volkes im Lauf der Jahrhunderte entsprach, hineinfloss und aus dem sich die

Dichter immer wieder stoffliche und stilistische Anregung und Bereicherung schöpften. Shakespeare und Goethe verdanken dem Märchen entscheidende Befruchtung. Die Bedeutung des Märchens für die Gesamtdichtung war es denn auch, die die Forschung zuerst nötigte, sich vom hohen Sockel gespreizter Gelehrtenarbeit zum Märchen herabzulassen, das noch im 18. Jahrhundert als läppisches Ammenwerk bei den hohen Herren der Wissenschaft niedrig genug im Kurse stand.

Das war in den Tagen der Brüder Grimm, von deren Namen jede Märchenforschung — nicht nur Deutschlands, sondern der Welt — ihren Ausgang nimmt. Sie hatten bei ihren Entdeckungsfahrten in das Reich der altdeutschen Literatur die Beobachtung gemacht, dass Stoffe und Motive ihrer »Kinder- und Hausmärchen« dort immer wieder auftauchten oder anklangen; sie suchten in ausserdeutschen Literaturen und fanden das Gleiche. So entdeckten sie die Wanderfähigkeit des Märchens über Räume und Zeiten hinweg und gleichzeitig seine Wandlungsfähigkeit, seine Eigenart, Motive auszutauschen, umzustellen, auszulassen oder hinzuzufügen und dabei doch sich gleich zu bleiben. Sie stellten ihre Funde als »Anmerkungen« zu ihren »Kinder- und Hausmärchen« übersichtlich zusammen (1819), und obwohl dem schmalen Büchlein überall das Wesen des Zufälligen anhaftet, bezeichnet sein Erscheinen doch die Geburtsstunde der Märchenforschung schlechthin. Die in ihm nachgewiesenen (oder behaupteten) Parallelen zum Mythos und zur Literatur aller Zeiten und Völker wirkten auf die Zeit wie eine Erleuchtung; ein ganz neues und unendlich weitschichtiges Feld war erschlossen, und wer nun in Mythos oder Literatur forschte, wusste, dass er am Märchen nicht vorbeigehen durfte.

Dadurch erhielt aber die Märchenforschung zugleich alle Merkmale einer Hilfswissenschaft, und das zu einem Zeitpunkt ihrer Entwicklung, in dem sie noch weit von einer gefestigten Methode und gesicherten Grundergebnissen entfernt war. Wer sich forschend dem Märchen nahte, tat dies nicht so sehr des Märchens wegen, sondern um von ihm Aufhellung in anderen, ihn hauptsächlich bewegenden Fragen zu gewinnen. Es konnte nicht ausbleiben, dass die Märchenforschung Spielball für mehr oder weniger gewagte Konstruktionen mythologischer oder literarhistorischer Art wurde. Dadurch wurde ihr wissenschaftliches Ansehen, das damals fast allein auf dem Rang der Namen der Grimmbrüder fusste, stark gefährdet. Die hingebende Fortführung des Grimmwerkes, der sich der unermüdliche Fleiss einzelner Gelehrten verschrieb, war zu schmal und zu — still, um sehr bemerkt zu werden. So liegt der hauptsächliche Gewinn der Märchenarbeit, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geleistet wurde, in der allerorts einsetzenden Sammelarbeit, die künftiger Bearbeitung den Stoff bereitstellte. Dabei lenkten die deutschen und französischen Gelehrten (z. B. Reinhold Köhler und Gaston Paris) ihr Augenmerk vorzüglich auf die historischen, die englischen auf die ethnologischen Parallelen und Varianten, während die nordischen Forscher sich in erster Linie der lebenden Volksüberlieferung zuwandten und dabei Schätze sammelten, deren Einzelnummern in die Zehntausende gehen und die in grossen nationalen Märchenarchiven (bes. Oslo, Kopenhagen, Lund, Helsinki) geborgen wurden.

Dieser quellende Reichtum drängte zur Organisation und Bearbeitung; die ständige enge Fühlungsnahme der nordischen Gelehrten untereinander stand hilfreich dabei Pate. Angesichts der

kaum zu bändigenden Stoffülle bestätigte sich der Eigenwert des Märchens; seine Aschenbrödelstellung im Kreise der Wissenschaften war ad absurdum geführt. So ist es kein Zufall, dass von dem reichsten der nordischen Archive, dem finnischen in Helsinki, der Anstoss ausging, durch den die Märchenforschung als Eigenwissenschaft endgültig beglaubigt wurde. Dem Wesen des Märchens gerecht zu werden, löste man seine Behandlung zunächst von allen auf andere Forschungszweige abgestimmten Methoden, die ihm nicht entsprechen konnten und sein Bild verfälscht hatten, und suchte ihm die eigene, die nun als »finnische« oder »historisch-geographische Methode« die Märchenuntersuchungen der ganzen Welt weitgehend beherrscht. Ihre Grundgedanken zielen, kurz gesagt, auf eine möglichst vollständige Sammlung aller in der Literatur wie in der mündlichen Volksüberlieferung auffindbaren Fassungen des behandelten Märchentyps, dessen einzelne Erzählzüge (Handlungsmotive, Personen, Schauplätze usw.) unter strengster Berücksichtigung der geographischen und historischen Gegebenheiten genauestens miteinander verglichen werden, um, wo irgend möglich, die Urfassung des Märchens und seine Heimat, seine Wanderwege und seine nationalen und zeitlichen Formgebungen zu erkunden. Fast gleichzeitig mit der Ausformung und Erprobung dieser »finnischen Methode« erschien in Deutschland eine Neuauflage der nun auf fünf starke Lexikonbände angewachsenen »Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm«, von Johannes Bolte und Georg Polivka besorgt, in der mit beispiellosem Fleiss und grösster Gründlichkeit eine nach Typen geordnete Übersicht über alle gedruckten Märchen der Weltliteratur geboten wird. Sie zu ergänzen, regten die Finnen die Schaffung nationaler Märchenkataloge an, die über die bei den verschiedenen Völkern bekannten Märchentypen, auch soweit ihre Fassungen noch ungedruckt sind, unterrichten. Damit war der neuen Methode die Möglichkeit einer gründlichen Auswirkung gegeben; der Forscher kann nun die Fülle des Stoffes verhältnismässig leicht übersehen, Gründlichkeit und Vollständigkeit sind dem ganzen Bemühen, wo nicht gewährleistet, so doch im wesentlichen verbürgt.

Es ist hier nicht der Ort, über die Vor- und Nachteile der finnischen Methode zu rechten. Widerspruch hat sich, zumal in den letzten Jahren, oft geregt, und wirklich scheint ihr eine Ergänzung nach der stilistischen Seite, die von ihrer reinen Inhaltsforschung fast ganz übersehen wird, dringend nötig. Tatsache aber bleibt, dass durch sie die Märchenforschung erst feste Gestalt gewann, dass mit ihrer Hilfe die ersten sicheren Einsichten über das Märchen und sein Leben im Volk gewonnen wurden, dass sie die gute Grundlage für eine grosse Zahl von Einzelstudien geboten hat, durch die Herkunft, Geschichte und Entwicklungswege für manche Märchentypen klar gestellt sind. Der Gewinn, der dabei für die eigentlich volkskundliche Fragestellung, wie sie zu Beginn angedeutet wurde, erzielt wurde, ist unbestreitbar. Die Namen von Kaarle Krohn und Antti Aarne, deren Lebenswerk die Erarbeitung der finnischen Methode und die Weltorganisation der Märchenforschung als einer Gemeinschaftsarbeit ist, haben in jeder nationalen Volkskunde Heimatrecht gewonnen.

Als Aarne und wenige Jahre darauf auch Krohn ins Grab sanken, stand die Märchenforschung, der sie die Richtung vorgeschrieben hatten, in einer Krise. Die Einwendungen gegen die Einseitigkeit ihrer Methode mussten in dem Augenblick gefährlich werden, als eine ein-

deutige Führung mangelte, und auch den Gegnern der finnischen Methode konnte es nicht auf ihre Vernichtung, die die ganze Märchenforschung in Frage gestellt hätte, sondern nur auf ihre Reform ankommen. Nachfolger für akademische Lehrstühle sind meist schnell gefunden; aber auf einen Platz in der Wissenschaftsgeschichte beruft kein Ministerium, sondern allein Werk und Eignung des Mannes. Es muss für die Märchenforschung als ein Glück betrachtet werden, dass nach dem Heimgang der Gründer Walter Anderson in Dorpat, seit vielen Jahren eine der Hauptstützen der finnischen »Schule«, die geistige Führung ihres nachgelassenen Werkes übernahm.

Walter Andersons, des nunmehr Fünfzigjährigen, berühmtestes und bezeichnendstes Werk ist die Abhandlung über den von Bürgers Ballade her weitbekannten Schwank »Kaiser und Abt«. Sie ist sein Lebenswerk gleichsam, und in ihren Schicksalen ist ein gut Teil seines Lebens- und Forscherschicksals beschlossen. Als Professor in Kasan beginnt er die Arbeit, die er auf zwei starke Bände bemisst; den ersten Teil, der in vollständigen Textabdrücken die literarischen Fassungen sammelt, bringt er in russischer Sprache 1916 zum Druck, die fertiggestellte zweite Hälfte, in der die mündlichen Varianten untersucht sind, übertost die Revolution, die den Verfasser zur Flucht in die Minsker Heimat zwingt. Als deutscher Sprachlehrer an mehreren jüdischen Schulen in Minsk regt er seine Schüler zum Sammeln von Volksüberlieferungen an; 453 Manuskripte sind die stattliche Ausbeute, und unter ihnen finden sich 24 verschiedene Fassungen vom Kaiser und Abtschwank. Sie bieten Anderson willkommene Gelegenheit, den alten Faden fortzuspinnen; 1920 nach Dorpat berufen, widmet er ihnen eine eigene Untersuchung [1]), deren volkskundlicher Reiz in den Beobachtungen über die Entstehung und Entwicklung einer rassisch und lokal bedingten Volkstradition liegt. Die Minsker Juden haben den Schwank nämlich zweifellos aus christlichen (russischen, polnischen oder litauischen) Händen empfangen; die wenigen Jahrzehnte, die er bei ihnen lebte, genügten, um ihm ein sehr eigenes und bezeichnendes Gesicht zu formen. In Dorpat sesshaft geworden, macht sich Anderson daran, sein ursprünglich russisches Werk in gedrängter Form deutsch zu veröffentlichen; 1923 kann es in den Abhandlungen der finnischen Schule (Folklore Fellow Communications, Nr. 42) erscheinen [2]), eine gründliche Analyse von nicht weniger als 594 verschiedenen Fassungen — in Wahrheit die »Geschichte« eines Schwankes, dessen jüdischen Ursprung (wahrscheinlich im Ägypten des 7. Jahrhunderts) nachgewiesen und dessen bunte Wanderwege über die christlichen Kopten nach Griechenland und Westeuropa aufgedeckt werden. Der Schwank, der immer wieder Dichter der verschiedensten Länder und Zeiten zur mannigfachen Bearbeitung reizte, bietet gute Gelegenheit, die Wechselwirkungen zwischen Literatur und Volksdichtung zu beobachten; so besitzt Andersons meisterhafte Untersuchung einen grundsätzlichen Wert.

Seine zweite grosse Schwankarbeit behandelt ein scheinbar bescheideneres Thema. Aber der Schwank vom alten Hildebrand [3]), der auch in die Grimmschen Märchen Eingang gefunden hat, jene derbkomische Ge-

[1]) Der Schwank von Kaiser und Abt bei den Minsker Juden. Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis B I, 1921.

[2]) Kaiser und Abt. Die Geschichte eines Schwankes.

[3]) Der Schwank vom alten Hildebrand. Dorpat 1931.

schichte von dem Ehemann, der seine treulose Frau beim Stelldichein mit dem Pfaffen listig belauscht und ertappt, bietet Fragen genug, die der Studie wieder die Wendung ins Grundsätzliche ermöglichen. Anderson bringt insgesamt 192 selbständige Fassungen des Schwankes bei, für den er französischen Ursprung zu Beginn des 15. Jahrhunderts erweist; eindeutiger noch als beim »Kaiser und Abt« gelingt ihm hier die Herausschälung der einzelnen Nationalredaktionen (der Schwede v. Sydow würde sagen: der Ökotypen) des Schwankes, und die Untersuchung der eingestreuten Strophen und Melodien gestattet wichtige Feststellungen über die Wanderfähigkeit und Einheimatung der Volksüberlieferungen. Gerade hier zeigt sich die Eigenart der Andersonschen Methode sehr sinnfällig: seine ruhige Gründlichkeit, der keine Frage zu bescheiden scheint, um erörtert zu werden, seine weitausladenden Kenntnisse, die die breite Grundlegung der Untersuchungen allein ermöglichen, seine Unbeirrbarkeit beim Fortschreiten, die durch die fast pedantische Beschränkung auf das Ziel die Voraussetzung zu den weiträumigen Ergebnissen ist, die angestrebt und — erreicht werden.

Als drittes kennzeichnendes Werk seien Andersons »Nordasiatische Flutsagen«[4]) genannt. Das Thema der Sintflut hat immer wieder die Forschung angezogen; seit Ethnologie und Volkskunde die ungeheure Verbreitung dieses Erzählstoffes zu Tage brachten, ist die Anteilnahme doppelt rege. Die früheren Untersuchungen hatten aus Unkenntnis der russischen Sprache in Nordasien eine breite Raumlücke der Flutüberlieferungen feststellen zu müssen gemeint; diesem Irrtum tritt Anderson durch die Beibringung von 21 nordasiatischen Sagenfassungen entgegen, in denen sich trotz eines unverkennbar starken biblischen Einschlages auch zweifellos eigenständige Züge in grosser Zahl zeigen. Wieder ist es also das Problem der Wechselwirkung von literarischer und mündlicher, eingewanderter und eigenständiger Überlieferung, das hier schlaglichtartige Beleuchtung erfährt. Die bemerkenswerten Berührungspunkte dieser nordasiatischen mit nordwestamerikanischen Flutsagen eröffnen zudem neue wichtige Durchblicke.

Man könnte aus diesen drei Hauptgeschichten Andersons den Mann und den Forscher erstehen lassen. Was er von den Finnen zuvörderst lernte, das Streben nach klaren Ergebnissen, das eine klare Methode zur Voraussetzung hat, das leuchtet durch alle seine Studien hindurch. Er wünscht sichere Wege zu gehen, und er geht sie mit sicheren Schritten. Dabei weitet sich ihm unter der Hand jede Einzelarbeit notwendig zur grundsätzlichen Untersuchung. Wer Andersons Forschen nur durch die Einzelergebnisse seiner Arbeiten, etwa durch die Herkunftsbestimmung der von ihm untersuchten Schwänke, umschreiben wollte, würde an seiner wesentlichen Leistung vorbeisehen. Sein Blick ruht, auch wo er kleinste Einzelheiten analysiert, immer auf dem ganzen Gefüge der Volksdichtung. Seine Beobachtungen über das Werden und Leben von örtlichen Sonderformen, über einzelne Gesetzmässigkeiten im Leben der Volksüberlieferungen, seine Art die Märchen als lebendige Organismen zu sehen und zu verstehen, seine Feststellungen über die Variabilität der Motive im Einzelmärchen, diese Erkenntnisse gehören, um nur einiges zu nennen, zu den wichtigsten Grundlagen der neueren Märchenforschung. Anderson hat die finnische Methode nicht blindlings übernommen, er hat sie aus tiefem Verstehen und breitester Sachkenntnis heraus erweitert,

[4]) Acta B IV, 1923.

vervollständigt und ergänzt. Die spröde Herbheit seiner Darstellungsweise hat mit jener oft gerügten mechanischen Arbeitsweise gewisser Studien aus der finnischen Schule (zumal aus ihren Anfangsjahren) nur die Aussenform gemein. Gerade weil Anderson manchen neuen Fragestellungen aufgeschlossen ist, darf die Märchenforschung von ihm die Überwindung und Bereinigung mancher ernster Gegensätze, die heute noch schweben, erhoffen.

Klare, gründlichste und unerbittliche Sachlichkeit, das ist es, was diesen Arbeiter bestimmend auszeichnet. Seine ständige Bereitschaft, etwa unterlaufene Irrtümer eingestehend richtig zu stellen oder Lücken zu schliessen, seine immer wieder wiederholten Bitten an die Fachgenossen, ihm Ergänzungen und Nachträge mitzuteilen und strenge Kritik zu üben, kennzeichnen seine fast ans Unpersönliche grenzende Forscherhaltung. Was er von sich verlangt, erwartet er aber auch von andern. Seine »Flutsagen« dienen ihm, so grundsätzlich wichtig sich schliesslich das Thema in seiner Hand auch weitet, zunächst nur zur Richtigstellung und Kritik früherer Forschungen. Und wo Unklarheit und Phantasterei in die Bezirke seiner Wissenschaft einbrechen, wird er streitbar, wie in der grotesk-witzigen Abfertigung des deutschen »Sagenforschers« Jensen[5]), dem er mit seinen eigenen Mitteln »beweist«, dass das Gilgameschepos im — Struwwelpeter eine genaue »Sagenentsprechung« habe. Es stimmt gut zum Bilde dieses Mannes, wenn er die leider üblichen höflichen Schlussfloskeln, die auch an abfällige Kritiken angehängt zu werden pflegen, nachdrücklichst ablehnt.

Von der finnischen Schule her weiss Anderson auch um den Wert eines möglichst vollzähligen Materials für den Volkskundler. Er hat es, wie kaum ein anderer, verstanden, zum Sammeln anzuregen, wohin er kam. Tausende von Nummern zur deutschbaltischen Volkskunde wurden zusammengebracht, als Anderson in Vorträgen in Riga auf die Notwendigkeit des Sammelns hinwies; sie bilden heute in Abschriften, die ihr Urheber freundlichst gestattet hat, einen Grundstock der »Volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut«. Von seiner erfolgreichen Sammlertätigkeit in Minsk wurde schon berichtet. Aber auch auf ganz fremdem Boden hat er sie ertragreich ausgeübt: in Italien, wo er auch, gleichsam im Vorbeigehen und wieder ergänzend und berichtigend, Manzonistudien getrieben hat[6]), hat er in der Republik San Marino Lehrer und Schüler zu umfangreichen Sammlungen ihrer Volksüberlieferungen veranlasst, die einen besonders starken Märchenertrag abwarfen; diese Märchen hat er in (bisher) drei starken Bänden in der Ursprache veröffentlicht[7]), versehen mit gelehrten Anmerkungen von Andersonscher Gründlichkeit, in denen Literatur und weitere Varianten, das Verbreitungsgebiet der einzelnen Märchen und die älteste bekannte Fassung nachgewiesen werden. Solche Schüleraufzeichnungen von Volksmärchen versagen natürlich in vieler Hinsicht, besonders für Stilfragen — aber bei dem Fehlen von Sammlungen, die alle wissenschaftlichen Wünsche befriedigen, können sie zumal der Stoffforschung sehr schätzbare Dienste erweisen. Die Andersonschen Veröffentlichungen aus San Marino enthalten denn auch viele bisher fast oder ganz unbekannte Märchen- und Schwankstoffe.

[5]) Über K. Jensens Methode der vergleichenden Sagenforschung. Dorpat 1930.

[6]) Beiträge zur Topographie der Promessi sposi. Acta B XXV, 1931.

[7]) Novelline popolari sammarinesi, pubblicate et annotate. I: Acta B X, 1927; II: Acta B. XIX, 1930; III: Acta B XXXI, 1933.

Seit 1920 hat sich die Anteilnahme des Dorpater Professors vornehmlich den Volksüberlieferungen seiner neuen Heimat, deren Sprache er erst nach seiner Berufung lernen musste, zugewandt. Estland ist früh seines Reichtums an mündlichen Volksüberlieferungen froh geworden; seine grossen Sammlungen in Dorpat gehören zu den umfangreichsten der Welt. Hier fand Anderson den günstigsten Boden für seine Arbeiten. Er hat die »Jahresberichte der estnischen Philologie und Geschichte« angeregt und leitend betreut, in denen die estnische Literatur über Sprache, Literatur, Volksdichtung, Archäologie, Ethnographie und Geschichte Estlands bibliographiert wird. Das riesige estnische Volksliedwerk (»Eesti rahvalaulud«) erfreut sich seiner leitenden Mitarbeit. Etwa ein Achtel der Schätze des Estnischen Folkloristischen Archivs beruht auf seinen eigenen Sammlungen. Eisens reichhaltigen Märchen- und Schwanksammlungen arbeitet er den Typenkatalog, sie auch der ausserestnischen Volkskundeforschung zu erschliessen. Einzeluntersuchungen zur Geschichte des estnischen Aberglaubens [8]) und zu den estnischen Volksliedern [9]) und Sagen [10]) zeugen von der Breite Andersonscher Forschung. Volkskundlich besonders belangvoll ist ein kleiner Aufsatz über die estnische Marspanik von 1921 [11]),

[8]) Ein neues Dokument über den estnischen Metsikkultus aus dem Jahre 1680. Acta B XXXII, 1934.

[9]) Beiträge zur Wortsilbenstatistik der älteren estnischen Volkslieder. 1934.

[10]) Die Universität Dorpat in der estnischen Volksüberlieferung. Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1928, S. 9 ff.

[11]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 35/36, S. 229 ff.

der den Wert von Volksgerüchten schlaglichtartig beleuchtet und, erster Versuch auf diesem Gebiet, die finnische Methode auf diese bisher kaum beachteten Eintagsfliegen unter den Erzählungen des Volkes mit aller Strenge anwendet. Die Ergebnisse sind denn auch in mehr als einer Hinsicht ungewöhnlich fesselnd und belehrend. Ja sogar auf Münzfunde erstreckt sich Andersons Heimatforschung: dass der Volkskundler Verfasser eines mustergültigen Münzkatalogs [12]) ist, das ist gewiss einzigartig.

Seiner tätigen Mitarbeit an Zeitschriften und volkskundlichen Gemeinschaftswerken (z. B. am »Handwörterbuch des deutschen Märchens«) sei hier nur ganz allgemein gedacht. Es geht uns nicht um eine vollzählige Titelaufzählung. Aber diese kleineren Arbeiten, die seinen Büchern geschwisterhaft gleichen, runden doch das Bild dieses unermüdlichen und zielbewussten Arbeiters erst folgerichtig ab. In vier Sprachen hat er seine Werke veröffentlicht; schlagender konnte er den internationalen Charakter, der jeder Volkskundewissenschaft eigen ist, nicht beweisen. Aber in diesen Werken ist das Rüstzeug für jede nationale Volksforschung geschmiedet. Dass es aus so gutem, blinkendem Stahl ist und dass es statt störenden Zierrates dem Benutzer die sichere Gewähr der Hieb- und Kugelsicherheit schenkt, dafür danken wir Walter Anderson an seinem Ehrentage aus vollem Herzen.

[12]) Der Chalifenmünzfund von Kochtel. Acta B VII, 1926. — Elf weitere Dirhems aus dem Chalifenmünzfund von Kochtel. Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1928, S. 89 ff.



Hapsaler Tuchstrickerinnen

Auf der zu Hapsal gehörigen Halbinselspitze, dem Holm, hatten in schwedischer Zeit drei schwedische Fischerfamilien freie Wohnrechte erhalten. Ausserdem durften die Männer frei im Meer fischen. Trotzdem herrschte in diesen kinderreichen Familien grosse Armut. Die Frauen mussten mitverdienen. Arbeitsgelegenheit gab es nicht für sie. Da begannen sie zu stricken. In sorgendurchwachten, stürmischen Nächten, während der Gatte, Vater, Bruder auf dem Meere weilte, ersannen sie die kunstvollen Stricktücher. Sie wurden still über ihrer mühevollen Strickarbeit, die viel Geduld und grosse Aufmerksamkeit erfordert.

Die ersten Hapsaler Tuchstrickerinnen, die vor 112 Jahren mit ihrem Frauenfleiss sich ihren Unterhalt verdienten, hiessen Erickson, Waldmann und Lindström.

Der Absatz war lange Zeit gering. Dabei nahm die Zahl der estnischen Tuchstrickerinnen rasch zu. Da unternahm es ein Hapsaler Kaufmann, einen Vorrat von Stricktüchern mit nach Russland zu nehmen. Als er zurückkam, konnte er jeder Tuchstrickerin einen schönen Erlös aushändigen. Das war ein Freudentag für viele, und in manchem Hause wurde aus diesem Anlass ein mächtiger Rosinenkringel gebacken.

Nachbestellungen auf Tücher folgten. Die ersten Abnehmerinnen waren Petersburger Kaufmannsfrauen gewesen. Längst fand man, dass die Wolle für die hübschen und zarten Strickmuster zu grob war. Der Hapsaler Kaufmann — er muss ein Menschenfreund gewesen sein — beschaffte mit vieler Mühe nun Eiswolle, die er den ärmeren Strickerinnen auf Kredit gab. Sie wurde nach einiger Zeit durch die seidenweiche Andalusische Wolle ersetzt. Erst jetzt kamen die kunstvollen entzückenden Muster zur vollen Geltung.

Der russische Hof weilte in den fünfziger Jahren wieder einmal zur Kur in dem grünen Städtchen an der Meeresbucht. Da fasste sich eine Tuchstrickerin ein Herz und überreichte ein grosses weisses Stricktuch einer jungen Grossfürstin. Es war auf der Hauptpromenade, wo die Tuchstrickerinnen von jeher das Recht hatten, auf einer Seitenbank ihre Tücher feil zu halten. Hier sassen sie strickend vom Morgen bis zum Dunkelwerden und hiessen scherzhaft die Hapsaler »Mauerblümchen«. Die beschenkte Grossfürstin nahm das Tuch und legte es sich lächelnd über die Schultern. Ihr weibliches Gefolge tat es ihr nach. Das Hapsaler Stricktuch war im Nu zu einem beliebten Modeartikel geworden. Wer es sich leisten konnte, kaufte es. Alle weiblichen Kurgäste trugen von jetzt an ein Stricktuch. Es ersetzte häufig eine warme Jacke und diente auch dazu, die Sommertoilette zu vervollständigen. In rosafarbigen, oder schilfgrünen und matt blauen Stricktüchern promenierte die Damenwelt. Für ein hundertmaschiges oder drei Meter grosses Tuch wurden vier bis fünf Rubel bezahlt. Für damalige Zeiten eine ansehnliche Summe.

Die Tuchstrickerei war nun ein emsig betriebener Industriezweig für die Hapsaler Frauen geworden. Bald strickte man in jedem Hause. Manche Tuchstrikkerin ernährte ihre Familie damit; viele erwarben sich ein kleines Holzhaus mit Gärtchen. Man nahm bald Händlerinnen an, die mit den Stricktüchern durch das Land und nach Russland reisten.

Die Hapsaler Strickerinnen bilden eine förmliche Zunft. Arbeitsneid kennen sie nicht. Sie leben in Eintracht mit einander, helfen sich gegenseitig aus, beraten neue Muster mit einander, die im Handel

ihre genauen Bezeichnungen führen. Anfänglich gab es nur drei oder vier Strickmuster. Heute gibt es schon vierzig, die bekannt sind, als: Birkenast-Muster, Tannenbäumchen, Eschen- und Rosenblatt, Pfauenschwanz, Traube, Muschel-Fächer, Stern und so weiter.

Es gibt Meisterstrickerinnen, die ausschliesslich schwierige, künstlerische Muster stricken und immer nach der freien Natur. Ihre auf Ausstellungen preisgekrönten Tücher werden regelmässig als Ehrengabe der Stadt an Fürstlichkeiten oder an berühmte Gäste überreicht. Das letzte Stricktuch erhielt der schwedische Kronprinz für die Kronprinzessin vor einigen Jahren in Hapsal.

Heute leben etwa vierhundert Tuchstrickerinnen in Hapsal. Darunter einige, die ihr siebzig- und fünfundsiebzigjähriges Strickerinnenjubiläum begehen können. Jede von diesen fleissigen Alten hat etwa drei bis vier Tausend Tücher gestrickt und eben soviele Pfunde Wolle dafür verarbeitet! Sie erzählen gern davon, wie die Tuchstrickerei sie und schon ihre Mütter einst vor dem Verhungern bewahrt habe.

In den letzten Jahren wandern aus dem »Strickerinnenparadies« Estlands, wie man in Deutschland sagt, Tücher nach Deutschland und England. Selbst in Amerika haben sich Abnehmer gemeldet und jetzt Probetücher verlangt.

R. Kaulitz-Niedeck

UMSCHAU

Die Lehrerfreizeit in Stift Finn vom 16.—22. August

Um es gleich vorwegzunehmen: dieser erstmalige Versuch ist in vollem Umfange geglückt. Diese Erkenntnis drängt sich einem besonders deutlich auf, weil so mancher von uns Teilnehmern diesem Versuch sehr, sehr skeptisch gegenübergestanden hatte. Teils war es die Befürchtung, es werde zu letzten Endes fruchtlosen Diskussionen ohne reales Ergebnis kommen, wobei die Erinnerung an frühere Lehrertage eine Rolle spielte, teils einfach die uneingestandene, aber dennoch unliebsam spürbare Abneigung, sich seine geruhsamen Ferien stören zu lassen, — Bedenken, die oft nur durch den Gedanken leidiger Pflichterfüllung verdrängt werden konnten. Umso glücklicher ist man nachher und umso dankbarer, wenn sich diese Befürchtungen nicht nur als gegenstandlos erweisen, sondern das ganze Unternehmen einem zum unauslöschlichen Erlebnis geworden ist.

Es ist ja klar, wodurch diese Schulungswoche zum Erlebnis werden konnte, im Gegensatz zu den früheren Lehrertagen, die fraglos viel Anregung boten, aber — auch nicht mehr. Da schieden sich die Teilnehmer in Vortragende und Hörer, allenfalls stellte die Diskussion eine gewisse Verbindung der einzelnen untereinander her. Die Lehrer-Freizeit in Finn aber schloss alle zu einer Gemeinschaft zusammen, zu einer Arbeitsgemeinschaft, aber auch zu einer Spielgemeinschaft. Erst die Verbindung von gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Spiel, von sachlicher Gedankenarbeit und schlicht menschlichem Beisammensein, das Miteinander von offizieller Diskussion und ungehemmtem Gedankenaustausch von Strohsack zu Strohsack abends vor Beginn der offiziellen Nachtruhe, der harmonische Ausgleich von anstrengender Geistesarbeit und ausgelassenster Fröhlichkeit im Spiel auf dem Rasen, — erst die Tatsache einer über das Fachliche hinausgehenden, dieses nur mit einschliessenden Kameradschaft, wenn auch zunächst nur für eine kurze Woche — liess die »Veranstaltung« zum Erlebnis werden. Weil die Lehrer-Freizeit aus dem Kameradschaftserlebnis einer Arbeitsgemeinschaft erwachsen war, darum, und nur darum, konnte sie auch zu einem Kameradschaftserlebnis werden.

Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen stand das Bildungs- und Erziehungsziel der neuen Mittelschule (5.—9. Schuljahr), jener Schultypus, dem als spezielle Vorbereitung für das praktische Leben eine besondere Bedeutung zukommt. Es war jedoch ganz begreiflich und wohl auch notwendig, dass sich die Auseinandersetzungen nicht bloss in diesem engeren Rahmen hielten, sondern darüber hinaus zum Grundsätzlichen der Erziehung und Bildung überhaupt vorstiessen. Es war überhaupt nicht so, dass die einzelnen Vortragenden nun jeder für sein Fach gesonderte Bildungsziele statuiert hätten, sondern im Grundsätzlichen der gesamten Bildungs- und Erziehungsarbeit herrschte völlige Einheitlichkeit. Die einzelnen Vorträge waren somit nur Variationen über das Generalthema, und die Diskussion bewegte sich um das Wie,

nicht um das Was. Mit Staunen bemerkte man, dass sich um die Bildungs- und Erziehungsziele als solche keine Diskussion entspann.

Woran lag das? Zweifellos daran, dass die von den Vortragenden aufgestellten Bildungs- und Erziehungsziele nicht dem hemmungslosen Spiel intellektueller Konstruktionen ihre Existenz verdankten, sondern dass sie aus der konkreten Gegenwartslage des Heute und Hier organisch erwachsen waren. »Unsere Hauptaufgabe« hiess es in einer Mitteilung über die geplante Freizeit, »besteht darin, Wege zu suchen, den schulischen Unterricht zur Gesinnungs- und Menschenbildung werden zu lassen und ihn damit hinauszuheben über die blosse Wissensvermittlung. Diese Aufgabe soll ihre konkrete Erfüllung finden 1) in der Vereinheitlichung des Gesamtunterrichts (Verzahnung der Fachgebiete), 2) in sachgebotener Stoffauswahl, 3) in der Herausarbeitung von Wertbetonungen und eines Bedeutsamkeitsreliefs, 4) in der gleichmässigen Betonung von rationaler und Charakterbildung. Als Ziel des Unterrichts steht uns dabei vor Augen eine der Entwicklungsstufe angemessene bewusste und willentliche Einordnung des Schülers in die Zusammenhänge der engeren Gemeinschaft der Heimat, des Volkstums und der Religion.«

Auf dieses Thema waren die einzelnen Vorträge abgestimmt. Daraus ergab sich einmal die starke Geschlossenheit des Gesamteindrucks, die ihrerseits wieder eine Geschlossenheit der Gesinnungshaltung der Teilnehmer mit Erfolg anzuregen vermochte. Es zeigte sich, aber weiter, und das war entscheidend für den Erfolg der Lehrerfreizeit, dass die gesinnungsmässige Grundlage des vollsten Verständnisses für einander vorhanden war. Diese Erkenntnis war das ganz grosse und starke Erlebnis aller Teilnehmer. So bedeutete auch sie einen Schritt auf dem weiten Wege zur werdenden Volksgemeinschaft, dem Wege, der oft so end- und ziellos scheint.

Was der einzelne Teilnehmer von dieser Lehrerfreizeit mit sich genommen hat, bedeutet nicht eine blosse Bereicherung seines Wissens oder eine Erweiterung seines Blickfeldes, nicht eine Extensivierung, sondern eine Intensivierung der unterrichtlichen und erzieherischen Zielsetzung. Und auch da, wo sicherlich keine Übereinstimmung gegeben war und wo sie auch nicht erzielt werden konnte, in der Aussprache über das Thema der Religion, auch da, ja vielleicht g e r a d e d a zeigte sich der tiefe Ernst, mit dem heute diese Frage als brennendste empfunden wird. Schonungslose Offenheit, aber auch vornehmste Sachlichkeit, wie sie allein in einer wahren Kameradschaft möglich sind, waren das Kennzeichen unserer Schulungswoche. Wie wäre das möglich gewesen, wenn jeder nach Vortrag und Diskussion wieder für viele Stunden im »Privatleben« untergetaucht wäre, statt, wie es hier war, seinen ganzen Tageslauf in den Dienst der Kameradschaft zu stellen?

Aus dem Erlebnis dieser ersten Lehrer-Freizeit neuer Art in Estland dürfen wir heute schon den Schluss ziehen und die Forderung aufstellen, dass die hier gefundene Form der kameradschaftlich-beruflichen Gemeinschaftsarbeit in Zukunft die richtungweisende und alleingültige werden sollte.

Kurt Sponholz

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Ernst Wiechert, Hirtennovelle. München 1935 bei Albert Langen/Georg Müller.

Wir haben in den Baltischen Monatsheften Wiecherts Schaffen schon mehrfach würdigen dürfen, und jedesmal war es eine ehrliche, bejahende Anerkennung, die der ostdeutsche Dichter uns abnötigte. Seine Art ist seltsam verhalten, oft in gedämpften Zwischentönen zeichnend und dennoch in ihrer Wirkung so ausserordentlich nachhaltig, schlechthin formend, wie nur wirkliche Begnadung und nicht minder ein ganz starkes Ethos dies erreichen können.

Die »Hirtennovelle«, eine ihrer Form nach beglückend geschliffene und bei allem tragischen Gehalt ganz in sich ausgeglichene Erzählung, mag nach Stil und Vorwurf wie kaum ein andres Werk für die besondre Eigenheit Wiecherts werben. Es ist die Geschichte eines Hüterjungen, der in einem ostpreussischen Dorf aufwächst, abseitig und doch von der Dorfjugend als ein Führender bewundert und verehrt. Im Russenjahr 1914 fällt er, der sein letztes Lamm in trotzigem Widerstande zu bergen sucht, unter dem Lanzenstich eines Kosaken — ein Vollendeter, der noch kaum ins Leben eingetreten. Das mag in kurzer Andeutung der Inhalt der Erzählung sein. Wie Wiechert in künstlerischer Behutsamkeit diesen Stoff formt, zu einem kristallfeinen Werk von seltsamer Durchsichtigkeit gestaltet, muss freilich an ihm selbst erlebt werden.

Unter dem »Schrifttum der Zeit« bringen wir in diesem Heft einen kurzen Ausschnitt, den Kampf Michaels mit dem Hirten des Nachbardorfs um die kühle und saftige Waldweide schildernd. Die besondre Kunst des Dichters liegt hier vielleicht in dem stillen, wachen Humor, der über der ganzen Schilderung des Zusammenstosses ausgebreitet liegt. Wir wollen auch bei dieser Gelegenheit die Leser der Baltischen Monatshefte recht ausdrücklich auf unsere Gepflogenheit verweisen, aus dem Besten des uns begegnenden neuen Schrifttums einen Ausschnitt, eine Probe unter der angegebenen Überschrift zu bringen — die dann freilich mit einer besondren Aufmerksamkeit und Sorgfalt gelesen sein will: eben weil hier der Dichter, der Schriftsteller selbst in Unmittelbarkeit von sich zu zeugen bereit ist.

Posse

Werner Conze, Hirschenhof, Die Geschichte einer deutschen Sprachinsel in Livland. Neue Deutsche Forschungen, Abt. Volkslehre und Gesellschaftskunde. Berlin 1934.

Eine dringende und für unsere Volksgruppe unendlich wesentliche Aufgabe hat sich der junge Königsberger Historiker gestellt, als er es unternahm, die Geschichte unserer grössten und ältesten deutschen Bauernkolonie in Lettland zu schreiben. Und wir müssen es Werner Conze, der dem sog. Rothfelskreise entstammt, bestätigen, dass es ihm wirklich gelungen ist, die angepackte, keineswegs einfache Aufgabe in ganz hervorragender Weise zu lösen. Die vorliegende Monographie verarbeitet ungemein sorgfältig und ausführlich sämtliches erreich-

bare Material über die Vorgeschichte, die Gründung der Kolonie durch Katharina II (die ja weniger einer bevölkerungs- oder wirtschaftspolitischen Planung wie die grossen Kolonisationsmassnahmen im russischen Süden, als vielmehr einer einmaligen Eingebung, ja einer Laune der allmächtigen Zarin ihre Entstehung verdankt), die Siedlungsbedingungen, die ersten Notjahre, den mit bäurischer Zähigkeit und Eigensinn geführten Kampf um die verbrieften Sonderrechte, die gewaltsame Verschickung der Kolonisten während des Weltkrieges, ihre Rückkehr und den Wiederaufbau der Nachkriegszeit.

Bezeichnend für die Conzesche Arbeit ist es, dass dabei die Darstellung eines geschichtlichen Ablaufs keineswegs ganz im Vordergrunde steht. Handelt es sich doch hier vielmehr darum, durch Umreissen der wesentlichsten Probleme: Anerbenrecht und Landteilung, Entstehung der Handwerksplätze, Bevölkerungsentwicklung und Abwanderung, Ackerbautechnik usw., die freilich ihrer historischen Bedeutung entsprechend eingeordnet werden, dem Werke eine bewusste Ausrichtung auf die heutige Situation und deren brennende Fragestellungen zu geben. So erwächst aus dieser historischen Arbeit ein klares Bild der gegenwärtigen Kolonie mit all ihren grossen Vorzügen, freilich auch bedenklichen Schattenseiten.

Durch den Siedlungsvertrag von 1766 wurde für die künftigen Kolonisten die Unteilbarkeit der Höfe, d. h. das sogenannte Anerbenrecht festgelegt. Trotz gelegentlicher Umgehungen dieser Bestimmung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts (aus der die rund 65 abgeteilten »Handwerksplätze« von 1—12 ha. hervorgingen, die die Kolonie heute zählt) wird der Grundsatz von der Unteilbarkeit der Höfe praktisch auch heute noch gehandhabt. Die Auswirkung zeigt sich auf drei Gebieten. Zunächst einmal ist dadurch die Bildung eines bäuerlichen Proletariats durch Zersplitterung des Grundbesitzes fraglos verhindert worden. Mit Recht fragt sich aber Conze, ob diese Gefahr praktisch bestand, da im damaligen Livland ohnehin auch unter den lettischen Bauern der Grundsatz der Unteilbarkeit vorherrschte und einen landesüblichen Brauch darstellte. So ergibt sich als Zweites eher eine negative Folge: »Da jede Teilung der Erben untersagt war, musste eben ein grosser Teil Wald oder Brachland bleiben. So sehr das Anerbenrecht eine agrarische Proletarisierung durch hemmungsloses Teilen des Landes verhinderte, so wenig hat es auf die deutschen Ansiedler wirtschaftsstärkend im Sinne einer wesentlichen Überlegenheit über die lettischen Bauern gewirkt, wie das Kuhn etwa für die deutschen Sprachinseln in Galizien schildert«. Während somit der starke Bevölkerungsüberschuss der Kolonie bereits nach zwei Generationen, seinem starken Selbständigkeitsdrang zufolge, zur Abwanderung gezwungen war — die Abteilung der Handwerkerstellen konnte naturgemäss nur einen geringen Teil des Überschusses in der Kolonie selbst auffangen — gab sich der besitzliche Teil der Bauern auf seinen grossen und auskömmlichen Höfen einem gemächlichen Konservativismus gerade in allen Fragen der landwirtschaftlichen Neuerungen und der technischen Vervollkommnung hin, da die breite und extensive Wirtschaftsführung nach Art der Väter ein geruhsames Auskommen gewährleistete. Woraufhin schon im Jahre 1828 der damalige Landrichter von Bruiningk in seiner scharfen Kritik feststellte: der Zweck der Ansiedlung sei verfehlt. Die Kolonisten seien berufen worden »damit ihre vaterländische Industrie, ihre vielfeldrige und verbesserte Wirtschaftsart auf Livlands Boden verpflanzt, den hiesigen Bauern Vorbild und Muster wurde.

Nicht aber wurde dem also«. Diese Sätze beleuchten einen Übelstand, der auch heute noch keineswegs als beseitigt angesprochen werden kann.

Mit Recht unterstreicht Conze das starke Streben nach einer selbständigen Stellung, das für die Kolonisten seit jeher überaus bezeichnend ist. Während mithin der Bedarf an jungen Arbeitskräften in der Kolonie selbst nicht gedeckt werden kann — eine Tatsache, die bevölkerungspolitisch gerade heute sehr ernste Seiten aufzuweisen beginnt — strömt der junge Nachwuchs seit jeher in das städtische Handwerk ab. Nach Conzes Berechnung bezifferte sich zu Beginn des Weltkrieges die Zahl der Kolonisten und ihrer Nachkommen auf insgesamt 8000 (von 86 Familien i. J. 1769!), von denen freilich nur rund ein Fünftel in der Kolonie selbst ansässig war. Der Hauptstrom der Abwanderung ging naturgemäss nach Riga. Der Zusammenhang untereinander und mit der Kolonie blieb stark, während andrerseits das Verhältnis zum altbaltischen Deutschtum gewöhnlich kühl und fremd war. Die lebendige Verbindung der in die Hauptstadt verzogenen Kolonisten mit der engeren Heimat, die oft noch in dritter Generation erhalten blieb, hat dabei eine Wirkung auf die Kolonie selbst gezeitigt, die unseres Erachtens von Conze doch leichter genommen wird, als sie es verdient: der bemerkenswert starke städtische Einfluss, der für den deutschen Bauern in Irši vielfach schon kennzeichnend geworden ist. Eine Erscheinung, deren wirksame Bekämpfung erst einer bewusst landständisch ausgerichteten Volkstumsarbeit in der Zukunft vorbehalten bleibt!

Besonders dankbar sind wir Conze für die überaus klar und nüchtern gesehenen Zukunftsforderungen, die sich aus seiner Betrachtung der Geschichte der Kolonie, ihrer Eigenart und ihrer historisch bedingten Sonderstellung innerhalb des baltischen Deutschtums ergeben:

»Das Ziel der neuen Entwicklung heisst: Einschmelzung der Hirschenhöfer (lies »Irši«) Sprachinsel in die deutsche Volksgemeinschaft des Landes. Die Zeit des abgeschlossenen Stillebens der Kolonie ist vorbei. Die Verbindung der alten deutsch-baltischen Schicht mit den jungen Elementen des Kolonistenstandes in Lettland kann sich nicht erschöpfen in organisatorischer Erfassung und Betreuung durch Neubau von Schulen. Auf beiden Seiten sind gegen eine wirkliche Volksgemeinschaft noch die stärksten Hemmungen vorhanden, die auf Vorstellungen der Vorkriegszeit beruhen. Bei der alten deutschen Oberschicht handelt es sich heute darum, nüchtern die Notwendigkeit einer durchgreifenden sozialen Verschiebung und der Erneuerung zu einer durchgegliederten deutschen Volksgruppe zu erkennen und praktisch zu bejahen. Bei den Kolonisten müssen oft tief eingewurzelte Vorurteile gegen die »Barone« abgelegt werden. Solche Vorstellungen stammen aus der Zeit vor dem Kriege und waren damals verständlich, oft genug auch berechtigt; heute sind sie gegenstandslos. Die Kolonisten müssen von sich aus den Willen mitbringen, aus ihrer Isolierung herauszutreten und den Zusammenhang zu suchen, dabei aber nicht die Rolle des Betreuten zu spielen, sondern selbst Mitverantwortung und Pflichten zu tragen.

Die ganze Geschichte Hirschenhofs (lies »Irši«) war die einer auf sich selbst gestellten Gemeinde, die nach aussen hin vor allem um ihre Rechte kämpfen musste, die verliehen waren und genommen wurden. Dies Verhältnis zur Aussenwelt, das kaum Verpflichtungen von der Seite der Kolonie enthielt, ist ein belastendes Erbe. In einem Zeitpunkt, wo die Verbindung zur Aussenwelt, zur deutschen Volksgruppe hergestellt wird — und das

ist heute der Fall — muss dieses Erbe fallen. Die Kolonie steht nicht mehr isoliert, sie hat es daher nicht mehr nötig, nur auf sich selbst und ihre Rechte zu sehen. Der Weg zur deutschen Volksgruppe des Landes ist nur gangbar, wenn die Kolonie die grossen Vorteile, die sich ihr damit geboten haben, mit Leistungen und Verantwortung vor der Gesamtheit beantwortet.

Der Weg dazu geht über das ländliche Deutschtum. Trotz der engen Verbindung Hirschenhofs (lies »Irši) zu Riga findet man heute immer wieder in der Kolonie die Ablehnung der Bevormundung eines ländlichen Volkes und Staates durch eine innerlich fremde Grosstadt. Auch gegenüber der deutschen Führung empfinden gerade die politisch denkenden Kolonisten eine solche städtische Entfremdung. Für die Schaffung eines Landstandes hingegen, in dem die Stammhöfe der alten Güter, die Kolonien und alle anderen Deutschen, die auf dem Lande ihre Aufgabe erfüllen, zusammengefasst werden sollen, sind in Hirschenhof (lies »Irši«) die inneren Voraussetzungen durchaus vorhanden. Der landständisch bewusste Kolonist kann dabei jedoch nicht in die Rolle des nur Geführten verfallen. Damit wäre das Ziel des verantwortlichen Hineingehens der deutschen Bauern in die deutsche Volksgemeinschaft des Landes verbaut.

Mit dieser landständischen Aufgabe ist aber ebenso die Verbindung zum lettischen Bauerntum gegeben, das heute im gleichen Schicksal und vor ganz ähnlichen Fragestellungen steht. Es sieht sich heute der Gefahr der Überfremdung und Beherrschung durch die Grosstadt ausgesetzt, obgleich es den entscheidenden Teil des lettischen Volkes darstellt. Es sind sehr reale, weit über das eigentlich Wirtschaftliche hinausgehende, gemeinsame Interessen, die den lettischen und deutschen Bauern des Landes verbinden. An der Zukunft des Bauerntums entscheidet es sich, ob das Land auch in Zukunft für die deutsche und lettische Kultur gehalten werden kann oder ob es dem Osten verfallen wird«.

Der Arbeit und den Ausführungen Conzes kommt gerade bei der immer deutlicher wahrnehmbaren landständischen Ausrichtung in unserer Volksgruppe eine grosse Bedeutung zu. Wer sich heute mit landischen Volkstumsfragen befassen will, muss die Schrift kennen, ihre Ergebnisse und Folgerungen durcharbeiten. Es ist sehr viel, wenn man das von einer wissenschaftlichen Arbeit sagen darf. Und dennoch eine Selbstverständlichkeit. Wissenschaft ist heute wieder gegenwartsnah geworden. Einen wertvollen Beitrag zu dieser Wende in der volksdeutschen Wissenschaft unserer Zeit geliefert zu haben, darauf kann Werner Conze stolz sein. *Bosse*

Martha Bielenstein, Die altlettischen Färbmethoden. Veröffentlichungen der Volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga, Band II. Ernst Plates Verlag, Riga 1935. Preis Ls 6.—.

Der zweite Band der Volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut knüpft an eine bahnbrechende und nachwirkende Epoche unserer heimischen Wissenschaft an, der Pastor Dr. August Bielenstein als hervorragender Vertreter angehörte. »Freunde des lettischen Volkes« nannten sich die Glieder der »Lettisch-literärischen Gesellschaft«. Diesem gelehrten Verein gehörten in der Mehrzahl deutsche Pastoren vom Lande an, die aus ihrer Kenntnis der Geschichte, Sprache und Sitte des lettischen Volkes bildend an ihren lettischen Heimatgenossen zu wirken strebten. Unter Bielenstein (seit 1869) wurde der Verein zu einer anerkannten wissenschaftlichen Körperschaft, an die sich europäische Gelehrte in Fra-



gen der lettischen Sprache und Folklore wandten. Abgesehen von kleineren Arbeiten, sichern Bielenstein ein bleibendes Andenken »Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert« und »Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten«, Werke, an denen man auch heutigentags nicht vorübergehen kann.

Martha Bielenstein ist durch Jahre die treue Helferin und Mitarbeiterin ihres Vaters und Lehrers gewesen. Sie begann ihre nunmehr abgeschlossenen Erhebungen über die altlettischen Färbmethoden bereits in vorgerücktem Alter, bewusst an das Schaffen ihres Vaters anknüpfend. Wenn die Verfasserin in ihrem fraulich-ansprechenden Vorwort sagt, dass das Thema der altlettischen Pflanzenfärberei geradezu von selbst an sie herantrat und die Arbeit daran sie restlos gefangennahm, dann spüren wir dabei etwas von einem Ethos, das die Werke ihres Vaters durchpulst. Martha Bielenstein war bislang mit einigen kleineren Aufsätzen hervorgetreten, die breiteren Kreisen entgangen sein mögen, bis sie vor wenigen Jahren in vorgerücktem Alter mit der systematischen Sammlung ihres Materials begann; das sich zu einem Berge beschriebenen Papiers auswuchs. Von besonderer Bedeutung wurde dabei der Gedanke, auf mündlichem und schriftlichem Wege wertvollste Daten zusammenzubringen, die in absehbarer Zeit mit dem Vergehen der älteren lettischen Bauerngeneration verloren gegangen wären.

Nach einleitenden Erörterungen über das Material der Letten zu ihrer Kleidung, der Tierhaut, der Pflanzenfaser und Wolle, wird in der vorliegenden Arbeit die Bereitung und Verarbeitung dieses Materials, zum Teil nach eigener Anschauung dargelegt, hat doch die Verfasserin Inage Jahre ihres Lebens auf dem Lande zugebracht und, mit der lettischen Sprache und Lebensweise vertraut, offenen Auges beobachtet. Eingehend werden das Spinnen, Nähen, Waschen, Bleichen, Glätten und Walken behandelt, wobei möglichst weit in die Jahrhunderte zurückgeschaut und gegebenenfalls eine lettische Worterklärung gebracht und eine Wortverwandtschaft aufgezeigt wird. In ähnlicher Weise wendet sich die Verfasserin dem Hauptthema, der alten Pflanzenfärberei, zu. Des Färbens nimmt sich im lettischen Gebiet die Frau an. Die gesamte Farbenskala steht ihr zur Verfügung. Alle Farbtöne können leuchtend hervorgebracht und licht-, luft-, wasser- und zeitecht fixiert werden. Die Färbemethoden sind von den Kennerinnen in einer wahren Meisterschaft ausgeübt worden, wobei die verschiedenen Landesteile oft die verschiedenartigsten Methoden aufwiesen.

Die chemischen Beizen des 19. Jahrhunderts vermochten die alteingewurzelten naturgegebenen Hilfsmittel nicht zu verdrängen. Vielmehr gingen die chemischen Beizen und die Farbpflanzen gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts eine innige Verbindung ein, so dass das Bild der sich überschneidenden und verbindenden Methoden überaus bunt ist.

Die Darstellung ist trotz des spröden Stoffes ungemein fesselnd. Bildbeigaben, geschickt ausgewählte Stellen aus lettischen Volksliedern und nicht zuletzt die Wiedergabe von volkstümlichen Anschauungen und Äusserungen beleben den Text. Zu bedauern ist, dass die Literaturnachweise aus den Anmerkungen nicht in einem gesonderten Verzeichnis am Schlusse des Buches vereinigt sind, was die Auswertung der Arbeit durchaus erleichtern würde.

»Studien zur indogermanischen Altertumskunde« heisst das Buch in seinem Untertitel. In der Tat sind immer wieder Hinweise auf Skandinavien, das deutsche,

litauische und dann auch estnische Sprachgebiet gegeben. Darüber hinaus versucht Martha Bielenstein, nachdem schon vorher öfters indogermanische Wortverwandtschaften im Färbwesen festgestellt wurden, in einem Schlussabschnitt zu ergründen, was in der lettischen Färbkunst vom Urvolk ererbt sein dürfte, und was entlehnt und selbständig erarbeitet worden ist. Die Nachbarvölker haben auf dem Gebiet der Färbmethoden nichts veröffentlicht oder nichts gesammelt. Das Buch Martha Bielensteins wird hier in der Zukunft ein wertvolles Hilfsmittel sein, ist doch auch von lettischer Seite zur Frage der altlettischen Färbmethoden nichts derartig Umfassendes gebracht worden, wie es der vorliegende Band vermittelt. Die Verfasserin kommt in Anlehnung an die neue vorgeschichtliche Forschung zu dem Schluss, dass eine Völkerwanderung des indogermanischen Urvolkes (Bandkeramiker) gegen Ende der Steinzeit die Färbekunst in das baltische Gebiet mitgebracht hat. Dafür sprechen weitverbreitete Farbbezeichnungen gemeinsamer Sprachwurzel. So erklärt sich auch das gleichartige Färben bei den Schweden und Letten, während die Farbenfreudigkeit der Südletten mit der der Litauer zusammenhängt. Über das Färbwesen der alten Preussen ist leider noch nichts bekannt. Die Liven haben dann in den Mischgebieten, wie mit Sicherheit feststeht, die Letten in der Farbenwahl beeinflusst, wie überhaupt sicher vieles durch die Letten von den Nachbarvölkern, aus den Städten und von den deutschen Gutsfrauen entlehnt worden ist. Andrerseits hat die Lettin vieles selbständig weiter entwickelt. Eine gemeinsame indogermanische Wurzel der Färbekunst scheint jedenfalls mehr als wahrscheinlich, wenn auch P. Šmits vor rund 10 Jahren die Ansicht geäussert hat, die Letten hätten das Färben von ihren westlichen Nachbarn entlehnt.

Wir können der Verfasserin unbeschadet dessen, dass sie der eigentlich »zünftigen« Wissenschaft ferner steht, für ihr Buch dankbar sein. Es ist dazu angetan, an der Brücke mitzubauen, die deutsche wissenschaftliche Arbeit mit der der ostbaltischen Völker verbindet.

F. A. Redlich

Hans F. K. Günther, Frömmigkeit nordischer Artung. 43 S., 8°. Eugen Diederichs Verlag, Jena. 2. Auflage, 1935.

Hermann Schneider, Germanische Religion vor dreitausend Jahren. 30 S. und 14 Bildtafeln, 4°. J. J. Weber, Leipzig 1934.

Ernst Bublitz, Germanenglaube im frühdeutschen Christentum. 43 S., 8°. Adolf Klein Verlag, Leipzig 1934 (»Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken« Heft 20).

Die Frage nach dem Wesen und Bestand der germanischen Religion steht bei der Neuordnung der Deutschwissenschaft im Vordergrund. Denn kaum auf einem andern Gebiet hat die Stoffhubermethode einer früheren Religionsforschung zu solchen Verzeichnungen geführt wie hier. So dürfen die drei angezeigten Broschüren über die Fachkreise hinaus auf Anteilnahme rechnen.

Günther wagt den Schritt vom völkischen zum rassischen Frömmigkeitsbild. Er ist sich dessen bewusst, dass dieser Schritt verfrüht ist, solange die Religionen der nordischen Einzelvölker nicht von der Fachforschung mit einiger Sicherheit in ihren Eigen- und Fremdlinien bestimmt worden sind. So kann er nur einen Versuch bieten, der die ungefähre Richtung andeutet und die wesentlichsten Grundzüge feststellt. Seine methodischen Überlegungen treffen wohl das Richtige, aber freilich wird es hier noch vieler fleissigen Sonderuntersuchungen bedürfen, um bei der Bewer-

tung der Quellen subjektive Willkür ganz auszuschliessen. Bis dahin wird noch ein weiter Weg zurückzulegen sein, und so lange wird Günthers kühner Versuch einen guten Begriff von den ausschlaggebenden Grundtatsachen vermitteln können.

Schneider müht sich um die Deutung der südwestschwedischen Felsenbilder, die er, ähnlich wie Almgren, vor dem er das Recht der Priorität beansprucht, als Darstellungen einer Jahreslaufreligion erklärt. Damit wird er im wesentlichen Recht haben, und seine Versuche, eine Typologie der Felsbilder anzubahnen, sind recht dankenswert und in vielem aufschlussreich. Dass alle Bilder nach einem Schema zu deuten sind, möchte ich freilich bezweifeln; manche Interpretationen Schneiders sind denn auch gezwungen, und zuweilen raubt die Einzelanalyse ihm den Blick für Zusammengehöriges und besonders für die Gesamterscheinung. Dass der Liebhaber gelegentlich veralteten Methoden und Ergebnissen der Fachforschung verpflichtet ist, wird man ihm nicht ernstlich verübeln wollen.

Bublitz schliesst sich den vielen Vorgängern an, die aus dem frühchristlichen Deutschtum Spuren des germanischen Heidentums herauslesen wollen. Die Methode ist an sich richtig und erfolgversprechend und verdiente eine sorgfältige Behandlung auf breiter Grundlage. Aber sie ist nicht ungefährlich und verlangt gründliche Kenntnisse um so mehr, als sie auf zwei sehr wesensverschiedene Stoffgebiete angewandt werden will. Bublitz bringt diese Kenntnisse nicht durchweg mit: seine sprachlichen Vorschläge sind ziemlich phantastisch, und im übrigen schöpft er leider zu oft aus zweiter und dritter Hand und trägt so wiederholt Anschauungen vor, die von der Wissenschaft längst überwunden sind. Das ist bedauerlich, um so mehr, als das Heftchen daneben (besonders in der ersten Hälfte) manchen guten Gedanken und glücklichen Hinweis birgt.

Mackensen

Hanns Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr. Ein Handbuch. 205 S., 16 Bildertafeln, 8°. Verlag Anton Pustet, Salzburg 1934.

Der Titel verspricht mehr, als der Inhalt hält. Was der Leser findet, ist eine flüssig und anschaulich geschriebene Darstellung alpenländisch-katholischer Sitte im Ringe des Kirchenjahres. Dem Charakter des »Handbuches« trägt weder die Auswahl der beigebrachten Beispiele, noch der ganze zehn Buchtitel nennende Schrifttumsnachweis Rechnung. Bleibt also eine warmherzige, lesbare Schilderung deutsch-katholischer Frömmigkeitssitte, die dem Kenner nicht viel Neues bietet, aber einen guten und farbigen ersten Eindruck vermittelt — trotz der an einigen Stellen auffallenden absonderlichen Akzentverlagerung, die grosse Feste mit wenigen Zeilen abspeist, um dann bei kleineren um so eingehender zu verweilen. Die Deutungen, die der Verfasser den verschiedenen Bräuchen gibt, suchen zwischen den Extremen die Mitte zu halten, werden aber dadurch m. E. zuweilen weder dem einen noch dem andern gerecht; dadurch leidet die Klarheit des Gesamtbildes. Dass der Verfasser im Grunde seines Herzens der vom Prälaten Schreiber begonnenen katholisierenden Linie der Volkskundeforschung zuneigt, wird an verschiedenen Stellen deutlich.

Mackensen

»Und Du Siehst die Sowjets Richtig...« Berichte von deutschen und ausländischen »Spezialisten« aus der Sovetunion, herausgegeben von Dr. ing. A. Laubenheimer. Nibelungenverlag, Berlin-Leipzig 1935.

24 deutsche, englische, amerikanische Ingenieure und technische Sacharbeiter tragen in diesem Buch ihre Erfahrungen und Eindrücke aus dem bolschewistischen Russland zusammen. Das ist natürlich etwas andres als die Ergüsse sensationslüsterner und naiver Journalisten, als welche letztlich doch unzählige sogenannter Russlandkenner anzusprechen sind. Sehr nüchtern sind diese Berichte, gewöhnlich nur mit scharfen Augen gesehene Ausschnitte aus dem Alltagsleben, den eigenen Berufserlebnissen, und doch in ihrer Gesamtheit eine eigentümliche Mosaik bildend, die einen unerhört starken und aufrüttelnden Eindruck hinterlässt. Kaleidoskop der Wirklichkeit.

Es ist an diesem Orte nicht möglich, eine auch nur andeutende Wiedergabe des sehr vielseitigen und dank den reichhaltigen Lichtbildern ungemein lebendigen Werks zu geben. Das Kirchenproblem, Industrialisierung und 5-Jahrespläne, die Wohnungs-, Ernährungs- und Bauernfrage nehmen in ihrer Ausführlichkeit einen breiten Raum ein. Der Referent bekennt, das Buch mit ausserordentlicher Spannung gelesen und viel daraus gelernt zu haben.

B.

ZU UNSEREN BILDERN

Die Aufnahmen zu den Bildseiten dieses Heftes entstammen sämtlich dem **Lichtbild-Werbearchiv des Verbandes deutscher Jugend in Lettland,** mit dessen Genehmigung sie wiedergegeben sind.

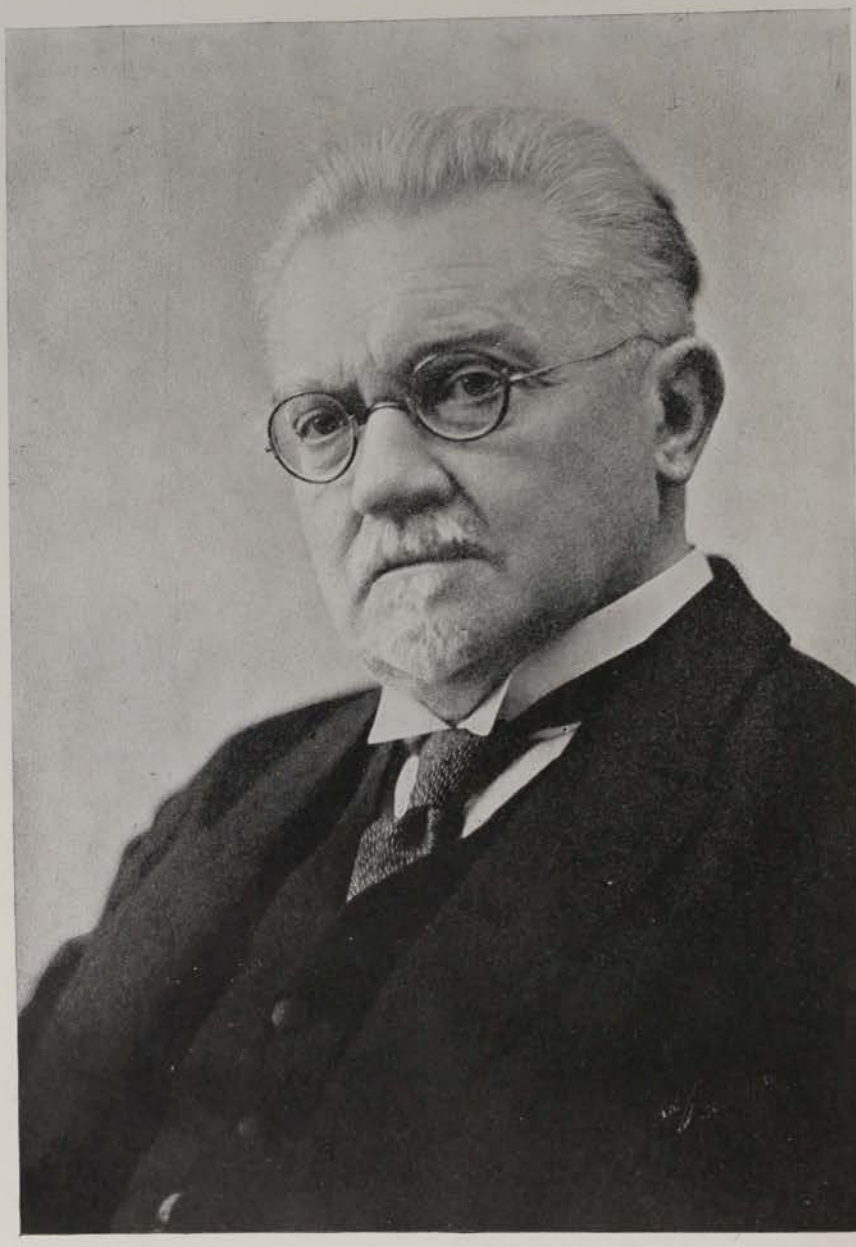
1. Rodearbeit in Zvāres mža. (Aufn. E. Feldweg)
2. Morgenwäsche in Kimāle. (Aufn. E. Feldweg)
3. Mittagsruhe in Silu mža. (Aufn. E. Feldweg)
4. Gruppe in Teņu mža am Abzugsgraben. (Aufn. H. Boehm)
5. Langer Graben Silu mža. (Aufn. E. Feldweg)
6. Mädel in Winterfel e beim Jäten. (Aufn. H. Boehm)
7. Körperspiele in Lauku mža. (Aufn. E.. Feldweg)

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. *Heinrich Bosse,* Riga / Mag. *Arved von Taube,* Reval / Dr. *Rudolf Hippius,* Dorpat / *Barbara Bielenstein,* Riga / Dr. *Heinz Diewerge,* Riga / Prof. Dr. *Lutz Mackensen,* Riga, Herderinstitut / Dr. *Friedrich Redlich,* Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Rīgā, Mazā Monētu ielā 18



Johannes Haller

Johannes Haller

Von Kleo Pleyer

Die politischen Historiker im Deutschland der letzten hundert Jahre haben nicht nur das gewesene Staatsleben zu erkunden gesucht. Es war in ihnen mehr oder minder bewusst der Wille wirksam, das politische Leben der Gegenwart und Zukunft mitzugestalten. Sie alle gingen, ob sie es wahr haben wollten oder nicht, mit einem bestimmten Inbild an die Geschichte der Völker und Staaten heran. Dieses Inbild bestimmte den wissenschaftlichen Ertrag. Der praktische Ertrag hing von der Lebenswirklichkeit und Gegenwartsnähe des Historikers ab. Während im neuen Frankreich ungewöhnlich viele Geschichtsschreiber in die politische und staatsmännische Arena eintraten und nicht selten in ihr aufgingen, haben die meisten politischen Historiker Deutschlands von der Tribüne aus richtungweisend auf die praktische Politik und Staatsführung einzuwirken versucht und sind im übrigen ihrem hintergründigen Wissenschaftsbetrieb treu geblieben.

Es war Treitschke, der die leidenschaftlichsten Rufe in die politische Kampfbahn schleuderte, gleichzeitig aber ein unsterbliches wissenschaftliches Lebenswerk gestaltete. Gewiss, das preussisch-deutsche Reich wäre auch ohne Treitschkes Zutun gegründet worden; aber nicht ohne die politische Leidenschaft, die sich ausser in dem Täter Bismarck in keinem so gewaltig verkörperte wie in dem Tatdenker Treitschke. Auch das preussisch-deutsche Geschichtsbild wäre ohne Treitschke in die Herzen und Hirne eingegangen, aber nicht in dieser scharf profilierten, kraftstrahlenden Art, wie sie dem Geschichtswerk Treitschkes eigen ist.

Der Mann, der ein Menschenalter nach Treitschke im Reigen der politischen Historiker sich einen hohen Rang errungen hat, Johannes Haller, erlebte die Gründung und Grösse des Bismarck-Reiches, den Zusammenbruch des wilhelminischen Staates und die Aufrichtung des nationalsozialistischen Staates. Nicht als innerlich unbeteiligter Zuschauer, sondern als Mitfühlender, Mitleidender, Mitwirkender hat er

die politische Geschichte seiner eigenen Zeit durchgemacht. Er bekannte sich zum alten preussisch-deutschen Staatswesen in den Zeiten des Glückes wie in den Tagen der Not. Als sich unter dem Regime der Nachkriegszeit strebsame Herren dadurch empfahlen, dass sie die preussisch-deutsche Vergangenheit herabsetzten, erklärte Haller in einer Berliner Versammlung, dass es die stolzeste Stunde seines Lebens gewesen sei, als er, der Auslanddeutsche, die Bestallungsurkunde als preussischer Beamter erhielt. Es ist für den Historiker und Politiker Haller charakteristisch, dass er sich nicht der Schule Rankes, Treitschkes oder eines anderen Historikers zurechnet, sondern der Schule Bismarcks.

Haller brachte zwei Gaben mit, ohne die es keine grosse Geschichtschreibung gibt: die Fähigkeit der methodischen Forschung und die der kunstvollen Darstellung. Kraft seiner wissenschaftlich-künstlerischen Anlage vermochte er Erscheinungen der Geschichte wie des gegenwärtigen Lebens in ihren allheitlichen Ausmassen zu erfassen. Die universale Persönlichkeit Bismarcks musste den Historiker und Künstler Haller auf das mächtigste in ihren Bann ziehen; für den Politiker Haller wurde sie zum weithin bestimmenden Grunderlebnis.

Der baltische Deutsche Haller stand von Haus aus dem Weltanschauungskreis des ostelbischen Staatsmannes nahe. Die Form religiöser Bindung war die des nordischen Protestantentums. Als junger Gelehrter hat Haller sieben Jahre lang in Rom gearbeitet. Es hat nicht wenig Deutsche gegeben, die sind in Rom verrömert. Es hat protestantische Gelehrte gegeben, die im Schatten der Peterskirche katholisch geworden sind. Haller hat in der Hauptstadt des Katholizismus die geistige Macht des Papsttums tief auf sich einwirken lassen und ist doch als aufrechter Deutscher und Protestant nach dem Norden heimgekehrt. Eines allerdings stellte er dem antirömisch vereinfachten Geschichtsbild der wilhelminischen Oberlehrer entgegen: die Einsicht, dass die Südwärtswendung des altdeutschen Kaisertums kein Irrweg von Verblendeten war, sondern aus schicksalhaften Gründen und solchen der Reichsräson unternommen worden ist. In der Linie dieser Betrachtung liegt eine hochpolitische Erkenntnis, die dem jüngeren Deutschland wieder zu einem Richtgedanken wird: dass der Deutsche aus seiner geschichtlichen Stellung und Bestimmung heraus mehr als einen profanen Nationalstaat französischer Prägung zu gestalten hat — dass Deutschland das Reich in sich trägt.

Haller selbst hat diesem Gedanken weniger nachgehangen als der

Frage, wie der Deutsche im engeren nationalen Raum sich die machtmässige Grundlage für grosse Politik schaffen kann. Die Antwort lautete: durch festere Zusammenfassung der landschaftlichen und stammestümlichen Kräfte, die im Zuge einer partikularistischen Entwicklung desorganisiert worden sind. Für die bestechenden Eigenschaften, die der französische zentralistische Nationalstaat neben seinen Fehlern und Gefahren besitzt, hat Haller starkes Verständnis aufgebracht. Es war aber nicht französich, sondern deutsch gedacht, wenn er die in Einzelstaaten und dynastischen Zufallsbildungen auseinanderklaffenden Teile des Deutschen Reiches fester zusammengefügt sehen wollte. Er ist für diese Forderung mehrmals in die politischen Schranken getreten. Nicht ein alles einebnender Zentralismus Pariser Stiles stand ihm vor Augen, sondern ein Unitarismus, der für die gliedhafte Entfaltung der landschaftlichen und stammesheitlichen Sondertümer Spielraum lässt. Hallers Programm vom deutschen Einheitsstaat ist nicht nur von den bayerischen »Föderalisten« schwer angefochten worden; Deutschnationale aus den verschiedensten Landstrichen erachteten es als Ehrensache, sich für die gefährdeten »Belange« der teildeutschen Staatsfragmente einzusetzen. Dies geschah hauptsächlich in der Weise, dass dem Historiker Haller »historische« Gründe entgegengehalten wurden.

Nun hat es mit dem Begriff des Historischen seine eigentümliche Bewandtnis. Auf die Auskunft hin, dass ein bekannter deutschnationaler Politiker Historiker sei, hat ein Mann von der Linken einmal die tiefsinnige Frage gestellt, ob nicht alle Deutschnationalen Historiker seien; will sagen: eine reaktionäre Gesellschaft. An der Verwechslung des historisch denkenden Politikers mit dem reaktionären Politiker sind vor allem diejenigen schuld, die das geschichtliche Leben nicht in seinem Bewegungs- und Fortbildungsdrang erkennen. Den Historikern und Politikern, die ihn warnten, eine andere als die von Bismarck hinterlassene Gliederung des Reiches als wünschenswert hinzustellen, konnte Haller erwidern, dass sein Zielbild vom Einheitsstaat nicht nur historisch, sondern sogar ausgesprochen bismarckisch gedacht sei. Historisch insofern, als ihm die Erkenntnis zugrunde liegt, dass die Geschichte selber über geschichtswidrig werdende Einrichtungen hinwegschreiten muss; bismarckisch insofern, als der Reichsgründer selbst die aus den zeitgebundenen Umständen gebotene Form der Staatsgliederung nicht als ein Petrefakt, sondern als eine der Fortgestaltung fähige Organisation betrachtet hatte und es durchaus un-

bismarckisch wäre, sein Werk der Einung und der Auswertung deutscher Machtmöglichkeiten nicht zeit- und zukunftsgerecht fortzuführen. Haller stand dem Staatsschöpfer Bismarck nicht in der Einstellung eines Museumsdirektors gegenüber, sondern in der des geschichtswirklich denkenden Historikers und gleichgeistigen Politikers.

So wenig er in falscher Pietät an überlieferten, aber lebenswidrig gewordenen Zuständen festhielt, so wenig war er ein Neuerer um jeden Preis. Gegenüber den vielen »fortschrittlichen« Zeitgenossen im Nachkriegsdeutschland äusserte er paradox: »Ich bin für den Rückschritt. Ich war früher für den gemässigten Rückschritt, ich bin jetzt für den beschleunigten Rückschritt«. Gemeint war natürlich nicht die Rückkehr zu den Zuständen irgendeines Normaljahres, sondern die Wiederhinkehr zu den ewigen Lebensgrundlagen, die das deutsche Volk vielfach verlassen hatte und zu denen es zurückfinden musste, wenn es fortbestehen und — nicht dem ungeschichtlichen Scheine, sondern der geschichtlichen Wirklichkeit nach — fortschreiten wollte.

Hallers aussenpolitische Konzeption war wesentlich durch die baltische Position bestimmt. Die Abgrenzung gegen Russland, die er in gewissem Zusammenhange übte, artete aber nicht zu einem Dogma aus, von dem her etwa jedes deutsch-russische Zusammengehen in Vergangenheit und Zukunft von vornherein verurteilt worden wäre. In seiner Schrift über die »Ära Bülow« kritisierte er mit der ihm eigenen Härte und Schärfe die Aussenpolitik des Epigonen, die das Schwergewicht des deutschen Grossmachtstrebens vom eigenen Raum und Europa in die überseeische Welt verlagerte, in der das Deutsche Reich notwendigerweise die Feindschaft Englands auf sich ziehen musste. Den allzu eilfertigen deutschfranzösischen Verständigungspolitikern, denen in der Regel ein tieferes Wissen um den französischen Nationalcharakter fehlte, zeigte Haller, der dem französischen Nationalwesen mit ehrlichem, ja innigem Verstehen nachging, die tiefen Gräben, die Schicksal und menschliches Verschulden zwischen den beiden Nationen aufgeworfen haben.

Über die »neudeutsche« Politik des Verzichts und der Selbstentmachtung, über das ganze sogenannte Novembersystem hat Haller immer wieder die Schale seines Hohnes und Zornes ausgegossen. Der Lohn blieb nicht aus. Hatte Haller bisher subalterne Kulturverwaltungsbeamte gegen sich gehabt, denen es an Ranggefühl für eine Persönlichkeit von seinem Ausmass und an Verständnis für seine Eigenheit fehlte, so zog er sich nun den Hass eines ganzen Regierungs-

systems zu. So sind ihm die letzten äusseren Erfolge in seiner Hochschullehrerlaufbahn versagt geblieben. Aber gerade dass er für seine politische Überzeugung persönliche Opfer bringen konnte, darf ihn heute mit höchster Genugtuung erfüllen.

Oft hat es Haller gedrängt, aus seinem engeren Lebensbezirk in der schwäbischen Universitätsstadt herauszutreten und auf den Gang der politischen Ereignisse unmittelbarer einzuwirken. Auch ohne die Ausführung solcher Absicht hat Haller von seinem hintergründigen Standort aus durch die vielfältigen Beziehungen seines Lebens und Wirkens an der Neubildung der deutschen Dinge mitzuschaffen vermocht. Hallers Lebenswerk, an dem er selbst noch rüstig weiterbaut, wird in die deutsche Zukunft ragen. Diejenigen, die einmal in der wissenschaftlichen Werkstatt dieses Meisters gearbeitet haben, diejenigen, die mit ihm bis tief in die Nacht und in den Morgen hinein beisammen sitzen und aus dem politischen Wissen und Willen dieses ausserordentlichen Deutschen schöpfen durften, sie bürgen dafür, dass sein Leben und Streben in kommenden Geschlechtern weiterwirken wird.

Vor dem gesamtnationalen und gesamtsozialen Schau- und Baubild der Zukunft wird mancher Jüngere andere Aufgaben sehen und sie anders anpacken als der Meister. Aber auch dann wird er sich noch dem Manne verbunden wissen, der zu bedeutend ist, als dass er Adepten züchten wollte, und der jede echte Kraft zu würdigen wusste, wenn sie einem grossen Ziele diente.

Aus der Frühzeit des estnischen Schrifttums

Von Hellmuth Weiss

Das gegenwärtig in ganz Estland festlich begangene 400-jährige Jubiläum des ersten gedruckten Buches in estnischer Sprache gehört in die Reihe jener Gedenkfeiern, welche uns in den letzten zwei Jahrzehnten die wichtigsten Etappen der Reformation vor vierhundert Jahren ins Gedächtnis zurückgerufen haben. Schon der Umstand, dass Wittenberg der Erscheinungsort jenes Buches — des Wanradt-Koellschen Katechismus — war, bezeugt seine enge Verbundenheit mit der grossen religiösen Erneuerungsbewegung, welche damals Deutschland und Nordeuropa in Atem hielt und auch die Geschichte unseres Landes in entscheidender Weise beeinflusste. Indem die Reformation der Volkssprache im Gottesdienst zu ihrem Recht verhalf, schuf sie die

Grundlage, auf der erst die Anfänge eines eigenen Schrifttums der Esten möglich wurden.

Es ist somit kein Zufall, dass mit dem Sieg der Reformation in Livland die ersten Nachrichten über das Entstehen einer volkssprachlichen kirchlichen Literatur auftauchen, die durch den vor einigen Jahren geglückten Fund der Überreste des Wanradt-Koellschen Katechismus in einem Punkt ihre Bestätigung gefunden haben. Inwieweit hierbei an ältere schriftliche Traditionen angeknüpft werden konnte, bleibt fraglich; die Überlieferung, dass schon in katholischer Zeit Bischof Johann Kievel von Ösel einen Katechismus in estnischer Sprache herausgegeben habe, ist bisher unbewiesen geblieben. Sicherlich lagen schriftliche Vorarbeiten vor, die z. T. auf die Predigermönche zurückgegangen sein mögen, deren Wirksamkeit sie in besonders nahe Beziehungen zu dem einfachen Volke treten liess. Den entscheidenden Anstoss brachte aber die Reformation, und es bleibt das Verdienst ihrer ersten Vorkämpfer in Estland, dass sie ihr Augenmerk auch auf die religiösen Bedürfnisse der nichtdeutschen Landbevölkerung richteten.

Wie kürzlich festgestellt werden konnte, ist der Wanradt-Koellsche Katechismus auf Veranlassung des Revaler Rats hergestellt worden, der ihn dann freilich wegen seiner Fehlerhaftigkeit — worin die Fehler bestanden, lässt sich auf Grund der erhaltenen Bruchstücke nicht mit Sicherheit feststellen — wieder verbot. Neuere Forschungen von Dr. P. Johansen haben erwiesen, dass der Rat es nicht bei dem ersten missglückten Versuch bewenden liess, sondern neue Arbeiten in Auftrag gab, von denen uns freilich nichts erhalten ist. Hinter dem Rat standen aller Wahrscheinlichkeit nach die städtischen Prediger, die durch die Schaffung einer estnisch-sprachigen kirchlichen Literatur dem Einfluss der katholischen Geistlichkeit auf dem Dom entgegenarbeiteten und das Landestentum für die Lehre Luthers gewinnen wollten. Diese Zusammenhänge bedürfen noch einer genaueren Klärung, die dadurch erschwert ist, dass von den weiteren von Reval aus veranlassten estnischen Drucken des 16. Jahrhunderts ebensowenig erhalten ist, wie von dem vom Prediger Franz Witte übersetzten und 1553 in Lübeck gedruckten lutherischen Katechismus im südestnischen Dialekt.

Der 1558 ausbrechende Russenkrieg machte allen geschilderten Bestrebungen für ein Menschenalter ein Ende; erst als zu Beginn des neuen Jahrhunderts das Land sich langsam zu erholen begann, konnte wieder an Vergangenes angeknüpft werden. Der Anschluss Estlands

an Schweden hatte den protestantischen Charakter des Landes nach aussen hin endgültig gesichert, nun galt es ihn auch im Inneren zu festigen. Wieder war es die deutsche Predigerschaft Revals, insonderheit die Pastoren an der estnischen Stadtgemeinde zum Heiligen Geist, welche, auf die Vorarbeiten aus der Reformationszeit gestützt, erneut die Initiative zur Förderung der estnischen kirchlichen Literatur ergriffen. Ihrer Arbeit waren jedoch auch diesmal noch die weiteren Auswirkungen versagt; die estnische Predigtsammlung des verdienten Hilfspredigers am Heiligen Geist, Georg Müller, deren Manuskript sich heute im Revaler Stadtarchiv befindet, blieb infolge seines vorzeitigen Todes (1608) ungedruckt, die Sammlung geistlicher Gesänge des Hannehlschen Pastors Heinrich Fabritius aus Erfurt und die estnische Postille Simon Blanckenhagens sind wohl, ohne eine weitere Verbreitung gefunden zu haben, verschollen.

Es bedurfte noch eines allgemeinen geistigen Aufschwunges als Voraussetzung für eine gedeihliche Weiterentwicklung der estnischen Literatur. Diesen Aufschwung brachten die 30-er Jahre des 17. Jahrhunderts mit der Begründung der Dorpater Universität und des Gymnasiums in Reval. Neue geistige Kräfte strömten von aussen, namentlich aus Deutschland ins Land und auch im Inneren begann es sich kräftig zu regen. Die Pfarren wurden wieder mit Männern besetzt, die eine geregelte theologische Ausbildung erhalten hatten, sei es, dass sie Landeskinder oder von auswärts Zugewanderte waren. Nach allzulanger Pause boten sich wieder Möglichkeiten zu wissenschaftlicher und künstlerischer Betätigung im Lande. In dieser Zeit erwachte erneut das Interesse für die estnische Sprache, das erstmalig auch in weltlichen Gedichten zum Ausdruck kam. Es begann eine zweite Periode der estnischen Literaturgeschichte, deren Anfang eng mit dem Namen des Mag. Heinrich Stahl verknüpft ist.

Heinrich Stahl wurde Ende des 16. Jahrhunderts als Sohn eines Revaler Bürgers geboren. Nach mehrjährigem Studium in Deutschland kehrte er 1623 in die Heimat zurück, wo er nacheinander verschiedene Pfarren innehatte, bis er 1641 von der schwedischen Regierung zum Superintendenten von Narva und Ingermanland ernannt wurde, in welchem Amte er 1657 starb. Stahl ist der eigentliche Begründer der estnischen Kirchenliteratur; die von ihm in seinen estnischen Werken angewandte Grammatik und Orthographie wurde richtunggebend für seine Zeitgenossen und die auf ihn folgende Generation. In seinem vierteiligen Hand- und Hausbuch, dessen erster Teil

1632 in Riga gedruckt wurde, und dem zweibändigen »Layenspiegel« (Reval 1641 und 1649) schuf er die Fundamente, auf denen seine Nachfolger weiterbauen konnten. An Stahls Seite trat bald eine ganze deutsche Predigergeneration, die bestrebt war, den von ihm begonnenen Bau fortzuführen, dessen Krönung die Übersetzung der Bibel ins Estnische bilden sollte. Alle Namen hier aufzuzählen, würde zu weit führen, genannt seien Reiner Brockmann aus Mecklenburg, Christoph Blume aus Leipzig und vor allem Heinrich Göseken aus Hannover, dessen estnische Grammatik Stahls Sprache in mancher Hinsicht verbesserte und ergänzte.

Mit der Zeit begannen sich freilich immer stärkere Bedenken gegen die von Stahl geschaffene estnische Kirchensprache zu regen. Stahl hatte nicht unmittelbar aus der Volkssprache geschöpft, sondern ein künstliches Gebilde geschaffen, das er gewaltsam den grammatikalischen Regeln der deutschen Sprache unterwarf. Seine überfremdete Ausdrucksweise blieb dem Volke unverständlich, und so kamen auch die von ihm inhaltlich gut zusammengestellten Werke nur zu geringer Wirkungsmöglichkeit. Gegen diese Misstände richteten sich die Angriffe einer neuen Predigergeneration, deren Führer die jungen Theologen Johann Hornung und Bengt Gottfried Forselius wurden. Beide waren als Söhne estländischer Prediger im Lande geboren und so von Jugend auf mit der Sprache des Volkes vertraut. Gegen die starr an der Stahlschen Tradition festhaltende estländische Geistlichkeit fanden sie eine Stütze am livländischen Superintendenten Johann Fischer aus Lübeck, der die Drucklegung der Hornungschen Schriften in Riga vermittelte.

Trotz heftigsten Widerstandes in Reval und Nordestland setzte sich die neue Richtung siegreich durch, getragen von einer grossen Anzahl junger, dem Lande entstammender deutscher Prediger, die ihre theologische Ausbildung in Deutschland, vornehmlich in Kiel erhalten hatte. Als 1715 das Neue Testament in nordestnischem Dialekt endlich im Druck erschien, diente die Hornungsche Übertragung als Grundlage. Den Abschluss dieser Entwicklung bildete das Erscheinen der ersten vollständigen estnischen Bibel im Jahre 1739, um die sich vor allem der aus Reval stammende Prediger Anton Thor Helle, gleichfalls ein ehemaliger Kieler Student, verdient gemacht hatte.

Neben der Kirchenliteratur in nordestnischem Dialekt entwickelte sich selbständig die südestnische. Ihr Begründer wurde der aus Stargard stammende Theal-Fölksche Pastor Joachim Rossihnius, dessen

Katechismus 1632 gleichzeitig mit dem Hand- und Hausbuch von Stahl in Riga gedruckt wurde. Unter seinen Nachfolgern ragen die Prediger Johann Gutsleff aus Niedersachsen und vor allem Andreas Vergin, ein Sohn des aus Pommern stammenden Nüggenschen Pastors Adrian Vergin (Virginius) hervor. Glücklicher als Hornung, gelang es Vergin, seine Übersetzung des Neuen Testaments schon 1686 in Riga mit Hilfe des Superintendenten Fischer drucken zu lassen. 1684 waren schon Luthers grosser Katechismus und 1685 ein dorpat-estnisches Gesangbuch von ihm übersetzt in Riga erschienen.

Die Arbeiten Vergins zeichneten sich in sprachlicher Hinsicht durch bedeutende Vorzüge aus, dennoch konnten sie, obgleich sie den Werken der Spracherneuerer im Norden des Landes zeitlich vorauseilten, dem Dorpater Dialekt nicht zu allgemeiner Geltung verhelfen. Einer der vielen Gründe dafür mag darin liegen, dass sie ausserhalb des estnischen Sprachgebiets — in Riga — erschienen. Es berührt eigenartig, dass in Dorpat, welches doch — wenn auch mit Unterbrechungen — seit der Begründung der Universität die Stellung eines geistigen Zentrums innehatte, im Laufe des 17. Jahrhunderts kein estnisches Buch gedruckt worden ist. In dieser Hinsicht lagen die Dinge für Nordestland wesentlich günstiger: die 1633 begründete Revaler Gymnasialdruckerei hat seit Beginn ihrer Tätigkeit den Druck estnischer Bücher durchgeführt und sich mit der Zeit sogar ein besonderes Privileg dafür erworben. Fast alle umfangreicheren Werke, welche im Laufe des 17. Jahrhunderts in Reval die Presse verliessen, sind estnischen Inhalts. Es bahnte sich schon damals die Vorherrschaft des nordestnischen Dialekts an, die dann durch die Tatsache, dass Dorpat fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch ohne eigene Druckerei blieb, endgültig gefestigt werden sollte.

Der Bevölkerungswandel einer baltischen Kleinstadt

Von Wilhelm Lenz

Bis ins 19. Jahrhundert hinein sind die baltischen Städte bekanntlich vorwiegend deutsch gewesen, ein lettisches Bürgertum hat es — abgesehen von einigen »undeutschen« Ämtern — kaum gegeben. Wenige Jahrzehnte haben dann diesen Zustand völlig geändert: heute sind dieselben Städte ganz lettisch, und vom deutschen Bürgertum

ist in vielen von ihnen nur wenig nachgeblieben. Wie die Verlettung einer baltischen Kleinstadt erfolgte, soll hier an einem Beispiel gezeigt werden, das zum mindesten für Südlivland typisch ist.

Die Stadt Cēsis — ehemals Wenden — hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts ca. 650 Einwohner, die sich vorzugsweise mit Kleinhandel und Gewerbe befassten [1]). Etwa ⅔ von ihnen waren Deutsche, die zum nicht geringen Teil selbst aus Deutschland eingewandert waren; z. B. waren unter den Handwerksmeistern 58% im Auslande geboren. Daneben gab es in der Stadt aber auch schon recht viele Letten, meist Dienstboten und einfache Arbeiter, teils waren sie Erbleute, teils aber auch schon frei. Einige waren schon in der 2. Generation in Wenden ansässig und fünf von ihnen gar Hausbesitzer. Sofern diese in der Stadt lebenden Letten zu Wohlstand gelangten und eine gehobenere soziale Stellung erreichten, z. B. Handwerker wurden, gingen sie wohl ausnahmslos im Deutschtum auf.

Im 1. und 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bleibt die Zusammensetzung der Einwohnerschaft Wendens annähernd dieselbe [2]). Nach wie vor wandern Handwerker aus Deutschland ein; erst als 1823 eine Verfügung der Livländischen Gouvernementsregierung erlassen wird, dass kein ausländischer Geselle in ein Amt als Meister aufgenommen werden kann, bevor er die russische Staatsangehörigkeit erworben hat, wird die Einwanderung geringer, ohne jedoch ganz aufzuhören. Gleichzeitig beginnt infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft ein zunächst geringer, aber ständig wachsender Zustrom von Letten in die Stadt und auch ins Handwerk. Von nationalen Gegensätzen kann allerdings noch keine Rede sein; wer von den Letten Deutsch gelernt hat, gilt als Deutscher. Mischehen sind recht häufig und führen in der Regel zur völligen Germanisierung.

Der städtische Lette wird germanisiert, während zur selben Zeit auf dem Lande nicht wenige sozial gesunkene Deutsche im Lettentum aufgehen, andererseits sich auch viele emporgekommene Letten dem damals noch deutschen landischen Mittelstand der Pächter, Verwalter, Förster, Lehrer, Müller, Krüger etc. anschliessen. Es ist die Zeit, in der Beruf und Bildung vor der Herkunft eine ausschlaggebende

---

[1]) Vgl. W. Lenz, Die Bevölkerung einer livl. Kleinstadt im Jahre 1786. B. M. 1933. S. 417 ff.

[2]) Für die folgenden Untersuchungen wurden die Kirchenbücher, das von Herrn E.-E. Aidnik bearbeitete Archiv der Kleinen Gilde zu Wenden, die Rigaschen Almanache und die Livländischen Adressbücher benutzt.

Bedeutung für die Einordnung eines Menschen gewinnen. Davon wird auch die Nationalität abhängig gemacht, d. h. jeder, der nicht einfacher Bauer ist, will Deutscher sein. Häufig werden lettische Namen ins Deutsche übersetzt, in Wenden sind es z. B. folgende: Lācis — Behr, Eglīts — Grünbaum oder Grün, Alksnis — Ehlers, Zālīte — Grass und Šķērstiņš — Kersten. Zum mindesten wird die Schreibweise verdeutscht, so entstehen Börsing, Oslingk u. a. Viele Letten haben das auch gar nicht nötig, da ihre Namen ohnehin deutsch sind, z. B. die sehr zahlreichen Zusammensetzungen mit —son, Frei— und viele andere.

Diese germanisierten Letten, deren Zahl auch in Wenden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, bewirken aber fraglos schon eine Veränderung der Lage. Durch das Eindringen lettischen Blutes in deutsche Familien infolge von Mischehen gerät das deutsche Bürgertum in verwandtschaftliche Beziehungen zum lettischen Bauerntum, die zwar zunächst zum Germanisieren mancher Letten führen, sich aber, wie es sich später gezeigt hat, auch umgekehrt auswirken können.

Bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist von einem nationalen Gegensatz nichts zu spüren. Es liegt auch nicht etwa so, dass die in die Stadt ziehenden Letten die einheimischen Deutschen verdrängen, Platz und Erwerbsmöglichkeiten gibt es vielmehr für alle. Vor allem wächst die Stadt im 19. Jahrhundert ganz ausserordentlich, dann verringert sich — wie oben erwähnt — der Zustrom aus Deutschland und schliesslich ziehen auch nicht wenige einheimische Deutsche fort, weil sie es in grösseren Verhältnissen, z. B. in Riga, weiter zu bringen hoffen.

Immerhin wächst bis zur Mitte des Jahrhunderts auch die deutsche Bevölkerung im damaligen Wenden wegen des recht bedeutenden Geburtenüberschusses. Im Jahre 1853 hat die Stadt 1632 Einwohner, 929 männliche und 703 weibliche, von denen 1005 (450 männl. und 555 weibl.) zur deutschen Gemeinde gehören[3]). Auffallend ist dabei der Frauenüberschuss unter den Deutschen, der sich dann bis zur Gegenwart noch immer vergrössert hat. Der Männerüberschuss unter den Nichtdeutschen lässt vermuten, dass auch Soldaten mitgezählt sind. — Wir sehen also, dass die Deutschen noch die Mehrheit in der Stadt bilden, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass zur deut-

[3]) Vgl. J. v. Sivers, »Wenden«. Es findet sich dort auch die Angabe, dass Wenden 1836 bereits 2000 Einwohner gehabt habe, ohne dass die Gründe des Rückganges angeführt sind.

schen Gemeinde auch viele mehr oder weniger germanisierte Letten gehören.

Jedenfalls erweckt das damalige Wenden noch den Eindruck einer deutschen Stadt. Der Magistrat, die Gilden und alle Behörden sind deutsch. Deutsch sind auch die Schulen, die — vor allem wohl die Kreisschule — bei der Germanisierung natürlich eine ganz entscheidende Rolle spielen. Niemand kommt daher auf den Gedanken, dass der immer stärker werdende Zustrom von Letten in die Stadt die Stellung des Deutschtums ändern könnte; von lettischen nationalen Bestrebungen weiss man noch nichts.

Die nächsten Jahrzehnte bringen dann eine zunehmende Verlettung der Stadt, die aber zunächst noch kaum bemerkbar ist. Zuerst wird der Handwerkerstand lettisch. In den 60er Jahren werden in den Ämtern der kleinen Gilde schon mehr lettische als deutsche Lehrlinge eingeschrieben. Zugleich hört die Einwanderung von Handwerksgesellen aus Deutschland fast völlig auf, nachdem sie schon in den Jahrzehnten vorher immer seltener geworden ist. 1861 wird nämlich die Wanderpflicht der baltischen Handwerksgesellen endgültig aufgehoben. Der Zusammenhang mit den Handwerkern im Deutschen Reich hört infolgedessen auf, und die baltischen Städte geraten dort in Vergessenheit[4]).

1866 wird die allgemeine russische Gewerbefreiheit auf die baltischen Provinzen ausgedehnt. Nun ist die Zugehörigkeit zu einem Amt für den Handwerker nicht mehr obligatorisch, und viele Letten verzichten darauf. Die Germanisierung durch die Gilde mit ihren alten deutschen Bräuchen fällt jetzt häufig fort. Aber auch in der Gilde geht die Zahl der Deutschen immer mehr zurück. Seit den 70er Jahren kommen z. B. nur noch lettische Tischlermeister hinzu, seit den 80er Jahren nur noch lettische Schneider, und in den anderen Ämtern wächst die Zahl der lettischen Meister ständig.

Ebenso dringen die Letten in allen anderen Berufen vor. In den 80er Jahren gibt es bereits lettische Kaufleute, neben den wohl schon vorhandenen lettischen Krämern. Nicht gering ist die Zahl der lettischen Beamten in untergeordneten Stellen; die Kanzelisten und Ministeriale der Behörden, auch die Post- und Telegraphenbeamten sind grösstenteils Letten.

---

[4]) Vgl. E.-E. Aidnik, »Zur nationalen und sozialen Lage des deutschbaltischen Handwerkerstandes«. B. M. 1934, S. 243 ff.

In dieser Zeit wächst unsere Kleinstadt — wie ja fast alle Städte — ungeheuer schnell; es entstehen Vorstädte, deren Bevölkerung fast rein lettisch ist. Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung und die Entwicklung der Technik bieten viele neue Arbeitsmöglichkeiten. Es zeigt sich dabei vielfach, dass die Letten gewandter sind als die oft schwerfälligen Deutschen.

Selbst in Handel und Gewerbe geht das Deutschtum rasch zurück. Ursache des Rückgangs sind vor allem die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in immer weitere Kreise dringenden liberalistischen Ideen. Es setzt ein Rückgang der Geburten ein, der sich auch unter den Deutschen Wendens nachweisen lässt. Seit den 60er Jahren hat die deutsche Gemeinde oft einen Geburtenunterschuss. Dabei ist noch zu berücksichtigen, dass in dieser Zeit alle Letten, die sich in sozial gehobener Stellung befinden, zur deutschen Gemeinde gehören. Bei einer Untersuchung der Nationalität der Geborenen und Gestorbenen ergibt es sich, dass der Geburtenunterschuss bei den Deutschen geradezu katastrophal ist. Bei den Letten gibt es dagegen seit den 70er Jahren einen recht beträchtlichen Geburtenüberschuss, besonders bei den auch offiziell als Letten geführten Gliedern der Stadtgemeinde, die meist Arbeiter, Dienstboten und dgl. waren.

Wurde immerhin bis in die geschilderte Zeit hinein noch der grösste Teil der sozial emporsteigenden Letten germanisiert, so ändert sich dies in den 80er Jahren infolge der Russifizierung. Die Aufhebung der alten Ratsverfassung im Jahre 1878 beseitigt allerdings noch nicht die deutsche Verwaltung der Stadt. Unter den neugewählten 30 Stadtverordneten gibt es wohl 6 Letten, die aber z. T. völlig germanisiert sind. Das Stadtamt wird daher nur aus Deutschen gebildet, ein nationaler Gegensatz besteht noch nicht. Weitergehende Folgen hat aber die Russifizierung aller staatlichen Behörden. Es ist nun nicht mehr vorteilhaft, Deutscher zu werden, da offenbar alles Deutsche vom Russischen verdrängt wird. Ein ganz wesentlicher Grund der Germanisierung von Letten fällt damit fort.

Russischerseits wird auch ganz bewusst im Lettentum gegen alles Deutsche gearbeitet. Gleichzeitig werden die Schulen russisch, so dass die Beeinflussung der Letten durch deutsches Kulturgut immer geringer wird. Viele Letten, die sich schon für Deutsche gehalten haben, besinnen sich nun auf ihre Herkunft. Es setzt allmählich eine rückläufige Bewegung ein, statt einer Germanisierung kommt es schon gelegentlich zur Lettisierung der mit Letten verwandten Deutschen.

Die durchaus bestehende Gefahr einer Russifizierung der Letten wird wirkungslos durch das sehr starke Wachstum und Umsichgreifen der lettischen nationalen Bestrebungen in dieser Zeit.

Verhängnisvoll wirken sich — auch in unserer livländischen Kleinstadt — die russischen Schulen auf die baltischen Deutschen aus. Es beginnt jetzt eine immer zunehmende Abwanderung nach Russland. Dem deutschen Kaufmanns- oder Handwerkerssohn, der ja jetzt in der Schule Russisch gelernt hat, bieten sich in Russland zahllose Möglichkeiten zum Vorwärtskommen.

So kommt es dazu, dass in der Stadt immer mehr Positionen von Letten eingenommen werden, die nun national eingestellt und auch organisiert sind. Bereits von 1875—1892 wirkt in der Stadt ein lettischer Wohltätigkeitsverein. 1890 entsteht der lettische Handwerkerverein — in bewusstem Gegensatz zur kleinen Gilde — und 1899 der lettische Geselligkeitsverein, die beide noch heute bestehen. Die Zahl der sozial emporgestiegenen Letten, die ihr Volkstum bewahren, wird immer grösser. Sie übernehmen natürlich die Führung. Zunächst sind es vor allem der Pastor der Landgemeinde, ein Buchhändler und ein Buchdrucker. Allerdings gehören selbst diese national gesinnten Letten zu den deutschen Geselligkeitsvereinen und teilweise auch zur deutschen Gemeinde, die daher in den 90er Jahren ihrer Herkunft nach mehr lettische als deutsche Glieder hat.

Obwohl die Stadt von Jahr zu Jahr lettischer wird, empfindet man das deutscherseits nicht bewusst. Die Russifizierung nimmt alle Aufmerksamkeit in Anspruch; man fürchtet die Russen und wird das Vordringen der Letten nicht gewahr. Eine wirkliche deutsch-lettische Gegnerschaft besteht durchaus nicht. Dies zeigt sich auch z. B. darin, dass, obwohl schon 1895 die Letten unter den Stadtverordneten die Mehrheit haben, das Stadtamt zunächst rein deutsch bleibt und es erst 1899 einen lettischen Stadtrat gibt.

Im Jahre 1897 hat das damalige Wenden 6356 Einwohner, darunter 700 Soldaten. Der Nationalität nach sind es 4164 Letten, 872 Deutsche, 712 Russen (vorwiegend Beamte und Militärs), 326 Juden, 160 Polen, 85 Esten und 17 andere. Wir sehen also, dass die Letten fast $^2/_3$ der Bevölkerung ausmachen, die Deutschen dagegen nur etwa $^1/_7$. Es gibt damals schon Letten in fast allen Berufen, so auch unter den Ärzten und Rechtsanwälten. Unter den Kaufleuten überwiegen

sie bereits; lettisch sind auch die Restaurants, Druckereien, Badstuben, ebenso alle Bäcker, Gärtner, Schneider und Töpfer. Nur die Goldschmiede und die Schlosser sind noch alle deutsch; in den anderen Berufen sind beide Nationalitäten vertreten.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts schreitet die Verlettung der Stadt noch weiter fort. Seit 1905 gibt es nur lettische Stadtverordnete, woraufhin in den nächsten Jahren das Stadtamt lettisch wird. 1912 wird eine lettische Stadtgemeinde begründet, der sich viele lettische Glieder der deutschen Gemeinde anschliessen.

Deutscherseits wird jetzt erstmalig der Versuch gemacht, die verlorene Position wiederzugewinnen. Es beginnt die Tätigkeit des Deutschen Vereins, es werden deutsche Kaufleute und Handwerker gefördert, auch möglichst viele Häuser von Deutschen erworben. Wieweit diese Bestrebungen Erfolg gehabt hätten, wenn sie längere Zeit fortgedauert hätten, lässt sich nicht entscheiden. Der Zeitraum bis 1914 ist jedenfalls zu kurz gewesen, um grössere Erfolge herbeizuführen.

Trotz der überwiegend lettischen Bevölkerung macht die Stadt vor dem Weltkriege aber doch noch einen recht deutschen Eindruck. Das liegt — abgesehen von der Geschichte der Stadt — vor allem daran, dass die deutschen Einwohner wesentlich wohlhabender sind als die anderen. Noch sehr viele Häuser sind in deutschem Besitz; nicht wenige Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft haben ein Stadthaus, in dem sie einen Teil des Jahres verbringen. Doch ist nicht zu übersehen, dass die Lage des Deutschtums in unserer Kleinstadt damals trotz des Wohlstandes sehr bedenklich ist. Immer grösser wird die Zahl der Personen mit arbeitslosem Einkommen. Viele Häuser gehen in den Besitz von alleinstehenden Damen über, die als letzte Glieder längst erloschener oder abgewanderter Familien nachgeblieben sind.

Abschliessend muss festgestellt werden, dass der Weltkrieg und seine Folgen nur beschleunigt haben, was sonst in einer langsameren aber sicheren Entwicklung unerbittlich eingetreten wäre. Die Stadt war 1914 bereits im wesentlichen lettisch; das Deutschtum hatte im Laufe einiger Jahrzehnte ungezwungen eine Stellung nach der anderen geräumt und damit auch den Anspruch auf eine Führung verloren. Die geschilderten Vorgänge stehen nicht allein. Die Verschiebung ist im wesentlichen durch eine Schrumpfung des baltisch-deutschen Volkskörpers bedingt.

Vor 50 Jahren

Von Bernhard Hollander

Den wenigen Personen, die die Vorgänge der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bereits im Berufe stehend miterlebt und an allen weiteren Schicksalen unserer Heimat teilgenommen haben, wird jene Periode wie eine weit, weit entlegene erscheinen. Die Jugend aber, die im heutigen Lettland aufgewachsen ist, ist meist über das, was wir damals zu leiden und worum wir zu kämpfen hatten, nur wenig orientiert. Es sei daher gestattet, chronikartig an die Ereignisse der Zeit zu erinnern, die gewöhnlich als die Zeit der Russifizierung bezeichnet wird, wenn diese auch viel früher schon begonnen und bis zum Ende der russischen Herrschaft fortgedauert hat. Es fiel diese Epoche zusammen mit einem wirtschaftlichen Aufschwung in den baltischen Provinzen, der unsere baltisch- deutsche Position einerseits sehr stärkte, andererseits aber für unser inneres und äusseres Leben viele Gefahren mit sich brachte.

Es gehört zu meinen schönsten Jugenderinnerungen, dass ich als Knabe bereits mit Bewusstsein die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts miterlebt habe. Es pulsierte damals ein frisches Leben voller Zukunftshoffnungen: Reformbestrebungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in dem zahlreiche hervorragende Männer tätig waren. Man glaubte damals noch, dass es möglich sein werde, den als notwendig erkannten Neubau in der Verfassung, Verwaltung, Justiz und Kirche selbst gestalten zu können, aber es folgte eine grosse Enttäuschung. Alle sorgfältig ausgearbeiteten Projekte blieben in den Kanzleien der Petersburger Ministerien stecken. Das Jahr 1867 bildete in mancher Beziehung einen Wendepunkt. Von dieser Zeit an, besonders aber nach der Gründung des Deutschen Reiches wurde russischerseits immer mehr darnach gestrebt, gemäss dem Programm des Generalgouverneurs Albedinsky »die baltischen Provinzen bedingungslos und unzerreissbar mit dem russischen Reich zu verschmelzen«. Das kam überall zur Geltung.

1.

Am 26. März 1877 wurden durch ein Gesetz besondere Bestimmungen über die Ausdehnung der russischen Städteordnung vom Jahre 1870 auf die Städte der Ostseeprovinzen erlassen und damit die Hoffnung auf eine organische Entwicklung der bisherigen Stadtverfassung begraben. Der Gebrauch der deutschen Sprache in der Geschäfts-

führung wurde nur bis auf weitere Anordnung zugelassen. Die Verhandlungen in der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten sollten gleich in russischer Sprache geführt werden. Am 9. November 1889 wurde dann auch in der Geschäftsführung der Kommunalverwaltung die ausschliessliche Anwendung der russischen Sprache angeordnet, nachdem schon vorher der Sprachenfrage wegen Streitigkeiten mit dem Gouverneur vorgekommen waren. Mit der Sprachenfrage hing auch die im Jahre 1885 erfolgte Amtsenthebung der beiden Stadthäupter von Riga und Reval Robert Büngner und W. Greiffenhagen zusammen.

Als die erste nach dem neuen Gesetz gewählte Stadtverordnetenversammlung am 3. April 1878 in Riga eröffnet wurde, schrieb Georg Berkholz: »Die neue Stadtordnung mag auch ihr Gutes haben, nur e i n Umstand ist dabei, der alle ihre Vorzüge in den Schatten stellt — das übermässige und wahrscheinlich in Zukunft noch sich steigernde Einmischungsrecht des Gouverneurs. Was jetzt untergeht, ist germanische Autonomie, und was jetzt anfängt, ist die französische Präfektenwirtschaft«. Was Berkholz vorausgesehen hatte, ist auch geschehen. Im Jahre 1892 wurde eine neue russische Städteordnung auch in Riga eingeführt, durch die die Macht des Gouverneurs wesentlich erhöht wurde. Während bisher ein Beschluss der Stadtverordnetenversammlung vom Gouverneur nur auf seine Gesetzmässigkeit hin kontrolliert werden konnte, durfte er jetzt beanstandet und dann auf gesetzlichem Wege aufgehoben werden, sobald festgestellt wurde, dass er »den allgemeinen Reichsinteressen nicht entspricht oder offenbar die Interessen der lokalen Bevölkerung schädigt«. Damit war der Willkür der Gouverneure der grösste Spielraum gewährt.

Während unser Land bei Lebzeiten des Kaisers Alexander II sich doch immer noch des kaiserlichen Wohlwollens erfreuen konnte, war das bei seinem Nachfolger Alexander III (seit 1881) nicht mehr der Fall. Eine Bitte um Bestätigung der im Jahre 1710 gewährten und durch den Nystädter Frieden (1721) garantierten Privilegien, wie sie bisher bei jedem Regierungswechsel geschehen war, wurde von der Stadt Riga an den Kaiser gerichtet, blieb aber unbeantwortet. Auch die Bemühungen der Livländischen Ritterschaft erwiesen sich als aussichtslos, so dass von der förmlichen Einreichung eines solchen Bittgesuches Abstand genommen wurde. Um keinen Zweifel über seine Absichten aufkommen zu lassen, schickte der Kaiser seinen Bruder Wladimir ins Land (1886), der in Dorpat vor den Vertretern des Landes erklärte,

dass »der unbeugsame Wille des Selbstherrschers fest und unentwegt« auf die Verschmelzung der Ostseeprovinzen mit dem Reiche gerichtet sei. Die Vorgänge während der Regierung Alexanders III haben diesen Willen dann auch bestätigt.

Als in jener Zeit im Gouvernement Livland Unruhen vorgekommen waren, denen der Gouverneur Baron Uexküll nur in schwacher Weise entgegentrat, ordnete der Kaiser eine Senatorenrevision an. Die Vertreter der Ritterschaft waren damit einverstanden, da sie ihrer Meinung nach nichts zu verbergen hatten und von einem hochstehenden objektiven Beamten eine Beruhigung des Landes erhofften. Ein solcher wurde aber nicht gewählt, sondern der Kaiser ernannte auf Vorschlag des Ministers Ignatjew den Senator N. A. Manassein, einen radikalen Slavophilen, zum Revidenten. Dieser brachte keine Beruhigung, sondern erregte vielmehr überall Unruhen. Der Aufforderung zu Klagen und Denunziationen wurde eifrig Folge geleistet. Massenpetitionen und Beschwerden, oft ganz unsinnige, liefen zahlreich ein — es sollen 20.000 gewesen sein. Die Unruhe in der Bevölkerung offenbarte sich aber sehr bald auch in einer Zunahme von Exzessen, Brandstiftungen, Überfällen u. dgl. m. Die Bemühungen des Revidenten, bei der bisherigen Verwaltung grosse Unordnungen festzustellen, erwiesen sich als vergeblich. Von den 28 Beamten, die ohne Verhör suspendiert und der schlimmsten Vergehen bezichtigt worden waren, wurden vom Senat, an den sie sich gewandt hatten, einige ganz freigesprochen, die meisten mit einem Verweis bestraft, da Manassein wohl nicht ganz blossgestellt werden durfte. Eine grössere Strafe hat keiner erhalten. Die ordentliche Rechtsprechung und das geregelte Gerichtsverfahren war aber in dieser Zeit in Verwirrung gebracht worden. Der Bericht Manasseins ist entgegen dem Wunsch des Kaisers nie veröffentlicht worden. Erreicht worden war durch die Revision, dass die bereits vorhandene Kluft zwischen den Bewohnern desselben Landes, den Heimatgenossen, wesentlich vertieft worden war. Es geschah das gemäss dem Prinzip der russischen Machtpolitik: divide et impera.

2.

Da die Regierung nicht beabsichtigte und auch nicht dazu imstande war, alle zahllosen Bittgesuche zu erfüllen, machte sich unter vielen Landbewohnern eine grosse Enttäuschung bemerkbar. Es wurde ihnen nun von Agitatoren dargelegt, dass ihre Wünsche erfüllt werden

würden, wenn sie zur orthodoxen Kirche übertreten würden. Hierzu sollte die Zeit der Krönungsfestlichkeiten des Kaisers benutzt werden. Die Bemühungen hatten Erfolg. Es war eine neue Konversion zu verzeichnen, die allerdings nicht so umfangreich war, wie die erste in den vierziger Jahren. Es wurden aber doch gegen 3000 Lutheraner von ihrer Kirche abtrünnig.

Die Lage der lutherischen Kirche verschlimmerte sich überhaupt seit dem Regierungsantritt Alexanders III ganz wesentlich. Kaiser Alexander II hatte am 19. März 1865 befohlen, dass bei gemischten Ehen nicht mehr das gesetzlich vorgeschriebene Reversal d. h. das Versprechen der Brautleute, ihre Kinder im griechischen Glauben zu erziehen, gefordert werden solle. Dieser kaiserliche Befehl trat in Kraft und ihm entsprechend wurden zahllose Kinder aus gemischten Ehen im evangelischen Glauben erzogen. Der kaiserliche Befehl ist aber niemals formell zum Gesetz erhoben worden. Durch einen Ukas vom 26. Juli 1885 hob Alexander III den Toleranzakt seines Vaters wieder auf und führte den Reversalzwang bei gemischten Ehen wieder ein, ja dieser Ukas erhielt auch rückwirkende Kraft. Dadurch entstand eine ganz unmögliche Situation. Zwanzig Jahre lang waren Kinder aus gemischten Ehen evangelisch erzogen und konfirmiert worden; sie wussten nichts von der griechischen Kirche. Jetzt wurden sie von dieser reklamiert und sollten sich bei einer Eheschliessung, auch mit Lutheranern, verpflichten, die Kinder im orthodoxen Glauben zu erziehen. Die lutherischen Prediger aber, die solche »Rekonvertiten« — ihre Zahl wurde auf ca. 40.000 geschätzt — kirchlich bedienten, wurden strafrechtlich verfolgt.

Von 120 Pastoren des Gouvernements Livland standen 101 unter Anklage. Im Jahrzehnt 1884—1894 wurden 199 Pastorenprozesse angestrengt. Bereits im Herbst 1885 wandten sich die Vertreter der 4 Ritterschaften durch den Generaladjutanten von Richter mit Bittschriften an den Kaiser. Sie baten um Wiederherstellung der privilegienmässig gewährleisteten Bekenntnisfreiheit. Die Antwort erhielt der Landmarschall Baron Meyendorff in einem Brief Richters: Seine Majestät habe zu befehlen geruht, dass solche Gesuche nie mehr gestellt werden sollen. Der Kaiser hoffe, dass die Ritterschaft das Ihrige zur Verschmelzung der Provinzen mit dem übrigen Russland tun und hierdurch ihre Treue, von der er fest durchdrungen sei, beweisen werde. Seine Majestät betrachte die Ostseeprovinzen ganz wie das übrige Russland und werde sie nach der gleichen Gerechtigkeit, aber

auch nach dem gleichen Gesetz ohne irgend welche Privilegien regieren.

Am 13. Oktober 1885 erliess der Minister des Inneren eine Vorschrift, nach der die Genehmigung zum Bau nichtorthodoxer Kirchen und auch die Reparatur der Kirchen von der Erlaubnis der orthodoxen Eparchialobrigkeit abhängig gemacht wurde. Diese Vorschrift stand im Widerspruch zum Kirchengesetz von 1832. Wenige Monate später — am 10. Februar 1886 — erhielt die griechische Kirche auch das Recht der Enteignung privater Immobilien zum Bau von orthodoxen Kirchen, Bethäusern etc. Eine Ergänzung fanden diese Bestimmungen durch ein Gesetz vom 14. Mai 1886, durch das die Glieder der Staatskirche von den am Grundeigentum zum Besten der ev.-luth. Kirche anhaftenden Reallasten befreit wurden. Bisher hatte der Senat wiederholt entschieden, dass solche von den Grundeigentümern zu fordernden Leistungen nicht auf den verpflichteten Personen, sondern auf dem Lande ruhten. Der Gouverneur Sinowjew hielt in einem Erlass v. 30. August 1886 den Rekonvertiten vor, welchen Gewinn sie durch dieses Gesetz erzielen würden, wenn sie als Orthodoxe von diesen kirchlichen Lasten befreit würden. Zu gleicher Zeit suchte Sinowjew den Kaiser gegen die Pastoren aufzureizen, indem er sie in seinen Berichten verleumdete und die lutherische Kirche als Hochburg des dem Kaiser verhassten Deutschtums hinstellte.

Auch der kurländische Gouverneur Paschtschenko wies in seinem Bericht für das Jahr 1886 darauf hin, dass die Vereinigung der Letten mit der Rechtgläubigkeit wünschenswert sei, da sie auf diesem Wege mit dem Russischen Reiche eng verbunden werden würden. Wiederholt hat der Kaiser daraufhin grössere Summen zum Bau orthodoxer Kirchen gestiftet. Im Jahre 1890 verlieh er dem rigaschen Bischof Arssenij den Wladimir-Orden »für besondere Fürsorge und Mühewaltung um die Befestigung Rechtgläubiger fremden Stammes im örtlichen Gebiet im heiligen orthodoxen Glauben«. Und im nächsten Jahr sprach er der Balt. Bratstwo den Dank aus »für ihr sympathisches Verhalten zur Sache der Pflanzung russischer Bildung inmitten der Bevölkerung des baltischen Gebiets«. Unermüdlich war dagegen Landmarschall Meyendorff tätig, um durch immer neue Denkschriften und Verhandlungen die Regierung zu einer Änderung ihres Kurses zu veranlassen. Im Jahr 1887 befahl der Kaiser bei einer solchen Gelegenheit: »Die Sache ist ohne Verfolg zu lassen«, und als Meyendorff im Juli 1893 wiederum dem Kaiser die kirchlichen Verhältnisse schilderte

und ihm die Bitte unterbreitete, er möge dem Lande den religiösen Frieden wiedergeben, da bezeichnete dieser die Lage als eine wirklich verzweifelte, aber die Bitte der Ritterschaft als unerfüllbar.

Erst im nächsten Jahr erwirkte der Justizminister Murawjew, der sich von der Unhaltbarkeit der Zustände hatte überzeugen lassen, einen kaiserlichen Befehl v. 27. Juni 1894, der es gestattete, unter Umständen die gegen die Pastoren eingeleiteten Prozesse niederzuschlagen. Eine wirkliche Wandelung zum Besseren schien das Toleranzedikt Kaiser Nikolais II v. 17./30. April 1905 zu gewähren, aber auch dieses ist nicht Reichsgesetz geworden.

3.

Auf dem Gebiete des Schulwesens hatte unter dem Minister Sergei Uwarow (1833—49) ein erster Versuch der Russifizierung stattgefunden, ohne dass irgend welche Erfolge erzielt worden waren. Seit dem Jahre 1867 wurden die Angriffe der russischen Presse immer heftiger, besonders auch gegen die Universität Dorpat, aber erst während der unheilvollen Amtstätigkeit des Kurators Michael Kapustin (1883—1890) wurde die Russifizierung sämtlicher Schulen rücksichtslos in Angriff genommen und durchgeführt, indem er sie zugleich dem Einfluss der Ritterschaft, der Städte, der Gemeinden und der luth. Geistlichkeit zu entziehen und unter russische Beamte zu stellen suchte. Unterstützt wurde er dabei von dem Gouverneur Sinowjew. Es soll hier versucht werden, in chronologischer Reihenfolge die Hauptetappen während der Wirksamkeit Kapustins zu verzeichnen.

Am 16. Mai 1884 erliess der Kurator eine Zirkularvorschrift mit »Regeln für die Prüfung in der russischen Sprache und russischen Literatur in den Gymnasien und Realschulen des Dörptschen Lehrbezirks«. Die russische Sprache und die Geschichte Russlands sollten als gesonderte Hauptfächer gelten und erhielten eine ganz exzeptionelle Stellung unter den andern Fächern. Zugleich wurden die Anforderungen so wesentlich gesteigert, dass sie wohl als undurchführbar bezeichnet werden konnten. Die Publikation der Regeln rief eine allgemeine Aufregung hervor, worauf Kapustin durch mündliche Instruktionen, die er den Direktoren erteilte, die Anforderungen zunächst wesentlich herabsetzte. Als aber das Rigasche Schulkollegium Einwände gegen die Regeln erhob, erklärte er, keine Veranlassung zu einer Abänderung zu haben; wenn sie auch jetzt Schwierigkeiten bereiteten, so seien sie doch »ein Ideal für die Zukunft«.

Im Oktober 1884 richtete Kapustin seinen Angriff auf die staatlichen Kreisschulen, die die russische Unterrichtssprache erhalten sollten. Als der wortführende Bürgermeister Rigas Ed. Hollander deshalb mit ihm Rücksprache nahm, teilte Kapustin diesem mit, dass es ausgesprochenes Staatsprinzip sei, alle Kronschulen mit Ausnahme der Gymnasien, besonders aber alle Kreisschulen, in Schulen mit russischer Unterrichtssprache umzuwandeln. Die Berufung auf den Rechtsstandpunkt hatte natürlich weder beim Kurator noch späterhin beim Minister irgend einen Erfolg. Im Jahre 1886 wurde auch die einzige deutsche Kronselementarschule in Riga, die 1675 als Vorbereitungsschule für das Lyceum von der schwedischen Regierung begründet worden war, in eine russische Pfarrschule umgewandelt.

Am 14. September 1885 wurde ein kaiserlicher Ukas erlassen mit den vom Ministerkomitee ausgearbeiteten »Regeln hinsichtlich der Geschäftssprache und des Schriftverkehrs in russischer Sprache in den Behörden und seitens der Amtspersonen Livlands, Estlands und Kurlands«. Nicht nur in den baltischen Regierungsinstitutionen und Kronsbehörden, sondern auch in allen sogenannten gemischten Behörden, die aus Regierungs- und Wahlbeamten zusammengesetzt waren, wurde die russische Geschäftssprache eingeführt. Die Behörden, die die Geschäfte noch in den örtlichen Sprachen weiterführen durften, mussten mit den Regierungsbehörden in russischer Sprache korrespondieren. Diese Regeln gewannen auch eine Bedeutung für die Schulen und ihre Verwaltung. Der Kurator erliess am 5. Dezember 1885 infolge derselben ein Reskript mit obligatorischen Regeln zur Richtschnur und Ausführung für die Lehranstalten des Dörptschen Lehrbezirks. Hiernach sollten alle Diplome, Attestate, Zeugnisse etc. nach einer bestimmten Form in russischer Sprache geschrieben sein. In der inneren Geschäftsführung der Schulen wurden ausser der russischen auch andere Sprachen, in denen unterrichtet wird, zugelassen, wenn die Lehrer die russische Sprache nicht genügend kennen sollten. Die Korrespondenz der Schulen mit einander und mit allen andern Institutionen musste in russischer Sprache erfolgen. Der Rigasche Rat suchte darauf dem Kurator nachzuweisen, dass seine »obligatorischen Regeln« mit dem Ukas nicht im Einklang ständen und über den Rahmen desselben hinausgingen. Sein Einspruch aber hatte keinen Erfolg. Der Streit war jedoch nur von vorübergehender Bedeutung, da die im Jahre 1887 beginnende Russifizierung der Schulen auch die russische Geschäftsführung zur Folge hatte.

Im November 1885 trat im Innenministerium in Petersburg eine Kommission zusammen, die auf kaiserlichen Befehl über Massnahmen zur vollständigen Unifizierung der baltischen Provinzen mit dem Reiche beratschlagen sollte. Zu ihr gehörten die 3 Gouverneure, die Gouvernementsprokureure und auch der Kurator Kapustin. Es scheint, dass die Kommission nicht viel zustande gebracht hat, aber sie bildete den Auftakt zu den späteren sogenannten Reformen.

In derselben Zeit, am 20. November 1885, legte Kapustin in einer Audienz dem Kaiser den Antrag vor: die evangelisch-lutherischen Volksschulen und Lehrerseminare der Leitung der luth. Geistlichkeit zu entziehen und sie zu diesem Zweck aus dem Ressort des Ministeriums des Inneren auszuscheiden und der Verwaltung des Ministeriums der Volksaufklärung zu unterstellen. Am 28. November unterzeichnete der Kaiser ein entsprechendes Gesetz, dem am 19. Februar 1886 ein weiterer Ukas folgte. Es war das ein folgenschweres Ereignis. In gemeinsamer ehrenamtlicher Arbeit hatten die Ritterschaften, die lutherische Geistlichkeit und die Landgemeinden die Volksschule zu hoher Blüte gebracht, so dass ihre Leistungen selbst vom Gouverneur Sinowjew anerkannt werden mussten. Die Ritterschaften und die Geistlichkeit sahen sich genötigt, von der Verwaltung der Landschulen zurückzutreten. Diese ging in die Hände eines Volksschuldirektors und von 4 Volksschulinspektoren über. Viele altbewährte lettische Lehrer wurden beseitigt, während junge — schon 17jährige konnten angestellt werden —, landfremde Lehrer ohne die nötige Vorbildung und erfüllt von revolutionären Ideen zu Erziehern der Jugend bestellt wurden. Das hing mit der 1887 beginnenden Russifizierung der Schulen zusammen.

Im Jahr 1886 erfolgte die Übersiedlung der Verwaltung des Lehrbezirks aus Dorpat nach Riga. Von hier aus konnte Kapustin leichter seine weiteren Pläne verwirklichen. Dorpat, das als »die wesentlichste Pflanzstätte des spezifisch deutschen Geistes« betrachtet wurde, sollte isoliert, ja womöglich durch Verlegung der Universität in eine andere Stadt ganz seiner Bedeutung beraubt werden.

Vorbereitend für die Zukunft war die damals wenig beachtete Sorgfalt, mit der Kapustin alle Verordnungen über Privatschulen aus früherer Zeit sammelte und veröffentlichte; darunter waren auch solche, die niemals für die Ostseeprovinzen Geltung gehabt hatten. Da war z. B. in einer Instruktion vom Jahr 1834 für das innere Reich angeordnet worden, dass in den Privatschulen nach Möglichkeit alle

Wissenschaften in der »vaterländischen Sprache« vorgetragen werden sollten. Gestützt hierauf sprach Kapustin (1886) von der »Zulassung« des deutschen Unterrichts in Privatschulen und von der Möglichkeit, dass der obligatorische Unterricht einiger Fächer in russischer Sprache angeordnet werden könnte. Die zugelassene Sprache dürfte in keinem Fall mit der obligatorischen Reichssprache in eine Reihe gestellt werden. Die Absichten des Kurators traten ferner im Jahr 1886 in mehreren Zirkulären hervor, in denen er die Lehrer auf die Notwendigkeit der Beherrschung der russischen Sprache hinwies, um in derselben unterrichten zu können, sobald sich dieses kraft der historischen Forderungen des Lebens als notwendig erweist. Die Lehranstalten und die an ihnen tätigen Männer könnten nicht bei dem fortschreitenden Gange der Geschichte bei Seite stehen und müssten zur Erfüllung der Aufgaben der Geschichte bereit sein. Die dem Staate Dienenden seien verpflichtet, die Staatssprache zu kennen. Auch in anderen Erlassen des Kurators wurden »die Forderungen der Geschichte und des Lebens« immer wieder betont, während er den von seinen Gegnern eingenommenen Rechtsstandpunkt nicht gelten lassen wollte oder ihn mit juristischen Spitzfindigkeiten bekämpfte.

Im Januar 1887 erliess der Kurator eine Verordnung, in der er eine Verstärkung des russischen Sprachunterrichts in den Privat- und besonders in den Mädchenschulen verfügte. Hierbei betonte er den Einfluss der Frau und Mutter als Erzieherin des heranwachsenden Geschlechts. Sie sollte die Liebe zum Vaterlande pflegen und das Kind vor dem verderblichen Kosmopolitismus bewahren. Deutsche und lettische Kinder sollten durch ihre Mütter aber nicht zur Liebe für ihr eigenes Volkstum erzogen werden, sondern — das war das Ziel — sie sollten »russisch sprechen und denken, um das befriedigte Gefühl geistiger Einigung mit dem gemeinsamen Vaterlande an sich zu erfahren«. Dieses Ziel hat er nicht erreicht, denn unsere deutschen und lettischen Frauen haben niemals russische Lieder an den Wiegen ihrer Kinder gesungen, wie er das wollte.

Die völlige Russifizierung der baltischen Schulen war damals bereits fest beschlossen. Am 10. April 1887 wurde der Allerhöchste Befehl in Bezug auf die Mittelschulen, auch auf die vom Adel und den Städten unterhaltenen erlassen. Beginnend mit dem Schuljahr 1887/1888 sollte in allen mittleren Knaben-Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks mit deutscher Unterrichtssprache, in denen Lehrer oder Schüler Rechte und Vorzüge geniessen, wie sie den von der Regierung

unterhaltenen Lehranstalten zustehen, der Unterricht der Lehrgegenstände in russischer Sprache eingeführt werden. Die Festsetzung der Ordnung der Ausführung dieser Massnahme und die Frist zu ihrer Verwirklichung wurde dem Ministerium der Volksaufklärung überlassen.

Am 17. Mai 1887 wurden die vom Ministerkomitee gebilligten »Temporären ergänzenden Regeln für die Verwaltung der Elementarschulen in den Gouvernements Livland, Kurland und Estland« vom Kaiser bestätigt. Im § 11 der Regeln waren Bestimmungen über die Unterrichtssprache gegeben. In den Landvolksschulen war im ersten Schuljahr der einklassigen und in der ersten Klasse der zweiklassigen Schulen der Unterricht in der Muttersprache gestattet, aber im letzten Schuljahr, in der 2. Klasse der zweiklassigen Schulen und in den Land-Parochialschulen sollte der Unterricht in allen Fächern mit Ausnahme der Religion und des Kirchengesanges in russischer Sprache erteilt werden. Ebenso in den städtischen Elementarschulen, in denen nur als Hilfsmittel bei den Anfängen des Unterrichts die Muttersprache herangezogen werden durfte. Am 17. Juli 1887 gab der Minister ausführliche Anordnungen über die Anstellung von Lehrern, die die russische Sprache beherrschten, und über die allmähliche Einführung der russischen Unterrichtssprache in den Mittelschulen für Knaben. Nach Ablauf von 5 Jahren sollten die Maturitätsprüfungen in russischer Sprache stattfinden, nur für die alten Sprachen war ein längerer Termin von 7 Jahren in Aussicht genommen.

Der Religionsunterricht sollte, wenn das auch nicht besonders ausgesprochen wurde, in der Muttersprache der Schüler erteilt werden. In einem Zirkular vom 10. Mai 1888 fand Kapustin sehr schöne Worte, um dieses zu begründen. »Es bedarf keines Beweises«, sagte er, »wie notwendig es behufs erfolgreicher Aneignung der Wahrheiten des Glaubens und zur Aufnahme sittlicher Mahnungen ist, dass die Schüler vollständig derjenigen Sprache mächtig seien, in der diese Wahrheiten und Mahnungen vorgetragen werden. Das Wort des Religionslehrers muss direkt zum Herzen des Zöglings gelangen; es verliert seine Kraft und Lebendigkeit, wenn der Schüler genötigt ist, dasselbe, so zu sagen, in seinem Kopf umzuarbeiten, zur Hilfe des Gedächtnisses und der Kombination zu greifen. Das Wort, dessen Bedeutung und Sinn mit Mühe verstanden wird, kann eine geistige Arbeit beim Schüler hervorrufen, aber es findet keinen Zugang zum Herzen«. Leider hat Kapustin nicht daran gedacht, diese Worte auch auf andere Unterrichtsfächer

anzuwenden, in denen der Lehrer auch zum Herzen und zum Gemüt des Schülers zu reden wünscht.

Nach der Veröffentlichung der »Temporären Regeln« vom 17. Mai 1887 verfügte der livl. Landtag im Juni die Schliessung der ritterschaftlichen Lehrerseminare in Walk und Dorpat und beauftragte den Landmarschall, dem Minister zu erklären, dass die Ritterschaft auf das ihr im Provinzialrecht gewährleistete Recht, an der Errichtung, Erhaltung und Verwaltung der Landvolksschulen teilzunehmen, habe verzichten müssen und den Minister ersuche zu erwirken, dass die tatsächlich lahmgelegten Organe der Landschulverwaltung nun auch förmlich aufgehoben würden. Baron Meyendorff hat diesen Auftrag erfüllt, indem er dem Minister Deljanow eine Denkschrift überreichte, in der auch die schwere Kränkung betont wurde, die der lettischen bäuerlichen Bevölkerung durch die Russifizierung der Volksschule zugefügt worden sei. Auch das Konsistorium seinerseits verfügte, dass die lutherischen Prediger nur noch den Religionsunterricht zu beaufsichtigen hätten.

Diese Beschlüsse waren sowohl dem Gouverneur als dem Kurator durchaus unangenehm, da die Schulverwaltung in eine sehr schwierige Lage geriet. Sinowjew selbst stellte fest, dass ca. 2000 Volksschulen im Gouvernement ohne jegliche Unkosten verwaltet worden seien, dass an 109 Schulverwaltungen 500 Personen ehrenamtlich tätig gewesen seien. Es würde schwer fallen, diese mit den örtlichen Verhältnissen vertrauten Personen durch Beamte zu ersetzen. Und Kapustin erklärte, dass er auch mit 160 Inspektoren nicht die bisherige Arbeit werde leisten können. Infolgedessen wurde das Gesuch der Ritterschaft lange Zeit unbeantwortet gelassen. Man suchte zu verhandeln, wobei die Ritterschaft immer wieder dafür eintrat, dass statt der temporären Regeln ein bleibendes, die Interessen der Volksschule und der Muttersprache wahrendes Gesetz erlassen würde.

Mit grösstem Freimut hat Meyendorff vor dem Kaiser und den Ministern für die Landschule gekämpft und es hervorgehoben, dass es doch nie gelingen werde, die Esten und Letten zu Russen zu machen. Ihm und der Livländischen Ritterschaft ist damals der Dank für ihr mannhaftes Auftreten aus der Mitte der estnischen und lettischen Bevölkerung ausgesprochen worden. Der bekannte Redakteur Alexander Waeber suchte auch persönlich Meyendorff auf und sprach ihm im Auftrage des Lettischen Vereins den warmen Dank des lettischen Volkes aus. Alle Verhandlungen verliefen aber resultatlos, obgleich die

schädlichen Folgen der »Temporären Regeln« immer deutlicher hervortraten. Erst durch die Revolution von 1905 wurden der Regierung die Augen geöffnet und in dem oft zitierten, vom Kaiser Nikolai II am 18. Juni 1905 bestätigten Beschluss des Ministerkomitees *) wurden in einer vernichtenden Selbstkritik alle schlimmen Folgen der bisherigen Schulpolitik in den Ostseeprovinzen verzeichnet. Es wurde alles das, was die baltischen Ritterschaften dargelegt hatten, als richtig anerkannt. Auch wurde festgestellt, dass die Schulen in keinem Fall zu Werkzeugen einer künstlichen Durchführung russifikatorischer Prinzipien gemacht werden dürften. Trotzdem aber gelang es nach Bewältigung der Revolution, abgesehen von einigen vorübergehenden Erleichterungen, nicht, für die Volksschule die Muttersprache wiederzugewinnen.

4.

Nachdem das Gesetz vom 10. April 1887 in betreff der Russifizierung der Mittelschulen publiziert worden war, machten die livl. Ritterschaft und die Städte, insbesondere die Stadt Riga, Versuche, gegen das Gesetz anzukämpfen oder seine Wirkungen wenigstens abzuschwächen. Es war aber alles vergeblich. Alle Einwendungen von pädagogischen Gesichtspunkten aus halfen nichts, da der Minister Deljanow unumwunden zugab, dass die Ziele des Gesetzes nicht pädagogischen, sondern politischen Charakters wären. Der erste Vorschlag, der gemacht wurde, bestand darin, dass der Zweck des Gesetzes, Erlangung einer gründlichen Kenntnis der russischen Sprache durch die Schüler, durch die Einrichtung einer russischen Repetitionsklasse nach Abschluss des deutschen Unterrichtskurses erreicht werden sollte. Er wurde sofort abgelehnt. Ein zweiter Vorschlag bestand in der Umwandlung der Landesschulen und der städtischen Schulen unter Verzicht auf alle Rechte in Privatschulen. Die Ritterschaft hat dann, nachdem am 18. Juni 1888 ihr Vorschlag abgewiesen worden war, auf dem Landtage im Oktober beschlossen, die Landesschulen Birkenruh und Fellin eingehen zu lassen. Dieses wurde mit ministerieller Erlaubnis bis zum Jahr 1892 durchgeführt. Dasselbe Schicksal teilten die kurländischen Landesschulen.

Das Schulkollegium und die Stadtverwaltung in Riga haben wegen der Umwandlung der Schulen in Privatschulen einen hartnäckigen

*) Abgedruckt im Kalender der Deutschen Vereine für das Jahr 1913.

Kampf geführt. Der Kurator erkannte zunächst die Berechtigung hierzu mündlich an, suchte aber derartige Absichten in Petersburg zu hintertreiben. Späterhin wollte er auf Grund mehrerer Gesetze, die aber von der Stadt ganz anders ausgelegt wurden, dieser überhaupt das Recht, Privatschulen zu unterhalten, absprechen. Am 4. August 1888 richtete das Schulkollegium ein ausführliches Schreiben an den Kurator, in dem es seine Stellung zur ganzen Frage der Russifizierung der Schulen darlegte und seine grossen Bedenken in betreff der sofortigen Einführung der russischen Unterrichtssprache mit den vorhandenen Lehrkräften und bei dem gegebenen Schülermaterial äusserte. Jeder Versuch, das schon jetzt zu tun, würde sich als undurchführbar erweisen oder nur einen Scheinerfolg haben. »Das Gesetz vom 10. April 1887« — so schliesst das Schreiben — »ordnet die Einführung der russischen Unterrichtssprache in allen den mittleren Knabenschulen an, in denen die Angestellten oder die Schüler die den Regierungslehranstalten gewährten Rechte und Vorzüge geniessen. Sollte das Ministerium es also nicht für möglich halten, auf Grund der ihm durch das Gesetz erteilten Ermächtigungen den Zeitpunkt für die Einführung der russischen Unterrichtssprache noch hinauszuschieben, so erklärt das Schulkollegium als dasjenige Organ, das die städtischen Schulen zu vertreten hat, dass es für das Rig. Stadtgymnasium und die Rig. Stadtrealschule auf die den Angestellten und Schülern der Regierungsschulen gewährten Rechte und Vorzüge Verzicht leistet«.

Der Kurator antwortete auf dieses Schreiben nicht, sondern teilte erst am 7. Oktober 1888 der Stadtverordnetenversammlung mit, dass der Minister eine Verschiebung der Ausführung des Gesetzes für unmöglich erkläre. Zugleich verlangte er die Bewilligung der Mittel aus der Stadtkasse für 4—5 ausseretatmässige Lehrer zur Durchführung des Gesetzes. Am 31. Dezember erstattete das Schulkollegium dem Stadtamt einen ausführlichen Bericht über alle bisherigen Verhandlungen. Es heisst in demselben unter anderem: »Das Schulkollegium ist nach wie vor überzeugt, dass unter den jetzt bestehenden Verhältnissen jeder Versuch, im Stadtgymnasium und in der Stadtrealschule die russische Unterrichtssprache einzuführen, nur mit dem Niedergange der Schulen enden kann, dass die altbewährten Bildungsstätten vernichtet und die Schulen der Verflachung und Halbbildung preisgegeben würden. Zur Erreichung eines solchen Zieles mitzuwirken dagegen muss das Schulkollegium, dessen Stolz und Freude es gewesen ist, im Laufe eines Jahrhunderts das städtische Schulwesen

seinem jetzigen Stande zuzuführen, sich entschieden verwahren«. Das Schulkollegium beantragte, die geforderte Bewilligung für die ausseretatmässigen Lehrer abzulehnen unter Hinweis auf die erwähnte Verzichtleistung. Die Stadtverordnetenversammlung nahm diesen Antrag an und billigte damit das Vorgehen des Schulkollegiums. Von der Regierung wurde aber diese Verzichtleistung für ungesetzlich erklärt und der Stadt mitgeteilt, dass die Leistungen für die städtischen Schulen obligatorisch seien, eine Verweigerung der Mittel oder eine Schliessung der Schulen daher nicht in Betracht komme. Zuletzt wurde der Streit gegenstandslos, da am 23. Mai 1889 auch in den Privatschulen die russische Unterrichtssprache eingeführt wurde. Ein Jahr darauf, am 17. April 1890, wurde dasselbe in betreff der Mädchenschulen bestimmt, womit dann die Russifizierung sämtlicher Schulen abgeschlossen war.

5.

Die Russifizierung der Schulen beschränkte sich nicht nur auf die Sprache, sondern dehnte sich auch auf die Pädagogik und allerlei Äusserlichkeiten (Uniform, Ranzen etc.) aus. Mit ihr hing auch zusammen, dass das Amt eines Rigaschen Stadtschulendirektors, das seit dem Jahr 1860 dem Direktor des Gymnasiums übertragen worden war, beseitigt wurde. An seine Stelle traten auch in Riga Volksschuldirektoren und -inspektoren. Die Tätigkeit des Schulkollegiums wurde entgegen den Bestimmungen des Provinzialrechts und entgegen dem bisherigen auch von Kapustin eingehaltenen Verfahren ganz auf wirtschaftliche Fragen beschränkt, so dass es selbst seine Aufhebung beantragte. Es blieb zwar noch bestehen, verlor aber in den nächsten Jahren noch weitere Tätigkeitsgebiete.

Um den Knaben wenigstens während der ersten Schuljahre und den Mädchen noch längere Zeit den Unterricht in der Muttersprache zu gewähren, wurden zahlreiche häusliche Schulkreise gegründet. Noch im Jahr 1888 hatte Kapustin der Stadt Riga geschrieben: »Welche Sprache die Kinder immer in ihrer Familie reden mögen, ihr Unterricht in der Schule muss jedenfalls in der Reichssprache erfolgen. Der Staat überlässt die häusliche Erziehung der Kinder dem freien Willen der Eltern, hält aber den Unterricht in der Schule unter seiner Aufsicht und weist ihm die gehörige Richtung an«. Trotzdem wurden später die häuslichen Kreise polizeilich und gerichtlich verfolgt.

Eine Folge der Russifizierung der Mittelschulen war natürlich, dass auch die Hochschulen in Dorpat und Riga von demselben Schicksal

betroffen wurden. In Dorpat wurde durch ein Gesetz vom 4. Februar 1889 die juristische Fakultät reorganisiert. Es wurden im Hinblick auf die bevorstehende Justizreform neue Fächer und für einige die russische Vortragssprache eingeführt. Im Juli 1889 wurden die Gerichtsinstitutionen der Universität aufgehoben. Am 20. November 1889 wurde ihr das Recht genommen, den Rektor, die Dekane und die Professoren selbst zu wählen. Sie wurden fortan vom Minister oder dem Kurator ernannt. Von dieser Zeit an wurde auch allmählich die russische Vortragssprache in allen Fakultäten bis auf die theologische eingeführt. Seit dem Jahr 1892 wurde in der Kanzlei die russische Sprache gebraucht. Im Jahr 1893 wurde die Stadt Dorpat in Jurjew umbenannt, womit auch die Universität den Namen Jurjew erhielt. Verschiedene Neuerungen führten dahin, dass das Allg. Universitätsstatut von 1884 fast gänzlich auch auf die Universität Dorpat-Jurjew angewandt wurde. Eine Ausnahmestellung erhielt diese nur in der Beziehung, dass seit 1897 die Absolventen der griechisch-orthodoxen geistlichen Seminare aufgenommen werden mussten. Das galt nur für Jurjew, Warschau und Tomsk. — Die Folgen zeigten sich bald. Dorpat hörte auf, der geistige Mittelpunkt des Landes zu sein. Im Jahr 1880 studierten an der Universität 863 Personen aus den Ostseeprovinzen und 152 aus dem Inneren des russischen Reiches. Im Jahr 1900 waren es 389 aus den Ostseeprovinzen und 1320 aus dem Reich, meist Seminaristen.

Anders als die Russifizierung der Universität Dorpat gestaltete sich die der zweiten baltischen Hochschule, des Rigaschen Polytechnikums. Am 29. September 1892 erfolgte die Vorschrift der Regierung über die Einführung der russischen Unterrichtssprache. Da sämtliche Schulen, die auf die Hochschule vorbereiteten, bereits russifiziert waren und eine Aussicht auf Erhaltung der deutschen Unterrichtssprache ausgeschlossen war, lag es im Interesse der Jugend, gerade diese Hochschule, die eine grössere Selbständigkeit besass, trotz russischer Sprache zu erhalten. Die Fortführung wurde unter der Bedingung beschlossen, dass die kaiserlich bestätigten Rechte des Verwaltungsrats nicht eingeschränkt würden, dass dem Polytechnikum die Rechte der übrigen technischen Hochschulen zuerkannt würden und dass der Bestand des Lehrpersonals möglichst unverändert bliebe. Da das Polytechnikum ganz von den Standschaften unterhalten wurde und damals vom Staate finanziell unabhängig war, konnte es sich seine eigene Verfassung und Verwaltung, seine Autonomie auch in dieser Zeit

wahren und namentlich die Lehrstühle selbst besetzen. In manchem Kampf hat sich die Verwaltung der Hochschule ihre Rechte zu wahren gesucht. Die Livl. Ritterschaft, die sich 1893 von der Teilnahme an der Verwaltung zurückgezogen hatte, hat im Mai 1908 wieder ihre Subventionen gezahlt und ihre Delegierten in den Verwaltungsrat entsandt.

Wenn auch die Folgen der Umwandlung unserer Schulen sich natürlich auf den verschiedensten Gebieten unseres deutschen und lettischen Volkslebens sehr bald bemerkbar machten, so ist doch der Hauptzweck, eine grössere Annäherung an das russische Reich herbeizuführen und die Letten, Esten und Deutschen zu Russen zu machen, nicht erreicht worden. Es ist vielfach das Gegenteil von dem, was man wollte, bewirkt worden. Wie man sich gegen den russischen Einfluss zu schützen suchte, kann hier nicht weiter dargelegt werden. In den Revolutionsjahren 1905—06 war es dann möglich, den Kampf um die Erneuerung unseres Schulwesens wieder aufzunehmen *). Freilich gingen nicht alle Wünsche in Erfüllung, aber es wurde doch wenigstens in den Privatschulen die Muttersprache wieder gestattet.

6.

Den Schlusstein in der Russifizierungsarbeit der achtziger Jahre bildet die sogenannte Justizreform des Jahres 1889. Schon lange war in den Ostseeprovinzen selbst anerkannt worden, dass unsere Rechtspflege und unser Gerichtsverfahren reformbedürftig seien. Es hatten auch bereits in den sechziger Jahren lebhafte Verhandlungen in betreff einer baltischen Justizreform stattgefunden. Der Generalgouverneur W. Baron Lieven hatte 1864 eine aus Vertretern der Ritterschaften, der Städte und der Universität Dorpat zusammengesetzte Zentral-Justizkommission einberufen, deren Entwürfe nach dem Urteil des Professors Engelmann vortrefflich waren. Aber sie sind nicht zur Ausführung gelangt. Die russische Regierung hatte andere Pläne. Sie wollte das russische Justizwesen einfach auf die Ostseeprovinzen übertragen. Es sollte keine organische Entwicklung erstrebt werden, sondern ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit eintreten. Nachdem am 8. Juni 1888 das russische Polizeisystem eingeführt worden war, folgte am 9. Juli 1889 das Gesetz über die Reorganisation des Gerichtswesens.

---

*) Vergl. B. Hollander, Die Wiedererweckung deutscher Schulen vor 25 Jahren. Jahrbuch des baltischen Deutschtums f. d. Jahr 1931. S. 115 ff.

Am 28. November, dem Gedenktag der Gewährung des Privilegium Sigismundi Augusti vom Jahr 1561, in dem die Rechte und Freiheiten des Landes garantiert worden waren, wurden vom Justizminister Manassein die neuen Gerichtsinstitutionen eröffnet. In dem genannten Privilegium heisst es: »Da nichts das gemeine Wesen so sehr erschüttern kann, als Veränderung der Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche, so haben Ew. K. M. schon im voraus durch den Fürsten Nik. Radziwill die schriftliche Versicherung erteilt, dass die Provinz und alle Stände bei deutscher Obrigkeit und eigenem deutschen Rechte erhalten werden sollen«. Jetzt wurde nicht nur eine neue Gerichtsverfassung eingeführt, sondern es wurden auch die 3 Landessprachen durch die russische ersetzt, und anstelle der einheimischen Richter traten landfremde, die mit den hiesigen Verhältnissen und den Landessprachen in keiner Weise vertraut waren. Am 27. November hatten die letzten feierlichen Sitzungen des Livl. Hofgerichts und des Rigaschen Rates stattgefunden. Mit Gottesdiensten in der St. Jakobi- und St. Petri-Kirche in Riga beendeten die alten Gerichtsbehörden ihre Tätigkeit.

In dem Abschiedsgruss, den das Landratskollegium dem Rate sandte, heisst es zum Schluss: »Mit dem Rat der Stadt Riga wird der letzte festgestaltete Verfassungskörper verschwunden sein, dessen Anfänge in die Anfangszeit des Deutschtums, der Zivilisation und des Christentums in Livland hinaufreichen. Nicht anders als mit tiefempfundener Trauer kann die Livl. Ritterschaft zur Tatsache Stellung nehmen, dass der vornehmste verfassungsmässige Hort des deutschen Bürgertums in Livland fortan nur noch der Geschichte angehören soll. In dem Umstande aber, dass die Geschichte eine so hoch ehrenvolle gewesen, liegt die Gewähr für die Zukunft und der Grund zur Hoffnung auf die Unvergänglichkeit so langer, treuer Arbeit«.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Lettlands Stellungnahme in Genf: für kollektive Sicherheit

In der Generaldebatte zum italienisch-abessinischen Konflikt nahm u. a. auch Generalsekretär W. Munters das Wort. Unter Hinweis auf die Rede des englischen Aussenministers Hoare, in welcher dieser für eine genaue Durchführung der aus dem Völkerbundpakt sich ergeben-

den Verpflichtungen eintrat, führte W. Munters u. a. folgendes aus: »Wir sind oft genug den Fragen aus dem Wege gegangen, wo der Sachverhalt kategorisch das Einhalten der Prinzipien verlangte, die sich aus den im Völkerbundpakt feierlich proklamierten gerechten und ehrenvollen Beziehungen unter den Staaten ergeben. Unsere Absicht, diese Prinzipien anzuwenden, hat oft mit einem Misserfolg geendet. Wir haben oft solche politische Lösungen sanktioniert, die man nicht mehr als einen ärmlichen Notbehelf ansehen konnte. Die Folge davon war die, das einzelne Staaten sogenannte Zusatzgarantien des Friedens und der Sicherheit zu suchen begannen, die doch das letzte Ziel der Politik aller Staaten sind . . . Wenn wir alle dieselbe Ansicht über den Charakter der Verpflichtungen hätten, die wir als Glieder des Völkerbundes übernahmen, dann gäbe es keine Notwendigkeit für Zusatzgarantien zum internationalen Frieden und der Sicherheit. Die Paragraphen 10, 16 und 17 des Völkerbundpaktes können keinen Zweifel bestehen lassen über die politischen und militärischen Bindungen, die sie jedem Völkerbundmitgliede auferlegen. Und doch ist es ein allen bekanntes Faktum, dass es keine Einmütigkeit in der Interpretation ihrer Bedeutung und Anwendung gibt. Theorie steht gegen Theorie, Doktrin gegen Doktrin, während die Respektierung der freiwillig und feierlich unterschriebenen Bindungen schwindet und die Doktrin der Macht neue Anhänger gewinnt. Das politische Ansehen des Völkerbundes muss erneuert werden, — so bald als möglich. In diesem Geiste begrüsse ich im Namen der lettländischen Delegation die Deklaration des englischen Aussenministers, die alle Elemente für eine konstruktive Arbeit zum erfolgreichen Aufrechterhalten und zur Mehrung der Autorität des Völkerbundes enthält.

Die kollektive Sicherheit war der Kern der Rede, mit der die allgemeine Debatte begann. Die kollektive Sicherheit ist ihrem Wesen nach die Grundlage des Völkerbundes und wir unterstützen diese in vollem Masse. Nun ist der Moment eingetreten, wo der Begriff der kollektiven Sicherheit den Platz einnehmen muss, der ihm als Grundprinzip des Völkerbundpaktes zukommt . . . Doch die Worte über kollektive Sicherheit und kollektive Verantwortung dürfen nicht nur auf dem Papier bleiben. Je eher sie zur Wirklichkeit werden, um so eher wird der Prozess der moralischen Wiedergeburt des Völkerbundes beginnen, den alle Völker sehnlichst erwarten«.

Die Rede Generalsekretärs W. Munters hat eine besonders günstige Aufnahme bei der englischen Delegation gefunden.

Gesandten-Revirement

Staatspräsident A. Kweesis hat den bisherigen Gesandten in Moskau Dr. A. Bihlmans auf denselben Posten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika versetzt. An seine Stelle in Moskau tritt der bisherige Gesandte in Reval R. Leepinsch, während zum Gesandten in Reval der bisherige Gesandte in Berlin Ed. Kreewinsch ernannt wurde. Zum Gesandten in Berlin wurde bekanntlich das frühere Stadthaupt von Riga H. Zelminsch ernannt. Das Revirement findet zum 1. Oktober d. J. statt.

15 Jahre Agrarreform

Der lettischen Presse entnehmen wir folgende Daten über die Durchführung der Agrarreform. Vor Durchführung der Agrarreform seien 48,12% Gutsland gewesen und nur 39% in Händen lettischer Bauern. Die Konstituierende Versammlung nahm am 16. September 1920 den ersten Teil des Agrargesetzes an, wonach der Landfonds gegründet wurde. Dem Landfonds wurde das gesamte Gutsland zugeteilt. Dieses wurde entschädigungslos den früheren Besitzern enteignet. Zum Landfonds zählten insgesamt 1.695.823 ha Land, von denen heute bereits 1.687.479 ha aufgeteilt sind und zwar in 195.855 Einheiten. Von diesen Einheiten seien 66.000 Wirtschaften landwirtschaftlichen Charakters, 11.900 Pachtstellen, 11.000 Einheiten Handwerkerland, 50.000 Zuschnitt- und Grenzabrundungen, 8500 Wirtschaften für staatliche, kommunale und öffentliche Organisationen. Ferner wurden 3500 Industrieobjekte, 3000 Fischerwirtschaften, 2500 Gartenwirtschaften u. a. m. zugeteilt.

Die Presse hebt besonders die bevölkerungspolitische Seite der Agrarreform hervor, wobei das Land als die lebendige Quelle der Volkskraft bezeichnet wird. Es seien etwa 7800 neue landische Wirtschaften entstanden, die etwa ¼ Million Menschen an das Land binden. Der Neuwirt sei heute schon kaum mehr vom alten Wirt zu unterscheiden. Die neuen Kräfte hätten der Entwicklung auf dem Lande einen starken Auftrieb gegeben.

Die Volksgruppen in Lettland

Auf Grund der diesjährigen Zählung veröffentlicht das staatliche statistische Büro folgende Zahlen über die Volksgruppen in Lettland.

	1935	%	1930	%	Auf d. Lande 1935	Auf d. Lande 1930	In den Städten 1935	In den Städten 1930
					%		%	
Letten	1 472 612	75,50	1 394 957	73,42	81,84	79,90	65,13	62,23
Deutsche	62 144	3,19	69 855	3,68	0,89	0,93	7,19	8,42
Russen	206 499	10,59	201 778	10,62	12,52	12,28	7,21	7,75
Juden	93 479	4,79	94 388	4,97	0,56	0,56	12,18	12,58
Polen	48 949	2,51	59 374	3,12	1,40	2,05	4,44	4,99
Weissrussen	26 867	1,38	36 029	1,90	1,46	2,33	1,23	1,14
Litauer	22 913	1,17	25 885	1,36	1,11	1,27	1,30	1,52
Esten	7 014	0,36	7 708	0,40	0,30	0,34	0,46	0,52
Andere	8 946	0,46	8 566	0,45				
Unbekannte	1 079	0,05	1 505	0,08				
Zusammen	1 950 502		1 900 045					

In Riga sei der Prozentsatz der Letten von 60,29% im Jahre 1930 auf 63,64% im Jahre 1935 gestiegen. —

250 Jahrfeier der Bibelübersetzung

Am 22. September fand die 250 Jahrfeier der durch Pastor Ernst Glück besorgten ersten Bibelübersetzung ins Lettische statt. Erzbischof Dr. T. Grinbergs wurde in Alūksne unter den von Pastor Glück gepflanzten Eichen von den örtlichen Organisationen von Alūksne erwartet. Auf dem Gang zur Kirche wurden dem Erzbischof von der Schuljugend Blumen gestreut. Während des Festgottesdienstes wurden durch den Erzbischof 6 Kandidaten der Theologie zu Pastoren ordiniert.

In der lettischen Presse wird die Arbeit Glücks ausführlich gewürdigt, auch die Schwierigkeiten, die sich in sprachlicher Hinsicht der Übersetzung entgegenstellten. Die Glücksche Bibel habe das spätere lettische Schrifttum stark beeinflusst. Glücks Bibel sei als Grundlage des lettischen Schrifttumes zu werten. Auch der Persönlichkeit Glücks wird Anerkennung gezollt. Er sei ein Kämpfer für die Gerechtigkeit gewesen, auch habe er mit seinen Mitteln 3 Schulen unterhalten, in denen Lehrer herangebildet wurden.

Glück wurde 1652 in Sachsen geboren und starb 1705 in Russland, wohin er mit seiner Familie bei der Eroberung des damaligen Marienburg durch die Russen verschleppt worden war.

Römisch-katholische theologische Fakultät

Auf der Sitzung vom 11. September beriet der Universitätsrat das Gesetzprojekt über die Gründung einer römisch-katholischen Theo-

logie-Fakultät an der Lettländischen Universität. Der Universitätsrat beschloss, die Gründung zu unterstützen.

Ministerkabinettsbeschlüsse

Auf der Sitzung vom 12. September wurde das Gesetz über den wissenschaftlichen Forschungsfonds an der Lettländischen Universität angenommen. Die Mittel zu diesem Fonds kommen aus dem Staatsbudget, aus den speziellen Mitteln der Universität, vom Kulturfonds und von privaten Schenkungen. Die Mittel des Fonds dürfen nur zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen zugesprochen werden. Den Fonds verwaltet ein vom Universitätsrat gewähltes Komitee aus 6 Personen, dessen Vorsitz der Rektor hat. Die Mittel dürfen nur zum Studium konkreter Probleme in Anspruch genommen werden. Nach Schluss der Forschungen ist eine Abrechnung über die verwendeten Mittel vorzulegen.

Das Flugfest auf der Spilwe

Zu dem am 8. September stattgehabten Flugfest, welches zwecks Förderung des Flugwesens alljährlich veranstaltet wird, hatten sich über 60.000 Besucher eingefunden. Das Fest gab einen Überblick über unser Flugwesen, da an der Parade ausser den Heeresflugzeugen auch die Maschinen des Aero-Klubs und der Schutzwehr sowie einige Segelflugzeuge teilnahmen. Es handelte sich dabei um etwa 50 Maschinen.

Die Spenden in den Fonds der Militärflieger betrugen bis zum 14. September Ls 880.000. —

ESTLAND

Innenpolitik

Die Frage der Ausarbeitung einer neuen Verfassung ist in der letzten Zeit wieder akut geworden. Bekanntlich hatte schon zu Anfang des Jahres der Staatsälteste sich dahin geäussert, dass eine neue Verfassung notwendig werden würde, wobei in näherer oder fernerer Zukunft dem Volke die Frage vorgelegt werden solle, ob eine neue verfassungsgebende Versammlung einberufen werden soll, die über die Neuordnung des Staates zu beschliessen hätte. Als der Staatsälteste Ende August aus Anlass der landwirtschaftlichen Ausstellung und der »Estnischen Woche« in Dorpat weilte, erklärte er in einer Rede während eines offiziellen Soupers, er werde nicht früher Wahlen vornehmen lassen, als bis er die Überzeugung gewonnen habe, dass

die Krankheitserscheinungen im estnischen Staatsorganismus vollkommen überwunden seien. Ein zweites Fieber müsse für den Staatsorganismus katastrophal enden. Dabei hätte die Staatsregierung aber keinen grösseren Wunsch, als den, dass die Zeit bald kommen möge, wo sie die staatliche Macht einer arbeitsfähigen Volksvertretung übergeben könnte. Aufgabe der Gesellschaft wäre es jetzt, in ihrer geistigen Einstellung sich gemässigt-demokratisch umzuorientieren, um dadurch den Gesundungsprozess im Staatsleben zu beschleunigen.

Gleichfalls während der Ausstellung in Dorpat kam auch der Chef des staatlichen Propagandaamtes in einer Ansprache auf den bevorstehenden Neubau des Estnischen Staates zu sprechen. Er meinte, die neuen Wege, die das estnische Leben in Zukunft gehen werde, zeichneten sich immer deutlicher und deutlicher ab. Die Organisierung der Berufe, mit der schon seit einiger Zeit begonnen worden ist, werde zu Ende geführt werden. Damit hoffe man die berufstätigen Kreise zweckmässiger als bisher an der staatlichen Aufbauarbeit beteiligen zu können. Das sei aber nicht alles. Die derzeitige (praktisch ausgeschaltete) Staatsversammlung werde nicht mehr zusammentreten, dafür werde aber eine Volksversammlung einberufen werden, wenn die nötigen Vorarbeiten durchgeführt seien. Diese Volksversammlung werde aus Vertretern zusammengesetzt sein, die zum Teil direkt vom Volke gewählt, zum Teil von den berufsständischen Organisationen entsandt würden. Aufgabe dieser Volksversammlung werde es sein, die Staatsverfassung zu revidieren und zu verbessern, daneben werde sie aber auch die laufende gesetzgeberische Arbeit zu erledigen haben. Die kommenden Wahlen würden nach dem reinen Personalprinzip vorsichgehn, wobei nach Wahlbezirken gewählt werden würde. Aus diesen Plänen der Regierung sei ersichtlich, dass die Staatsreform auf gesetzgeberischem Wege vorsichgehn werde. Man müsse aber verstehen, dass die Erneuerung des Staates grosser Vorbereitungen bedarf.

Nun ist aber in den letzten Tagen die Frage der Verfassungsänderung ganz unerwarteterweise dadurch besonders akut geworden, dass beim Präsidium der Staatsversammlung zwei Anträge auf Verfassungsänderung auf dem Wege des Volksbegehrens eingereicht worden sind. Der eine von ihnen ist von dem ehemaligen offiziellen Leiter der Vapsenbewegung General a. D. Larka unterzeichnet. Der Entwurf will die Rechte des Parlaments wieder erweitern. Dagegen enthält

der andre Entwurf Bestimmungen, welche die Vollmachten des Staatsältesten noch wesentlich vergrössern sollen.

Die Regierung hat diese Anträge damit beantwortet, dass der Staatsälteste auf dem Dekretwege eine Novelle zum Gesetz über den Schutzzustand erlassen hat, welche folgendes besagt: »Wenn der Schutzzustand im Gebiete des ganzen Staates erklärt ist, kann ein Volksbegehren und eine auf dem Wege des Volksbegehrens vorzunehmende Volksabstimmung nur in dem Falle durchgeführt werden, wenn der Staatsälteste befindet, dass ihre Durchführung die Staatsordnung und die öffentliche Sicherheit nicht gefährdet. Im Falle eines abschlägigen Bescheides des Staatsältesten gelten alle Massnahmen in diesen Sachen für beendet«. In Begründung dieses Dekrets durch die Regierung ist u. a. folgendes gesagt: »Der § 26 der Verfassung ermöglicht die Einschränkung aller verfassungsmässigen Bürgerrechte, darunter auch die Einschränkung des Rechtes der Ausübung der Staatsgewalt. Hierunter fällt fraglos auch die Einschränkung des Rechtes auf die Initiative für ein Volksbegehren. Der Staatsälteste, der laut Verfassung die Verantwortung für die Ordnung und Sicherheit des Staates trägt, muss auch das Recht haben, in ausserordentlichen Fällen, wenn der Schutzzustand erklärt worden ist, die Vornahme eines Volksbegehrens zu verhindern, wenn er befindet, dass mit dessen Durchführung eine Gefährdung der staatlichen Ordnung oder andre unerwünschte Erscheinungen verbunden sein könnten«.

Den beiden eingebrachten Verfassungsänderungsentwürfen haben fast alle estnischen Blätter längere oder kürzere Leitartikel gewidmet, wobei diese Entwürfe eine ganz allgemeine Ablehnung fanden.

Ganz besonders interessant war ein längerer im »Uus Eesti« erschienener Artikel aus der Feder des bekannten estnischen Verwaltungsrechtlers Eugen Maddisoo (Maddison), der als einer der besten Kenner des estnischen Staats- und Verwaltungsrechtes gilt. In diesem Artikel äusserte Herr Maddisoo die Ansicht, dass bei einer richtigen Auslegung der Bestimmungen der geltenden Verfassung A. Larkas Verfassungsänderungsentwurf auch unabhängig von dem neuen Dekret nicht zur Volksabstimmung gebracht werden dürfte. Denn zur Volksabstimmung dürften nur Anträge kommen, die auf die Inkraftsetzung eines Gesetzes im materiellen Sinne gerichtet sind, nicht aber Anträge, die unter dem Deckmantel eines Gesetzes tatsächlich die Durchführung eines administrativen Aktes bezwecken. Der vorliegende Antrag des General a. D. Larka bezwecke aber weniger

die Verbesserung der Verfassung als unter dem Deckmantel einer solchen die Beseitigung des Schutzzustandes, also die Vornahme eines Administrativaktes. »Dennoch kann«, bemerkt der Verfasser abschliessend, »zum Schluss nicht unerwähnt bleiben, dass die Tatsache, dass zwei Verfassungsänderungsentwürfe mit entgegengesetzter Zielrichtung eingereicht worden sind, ein genügendes Zeichen dafür ist, dass in der Frage der Verfassung bei uns nicht alles in Ordnung ist, und dass die Ausarbeitung einer neuen Verfassung in der allernächsten Zeit vorgenommen und so durchgeführt werden müsste, dass nicht jeder dritte oder vierte Mann mit seinen nicht ordentlich durchdachten Plänen vor das Volk treten kann«.

Intensivierung der staatlichen Innenpropaganda

Durch Dekret des Staatsältesten ist das staatliche Propagandaamt neu organisiert worden. Das Amt, das bisher dem Innenministerium angegliedert war, ist jetzt von diesem Ministerium abgetrennt und direkt dem Ministerpräsidenten unterstellt worden. Nach der neuen Regelung wird der Leiter des Propagandaamtes auf Vorschlag des Ministerpräsidenten vom Staatsältesten ernannt und geniesst in seinem Ressort die Rechte eines Ministers, womit er an den Sitzungen der Regierung ohne Stimmrecht teilnimmt und auf denselben auch das Wort ergreifen kann.

Im einzelnen werden dem Amt folgende Aufgaben übertragen: 1. Das Amt hat in allgemein völkischen Angelegenheiten die Initiative zu ergreifen und für die Durchführung der gestellten Aufgaben zu sorgen; 2. Es hat die Arbeit der Gesellschaft auf dem Gebiete der Presse, der Kunst, des Theaters, des Kinos, des Sports usw. zu fördern; 3. Es muss einer Zersplitterung der gesellschaftlichen Kräfte entgegenarbeiten und für eine Vertiefung des völkischen Einheitsbewusstseins wirken; 4. Es hat die Arbeit der estnischen Jugendbewegung zu vereinheitlichen; 5. Es wirkt bei der Vereinheitlichung der Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit; 6. Es hat das Ausland laufend über die Ereignisse im estnischen staatlichen und völkischen Leben zu orientieren. — Diese Unorganisation des Propagandaamtes deutet wohl darauf hin, dass eine Intensivierung der staatlichen Innenpropaganda bevorsteht, besonders, da bereits vor dieser Massnahme der Regierung in der estnischen Presse darauf hingewiesen worden war, dass die staatliche Propaganda bei uns noch in den Kinderschuhen stecke und entwickelt werden müsse.

Neben dem staatlichen Propagandaamt steht der Regierung noch eine andre Organisation für die Propagierung ihrer Ideen unter der Bevölkerung zur Verfügung. Das ist der Anfang März dieses Jahres gegründete »Vaterländische Verband« *). Dieser Verband hat im Laufe der letzten Monate eine Reihe von völkischen Feiern veranstaltet. In der Festrede zur grossen Feier in Elwa bei Dorpat äusserte sich der stellvertretende Ministerpräsident K. Eenpalu: »Wenn wir eben gesungen haben »Vater, Du hast unsre Vorväter in den Zeiten der Dämmerung erhalten«, so haben wir Sänger diesen Vers so gedeutet, dass der Allmächtige uns Esten Seelen- und Geistesstärke gegeben hat und uns über die historische Bedrückungszeit Estlands hinweggeholfen hat. Auf Hunderte, ja Tausende von Jahren der Selbständigkeit folgte für unser Volk eine Zeit der Fremdherrschaft, und die Zeit des Wiedererstehens unsrer Selbständigkeit erscheint uns wie eine solche nach einer fremden Okkupation, die wir unter dem Schutze derselben seelischen Kräfte überstanden haben, die uns auch schon früher und auch später erhalten haben. Ebenso wie viele andre Völker trotz ihrer Fähigkeiten und ihrer Arbeitskraft Fehltritte gemacht haben, haben auch wir Irrwege gehen müssen, und wenn vor hundert Jahren eine Reihe von grossen Nationen weit von ihrer heutigen Entwicklung entfernt waren und schwere Kämpfe durchmachen mussten, so darf man sich nicht wundern, dass wir, klein an Zahl, seinerzeit vor dem überlegenen Gegner kapitulieren mussten«. Und an einer weiteren Stelle des Vortrages hiess es: »Das ganze Volk muss das einheitliche Ziel seines Schicksals kennen. Statt Zersplitterung sind wir berufen eine Einheit zu bilden, an die Stelle des Kampfes muss die gesellschaftliche Zusammenarbeit treten. Sowohl die einfachen als auch die geistigen Arbeiter — alle dienen sie ihrem Volke und schreiten auf dem Wege der Ewigkeit, auf welchem unsre Vorfahren zur Zeit unsrer früheren Selbständigkeit durch Tausende von Jahren gegangen sind, und der uns auch noch weiter durch Tausende von Jahren führen wird«.

»Einen Grundsatz«, fuhr der Ministerpräsident dann fort, »muss ich noch aussprechen, nämlich den, dass zwischen der Regierung und dem Volke ein Vertrauensverhältnis bestehen muss. Es wäre ein Irrtum anzunehmen, dass wir die Arbeit unsres Volkes nur nach fremdem Beispiel organisieren wollen. Nein, wir wollen unser Leben auf unsern eignen estnischen Lehren aufbauen, auf den Lehren unsrer eignen Ge-

*) Vgl. Balt. Monatshefte 1935 Nr. 4.

schichte«. Die Rede schloss mit den Sätzen: »Gesegnet das Volk, das zahlreich wie der Sand am Meere ist, natürlich in seiner eignen gegebenen Heimat. Auf dass das wahr werde, ist Glauben nötig. Das Estentum hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen, unser Tag steht noch bevor«.

Diese Rede des Ministerpräsidenten Eenpalu sei hier als Beispiel dafür angeführt, in welcher Weise der »Vaterländische Verband« arbeitet. Auf derselben Feier hielt ausserdem noch der Vorsitzende der Ortsgruppe Dorpat des Verbandes Stadthaupt Tönisson eine Ansprache, in welcher er sagte: »Die Staatsregierung will den Kontakt mit dem Volke auch nach der Sistierung der Parteien nicht verlieren, aber die Sorge dafür, dass dieser Kontakt nicht verlorengehe, darf nicht nur der Staatsregierung überlassen bleiben sondern auch die Staatsbürger müssten dafür sorgen. Zu diesem Zweck ist der »Vaterländische Verband« geschaffen worden«.

Staatlich vereinheitlichte Jugendarbeit

Am 17. und 18. August tagte der zweite allstaatliche Kongress der landischen Jugend, auf dem eine Reihe von Referaten gehalten wurden. Das wichtigste von ihnen war das des Direktors der Agrarbank Dr. W. Johanson. Vor allen Dingen müsste, so hiess es da, bei der Erziehung der estnischen Jugend aller internationale Beigeschmack verschwinden. Die Jugend müsste in einem rein völkischen estnischen Sinne geleitet werden. Es müsste eine allgemeine Jugendorganisation geschaffen werden, die neben der Schule erzieherische Aufgaben erfüllen und auf dem Grundsatz der eignen Initiative der Jugend aufgebaut sein müsste. In allen Städten, Flecken und Landgemeinden müssten örtliche Jugendgruppen gebildet werden, denen zwangsmässig alle Jugendlichen vom 10.—20. Lebensjahr anzugehören hätten. Aufgabe dieser Jugendgruppen wäre es, dem estnischen Staate völkisch empfindende, gut ausgebildete, arbeitsfreudige und staatlich denkende Staatsbürger zu erziehen.

Mit diesem Referat befasste sich das Dorpater »Uus Söna« in einem Artikel, in welchem der Grundgedanke des Zwangs für die estnischen Verhältnisse als etwas völlig Neues bezeichnet wurde. Zwangsorganisationen hätten den Esten bisher gefehlt. Zum Schluss meint das Blatt: »So dürfte es klar sein, dass in der nächsten Zukunft bestimmte Vorschläge und Massnahmen zur Gründung derartiger zwangsmässiger Jugendorganisationen folgen werden. Daher hat unsre Ge-

sellschaft allen Grund, die Folgen des Hineintragens eines derartigen neuen Grundsatzes in unser gesellschaftliches Leben mit Spannung zu erwarten und die Anwendung des Prinzips des Zwanges sorgfältig zu verfolgen«.

Grenzmarkenpolitik

Eine besondre Beachtung finden neuerdings in der estnischen Öffentlichkeit die Gebiete an der Ostgrenze (das Petschurgebiet und das Transnarwa-Gebiet), die keine rein estnische Bevölkerung aufweisen, sondern wo die Russen sehr zahlreich vertreten sind und in einzelnen Gemeinden sogar die Mehrheit bilden.

Am 10. September stattete der Staatsälteste in Begleitung des Oberkommandierenden General Laidoner und des Wehrministers Lill dem Petschurgebiet einen Besuch ab, wobei sowohl die Stadt Petschur als auch verschiedene Landgemeinden aufgesucht wurden. Es war dieses das erste Mal, dass der Staatsälteste in diesem Gebiete etwas länger verweilte.

Auch die estnische Presse widmet neuerdings den Grenzgebieten verschiedene Leitartikel. So schrieb das »Uus Söna« unter der Überschrift »Ein Staat und ein Volk«: »Unsre Zukunft liegt in der staatlichen und völkischen Einheit, und daher darf man sich nichts erlauben, was gegen den Gedanken und das Gefühl der Einheit verstösst. Leider haben unsre »Wissenschaft« und sogar die amtlichen Volkszählungen diesen Unterschied künstlich aufrechterhalten. Aber diese Unterscheidung muss sowohl im Gebiete von Petschur als auch im Gebiete jenseits des Narwaflusses unterbleiben«. (Gemeint ist hier augenscheinlich die Unterscheidung zwischen den Esten und den Setus im Petschurgebiet und den Ingriern im Transnarwagebiet).

Dasselbe Blatt brachte in einer andern Nummer einen Leitartikel unter der Überschrift »Die Frage der Grenzgebiete«. Hier hiess es u. a. folgendermassen: »Bei uns liegt in der Frage der Grenz- und Randgebiete der Schlusspunkt an der Ostgrenze. Bei der kulturellen Entwicklung dieser Gebiete bildet weniger deren Entfernung vom Zentrum des Landes ein Hindernis als vielmehr deren im Verhältnis zum übrigen Estland fremdes und zu einem andern Volkstum gehöriges Element. Einen grossen Teil der Bevölkerung bilden hier die Russen, die unsre Grenzgebiete vom Finnischen Meerbusen bis zu unsrer Südgrenze bewohnen. Nördlich vom Peipussee tritt dieses Element vermischt mit den lutherischen Ingerern und den orthodoxen Isuriern, südlich von diesem See vermischt mit den Setus auf.

Da diese Gebiete in der geschichtlichen Vergangenheit dauernd unter russischem Einfluss gestanden haben, so sind sowohl die Isurier und die Ingerer als auch die Setus in ihrer Entwicklung zum Teil zurückgeblieben und haben sogar in ihrer Lebensweise so manches vom Slaventum übernommen, was in vieler Beziehung negative Elemente enthält.

Wenn auch der Zufluss slavischen Blutes jetzt durch die Staatsgrenze gehindert ist, so kann man doch nicht hoffen, dass der zum estnischen Volkstum gehörige Teil der Bevölkerung ohne eine merkliche Unterstützung von hier die Lebensweise der Russen genügend positiv beeinflussen könnte, da er noch selbst in so mancher Beziehung einer kulturellen Aufklärungsarbeit bedarf.

Schon die Interessen der Staatsverteidigung verlangen, dass in den Grenzgebieten eine vollkommen staatstreue und zuverlässige Bevölkerung lebe, umsomehr als auch Räterussland an unsrer Ostgrenze zielbewusst Umsiedlungen vorgenommen hat und die Einwohner estnischen Volkstums forttransportiert und an deren Stelle Russen aus dem Inneren gebracht hat.

Vereinzelte Umsiedlungen von unsrer Grenze am Peipussee, wo russischen Fischer im Westen des Landes (in der Wiek) angesiedelt wurden, sind nicht gerade vorausschauend durchgeführt worden, da diese Russen auch an ihrem neuen Wohnort zusammen angesiedelt wurden, wodurch deren Umerziehung in kultureller Beziehung (soll wohl heissen Estisierung) sehr viel schwerer vor sich gehen dürfte.

Zurzeit gibt es an unsrer Ostgrenze viele Dörfer und Gebiete, wo das estnische Element fast ganz fehlt oder nur ganz schwach vertreten ist. Diesen vereinzelten estnischen Familien droht sogar bis zu einem gewissen Grade eine Russifizierung, da die Umgebung der aus Mischehen hervorgehenden Kinder sich aus russischsprechenden Menschen zusammensetzt. Hier wird es nötig sein, neues estnisches Blut zuzuführen, indem hier zielsicher Esten angesiedelt werden, die schon allein durch ihre Arbeit, ihr Beispiel und ihre Gesinnung das örtliche Element völkisch beeinflussen würden«. Diese Worte des »Uus Söna« zeigen deutlich, was für eine Grenzmarkenpolitik die Esten einzuschlagen im Begriffe sind.

Am 11. September fand in Petschur ein estnisches Sängerfest statt, an dem etwa 400 Sänger aus dem ganzen Gebiete teilnahmen. In der Festrede, die der Gehilfe des Innenministers H. Kukke hielt, sagte er

u. a.: »Die heutige Feier zeigt, dass das estnische Volk von der einen Grenze des Staates bis zur andern ein einheitliches Volk ist, ein Blut, eine Sprache, eine Rasse und ein und dieselbe Kultur«.

Feier des Buchjahres

Am 8. September wurde das 400-jährige Jubiläum des estnischen Buches festlich begangen. Bekanntlich ist das älteste in estnischer Sprache gedruckte Buch, der Wanradt-Köllsche Katechismus, im Jahre 1535 gedruckt worden. Aus diesem Anlass wurde der Katechismus, der sich als Fragment im Besitze der Estländischen Literärischen Gesellschaft befand, von dieser dem estnischen Staate geschenkt und dem Staatsältesten feierlich überreicht. Überall im Lande fanden an diesem Tage Feiern statt.

Hitlerjungen in Estland

Eine Gruppe westfälischer Hitlerjugend besuchte Anfang August Estland. U. a. besuchten sie auch auf eine Einladung hin das Lager der estnischen Jungen Aden bei Werro. Hier gab der Führer der Gruppe der Hitlerjugend G. Breipohl den estnischen Gastgebern einen Überblick über die Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung und die Organisation der Hitlerjugend und überreichte darauf dem Chef des Stabes der Jungen Adler ein Fahrtenmesser als Andenken. Dem Referate G. Breipohls folgte eine Aussprache, in welcher estnischerseits die verschiedensten Fragen gestellt wurden. Nachher hielt der Chef des Stabes der Jungen Adler, Tedresoo, ein Referat über die Geschichte Estlands und die Organisation der estnischen Jugend. Den Tag beschloss ein Feldgottesdienst im Lager der Jungen Adler, an dem auch die Hitlerjugend teilnahm. Im allgemeinen kann gesagt werden, dass der Besuch der Hitlerjugend bei der estnischen Jugend durchaus befriedigend verlaufen ist. Vor Verlassen des Landes schickten die Hitlerjungen an den estnischen Staatsältesten, K. Päts, ein Telegramm, in welchem sie für den ihnen in Estland zuteilgewordenen freundschaftlichen Empfang dankten.

Dorpat, 1. Oktober 1935

Leo v. Middendorff

Aus dem Schrifttum der Zeit

Johannes Haller: Aus den „Epochen der deutschen Geschichte“

Bei seiner Entstehung und dann noch annähernd zweihundert Jahre lang ist das junge deutsche Reich ein namenloses Reich gewesen — eine Tatsache, die zu denken gibt. Die Zeitgenossen, die Menschen von 911 bis gegen 1100, hatten kein Wort, um das neue Reich der sechs Stämme mit einem gemeinsamen Namen zu bezeichnen. Wir kommen darauf gleich zurück. Zunächst müssen wir einen Irrtum abwehren, der sich einschleichen möchte.

Es liegt ausserordentlich nahe, anzunehmen, dass es der Gegensatz von Sprache und Volksart gewesen sei, der das national so stark gemischte fränkische Weltreich auseinandergesprengt habe. Deutsche auf der einen, Romanen, Franzosen auf der anderen Seite hätten nicht länger im gleichen Hause wohnen wollen. So möchte man, heutigen Vorstellungen folgend, sich die Sache erklären. Da würde denn die Gemeinsamkeit der deutschen Art bei den sechs Stämmen sich doch wenigstens in negativer Weise, in der Ablehnung dessen, was ihnen allen gleichmässig fremd war, geäussert haben, und man könnte so etwas wie ein ganz primitives, nicht einmal bewusstes Rassen- oder Nationalgefühl bei der ersten Entstehung des deutschen Reiches als wirkende Ursache annehmen.

Dem ist aber nicht so. Gegensätze der Rasse oder »Nationalität« — wenn wir dieses moderne Wort hier schon anwenden wollen — haben bei dem Zerfall des fränkischen Reiches nachweislich keine Rolle gespielt. Das geht aus mancherlei Beobachtungen hervor, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht. Es genügt, auf die allein durchschlagende Tatsache zu verweisen, dass die Grenzlinie zwischen ost- und westfränkischem, deutschem und französischem Reichsgebiet sich um Sprache, Volkstum, Nationalität der Bevölkerung gar nicht kümmert. Die Grenze, an die man sich hielt, war im Jahre 843 gezogen worden, um die Regierungsbezirke der Söhne Ludwigs des Frommen voneinander zu scheiden: im grossen und ganzen etwa parallel der Schelde, der Maas, den Argonnen und der Saone verlaufend, zog sie romanisch redendes Volk in Lothringen und Burgund zum deutschen und liess die fränkisch redenden Flamen beim französischen Reich. Noch deutlicher ist die Tatsache, dass im Jahre 911, als der Abfall der Deutschen von den Karolingern erfolgte, die Bevölkerung des linken Rheinufers, des sogenannten Lotharingien, diesen Schritt nicht

mitmachte. Das waren zum grossen Teil Franken — Trier, Köln, Aachen waren bekanntlich Hauptsitze der Franken seit alter Zeit —, und diese linksrheinischen Franken, die doch mindestens ebensogut als Deutsche angesprochen werden müssen wie die Schwaben und Bayern, empfanden durchaus keine Abneigung gegen die Verbindung mit den Franzosen unter dem gleichen Herrscher. Sie blieben dem angestammten Königshaus treu und haben sich erst später (925) dem deutschen Reiche angeschlossen, als auch in Frankreich der Karolinger gestürzt und vertrieben war.

Da greifen wir es mit Händen, dass bei der Lostrennung der Reichsteile, soweit Deutschland in Frage kommt, der Gegensatz der Nationalitäten gar nicht wirksam gewesen sein kann. Beweggründe persönlicher, dynastischer Art, Verfeindung der führenden Geschlechter, örtliche Sonderinteressen der herrschenden Aristokratie, wachsende Gewohnheit, nach so vielen und dauernden »Teilungen« sich vorzugsweise um eigene Angelegenheiten und immer weniger um das Ganze zu kümmern, oder auf der anderen Seite Anhänglichkeit an das Königshaus und Treue gegen alte Überlieferung — das sind die wirklichen Triebfedern, die bei der endgültigen Lossagung des Ostens vom Westen tätig waren und zur Konstituierung eines deutschen Reiches führten.

Wir hätten also die höchst paradoxe Tatsache zu verzeichnen — die dem, der historisch zu sehen vermag und nicht moderne Voraussetzungen auf die Vergangenheit überträgt, gar nicht befremdlich erscheint —, dass das deutsche Reich wesentlich durch äussere Einwirkungen, ja sozusagen durch zufällige Ereignisse ins Leben gerufen ist, nämlich durch die Eroberungen und Teilungen des fränkischen Reiches. Was die deutschen Stämme dazu führte, sich zusammenzuschliessen, war nicht innere Notwendigkeit, kein eigenes Bedürfnis, sondern der äussere Zwang der Unterwerfung. Und ebensowenig hatten sie ein Bedürfnis, sich von der Verbindung mit den Welschen loszumachen. Wieder waren es äussere Einflüsse — das Erbrecht des Königshauses, das die Teilung forderte, die Schwäche seiner Vertreter —, die zur Lockerung des Zusammenhanges und schliesslich zur vollen Trennung führten.

Ein Bedürfnis nach festem Zusammenschluss war wohl auch jetzt nicht vorhanden. Im Gegenteil; wenn wir die Tatsachen sprechen lassen, so müssen wir sagen: das deutsche Reich war, kaum dass es

dastand, im Begriff, sich in seine Bestandteile aufzulösen, in die Stammesgebiete.

Die Stämme müssen wir uns vorstellen als nach Sprache, Sitte und Art sehr verschieden. Die Verschiedenheiten sind ja noch heute sehr gross; sie werden ursprünglich jedenfalls nicht geringer gewesen sein, ausgenommen in der Sprache, denn die Mundarten haben sich allerdings mit der Zeit weiter voneinander entfernt. In Sitte und Art besassen die Stämme der alten Zeit sogar ihre völlig bewusste und anerkannte Besonderheit: ein jeder hatte sein eigenes Recht, das zum Teil von den Rechten der anderen sehr stark abwich. Ihrer Verschiedenartigkeit wird auch, wo dazu Gelegenheit ist, Rechnung getragen: im Heer des Königs kämpfen sie in gesonderten Gruppen, die Sachsen für sich, die Franken desgleichen und so weiter. Man hat sich nicht gescheut, sie geradezu als Reiche, regna, zu bezeichnen.

Diese »Stammesreiche« nun haben unter den letzten Karolingern an Selbständigkeit und Bedeutung gewaltig zugenommen. An ihre Spitze treten, durch mancherlei äussere Umstände begünstigt, einzelne Grosse des Landes, angesehene und mächtige Männer, die den Herzogstitel annehmen, einen Titel, dessen Inhalt nichts anderes ist als eine volle vizekönigliche Gewalt. Als ungekrönte Könige stehen die Herzöge von Bayern, Schwaben, Sachsen — der Sachse hat sich auch die Thüringer unterworfen — dem wirklichen König gegenüber. Sie beanspruchen die ungeschmälerte Herrschergewalt in ihren Stammesgebieten, sie machen eigene auswärtige Politik, und der stolzeste von ihnen, der Bayer, nennt sich sogar »von Gottes Gnaden«, was nichts anderes in sich schliesst als den Anspruch auf die Souveränität.

Wer da auf die Dauer der Stärkere sein würde, ob der Herzog oder der König, das musste sich erst zeigen. Konrad I. ist es nicht gelungen, sich durchzusetzen. Alle seine Bemühungen scheiterten, obwohl er sich der Unterstützung der Geistlichkeit erfreute. König und Bischöfe vereint waren nicht stark genug, die Selbständigkeit der Stammesherzöge zu brechen.

Bei Konrads Tod (918) sah es aus, als sollte das Reich sich bereits auflösen. Sein Nachfolger Heinrich I., bisher Herzog von Sachsen, wurde nur von Sachsen und Franken erhoben. Erst nach und nach erlangte er die Anerkennung auch in Schwaben und Bayern, aber eigentlich doch nur, indem er vor den Gegnern kapitulierte. Er liess die Herzogsgewalt in vollem Umfang bestehen, verzichtete also auf unmittelbare Ausübung der königlichen Herrschaft und begnügte sich

mit der blossen Oberhoheit, in weltlichen wie in kirchlichen Dingen. In Wahrheit also war er nur in Norddeutschland König, für den Süden dagegen nur sozusagen ein Ehrenkönig. Erst die grossen Erfolge, die er nach aussen hin errang, haben ihm mit der Zeit durch erhöhtes Ansehen auch etwas mehr Macht gegeben, und sein Sohn, Otto I., der ihm 936 folgte, erbte bereits die Anerkennung seiner Oberherrschaft im ganzen Reich als eine feste Tatsache, an der niemand rüttelte.

Aber ebenso fest stand auch das Stammesherzogtum da. Otto I. hat gar nicht mehr daran denken können, die Herzöge zu beseitigen, auch als sie sich in offenem Aufstand gegen ihn erhoben. Er begnügte sich damit, sie zu benutzen, indem er sie mit dem Königshaus in engere Verbindung brachte. Durch geschickte Heiratspolitik wusste er seinem Bruder in Bayern, seinem Sohn in Schwaben, seinem Schwiegersohn in Lothringen die Herzogswürde zu verschaffen. Es ist bekannt, dass auch dieses Mittel nicht ausreichte. Auch der Sohn und Schwiegersohn haben sich 953/54 gegen Otto empört, und wenig fehlte, so hätten sie ihn beseitigt. Aber auch nach diesen Erfahrungen hat der König es nicht versucht, das gefährliche Vizekönigtum der Stämme zu unterdrücken. Die Vorwürfe, die man ihm deswegen zu machen pflegt, dürften kaum gerechtfertigt sein. Vielmehr werden wir uns sagen müssen, dass, wenn ein deutscher König selbst im Siege über einen aufständischen Herzog nur den schuldigen Träger des Amtes entfernt, das Amt aber bestehen lässt, dies wohl eine zwingende Notwendigkeit gewesen sein muss. Es muss unmöglich gewesen sein, im damaligen Deutschland ohne Stammesherzöge zu regieren; sonst hätte Otto I. wohl gern darauf verzichtet.

Daraus ergibt sich eine Beobachtung von grosser Tragweite: das Bewusstsein der festen Zusammengehörigkeit, das Staatsgefühl oder Reichsgefühl fehlt oder ist doch erst in der Bildung begriffen. Die Stämme sind älter als das Volk, Herzogtum und Herzog stehen fester als Reich und König. Jene sind das Ursprüngliche, diese das Neue, das sich erst einleben muss. Die deutsche Geschichte beginnt im Zeichen des Partikularismus.

Er ist von anderer Art als der heutige, er ist ganz gegründet auf die Sonderart der Stämme, während der Partikularismus der neueren Zeit mit dem Stammesgefühl nur wenig, dafür umso mehr mit dynastischer Landesherrschaft zu tun hat. Aber beiden gemeinsam ist das Überwiegen des Besonderen auf Kosten des Gemeinsamen. Hier ha-

ben wir es also mit einem Grundzug in der Natur des deutschen Volkes zu tun, mit dem man zu rechnen hat, ob man ihn nun erfreulich finde oder nicht.

Ohne Zweifel hätte das Reich unter solchen Umständen weder entstehen noch bestehen können, wenn nicht ein Faktor dagewesen wäre, der dem Partikularismus der Stammesherzöge Widerpart hielt. Dies war die Kirche.

Die Kirche des ältesten deutschen Reiches ist Staatskirche, wie schon im fränkischen Reich. Sie ist gewohnt, dem König mit ihren Mitteln zu dienen, ihn dafür auch persönlich zu leiten, wenn nicht geradezu zu beherrschen. Sie fühlt sich dem Herrscher verbunden und findet in dieser Verbindung ihre Interessen: die Möglichkeit, über das Volk zu herrschen, indem sie dem König dient. Sie wehrt sich darum überall gegen das Aufgehen im Stammesstaat und die Unterordnung unter den Herzog. Bischöfe und Äbte wollen königliche Bischöfe, Reichsbischöfe, Reichsäbte bleiben, sich nicht mediatisieren lassen. Ihre Stellung, ihr Rang, ihr Einfluss, ihre Unabhängigkeit würden dabei Verlust erleiden, aber auch materieller Schaden wäre sicher. Denn ihre Güter liegen zum grossen Teil ausserhalb der Stammesgebiete, da die frommen Stiftungen sich an keine Landesgrenzen kehren. So sind Bischöfe und Äbte die geborenen Vertreter des Reichs- und Einheitsgedankens.

Sie sind überhaupt die Träger wirklich politischer Gesinnung, denn in ihren Kreisen ist vorzugsweise die geistige Bildung zu finden. Sie sind imstande, den Gedanken des Staates zu fassen und daraus die praktischen Folgerungen zu ziehen.

So führt sie alles — Interesse und Ideal — im Kampf zwischen Königtum und Herzogtum an die Seite des Königs; und umgekehrt: auf sie muss der König sich stützen, wenn er sich behaupten will. Bei den Laien muss der König zufrieden sein mit der Anhänglichkeit an seine Person; bei der hohen Geistlichkeit kann er auf mehr rechnen, auf den Glauben an die Idee des Reiches. Er kann sich umso mehr auf sie verlassen, da er die Möglichkeit hat, die Personen nach ihren Fähigkeiten, nach Begabung, Gesinnung, Charakter auszuwählen. Weltliche Würden und Ämter sind mehr oder weniger erblich, über Bischofstühle und grosse Abteien verfügt der König, so oft sie erledigt werden, aus seiner Hand empfängt auch der Gewählte sein Amt, und häufig wird nicht einmal gewählt, sondern vom König ein-

fach ernannt. Es gibt keine natürlichere Verbindung als die zwischen Thron und Altar im altdeutschen Staat.

Die Verbindung hat sich bewährt. Es war der erste grosse Erfolg Ottos I.. dass es ihm gelang, schon in den ersten Jahren seiner Regierung die Verfügung über alle Reichskirchen den Herzögen zu nehmen und in die eigene Hand zu bringen. Seitdem ist die Kirche die Hauptstütze des Königtums gewesen. Die Bischöfe sind es, die das wirksamste Gegengewicht gegen den Partikularismus der Herzogsgewalten bilden. Als sich die Herzöge 953 gegen Otto verschworen, um ihn zu stürzen, standen die Bischöfe fast ausnahmslos auf Seiten des Königs, ihnen hatte er es zu danken, dass er sich behauptete. Damit ist das Band fest geknüpft: die Bischöfe sind ein für allemal die Reichspartei.

Mit dem reichen Besitz, über den sie verfügte und den die Könige selbst nun mit vollen Händen mehrten, und mit der überlegenen Geistesbildung ihrer Vertreter diente die Kirche dem Reich und dem König. Bischöfe und Äbte sind die ständigen Ratgeber des Herrschers, seine Minister und Diplomaten, gelegentlich seine leitenden Staatsmänner; Bischöfe bilden und bewahren die Überlieferungen der Reichspolitik; Bischöfe und Geistliche verwalten und organisieren die Machtmittel der Krone und führen häufig sogar des Reiches Heere ins Feld. Das Rückgrat, das das Reich aufrecht hält, die Klammer, die seine Einheit sichert, ist die Kirche. Ohne sie wäre es zerfallen und hätte sich schon in der Entstehung aufgelöst in die natürliche Vielheit seiner Bestandteile.

Was die Kirche im altdeutschen Staat bedeutet, wird uns vollends klar, wenn wir nach den Machtmitteln des Königs fragen.

Der altdeutsche König ist ja schon dem Rechte nach nichts weniger als ein unumschränkter Herrscher. Er ist oberster Richter und Heerführer; im übrigen aber, in allem, was wir Politik nennen, ist er an die Zustimmung der Grossen, das heisst der Aristokratie gebunden. Nur »mit Rat und Willen der Grossen« kann er handeln, in Krieg und Frieden. Man hat in ihm viel weniger den Alleinherrscher als den Führer und Vertreter der herrschenden Aristokratie zu sehen.

Umso mehr wird davon abhängen, wie gross das Gewicht materieller Macht ist, das der König in die Wagschale der Beratungen werfen kann, wenn es ihm darum zu tun ist, seinen Willen durchzusetzen.

Alle Staatsmacht ruht in letzter Linie im freiwilligen Gehorsam der Untertanen und in der Möglichkeit, Gewalt auch gegen die Wider-

willigen anzuwenden, das heisst in den Waffen. Was für den freiwilligen Gehorsam die Unterstützung der Kirche bedeutet, ist uns ohne weiteres verständlich. Sie beherrschte ja die Gemüter noch hundertmal sicherer und ausschliesslicher als heute selbst in den klerikalsten Ländern. Aber auch auf dem Felde der bewaffneten Gewalt ist ihre Leistung für den König kaum geringer.

Will man sich ein Bild von der Art der bewaffneten Reichsmacht der alten Zeit machen, so muss man von allen gewohnten Vorstellungen absehen. In keinem Punkt ist die alte Zeit von der Gegenwart stärker unterschieden. Von allgemeiner Wehrpflicht ist keine Rede. Sie besteht nur als eine Art Landsturm zur Verteidigung des heimischen Bodens und hat nicht einmal an den Grenzen grosse praktische Bedeutung gehabt. Gegen auswärtige Feinde ist der Reichslandsturm tatsächlich niemals aufgeboten worden. Nur zum Schutz im Innern, gegen Räuber und gelegentlich im Bürgerkrieg ist er wirksam geworden.

Kämpfen ist im altdeutschen Staat von Anfang an Lebensberuf eines besonderen Standes, der Ritter. Das ist, wie so vieles andere, ein Erbstück des fränkischen Staates, in dem bereits die Ritterschaft der Vasallen des Königs und seiner Grossen den Kern und die Hauptwaffe des Heeres bildete. Es ist die grosse Leistung der ersten sächsischen Könige, Heinrichs I. und Ottos I., dieses königliche Berufsheer der Ritter nach fränkischem Muster ausgebaut und vergrössert zu haben. Dadurch erhob sich schon Heinrich I. im Laufe seiner Regierung zu grösserem Ansehen, dadurch wurde Otto I. Herr des ganzen Reiches und der erste Herrscher des Abendlandes. Eine zahlreiche Schar Panzerreiter steht ihm in allen Teilen des Reiches zur Verfügung, ausgestattet mit Grundbesitz — Rittergütern, wie wir noch heute sagen —, von Jugend auf, vom Vater auf den Sohn und weiter von Geschlecht zu Geschlecht in den Waffen geübt, im Kampf und Krieg ihren Beruf sehend und jeden Augenblick bereit, zu den Fahnen zu eilen, wenn der König ruft und Lohn und Beute winken.

Den Grund und Boden zur Ausstattung dieser erblichen Reichssoldaten liefern einmal die sehr umfangreichen Domänen, das sogenannte Königsgut, in dem sich der Eigenbesitz des königlichen Hauses mit der Erbschaft früherer Königsgeschlechter und mit allem dem vereinigt, was vom Reich und fürs Reich in Krieg und Frieden, durch Eroberung, Konfiskation und Heimfall erworben wird, — eine gewaltige Masse von Landgütern und Forsten, von deren Ertrag der Reichs-

haushalt lebt und wovon ein Teil zum Unterhalt von Rittern verwendet wird.

Der König trägt diese Last der Rüstung nicht allein, ein beträchtlicher Teil ist auf die Schultern der Grossen abgewälzt. Auch sie sind verpflichtet, ritterliche Vasallen zu halten und diese nach Bedarf dem König zuzuführen. Unter den Grossen wiederum sind es die Geistlichen, die Pfaffenfürsten, Bischöfe und Äbte, die den Hauptposten stellen. Sie können das, denn sie sind sehr reich, ungeheuer reich. In den Zeiten, wo das Christentum in Deutschland durchdrang, in den Tagen des Bonifatius, Karls des Grossen und ein Jahrhundert nach ihnen, hat Hoch und Niedrig darin gewetteifert, Kirchen und Klöster mit Schenkungen an Land und Leuten zu überhäufen. Der Eifer hat seitdem beträchtlich nachgelassen, aber immer noch mehrt sich der Schatz, zumal durch die freigebige Huld der Könige. Fast unübersehbar ist der Umfang des Besitzes, über den insbesondere einige grössere Klöster, wie Lorsch, Fulda, Hersfeld, Reichenau, Weissenburg, St. Gallen verfügen. Es ist unendlich viel mehr, als sie verbrauchen können; denn der Mönche sind wenige, und sie sollen ja heilig, das heisst mässig, bedürfnislos leben. Den Überschuss nimmt der König als Vormund und Herr des Klosters in Anspruch für die Dienste des Reiches; er siedelt Ritter auf den Gütern der Bischöfe und Äbte an. Bistum und Kloster sind, modern gesprochen, die Hauptträger des Heeresbudgets.

Ein glücklicher Zufall hat uns ein paar Zahlen aufbewahrt, die das beleuchten. Wir besitzen das Verzeichnis eines Aufgebots für Franken, Schwaben und Bayern, das Kaiser Otto II. im Jahr 982 zum Kriege gegen die Araber in Unteritalien erliess. Es lehrt, dass Bischöfe und Äbte mehr als doppelt so viel Gepanzerte stellen wie alle weltlichen Grossen zusammen. Der grösste unter diesen, der »Herzog« des Elsass — das Elsass bildete damals zeitweise ein Sonderherzogtum innerhalb des schwäbischen Stammes — führt 70 Mann; die Bischöfe von Mainz, Köln, Strassburg und Augsburg jeder allein 100. Und so durchweg. Nach dem Elsässer sind unter den weltlichen Kontingenten die Höchstzahlen 30 und 40, wogegen Reichenau und Fulda 60, Lorsch und Weissenburg 50 Ritter schicken.

Zählt man zusammen, was die Kirche dem Reich an ideellen und materiellen Kräften bietet, so ist es nicht zu viel gesagt: auf der Kirche ruht die Macht der Krone, neben dem Reichsgut ist sie der starke Pfeiler, der die Macht des Königs trägt.

KLEINE BEITRÄGE

Estnische politische Geschichtsschreibung

Fast wie zufällig wirft der estnische Vorgeschichtler Moora in einer jüngst erschienenen Arbeit einmal die Frage auf, weshalb gerade die vorgeschichtliche Zeit dem Interesse des heutigen Esten so sehr viel nähergerückt sei als bei den meisten anderen Völkern. Und er findet dann die Antwort: Während der ganzen unter dem beherrschenden deutschen Einfluss stehenden geschichtlichen Epoche habe eben die materielle Kultur des estnischen Volkes (d. h. also Schmuck, Geräteformen und drgl.) gestockt, um erst in allerjüngster Zeit, »zu Beginn der jetzigen estnischen Renaissance« eine Fortentwicklung zu entfalten. Es wäre dies ein Thema, wohl einer breiteren und ausführlicheren Behandlung wert. Spüren wir doch in einer solchen Bemerkung den verborgenen Wunsch, mehr als ein Halbjahrtausend in der Geschichte des eigenen Volkes gleichsam als unwesentlich für seinen Weg in die Zukunft zu überspringen, zu bagatellisieren.

Beachtlich ist ferner bei dieser Haltung der — von unserem Denken aus — erstaunlich bescheidene und materiell gefasste Begriff der Kultur, oder umgekehrt: die ungeheuer geringe Einschätzung geistiger und seelischer Einflüsse und deren Weiterwirkungen. Darin offenbart sich tatsächlich ein starkes Anderssein, entfernter als wir Deutschen es bisher wohl mutmassen mochten.

Wir entnahmen die oben zitierte Bemerkung der in mehr als einer Hinsicht überaus interessanten Arbeit »Die Vorzeit Estlands« von H. Moora (Akadeemiline Kooperativ, Tartu/Dorpat 1932). Es empfiehlt sich für den Deutschen, das nebenbei mit einem reichen Karten- und Bildmaterial vorzüglich ausgestattete Buch aufmerksam zu lesen, denn aus der Art, wie der ernst zu nehmende und durchaus repräsentative estnische Historiker die Geschichte seines Volkes betrachtet, lässt sich mancherlei Aufschlussreiches lernen.

Zunächst: wir haben es mit einer betont völkischen Haltung zu tun. Politische Wissenschaft. Mooras Ergebnisse, die auf Grund einer umfangreichen Kenntnis vorgeschichtlicher Grabfunde und anderer Denkmäler erwachsen sind, lassen sich etwa folgendermassen umreissen: Für die gesamte Vorgeschichte Estlands sind die Handelsbeziehungen und Handelsstrassen, die durch das Land führten, von grosser Bedeutung. Sie bringen Wohlstand und ermöglichen auch in den unfruchtbaren Küstengegenden der Wiek und auf Ösel das Gedeihen umfangreicher Siedlungen. Im allgemeinen lebt die noch spärliche Bevölkerung bis in die jüngere Bronzezeit hinein vom Fischfang (Siedlungen längs Seeufern, Flussläufen usw.) Erst allmählich setzt sich der Ackerbau durch. Eine deutliche Kontinuität aller verfolgbaren Kulturen ist nachweisbar. Sie reicht bis in die Zeit der deutschen Eroberung des Landes.

Von besonderem Interesse ist für uns natürlich die Frage der nachweisbaren nordisch-germanischen Einwirkungen. Während das Ostbaltikum zunächst dem sogenannten kammkeramischen östlichen Kulturkreise angehört, dringt etwa ums Jahr 2000 von Mitteldeutschland aus längst der Ostseeküste die sogenannte Bootaxtkultur ein, welche auch Moora mit dem Eindringen eines kriegerischen Volkes in Zusammenhang bringt. Fundplätze finden sich im Westen des Landes, vor allem auf den Inseln. Die indogermanischen Träger der Bootaxtkultur

müssen nach Moora bald in der ansässigen Bevölkerung aufgegangen sein.

Erst die jüngere Bronzezeit bringt dann wieder eine deutliche zweite Welle von Kultureinflüssen. Ihre Kennzeichen sind vor allem die Steinkistengräber — wiederum in erster Linie auf den Inseln und längst der Küste. Die Herkunft dieser Grabformen deutet auf Skandinavien. Moora spricht von »gotländischen Auswanderern oder Händlern« und verweist auf die nachweisliche Tatsache des gleichzeitigen Bestehens einer gotländischen Kolonie an der kurländischen Küste. (Eine andere Erklärungsmöglichkeit, die Moora offen lässt und die die neuen Grabformen mit ostpreussisch-baltischer Beeinflussung in Zusammenhang bringt, sei der Vollständigkeit halber als wenig überzeugend erwähnt). Interessant ist, dass in der gleichen Periode in Estland die ersten Anzeichen des Übergangs zum Ackerbau festzustellen sind.

Die dritte grosse Welle fällt in die Zeit um Christi Geburt. An der Weichsel sassen damals gotische Stämme und beherrschten den gesamten Ostseehandel, der sich auch in Estland eine Reihe beachtlicher Stützpunkte geschaffen hat. Die Hauptfundgebiete dieser Epoche sind jetzt nicht die Küstenlandschaften, Inseln oder Flussmündungen, sondern vielmehr die höhergelegenen, fruchtbareren und für den Ackerbau geeigneteren Gegenden des Landes. Gleichzeitig sind grössere feste Siedlungen nachweisbar. Der Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit ist vollzogen worden. Als Hauptträger dieser Kultur müssen germanische Kolonien, die von der Weichselmündung aus angelegt wurden, angesehen werden (S. 45).

Um 400 vor Christo verschwinden die germanischen Einflüsse wieder (vgl. auch den Zusammenbruch des Gotenreiches unter Ermanarich, die Räumung der Weichselgebiete vor den Slaven). Die nun folgende Periode ist die fundärmste in der Vorgeschichte Estlands. Immerhin lässt sich ein wachsender Einfluss des semgallischen Kulturzentrums südlich von Riga beobachten. »Alles in allem«, meint Moora, »war die mittlere Eisenzeit in unserem Lande im Vergleich zu der vorhergehenden und darauffolgenden Periode eine Zeit der Schwäche«.

Die jüngere Eisenzeit endlich wird durch ein starkes Anwachsen der Siedlungsstätten, d. h. also der Bevölkerungszahl, gekennzeichnet. Der Wikingerhandel gewinnt eine grosse Bedeutung, obgleich Moora das Vorhandensein regelrechter Kolonien abstreitet. Als von noch grösserer Wichtigkeit wird der Kultureinfluss der südlichen (lettischen und livischen) Nachbarn bezeichnet, der in der Deckung des notwendigen Metallbedarfs über den Zwischenhandel eben dieser Nachbarn seine Erklärung findet. Vor allem aber ist die jüngere Eisenzeit die Periode, in der die Kultur Estlands erstmalig einen ausgeprägten nationalen Charakter annimmt.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts erliegen die Esten der deutschen Eroberung (eigenartiger- und bezeichnenderweise werden die Dänen gar nicht von Moora erwähnt). Auch er empfindet eben ungeachtet der nahezu anderthalb Jahrhunderte währenden dänischen Herrschaft in Harrien und Wierland das mittelalterliche Estland doch als ausgesprochen deutschen Kulturboden). Wenngleich der Verlust der Freiheit erst im Laufe einiger Jahrhunderte einsetzt, auch der Wohlstand der Bauern erst mit dem Niedergang des Ordensstaates schwindet, so ist doch die ausschliessliche Übernahme der Handelsbeziehungen durch die deutschen Städte von grosser Bedeutung. Die Volkskultur erhält nun keine auswärtigen Anregungen

mehr (aber deutsche?) und muss versiegen. Der Geschmack, die Technik sinken«. Es gibt wohl kaum ein klassischeres Beispiel, wie der Verlust der Selbständigkeit und der Möglichkeit aktiver Betätigung eines Volkes Schöpferkraft erstickt«.

Dem Mooraschen Abriss folgend sehen wir somit Estland im Verlaufe seiner vorgeschichtlichen Epoche insgesamt dreimal (in der Steinzeit, der jüngeren Bronzezeit und der sogenannten Römischen Eisenzeit) durch eine vom mittleren Europa bzw. Skandinavien ausgehende Schicht kultureller Einflüsse überlagert, die anscheinend in allen Fällen mit der Gründung fremdvölkischer Siedlungsplätze in den Küstenlandschaften (Kolonien) zusammenfallen. Hinzu tritt in der jüngeren Eisenzeit die Einwirkung skandinavischer Wikinger, bei denen aber Moora von einer dauernden Niederlassung nichts wissen will. Mindestens dreimal hat somit die ugrofinnische Bevölkerung Estlands — die von Moora verfochtene ununterbrochene Bevölkerungskontinuität vorausgesetzt — zum Abschluss der jeweiligen Einflusswelle eine erhebliche nordische Blutzufuhr aufgenommen und ist durch diesen Vorgang natürlich auch rassisch und volklich mitgeprägt worden.

Wichtig ist der Unterschied in der Art und Weise, in der Moora oder wir etwa das Ergebnis dieser Feststellungen ziehen. Nach Moora muss nunmehr »gegen den kulturgeschichtlichen Hintergrund mehrerer Jahrtausende betrachtet die oftmals geäusserte Ansicht, dass Estland und das ganze Südostbaltikum erst durch die deutsche Aufsegelung dem Westen einverleibt worden ist, als vollkommen unbegründet« abgelehnt werden. »Wie wir sahen, gehörten die ostbaltischen Länder schon lange vorher kulturell dem Ostseegebiet an und hätten dank der natürlichen Vorbedingungen auch weiter, ohne die deutsche Periode, zu diesen gehört, wie ja auch heutzutage, nach dieser, die Kulturverbindungen unserer Länder im allgemeinen dasselbe Bild bieten wie vorher ...«

Wir können nun freilich nicht anders, als in der geschichtlichen deutschen Periode die vierte und stärkste Einflusswelle zu erblicken, die sich den drei vorausgegangenen organisch angliedert. Ihre Wirkung ist länger andauernd und von ganz anderer Intensität, da sich die Gründung von Niederlassungen und Kulturzentren nicht mehr bloss auf einzelne Küstenplätze und dergleichen beschränkt, sondern im Verlauf nahezu eines Dreivierteljahrtausends jede Kirche, jedes Pastorat, jeder Adelshof nicht minder wie Flecken und Städte derartige Kulturzentren von stärkster Ausstrahlungskraft gebildet haben. Wir pflichten Moora bei, wenn er Estland und das ostbaltische Gebiet kulturell scharf vom europäischen Osten abzugrenzen sucht. Wir pflichten ihm ferner bei, wenn er die Eingliederung des Gebiets in den Westen nicht erst mit der deutschen Aufsegelung begonnen wissen will. Denn wir sehen ihr ja drei andere nordisch-germanische »Aufsegelungen« — wenngleich von ungleich geringerer Einwirkung — vorausgehen!

Der Este Moora sieht die Geschichte seines Volkes notwendigerweise in einem bestimmten Blickwinkel, verlegt in die Verknüpfung geschichtlicher Zusammenhänge den ihm eigenen politischen Rhythmus seiner Zeit. Es wird vergeblich sein, ihm, der ein politisch geformter Mensch ist nicht weniger als wir, unsere Betrachtungsweise überredend aufzuzwingen. Denn einer politisch bedingten Grundhaltung gegenüber werden auch logisch unanfechtbare Argumente kaum tiefer als in die äussersten Bewusstseinsschichten eindringen. Aber nicht minder aussichtslos muss es bleiben, uns

zu einer andersvölkischen Geschichtsauffassung zu veranlassen. Wie dennoch – bei sachlichem Ernst – jede noch so betont völkische, politische Wissenschaft in ihren Ergebnissen und Feststellungen anregend und befruchtend auf die wissenschaftliche Gesamterkenntnis auch des anderen Volkes sein kann, dafür mag Mooras Arbeit ein nicht nur interessantes, sondern auch wertvolles Beispiel bieten.

Heinrich Bosse

UMSCHAU

Professor D. Dr. h. c. Dr. Johannes Haller

zum siebzigsten Geburtstag

Wenn die lange Reihe grosser Namen genannt wird, mit denen das baltische Deutschtum im Mutterlande Zeugnis abgelegt hat für seine geistige Leistungsfähigkeit, so wird auch der Name Johannes Hallers nicht fehlen. Am 4./16. Oktober 1865 im Pastorat Keinis in Estland geboren, gehört Haller zu denen, die in der Russifizierungszeit die Heimat verliessen, um Beruf und Wirkungskreis in Deutschland zu finden, ohne doch den tiefen Zusammenhang mit dem Lande ihrer Kindheit und Jugend zu verlieren, ohne doch jemals vergessen zu können, was ihnen dies ferne rauhe Land einst zu sagen hatte.

Hallers Familie ist im 18. Jahrhundert aus dem sächsischen Vogtlande über Schweden nach Estland eingewandert. Christian Haller, geb. 1693 in Werda, gest. 1759 in Karlstad in Schweden, erbaute 1722—30 die Domkirche zu Karlstad. Seine Söhne, in Schweden geboren, siedelten nach Estland über und begründeten die estländische Literatenfamilie, aus der Johannes Haller stammt. Als Sohn des Pastors an der St. Olaikirche in Reval und späteren Superintendenten der Stadt, Anton Haller, besuchte Johannes Haller die Domschule in Reval und studierte dann in Dorpat Geschichte, wo ihn in der Estonia besonders mit Jakob von Uexküll, dem später berühmt gewordenen Biologen, eine Freundschaft verband, die auch heute, nach fünfzig Jahren, besteht und in der Widmung der »Epochen der deutschen Geschichte« an Uexküll einen bedeutsamen Ausdruck gefunden hat.

Nach Hauslehrerjahren in Estland und Livland ging Johannes Haller nach Berlin, wo er Treitschke hörte, und nach Heidelberg, wo er 1891 zum Dr. phil. promoviert wurde. Es folgten römische Jahre: von 1892—97 war Haller Mitglied, von 1901—02 Assistent des kgl. preussischen Historischen Instituts in Rom. Nachdem er sich 1897 in Basel habilitiert hatte, wurde er 1902 ao, 1904 o. Professor der Geschichte in Marburg, ging im Oktober 1904 in gleicher Eigenschaft nach Giessen und 1913 nach Tübingen.

In Tübingen ist Haller bis zu seiner Emeritierung (1933) geblieben. Dass ein Gelehrter von seinem Rang nicht an eine grössere Universität berufen wurde, lag an den Parteiverhältnissen der deutschen Novemberrepublik: für München war er als Gegner des politischen Katholizismus, für Berlin als Feind der herrschenden Liberaldemokratie unannehmbar, und Zugeständnisse um der Laufbahn, um äusserer Erfolge willen hat niemand tiefer verachtet als Haller. So blieb er mit seiner unvergleichlichen Redekunst, mit seinem starken und schöpferischen wissenschaftlichen Geist

in der kleinen Stadt, in der anmutigen schwäbischen Landschaft, die er zugleich liebte und als bedrückend kleinlich und engräumig empfand. Auf das Ausserordentliche gerichtet, war Haller dem Spiessertum feind in allen seinen Erscheinungsformen, und so ruhig sein äusseres Leben verlaufen ist, so stark ist es innerlich bewegt gewesen von den Erschütterungen der deutschen Gegenwart. Die Brüchigkeit des Wilhelminismus, die Schwächen der bürgerlichen Gesellschaft, die auf Existenzsicherung bedachte armselige Lebensangst führender Gebildeter — all das sah er mit dem gleichen scharfen Blick, mit dem er einst seinem Revaler Abiturientenzötus in einer Abschiedsrede den Weg gewiesen hatte, der dem baltischen Deutschtum vorgezeichnet war. Wenn wir von Haller die Veröffentlichung von Lebenserinnerungen erhoffen, so nicht zuletzt wegen des Temperaments, das Menschen und Dinge, Erkenntnisse, Taten und Kämpfe in seiner Darstellung zu einem zweiten Leben erweckt, das zu Stellungnahme und Entscheidung herausfordert.

*

Wer Haller hat Kolleg lesen hören, wird es nicht vergessen. Durch die Ruhe, Leichtigkeit und vollendete Sicherheit seiner Diktion leuchtete der ganze Reichtum seiner künstlerischen Fassungskraft. Statt hilfloser Ableitungen und hölzerner Konstruktionen lehrte Haller nie etwas anderes als den Menschen — den bösen und treuen, törichten und klugen, schwachen und tapferen, und bei aller Freude des Künstlers an der Dämonie des Menschlichen gab sein Empfinden immer den Ausschlag zugunsten der Tapferkeit und inneren Kraft. »Nicht was man tun soll, kann einen die Geschichte lehren«, schreibt er einmal, »wohl aber wie man sein, und erst recht, wie man nicht sein soll.« Wenn wir Hallers Vorlesungen schwänzten — es kam selten vor —, dann immer im klaren Bewusstsein nicht so sehr versäumter Pflicht, als vielmehr verscherzten unersetzlichen Genusses. Mehr als eine Kollegstunde ist uns im Gedächtnis geblieben mit der Kraft eines Ereignisses, keine stärker als jene über den Tod Heinrichs VI, als uns deutlich wurde, dass man — nach Treitschkes Wort — die Geschichte der Nation mitempfinden könne als selbsterlebtes Leid und selbsterlebtes Glück.

Im Seminar lag Hallers vornehmste Bedeutung neben der Kritik in seiner Anleitung zur wissenschaftlichen Kombination. Entsprechend seinem ganz auf die wirkliche Erfassung des Geschehenen gerichteten Sinn blieb er niemals bei Quellenkritik stehn, sondern führte den Schüler zur lebendigen Vorstellung, zur Anschauung der verborgenen Wirklichkeit, wobei er grösste Strenge walten liess und sprachliches Unvermögen, Mangel an Scharfsinn, lebensfremde Verstiegenheit durch immer gefürchteten Spott abtun konnte.

Hallers wissenschaftliche Leistung zu würdigen ist hier nicht der Ort, deshalb sei auch auf eine Aufzählung seiner zahlreichen Arbeiten und Veröffentlichungen zur Kirchen- und Papstgeschichte, zur deutschen Kaisergeschichte und zur neueren Geschichte verzichtet. Die stärkste Wirkung ist von dem Buch ausgegangen, das längst zu den klassischen Werken der deutschen Geschichtsschreibung gehört: Hallers »Epochen der deutschen Geschichte« (1. Aufl. 1923, bis 1927 sechs Auflagen, 1934 ergänzte Neuauflage, 29.—31. Tausend), einer aus Vorlesungen hervorgegangenen Gesamtschau der deutschen Geschichte von höchstem Glanz der Darstellung und starker Eigenart, deren grösster Reiz vielleicht darin besteht, dass der Zauber des gesprochenen Worts in ihr

unverlierbar eingefangen ist und eindringlich nachwirkt.

In unserer Abteilung »Aus dem Schrifttum der Zeit« bringen wir diesmal einen Abschnitt aus den »Epochen« zum Abdruck.

*

Im Schaffen Hallers nimmt sein Anteil an der Erforschung der baltischen Geschichte einen verhältnismässig nur geringen Raum ein. In der Revaler Domschule war Friedrich Bienemann (d. Ä.), der Redakteur der Baltischen Monatsschrift, sein Lehrer gewesen. In Dorpat hatte Haller unter Richard Hausmann studiert, dem Waitzschüler, durch dessen Schule mehr als eine Generation baltischer Historiker gegangen ist. Hatte er dadurch eine wissenschaftliche Ausrichtung empfangen, die ihn für immer in die baltische historische Tradition einfügt, so führte ihn sein weiterer Weg eben doch auf andere Gebiete. Zur livländischen Geschichte ist Haller in wissenschaftlicher Darstellung nur einmal zurückgekehrt: mit seiner »Verschwörung von Segewold« (1316), die 1908 in den Mitteilungen aus der livländischen Geschichte erschien. Die Arbeit, gestützt auf zwei von Haller gleichzeitig veröffentlichte Aktenstücke aus dem Vatikanischen Archiv, kommt zu dem für Haller ungemein bezeichnenden Schluss: »Nicht um festzustellen, wer Recht hatte, forschen wir in der Vergangenheit, sondern um zu verstehen, warum es so und nicht anders gekommen ist, kommen musste. Darum scheint mir bei der neuen, helleren Beleuchtung, in die die Jahre um 1316 nunmehr gerückt sind, der wertvollste Ertrag darin zu liegen, dass wir einen Blick in die Gesinnungen und Stimmungen der Menschen von damals tun können.« Mögen wir in der Bewertung des Deutschordensstaats mit Haller auseinandergehn — wir erkennen auch in dieser glänzend geschriebenen Studie den Haller der wissenschaftlichen Phantasie und Kritik. Umsomehr ist es zu bedauern, dass der Gedanke, ihm den wissenschaftlichen Nachlass Carl Schirrens zur Bearbeitung zu übergeben, nicht Gestalt gewonnen hat. Vielleicht hätten wir dann jetzt eine Geschichte des Nordischen Krieges.

Mit der baltisch-deutschen Wissenschaft ist Haller stets verbunden geblieben. Die Estländische Literärische Gesellschaft und die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga zählen ihn zu ihren Ehrenmitgliedern. Als Gast der Herdergesellschaft weilte Haller vor einigen Jahren zu Vorträgen in der Heimat. Ein weiteres Band ist sowohl wissenschaftlicher als persönlicher Art: seit Georg Waitz in den 1860er und 1870er Jahren durch sein Göttinger Seminar einer ganzen baltischen Historikergeneration das Gesicht gab, ist Haller der erste gewesen, der an einer reichsdeutschen Universität eine grössere Anzahl baltischer Schüler an sich gefesselt hat. Aus dem Kreise seiner sechs unmittelbaren baltisch-deutschen Schüler sind auch mehrere Dissertationen zur livländischen Geschichte hervorgegangen.

*

Als ein bescheidener Gruss vornehmlich von baltischen Schülern und Freunden ist dieses Heft der baltischen Zeitschrift gedacht; als ein Ausdruck des Dankes, in den auch die einstimmen, deren Feder aus äusseren Gründen an diesem Heft nicht beteiligt sein konnte; als ein schlichtes Zeugnis dessen, dass die Heimat Johannes Hallers gedenkt. *R. W.*

Glückwunschadresse

zum siebzigsten Geburtstag von Johannes Haller

von Freunden und Schülern an den Universitäten in Deutschland

Hochverehrter Herr Professor!

Zu Ihrem 70. Geburtstage vereinigen sich Freunde, Verehrer und Schüler, um Ihnen von Herzen Glück zu wünschen. Vor mehr als vier Jahrzehnten sind Sie aus dem Baltenland nach Deutschland gekommen und haben hier nach längeren Wanderjahren Wirkungsstätte und Heimat gefunden. Eine immer wachsende Schar von Schülern und Verehrern hat sich in Marburg, Giessen und Tübingen um Sie versammelt, angezogen von der Verbindung eindringender gelehrter Forschung und durchsichtiger künstlerischer Gestaltung, die Ihren Unterricht auszeichnete. Immer haben Sie Ihren Hörern die grossen Linien der geschichtlichen Entwicklung deutlich zu machen verstanden und sie zugleich zu gewissenhafter kritischer Arbeit im einzelnen anzuleiten gesucht. In Wort und Schrift haben Sie ihnen das Vorbild gegeben, dass Geschichtschreibung Wissenschaft und Kunst zugleich ist. So haben Sie auch als Schriftsteller einen dankbaren Leserkreis gewonnen, der weit über die Zahl der Fachgenossen hinausreicht.

Zwei grosse Hauptthemen bilden den Mittelpunkt Ihrer Arbeit, jedes für sich gross genug für ein reiches Forscherleben: die Geschichte der mittelalterlichen Kirche und des Papsttums, und die Geschichte des deutschen Volkes und Staates. Von Anfang an laufen sie neben einander her; seit Ihrer ersten Arbeit, mit der Sie bei Bernhard Erdmannsdörffer promovierten, und den darauffolgenden Jahren im Preussischen Historischen Institut in Rom haben sie Sie begleitet.

Aus dem Plan, die Geschichte des Konzils zu Basel zu schreiben, erwuchs Ihnen nach jahrelangen umfassenden Forschungen die grosse Quellensammlung des Concilium Basiliense und die Darstellung der Kirchenreform im späten Mittelalter. Die Quellensammlung hat eine unverhoffte Fülle wertvollen Materials für die Geschichte der letzten grossen Kirchenversammlung des Mittelalters ans Licht gebracht, die Darstellung der Kirchenreform einem vielbehandelten Gegenstand überraschende neue Seiten abgewonnen und den Ursprung der gallikanischen Ideen entwickelt.

Ihren lange gehegten Wunsch, eine umfassende Darstellung der Geschichte des deutschen Volkes zu schreiben, haben Sie zurückstellen müssen. Aber Sie haben nicht nur in grossangelegten Einzeluntersuchungen wichtige Abschnitte der mittelalterlichen deutschen Geschichte aufgehellt und teilweise auf neue Grundlagen gestellt, sondern auch in einer lichtvollen knappen Erzählung gezeigt, wie Sie die Geschichte des altdeutschen Kaisertums auffassen. Darüber hinaus haben Sie in ihren »Epochen der deutschen Geschichte« in klassischer Form für weiteste Kreise die grossen Linien der staatlichen Entwicklung Deutschlands und der Ausbildung des deutschen Volkscharakters dargelegt und in den »Tausend Jahren deutsch-französischer Beziehungen« das Hauptproblem der deutschen Politik in den neueren Jahrhunderten im Zusammenhang behandelt. Die Universität Tübingen verdankt Ihnen zudem insbesondere die Geschichte ihrer eigenen Anfänge, die Sie ihr zu ihrem 450jährigen Jubiläum geschrieben haben.

Der Rücktritt von Ihrem Lehramt nach mehr als dreissigjähriger akademischer Tätigkeit bedeutete für Sie nur Freiheit zu neuem Schaffen. Mit Bewunderung sehen wir Sie die Ernte Ihrer langen Forscherarbeit einbringen. Was der Wunsch Ihrer Jugend gewesen war und Sie durch das ganze Leben als verlockende Aufgabe begleitet hatte, haben Sie jetzt auszuführen begonnen, die Darstellung der Geschichte des Papsttums. Auf dem vor einem Jahrhundert von dem jungen Ranke angedeuteten Wege sehen wir Sie die Lösung eines der grössten Probleme der abendländischen Geschichte suchen, und wir hoffen mit Ihnen von Herzen, dass wir die Vollendung dieser Arbeit aus Ihrer Hand entgegennehmen dürfen.

Allzeit ist Ihnen das Gebot der grossen Meister der Geschichtswissenschaft Richtschnur gewesen, und Sie haben es Ihren Schülern einzuprägen gesucht, dass die wissenschaftliche Arbeit um ihrer selbst willen betrieben werden müsse, dass sie Selbstlosigkeit und Selbstzucht fordere und dass sie unbeirrt durch eigene Vorurteile oder Wünsche und Bedürfnisse des Tages lediglich nach Erkenntnis der Wahrheit zu streben habe. Nie haben Sie daran gezweifelt, dass Sie gerade dadurch Ihrem leidenschaftlich geliebten Volk und Vaterland den besten Dienst erwiesen, wenn Sie ihm das ungeschminkte Bild der Vergangenheit zu zeigen strebten, und Ihre Schüler wie Ihre Leser können es Ihnen bezeugen, dass Sie eben durch das unvoreingenommene Streben nach rückhaltloser Erkenntnis, wie die Dinge eigentlich gewesen seien, das politische Verständnis und den Sinn für nationale Notwendigkeiten in Wort und Sckrift unablässig zu wecken und auszubilden gewusst haben. In Zeiten der nationalen Not und Verwirrung haben Sie unermüdlich das heilige Feuer der Vaterlandsliebe anzufachen und lebendig zu halten sich bemüht. Dankbar bekennen Ihre Schüler, von Ihnen gelernt zu haben, dass die auf lautere Erkenntnis gerichtete Forschung und die wahrhaftige Darstellung der Vergangenheit Dienst am Vaterland sind.

Ihren Freunden und Schülern ist es ein Bedürfnis, Ihnen an dem heutigen Festtage, an dem Sie auf ein Leben zurückblicken, das nach den Worten des Psalmes köstlich gewesen ist, ein herzliches Wort des Dankes für die Gaben zu sagen, die sie von Ihnen empfangen haben, und Ihnen ihre besten Wünsche für künftige Jahre fruchtbarer Arbeit auszusprechen.

Deutsches Schauspiel zu Riga

Kleine Bühne, enger Saal. Aber die Vielen, die kamen, um das Fest des Spielbeginns mitzuerleben, wussten, dass es hier um mehr geht als um Raum oder gesellschaftliche Form. Gemeinsamer geistiger Besitz, gemeinsames Erleben des schönen Eigenen schaffen Gemeinschaft; das Bewusstsein des Unzerstörbaren gründete die Feiertagsstimmung, die alle umschloss, die die Eröffnung der neuen Spielzeit miterlebten.

Das war immer so. Dass wir es dieses Jahr doppelt stark und doppelt beglückend empfanden, dass die Scharen derer, die mitzufeiern kamen, so dicht waren wie schon lange nicht mehr (die Enge zwang viele zur Umkehr), wir nehmen es als eine Verheissung. Unser Schauspiel ist keine blosse Vergnügungsstätte. Es ist einer der Orte, die uns zur Gemeinschaft schliessen. Darin liegt sein tiefster Wert beschlossen, darin sein geheimster Zauber. Über den Feiernden vom 29. September lag ein ahnendes Wissen um diesen Zauber. Ein Band schon lange kunstvoll gewirkt, schien endlich geschlungen.

So war es Bewusstsein des Gemeinsamen, das dem Fest seine tiefen Farben lieh. Das »Deutsche Schauspiel« scheint eine neue Entwicklung begonnen zu haben. Der Übergang vom Bildungsinstitut zur Kunstgemeinde scheint begriffen zu werden. Bühne und Saal wachsen zu einem Raum zusammen. Das Ziel unseres Theaterwollens scheint nahe.

* * *

Greifbares Symbol dieses Beginns ist die Erneuerung unseres Künstlerstammes. Mit Dr. Hermann Grussendorf tritt ein neuer Intendant an die Spitze unserer Bühne. Wir haben seine kräftige Zügelhand, die früher weit grössere Theater (wie Braunschweig und Baden-Baden) zu meistern hatte, in den drei Eröffnungsvorstellungen nicht nur, in der Spielplangestaltung und Regieführung, auch in seinem lebhaften Bemühen um die Festigung des deutschen Theaterwillens spüren dürfen. Die oft geforderten Besucherorganisationen scheinen Wirklichkeit zu werden; neben die schon bestehenden drei Stammsitzreihen werden drei parallele Theatergemeinden gestellt: so wird der Neueinstudierung die sechsfache Wiederholung gesichert, und die Jugendbühne kommt noch dazu. Dadurch wird das theaterentfremdete breite deutsche Publikum wieder deutscher Bühnenkunst gewonnen: das Ziel ist erzieherisch in mehr als einer Hinsicht. Der Erfolg des ganzen Bemühens liegt nun aber nicht in der Organisation der einzelnen Besuchergemeinde (diese technische Seite ist verhältnismässig leicht zu lösen), sondern darin, den Mitgliedern deutlich zu machen, dass ihre Pflichten gegen das Theater sich nicht im Besuch der ihnen vertraglich zustehenden Vorstellungen erschöpfen, ihnen Lust zu machen, auch die ausserhalb der Theatergemeinden und Stammsitze laufenden Aufführungen zu besuchen. Dafür durch die Tat zu werben, ist Aufgabe des Intendanten und seiner künstlerischen Mitarbeiter. Wir zweifeln nach den ersten Proben ihres Könnens, Wollens und Wagens nicht an diesem letzten Erfolg, der nötig ist zur schliesslichen Gesundung unseres Schauspiels. Denn für so gedankenlos vermögen wir unsere Theaterbesucher nicht zu halten, dass sie hier versagten.

* * *

Kennmarke des künstlerischen Bühnenwillens ist die Spielplangestaltung. Mit heiterem Dreiklang leitete Intendant

Dr. Grussendorf das Konzert ein, das er uns vorzuspielen gedenkt, und da es ein reiner, volltönender Dreiklang war, liessen wir uns gern von allem Ernst unseres Alltags entspannen. Shakespeares »Zwei Herren aus Verona« boten den Auftakt; die Bearbeitung von Hans Rothe lässt zwar nicht viel von Shakespeare übrig, ist aber so sprühend geistreich, so einfallreich und voller witziger Pointen, dass dies blitzende Feuerwerk fröhliche Feststimmung erzeugen muss. Steguweits Gegenwartskomödie »Der Herr Baron fährt ein« greift den uns sehr bewegenden Stoff der Volksgemeinschaft mit lustigen Händen an; eine Komödie ist kein Problemstück, wer hier letzte Sinngebungen sucht, muss Dichter und Dichtung Unrecht tun. Zum Volksstück hinneigend, verzichtet Steguweit bewusst auf feinere Abschattungen; rasch gepackte Einfälle ersetzen zuweilen die tiefe Begründung. Dass ihm dennoch, zumal in der Zeichnung der Jugend und der Arbeiter, Deutungen gelangen, die die Jugend jubelnd bejaht, dass bei aller Fröhlichkeit der tiefe Ernst des Themas — besonders im 2. Akt — den Hörer erschüttert und packt, darin liegt der volle Wert des Stückes, das nicht nur in seinem sicheren Bühnengefühl, sondern in seiner ganzen Haltung eben doch gekonnt und nicht nur gewollt ist. Das Lustspiel »Hofjagd in Steineich« von Rudolf Presber und Leo Lenz schliesslich gibt sich als sauberes, charmantes Unterhaltungsspiel aus der Metternichzeit ohne weiteren Ehrgeiz als den, gefällig zu entspannen. Presber, der in diesen Tagen heimgegangen ist, bewährt sich auch in diesem seinem letzten Werk als der liebenswürdige Causeur, der er immer war.

Mehr noch als die gediegene Auswahl der Stücke erfreute ihre Inszenierung. Shakespeare und Presber lieh der Intendant selbst seine kluge Bühnenkenntnis, bei Steguweit führte Obsieger Regie. Am gelungensten schienen uns die »Veroneser«: Tempo und scharfe Ausrichtung auf die Höhepunkte waren mustergültig. Beim Presberlustspiel zeichnete Grussendorf den gemütlichen Plauderton des Dichters liebevoll nach — vielleicht etwas zu liebevoll, um gelegentliche Längen zu vermeiden. Obsieger arbeitete bei Steguweit das Volksstückhafte gut und treffend heraus: scharfe Akzente, starkes Zusammenspiel. Bedenkt man die personellen und technischen Nöte, die jede Aufführung hier zu überwinden hat, so darf man wohl alle drei Aufführungen als höchst gelungen bezeichnen. Sie waren jedenfalls mehr als blosse saubere Wiedergaben; sie liessen deutschen Bühnenwillen ahnen. Dass ihnen das trotz aller vonhandenen Hemmungen gültig gelang, ist das schönste Lob, das wir spenden können.

* * *

In der Auswahl seiner Mitarbeiter bewies Dr. Grussendorf glückliche Hand. Der Besucher findet ein völlig verändertes Ensemble; von den reichsdeutschen Kräften des letzten Winters ist nur Obsieger als ständiger Spieler geblieben. Seine zuverlässige, überlegene Charakterkunst bewährte sich (bei Presber) in der Metternichrolle und mehr noch fast (weil dem Liebenswürdigen Liebenswürdiges entspricht) im atlen Diener Cajetan bei Steguweit. Den Mailänder Herzog Shakespeares hat er etwas forciert — aber freilich machte ihm diese durch Rothe entshakespearte Rolle die Wahl zwischen Witz und Würde nicht leicht.

Bei den neuen reichsdeutschen Künstlern erfreut besonders die durchgängige gepflegte Sprechtechnik, die sich zumal beim Jambus bewährt. Ich möchte von den Herren Paul Minke an erster

Stelle nennen: sein Steiger Habermann hatte Punkte, die gross waren. Als Valentindiener Flink aus Verona zeigte er sich von ganz anderer Seite in gleicher Reife. Sein Zusammenspiel mit Obsieger ist ein Genuss; hier öffnen sich schönste Ausblicke auf die Zukunft. Hadolf Herold, unser neuer Held und jugendlicher Liebhaber, spricht schön und voll Temperament; sein Spiel hat noch ein wenig an Würde zu viel, was ihm an Bewegung mangelt. So stand ihm Presbers Erzherzog wohl an; als Veroneser gelang es ihm besser, das Leid zu verkörpern als die Liebe. Neben ihm stand Gustav Steidl als Proteus von Verona: gepflegte Stimme, gute Haltung, lebendiges Spiel. In Steguweits Komödie lieh er dem Ulrich (dem »Herrn Baron«, der »einfährt«) und damit dem ganzen Stück vollste und überzeugende Glaubwürdigkeit. Christian W. Radke sahen wir zweimal als feinen, klug abwägenden Charakterkomiker: bei Shakespeare als Diener Lanz, bei Presber als Baron Alois von Tottingen (freilich: dass dieser missglückte Diplomat ein guter Offizier werden könnte, schien mir recht zweifelhaft — aber das liegt wohl mehr am Dichter als am Deuter). Radke verfügt über eine sehr bemerkenswerte Maskenfähigkeit, die wohl auch anderen als nur komischen Rollen mit Erfolg dienstbar gemacht werden könnte. Ein alter Bekannter ist Axel Kubitzky, der, wie wir hören, unserm Schauspiel als ständiger Gast erhalten bleibt. Wir wissen seine Vorzüge zu schätzen; in Steguweits Direktor Zumbusch glückte ihm wieder eine seiner pointierten Charakterrollen. Aber er neigt zur Übersteigerung; das Lustspielhafte wird bei ihm leicht zur Schwankgroteske. Das wurde in seiner Verkörperung des sächsischen Ministers bei Presber deutlich; bei Shakespeare versagte er als Vater Antonio weitgehend, und auch in der kleinen Wirtsrolle wäre etwas weniger Betulichkeit angemessener gewesen. Er wird sich bemühen müssen, das abgewogene Zusammenspiel seiner neuen Kollegen nicht durch zu starke Akzentgebung zu stören.

Von den neuen reichsdeutschen Damen scheint die ausserordentliche Wandlungsfähigkeit von Helene Westphal, die an Frau Ilnas Stelle tritt, reiche Möglichkeiten zu bieten. Als derbe Shakespearesche Kammerfrau, als Erzherzogin der Metternichzeit, schliesslich als moderne Freifrau und Grubenbesitzersgattin stellte sie drei in Wesen und Haltung sehr verschiedene Typen auf die Bretter, und alle drei in gleich gültiger Glaubhaftigkeit. Charlotte Christann zeichnet sich durch besonders reife Sprache aus; junge Frauen (Presbers Leonie!) scheinen ihrem überlegenen Spiel besser zu liegen als Mädchenrollen (Silvia). Bei Eva Maroldt erfreute die lebendige Vielseitigkeit: die »junge Dame aus Verona« Julia und die Steigertochter Lori — welche Spanne liegt zwischen den beiden! Zumal die Lori liess uns aufhorchen — wie denn überhaupt der zweite Akt von Steguweits Komödie im Zusammenspiel von Eva Maroldt, Minke und Steidl bisher den schauspielerischen Höhepunkt bildete.

* * *

Unsere einheimischen Künstler werden es schwer haben, sich neben dieser wirklich erlesenen Künstlerschar zu behaupten. Irene Rée zwar fügt sich ihr in charmanter Zwanglosigkeit ein; ihre lustige kleine Ministertocher aus dem Presberlustspiel zeigte uns, was wir an ihr besitzen. Couété war als Turio und alter Baron verlässlich wie gewöhnlich; der alte Dorfpriester (bei Presber) gelang ihm bei aller Liebenswürdigkeit weniger glaubhaft.. Aber

Erich Ruschmann wird seine guten Anlagen noch sehr abstimmen müssen, um Widerpart zu halten; noch neigt er zur Überspitzung und Karrikierung, wo er witzig sein will (der Lohnbuchhalter bei Steguweit!), zur Steifheit, wenn er Würde spielt (Presbers Haushofmeister!). Kurt Rentsch wird von Jahr zu Jahr reifer; sein Metternichscher Geheimsekretär war als kleine Charakterstudie recht beachtlich. Altersrollen (Panthino) liegen ihm nicht. Aber Leon Laur hat uns bisher enttäuscht: sein trippelnder, trotteliger Diener Nepomuk (bei Presber) gehörte in ein Wachsfigurenkabinett, und vor seinem Shakespeareräuber sind wir erschreckt, nicht, weil's ein Räuber, sondern weil es — Laur war. Überhaupt, diese Räuber!! Komik auf der Bühne ist nur gut, wenn sie beabsichtigt ist.

Wir hoffen, dass das Zusammenspiel unseres Ensembles dazu hilft, Anlagen zu fördern und zu schulen. Die noch vorhandenen Spannungen und Härten müssen sich mit der Zeit ausgleichen. Das ist nicht der belangloseste Zweck, den das Wirken der Reichsdeutschen hier verfolgt: die künstlerische Festigkeit und Ausreifung der Heimischen!

* * *

Kritiker sind den Leuten vom Theater (und nicht nur diesen) ein Greuel. Ist es vermessen, wenn ich sie bitte, den Kritiker als Kameraden, als Helfer am gemeinsamen Werk zu empfinden? Gemeinsames Ziel verlangt gemeinsame Arbeit. Es geht nicht um Lob oder Tadel, sondern um die Erreichung einer Höchstform, die unsere deutsche Kunst gültig repräsentiert. Dazu möchte der Kritiker an seinem Teil mithelfen.

Dass diese Höchstform erreicht werden kann und — wird, das hat uns dieser Anfang unseres erneuerten deutschen Schauspiels bewiesen. Glück auf!

Lutz Mackensen

BUCHBESPRECHUNG

Das alte Revaler Rathaus in Wort und Bild

Tallinna raekoda. (Das Revaler Rathaus). Sonderausgabe des Stadtarchivs, Reval/Tallinn, 1935.

Ein historisch so einzigartig wertvolles Gebäude, wie es das Revaler Rathaus, das einzige im Nordosten Europas aus dem Mittelalter noch erhaltene, darstellt, erforderte schon lange eine besondere Darstellung. Sie liegt jetzt in einer Publikation vor, die wir, sowohl was den Text als auch was die bildliche Ausstattung betrifft, als hoch erfreuliche bezeichnen dürfen. Die estnische Darstellung enthält die technisch vortrefflich gelungenen zahlreichen Abbildungen auf 66 Tafeln; als gesonderte Beilage ist dem Büchlein eine deutsche Zusammenfassung beigegeben, die, praktisch gesehen, namentlich auch als Fremdenführer gute Dienste tun kann und wird.

In dem die Geschichte des Hauses behandelnden Abschnitt wird kurz, aber das Wesentliche überall zuverlässig vermerkend, von den ältesten Marktplätzen Revals gehandelt. In den ersten dänischen Zeiten hat bekanntlich der Revaler Markt in der Nähe der Nikolaikirche gelegen. Ob es dort schon ein Rathaus gegeben hat, muss ungewiss bleiben. Zu Ende des 13. Jahrhunderts ist er dann auf den Alten Markt, zwischen Goldschmiede- und Nikolaistrasse, verlegt worden. Dort ist in zwei Bauperioden das heutige Rathaus entstanden, das 1322 und 1333 als »consistorium«, im Zeitraum von 1364 bis 1386 als »theatrum« erwähnt wird. Beide Bezeichnungen lassen die Bestimmung des Hauses erkennen; als »consistorium« war es der Versammlungsort der Stadtgemeinde, als »theatrum« — der Raum für Schauspiele, wie sie 1372 urkundlich erwähnt werden, aber wohl auch das »Schauhaus«, in dem Waren wie Tuche zur Besichtigung und zum Kauf ausgestellt wurden. Seine Keller dienten zur Aufbewahrung von Wein und Korn.

Grössere Umbauten wurden 1372 vorgenommen. Der Laubengang wird schon 1338 erwähnt. 1378 entsteht, noch getrennt vom Hause am Marktplatz, die »scriverie«, d. h. Kanzlei. Jedoch ist damals vermutlich nur der westliche Teil mit dem grossen Saal, dem »Vorhause«, fertiggestellt worden; der östliche Teil mit dem Turm und dem Hauptraum, der »Ratsstube«, gehört wohl den Jahren von 1401—1404 an. Im wesentlichen hat das Haus 1405 in seiner jetzigen Gestalt dagestanden. Von dem grossen Brande von 1433 sind augenscheinlich nur das Dach und die Glasfenster betroffen worden, da 1433 flämisches Glas und 1436 4000 Dachsteine beschafft werden.

Der jetzige Haupteingang ist, nachdem der alte Eingang an der Westecke geschlossen worden war, an die Hauptfront verlegt. Vermutlich ist damals, 1651—52, auch der Laubengang geschlossen worden. Der schöne Vorsaal wurde 1727 durch Einbau von Kanzleiräumen praktisch verwendbar gemacht, in seiner schlichten Schönheit aber gründlich verschandelt.

Der Turm, wohl in den Jahren 1401—1404 errichtet, ist in seinem steinernen Teil im wesentlichen bis zur Gegenwart unverändert geblieben; der hölzerne Turmhelm wurde mehrfach erneuert, bis er 1627 durch den Ratsherrn Johann Müller seine jetzige Gestalt erhielt, wie sie schon in Olearius' Ansicht aus dem Jahre 1632—39 erkennbar wird. Das Bleidach ist später mehrfach erneuert

worden. Die Wasserspeier in Gestalt von Drachenköpfen sind gleichfalls 1627 von dem deutschen Kupferschmied Daniel Pappel angefertigt worden, der auch der Schöpfer der angeblich den »Landsknecht Thomas« darstellenden Wetterfahne ist.

Kurz sei nur vermerkt, dass die neue Publikation überall genaue Ausmessungen der Räume des Hauses gibt.

Das Erdgeschoss, das heute die Räume des alten Stadtarchivs, früher des städtischen Kriminalgerichts, enthält, trägt mit seinen Wölbungen kellerartigen Charakter. An die Gerichtskammer schloss sich die Folterkammer an, gleichfalls Archivraum; zwei eiserne Ringe im Gewölbe haben ihre Spuren noch erhalten.

Von dem bildlichen Schmuck des Hauses ist ein Gemälde in einer Nische der Aussenmauer zu erwähnen, das Christus als den Weltenrichter am Jüngsten Tage darstellt, thronend auf dem Regenbogen, mit den Füssen auf die Erdkugel gestützt, hinter ihm ein Richtschwert, links Maria, rechts Johannes. Das Bild, das um 1500 anzusetzen ist, ist vor einigen Jahren renoviert worden. — Das Innere des Treppenhauses weist mehrere Gedenktafeln auf: so das in Stein gehauene bemalte grosse Stadtwappen von 1652, gegenüber eine Holztafel, die in goldenen Buchstaben die lateinische Mahnung an die Ratsherren zur Objektivität und zum Gemeinsinn zeigt. Schon aus dem Jahre 1600 stammt eine gleichartige Tafel über dem Eingang zur Ratsstube, während ein Symbol der Justitia von 1629, aus Johann Müllers Hause stammend und seine und seiner Gattin Wappen tragend, erst 1882 in das Rathaus übergeführt wurde.

Die bemerkenswertesten Objekte bildender Kunst enthält heute die »Ratsstube«. Wir dürfen in diesen Kunstwerken wohl ein gut Teil der »Symbolik norddeutscher Rathäuser« erblicken, wie sie vor mehreren Jahren im Revaler Rathause auf einen Kunstgelehrten wie Josef Strzygowsky wirkte. Der spezielle Leitgedanke: »Schweigepflicht ist die erste Pflicht des Ratsherrn« hat sich mit dem allgemeinen: »Stark ist der Mann, doch der List des Weibes unterliegt er« vielfach verbunden.

Der Teil der vorliegenden Publikation, der diese symbolische Kunst behandelt, beruht auf weniger solider Basis. Auch hier wird, was die Entstehungszeit einzelner Bildwerke betrifft, durch Ausnutzung des urkundlichen Materials manches Neue beigebracht; so zur Herkunft des holzgeschnitzten Frieses mit den Jagdszenen. Was aber die Deutung im einzelnen betrifft, so erscheint doch einiges in die Luft hinein konstruiert. Da die Arbeit bewusst eine Kollektivarbeit der Archivbeamten ist, kann und soll der einzelne hierfür nicht verantwortlich gemacht werden. Es erscheint aber doch voreilig, wenn die sehr alte, wohl auf mündlicher Überlieferung von Generationen fussende Annahme von der Bedeutung des »Schweigers« und »Lauschers« — wie sie in anderen Rathäusern, so dem Danziger ja auch überliefert worden ist, als solche jetzt nicht mehr gelten soll. Man wird unbedingt zugeben, dass die als »Lauscher« bezeichnete Figur nur mit argen Künsteleien als solche zu deuten ist, und dass man in ihr vielmehr einen Engel mit dem Schweisstuch der Veronika zu erblicken hat. Aber dabei ist zu berücksichtigen, dass gerade die heute erhaltene Figur offenbar nicht ursprünglich die Bankwange gekrönt hat. Der Autor dieser Textpartie will nun auch den »Schweiger« nicht mehr als solchen, sondern als Johannes den Täufer deuten. Sollte aber der beredte Prophet mit grosser Deutlichkeit ohne Zunge dargestellt worden sein? Es sei daher hier der Ansicht Aus-

druck gegeben: die beiden Köpfe auf den Bankwangen haben »Schweiger« und »Lauscher« dargestellt. Der Lauscher ist aber im Lauf der Zeit, jedenfalls schon früh, verschwunden, und an seiner Stelle hat man den Engel angebracht.

Nicht ganz klar ist auch die Darstellung der Tristan-Isolde-Marke-Szene gedeutet. Wohl ist es, wie schon Neumann richtig bemerkt hat, bei Gottfried von Strassburg (XXIII) Tristan, der die von Marke im Ölbaum drohende Gefahr erkennt; die Situation rettet aber Isolde, die heuchlerischerweise Tristan wegen seiner Aufforderung zum Rendezvous mit Vorwürfen überhäuft und damit den argwöhnischen Marke beruhigt. — Das im Rathause zweimal, als Skulptur und als Bild, festgehaltene Motiv von Simson und Dalila hat wohl als stärkster Ausdruck des Gegensatzes von Mannesstärke und Überlegenheit der listigen Frau zu gelten.

Von der alten Bank, die jetzt wieder im Vorsaal steht, nachdem sie einige Jahre einen ihr wohl besser zukommenden Platz in der Ratsstube gefunden hatte, wäre ergänzend zu sagen, dass sie nach Aussage des Lübecker Museumsdirektors Heyse als Blutsgerichts-Bank anzusprechen ist, wie sie sich in allen Hansestädten fand. Die Schnitzerei auf ihrer Lehne mit den tierisch-dämonischen Fabelwesen ist nach Heyse ins frühe 14. Jahrhundert, wenn nicht noch früher zu setzen; die Bank wäre damit der älteste Kunstgegenstand des Hauses.

Im Zusammenhang mit der »holzgeschnitzten Anekdote« von Aristoteles und Phyllis sei — was im Rahmen der Broschüre natürlich überflüssig war — darauf hingewiesen, dass das Gegenstück dazu in der Hl. Geist-Kirche, das den »Zauberer Virgilius« bei seinem verunglückten Rendezvous darstellt, in denselben symbolischen Kreis gehört. Die Hl. Geist-Kirche war ursprünglich Ratskapelle. Liegt nicht die Annahme nahe, dass dieses Bildwerk ursprünglich dem Rathause angehört hat und gelegentlich, unter gröblicher Verkennung der dargestellten Szene, in die an Bildwerken so arme Kirche übergeführt worden ist?

* * *

Während seiner Amtszeit als Stadtarchivar hat Schreiber dieser Zeilen wiederholt, in schriftlichen Eingaben wie in mündlichen Berichten, der Revaler Stadtverwaltung den Vorschlag gemacht, das alte Rathaus für den ja allmählich notwendig werdenden Fall, dass ein neues städtisches Rathaus errichtet werden müsste, in ein städtisches Archiv-Museum umzuwandeln. Aus verschiedenen Gründen, von denen der Hinweis auf die schlechte Finanzlage der Stadt in den letzten Jahren jedenfalls ein ausschlaggebender war, hat die Stadtverwaltung bisher von diesem Plane Abstand genommen.

Heute scheint die Situation sich geändert zu haben: man geht mit Feuereifer an die bauliche Erneuerung ganzer Partien der Stadt. Damit ist hoffentlich auch die Umwandlung des alten Rathauses in ein Museum bzw. Archiv in grössere Nähe gerückt.

O. Greiffenhagen

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. *K. Pleyer*, Dozent an der Universität Berlin / Dr. *H. Weiss*, Reval / Dr. *W. Lenz*, Jelgava / Dr. h. c. *B. Hollander*, Riga / Dr. *L. von Middendorff*, Dorpat / Dr. *H. Bosse*, Riga / Professor Dr. *R. Wittram*, Riga, Herderinstitut / Professor Dr. *L. Mackensen*, Riga, Herderinstitut / Stadtarchivar i. R. *O. Greiffenhagen*, Reval.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Rīgā, Mazā Monētu ielā 18

Sprechchor und Laienspiel,
die neuen Formen deutscher Gemeinschaftskultur

Von Karlheinz Gehrmann

1.

Ist es uns schon einmal zum Bewusstsein gekommen, dass fast ein halbes Jahrhundert ins Land gegangen ist, seit ein Häuflein Steglitzer Gymnasiasten dem jugendlichen Wunsche nach neuer Lebensform und wohl später auch neuem Lebensinhalt erstmalig wieder Ausdruck gab? Ist es wirklich fast zwei Menschenalter her, seit Jugend den Weg vom Verein zur Gemeinschaft fand, indem sie ganz neue Formen für ihre Gemeinschaft erfand — Fahrt, Lager, Heimabend?

Über die Organisation dieses jugendlichen Wollens, die deutsche Jugendbewegung, ist viel gestritten worden, nicht nur von Aussenstehenden; denn eine ihrer bisherigen drei Generationen, die bündische, ist ja schliesslich an der eigenen Diskussion zu Grunde gegangen. Wir wollen die Jugendbewegung hier von ihren Ergebnissen her begreifen. Wir erkennen: Sie ist die Zusammenfassung aller der Kräfte der jeweiligen jungen Generation, die nach Schaffung und Verwirklichung neuer und ihr gemässer Lebensformen gemeinsam an die Schaffung eines neuen Typus von Jugendlichen geht, um dessen Darstellung sich die dichterischen und »philosophischen« Kräfte dieser Bewegung dauernd bemühen. Was den Weg vom Verein zur Gemeinschaft kennzeichnete, war die Erziehungsbereitschaft des ganzen Menschen, die ein Privatleben, das mit der Haltung der neuen Lebensform unvereinbar schien, von vorne herein ausschloss. Also: Erziehungsgemeinschaft mit Totalitätsanspruch, aus freiwilliger Übereinkunft der Beteiligten. Daraus ein bewusstes Generationsproblem zu entwickeln — rein zeitlich — blieb einer literarischen Periode vorbehalten, die mit der Jugendbewegung nichts mehr zu tun hatte.

Von den oben genannten Quellbächen bis zum grossen Strome der heutigen deutschen Jugendbewegung hat es Stationen gegeben,

die Gesicht und Haltung der Jugend im Deutschen Reich grundlegend verändert haben: Langemarck — 9. November — Nationale Revolution. Nicht geändert hat sich die Grundanschauung, dass Jugend ein Wert und kein Lebensalter sei, und dass sich aus diesem eine politische Forderung ergäbe.

Neue Formen sind zu den bisherigen hinzugetreten, die alten haben sich in ihrem Inhalt geändert. Um die Fest- und Feiergestaltung, auch die Feierabendgestaltung der heutigen Jugend in ihrer gemeinschaftsfördernden Kraft zu umreissen, sei diese Standortbestimmung vorausgeschickt.

2.

Die heutige deutsche Jugend, in deren Organisation die Jugendbewegung ihren Sinn gefunden hat, hat mit der Kampfzeit den Einbruch der Sachlichkeit erlebt. Die soldatische Haltung sieht nur in dem schon gestalteten Gefühl einen Wert und hat einen sehr guten Masstab für die Echtheit aller menschlichen Äusserungen: Nur das, was wir z. B. nach einem 40 Km.-Klotzmarsch noch glauben und sagen, ist echt. Alles andere ist Überschwang bürgerlich-behaglicher Stunden. Diese Jugend ist zu dicht hinter der Frontgeneration aufgewachsen, hat zu sehr im politischen Kampf gestanden, als dass sie nicht wüsste, dass die Sachlichkeit der Tat besser ist als die Romantik der Begriffe und Probleme.

Von hier aus wollen wir ihre künstlerische Betätigung begreifen, die in erster Linie Feierabendgestaltung ist. Denn es heisst sich nach denen auszurichten, deren Tagesarbeit nicht mit ihren Ansprüchen ans Leben zusammenfällt.

Diese Feierabendgestaltung wiederum ist Spiel. Nicht im Sinne von Schauspiel, Vorstellung, sondern als Kundgabe eines gemeinsamen Erlebnisses (das wird oft das gemeinsame Erlebnis der Gemeinschaft schlechthin sein). Wir wollen es garnicht leugnen, dass das von Krieg und Revolution übernommene Sakrament der Kameradschaft zum Selbstzweck geworden ist und damit Berechtigung zum künstlerischen Stoff erhalten hat.

Es ist nicht möglich, die einzelnen Ausdrucksarten zu trennen, denn Sprechchor, Lied, Stegreifspiel, Brauchtumsspiel sind nur Formen der Darstellung, die, zur künstlerischen Einheit gebracht, zum Thingspiel als d e r Kundgebung des künstlerischen Schaffens der Jugend führt. Das bedeutet keine Abwertung der anderen dichterischen Ausdrucksarten. Aber, wie Thilo Röttger in »Dichtung und Revolu-

tion« sagt: »Roman, Novelle oder Lyrik der Selbstbekenntnisse reichen nicht aus, unsere Zeit symbolhaft zu gestalten«.

Es kommt also darauf an, »die Zeit symbolhaft zu gestalten«. Und wenn es wahr ist, dass Lyrik und Drama die Kunstform der Revolution sind, so ist damit gesagt, dass eine Symbolisierung durch das gesprochene Wort gedacht ist und diesem damit wieder ein würdigerer Platz eingeräumt wird.

Die Dichtung der heutigen Jugend kann demnach auch nur gesprochen werden und wird damit auf den ursprünglichen Sinn aller Dichtung zurückgeführt.

3.

Der Ausdruck für die neue Wertung des Wortes ist der Sprechchor. Er hat dem Erlebnis der politischen Gemeinschaft das Recht gegeben, künstlerisches Motiv zu sein: sind seine Wiederanfänge doch alles andere als künstlerisch. Sie dienten lediglich der politischen Werbung. Wenn aber das Erlebnisgut einer ganzen Generation auf das Politische ausgerichtet war, das bei vielen die freundlichen Jugenderlebnisse vertreten musste, dann ist es beinahe zwangsläufig, dass der Sprechchor vom Werbemittel zur künstlerischen Ausdrucksform einer Idee wurde.

Der künstlerische Wert des Sprechchors ist — heute noch — problematisch, weil sein Sinn letzten Endes in der Wirkung liegt. Nicht sein erzieherischer. Wo ist ein anderes Ausdrucksmittel von so gemeinschaftsbildender Kraft? Hier haben wir keinen »Dirigenten«, alles ist auf die geistige Tuchfühlung mit dem Kameraden zur Rechten und dem zur Linken, dem Vorder- und dem Hintermann ausgerichtet. Es wird kein privater Dichtertext »deklamiert«: es werden Worte gesprochen, die vom Wir und für das Wir gestaltet wurden. Und sollte es dem Sprechchor nicht beschieden sein, zur Weiheform der Jugend zu werden, so wird er stets das Signal zum Weihespiel sein, eine Ouverture, in der ihre Motive geballten Ausdruck finden.

Worin liegt der Sinn des »Spiels« selbst?

Eins sei vorweggenommen: Das (Laien-)Spiel hat mit dem Theater nur das gemein, dass es einer »uns angeborenen Sehnsucht nach einer künstlerischen Überhöhung des blossen realen Seins« entstammt — und nichts mehr.

Der grundliegende Unterschied liegt darin, dass — wie oben erwähnt — »Laien«spiel nicht Schaustellung, sondern Darstellung ist. Es fehlt das Publikum. Darsteller und Zuhörer, besser Teilnehmer

ist die Spielgemeinde. Stoff ist ein bereits gestaltetes gemeinsames künstlerisches Erlebnis, das gespielt wird. Nicht wie im Theater deshalb, weil die Welt dieses künstlerisch-gestalteten Erlebnisses für wahrhaftiger angesprochen wird als die Erscheinungswelt des erlebnisarmen Alltags. Vielmehr haben wir hier eine spielmässige und damit notwendig künstlerische Behandlung der durchaus im Werktag wurzelnden Motive, und diese selbst wird über ihre Erscheinungsform hinaus zur wirklichen, wahrhaftigen, indem sie gemeinsam gespielt wird. »Wir erobern den Alltag im Spiel«.

Die oberflächliche Anschauung, es handele sich beim Laienspiel um nichts anderes als um ein dilettantenhaftes Theaterspiel, ist ebenso abwegig, wie die Behauptung, dass das Spiel in seiner bisher höchsten Vollendung, dem Thingspiel, notwendig in einer Kampfstellung gegen das Theater stände und bestrebt sein müsse, es als »Scheinwelt« zu verdrängen. Mit gleichem Recht könnte man die Behauptung aufstellen, das Drama müsse dem Roman den Garaus machen. Es sind Dinge, die sich garnicht vergleichen oder gegeneinander abwerten lassen, weil sie auf verschiedenen Ebenen liegen.

Der Unterschied zwischen dem Dilettantentheaterspiel und dem Laienspiel aber entspricht dem oben erwähnten von Verein und Gemeinschaft.

Der Verein, in dem sich die Mitglieder nach dem Zweckstatut ausrichten, im übrigen aber Privatleute sind, kann es sich leisten, »Theater zu spielen« — soweit die künstlerische Genügsamkeit seiner Glieder es ihm erlaubt. Und was ist in deutschen Vereinen alles an »Theater« gespielt worden — von »Grossmütterchens Christnacht« bis zu den patriotischen Stücken, deren Bühnenbild in wilden Fahnendraperien bestand.

Das Theater verlangt die Rolle — das Hineinversetzen des Spielers in eine fremde Wesenheit. Er spielt den Wallenstein, den Falstaff. Dieses Sich-verwandeln bekommt erst seinen Sinn durch das künstlerische Können.

Der Laienspieler aber spielt sich selbst. Er kann das nur, weil eine ganze Spielgemeinde — die ja Erziehung auch zu innerer Wahrhaftigkeit verlangt — dieses »Sich selbst« auf die gleiche Weise, im selben Spiel ausdrücken kann. Dazu gehört kein künstlerisches Können, sondern nur radikalste Ehrlichkeit vor sich selbst.

Das zum künstlerischen Motiv geeignete Erlebnisgut ist jedem Menschen — in geringerem oder höherem Masse — mitgegeben. Der Dichter sagt es, der Bildhauer stellt es dar. Der Laienspieler spielt

es, weil der zugrunde liegende Stoff Erlebnisgut der ganzen Gemeinde ist: also auch sein eignes.

4.

Diese Betrachtung ist nicht nur auf das »unsre Zeit symbolhaft gestaltende« Spiel gerichtet, sondern ebenso auf das Feierabendspiel, das von der bündischen Jugend bereits gepflegte, ursprüngliche Laienspiel: Das Hans-Sachs-Spiel, das Rüpelspiel, das »Ritterschauerdrama«. Auch hier handelt es sich nicht um einen vom Dichter von aussen herangebrachten Stoff, der durch psychologische Einzelzeichnung die Verwandlung in andere Wesen erfordert, sondern hier spielen wieder Jungen sich selbst — ohne sich zu verstellen. Hier spielen Jungen ihre ureigenste Heiterkeit, hier toben sie ihren eigensten Witz aus, hier improvisieren sie ihre eignen frechen Randbemerkungen. Sinn des Spiels ist, die allen gemeinsame Freude über ihre jungenhafte Kameradschaft, die ihnen allen gemässe Form des Zusammenseins, den »Jungenbetrieb«, kundzutun. Für sich selbst! Daran ändert nichts, dass sie manchmal gezwungen sind, auf Werbe- oder Festveranstaltungen vor stolzen Eltern und huldvoll-lächelnden Lehrern das Spiel zu wiederholen. Aber auch dann nur ist der Sinn des Laienspiels erreicht, wenn sie nur für sich spielen, und die Zuschauer »als nicht existent im Eigensinn bürgerlicher Konvention« betrachten, oder sie in Teilnehmer verwandeln und in ihre Gemeinschaft mithineinziehen.

Wir können Theater und Laienspiel wohl in dasselbe Verhältnis setzten wie Kunstbild und Volkslied. Danach werden sich dann auch stets Stoff und Spielhaltung bestimmen lassen. Der Stoff des Laienspiels wird stets den Motiven entlehnt sein, die eine ganze Gemeinschaft — bis zur Volksgemeinschaft — erlebt und die so erleben zu können zum Wesen dieser Gemeinschaft gehört. Auch kann er aus einer bereits einmal in einer andern Ausdrucksart als der rhetorischen verfassten Handlung bestehen. Er kann also »symbolhaft«, hymnisch sein oder »dramatischer« einen konkreten, vielleicht geschichtlichen Stoff behandeln. In diesem Sinne geht eine gerade Linie von den Anfängen des deutschen Volksspieles zum Laienspiel unserer Tage. Und der Weg vom heute noch bestehenden oberbayrischen Bauerntheater und dem Oberammergauer Passionsspiel zum Laienspiel deutscher Jugend ist näher als der zum heutigen grossen Theater.

Diese Forderung nach Wahrhaftigkeit lässt selbstverständlich auch die dem Theater zur Verfügung stehenden Mittel nicht zu; zu-

mal sie schon wegen der meist beschränkten Möglichkeiten ins Dilettantische übersetzt werden müssten. Die »Bühne« mit der unvermeidlichen blaugrünen Waldlandschaft und der guten Stube mit ewig wackelnden Wänden, wie sie jeder Gastwirtssaal aufweist, wird für das Laienspiel und überhaupt für alle Feierabendgestaltung der Jugend entbehrlich, ja unmöglich sein. Die Kostüme werden wie die Bühnenausstattung verschwinden und durch die einheitliche Tracht und den stilisierten Hintergrund ersetzt werden. Besonders bei den lustigen Spielen bietet sich die witzige Art, nach Vorbild des Shakespeareschen Globetheatre den Schauplatz der Handlung durch aufgestellte Tafeln zu kennzeichnen. Dass es Nacht ist, kann man z. B. durch einen an einem Bindfaden hochgezogenen Pappmond ankündigen und was dergleichen Scherze mehr sind. Natürlich wird sich die Mimik vor jeder Übertreibung hüten müssen und nicht mit der oben erwähnten Forderung nach innerer Wahrhaftigkeit in Konflikt kommen dürfen.

All das, was heute noch an Volksspielen in Deutschland vorliegt, stammt aus bäuerlichem Boden. Die Realistik des bäuerlichen Lebens schafft und bestimmt also das Spiel. Im Grunde ist sogar das bäuerliche Leben der einzige Boden, auf dem das »Spiel« in unserem Sinne wachsen konnte. In einem Leben, in dem Erscheinung und Wesen der Dinge so notwendig zusammenfallen, ist ein »Theaterspielen«, das, wie wir sahen, Erscheinung und Wesen trennt, undenkbar. Umso verständlicher das S p i e l als Bestätigung dieser Einheit. So haben, wie Ludwig Dessel in seinem Aufsatz »Bauerntum und Laienspiel« sagt, diese beiden nicht nur Berührungspunkte, sondern das eine ist im andern begründet. Das ganze bäuerliche Leben zeigt Ansätze zur spielerischen Darstellung: »Ob nun der Bauer in Gemeinschaft mit seinen Markgenossen im Frühjahr die Felder umgeht, oder die Dorfjugend übermütig den Winter vertreibt, oder der Bauer mit feierlichem Spruch den ersten Pflug in die brache Erde drückt, die Sense zum ersten Schnitt anlegt oder die letzte Garbe einholt, der Erntekranz von Bauernvolk gewunden wird, immer ist es Darstellung, die so eng mit dem blutvollen Leben verbunden ist, dass die Begriffe »Darstellung«, »Spiel« und »Gestaltung« zu abgegriffen und zu allgemein sind, als dass sie das auszusprechen vermöchten, was in diesem tiefinnerlich erlebten Tun des Bauern liegt. Aber gerade liegt dem bäuerlichen Wesen alles das, was ein Laienspiel lebendig macht: die innere Aufgeschlossenheit zum Erlebnis, dessen Urform unbewusst in der Seele ruht«.

Darin ist auch das Misstrauen begründet, das heute noch gerade von der ländlichen Jugend dem Laienspiel entgegengebracht wird: dass vielfach aus dem Kreise der Stadt heraus eine Rekonstruktion des bäuerlichen Erlebnisses versucht werde. Sobald man aber wiederum landische Menschen Worte mythischer Verklärtheit sprechen lässt, handelt es sich nicht mehr um Laienspiel, sondern um Interpretation eines fremden Gedankens durch einen ungeeigneten Darsteller — das Spiel wird zum Theaterdilettantismus.

5.

Dass sich die Kunst nicht nur nach zeitgemässen Motiven — wie der Sprechchor — auszurichten versucht, sondern auch nach den zeitgemässen Mitteln, beweist das Hörspiel. Auch hier wieder muss das gesprochene Wort allein die Handlung tragen: Mimik und Ausstattung, Schaustellung schlechthin in der Vorstellung des Hörers schaffen. Durch die Gemeinschaftsempfänge wird das Gefühl für eine weit über den Rahmen der Gruppe hinausgehende Zusammengehörigkeit erreicht. Wenn das Hörspiel demnach auch als Ausdruck des kulturellen Wollens der Jugend angesehen werden kann, mit dem Sinn, Erziehung und Belehrung auf ausserschulmässigem Wege zu bringen, so trifft das ganz besonders auch für die Jüngsten zu. Dadurch, dass die Leitung des deutschen Jugendfunks in die Hände der Jugend gelegt wurde — nach dem Grundsatz, dass Jugend sich selbst erziehen soll — kann eine ganz neue Behandlung der Jüngsten erreicht werden. Der »Tantenton« wird ersetzt durch den kameradschaftlichen. Und das ist gut so — denn Jugend hat auch schon in frühesten Jahren ein sehr gutes Gefühl für Wahrhaftigkeit und begegnet dem kindlich-wohlwollenden Ton der Erwachsenen oft mit Gefühlen, die nicht ganz mit den erwünschten übereinstimmen.

Den hier angedeuteten Weg der heutigen Jugend, den sie in ihrer Feier- und Feierabendgestaltung einzuschlagen gedenkt und der notwendig einmal zu einer neuen Form des Thingspieles hinführt, umreisst der Präsident der deutschen Reichsrundfunkkammer, Ministerialrat Dressler-Andress mit diesen Worten: »Wir müssen uns mit Visionen speisen, damit wir hinreissen, aber das kann die Jugend am besten. Sie muss das, was als Glaube, als Hoffnung, als unsicheres Tasten in der Jugend vorhanden ist, prägen in Spielen, Rede und Gegenrede und als schmetternde Parolen ins Gewissen rufen.« Und Thilo Röttger spricht von der politischen Wirklichkeit, die die Kunstform der bürgerlichen Zeit zu Grabe trage, und die die dichterische Form

der Revolution suche. Man brauche die Dichtung, die Aufruf, Kampflied und Chorlied sei.

Spricht nicht aus diesem »wir brauchen« noch der Mangel? Wir wollen ehrlich sein — es sind unter den Dichtern der jungen Generation bisher nur einzelne, die diesen Stil in sich tragen und aus der Fülle des gestaltbaren Erlebens heraus künden: Euringer, vielleicht Möller und wenige andere. Alle anderen und mit ihnen ein grosser Teil unserer Jugend ringt noch mit dem abstrakten Gefühl und schafft Hymnen aus der Sehnsucht heraus, diese Gefühle und Erlebnisse einmal durch die Darstellung zu besitzen. Aus dieser Sehnsucht lässt sich der Drang nach unbedingt neuer Form begreifen, der garnicht einsieht, das für die Offenbarung eines immer gegenwärtigen, noch nicht ins Gedankliche verdichteten Gefühls die dichterischen Mittel letztlich nicht geschaffen sind, und der versucht, auf dem Wege über die Dichtung zu einem Ziel zu gelangen, das letztlich nur über die Musik erreichbar ist.

Es heisst noch einzusehen, dass die geforderte soldatische Haltung auf dichterischem Gebiet nur mit äusserster Schlichtheit und Sachlichkeit der Form vereinbar ist — sachlich im Sinne von möglichst naher Anlehnung der Form an das Motiv. Es ist unsoldatisch, von einem Kämpfer- und Heldentum zu sprechen. Und schliesslich wird doch das herbe Wort gelten, das in diesem Sommer der Dichter Ernst Wiechert unter dem einhelligen Beifall der anwesenden Jugend in München sagte: »Wenn man die Jugend nicht nur vor die Entscheidung stellen würde »Kämpf' oder stirb«, sondern auch vor diese »Sing' oder stirb« — wir würden sehen: es wäre besser, ein grosser Teil von ihnen stürbe ...«

Peter Zoege von Manteuffel als Gestalter estnischen Bauernlebens

Von Otto von Petersen

Wie Theodor Hermann Pantenius, wie Johanna Conradi aus sozialem Fühlen und den Problemen ihrer Zeit heraus das lettische Volksleben zu erfassen und darzustellen suchten; wie Elise von Keyserling, die unter dem Pseudonym Ernst Klinge schrieb, in ihren »Kurischen Volks-Geschichten« sich mit feiner Einfühlung in die Psyche des

lettischen Volkes versenkte oder der Freund und Förderer des Kalewipoeg-Übersetzers, der unter dem Namen Dr. Bertram bekannte Verfasser der »Baltischen Skizzen« Georg Julius Schultz, die estnische Volkseigenart, Leben, Brauch und Sitte des estnischen Bauern schilderte: so zeigt sich auch bei dem baltischen Dichter der Gegenwart Peter Zoege von Manteuffel die tiefverwurzelte Freude an dem volkhaft Eigenwüchsigen, die lebendig empfundene Nähe zum estnischen Menschen, die dem Gefühl gemeinsamen Heimatbodens entspringt. Abgesehen von dem »Tagebuch einer Egoistin«, in dem Peter Zoege wohl z. T. Menschen und Landschaft seiner Heimat schildert, nicht aber den estnischen Menschen erstehen lässt, abgesehen von den Romanen »Könige der Scholle« (1926) und »Halbblut« (1928), die in der Vorkriegszeit und Kriegszeit spielend, nur in mehr oder minder flüchtigen Streiflichtern die Schicksale des estnischen Volkes erhellen, abgesehen von Gedichtbänden setzt sich das Werk des Dichters aus einer Reihe kurzer Dorferzählungen zusammen. Diese stehen ausschliesslich im Zeichen estnischen Bauernlebens. Und was hier ersteht, stammt nicht aus der Kenntnis eines zerlegenden Intellekts, nicht aus rationalem Erfassen; was hier ersteht, stammt aus einem instinktiven Wissen um die Dinge, die Menschen und das Land, in das der Dichter hineingeboren. Eine leidenschaftlich gespannte und verhaltene Stimmung liegt über allem. Verhaltene und dumpf brütende Stimmung ist über der kargen Landschaft. Verhalten und schweigsam sind die Menschen. Verhalten und gewitterschwül braut das Schicksal, unberechenbar, rätselhaft, jeden Augenblick auf der Neige, in zuckenden Blitzen sich zu entladen.

Dieses alles lebt und wogt hintergründig, flutet aus verborgenen Tiefen dem Ziele jeweiliger Schicksalserfüllung zu in der Sammlung »Das estnische Bauernbuch. Nordische Dorfgeschichten« (1925).

Aus der Landschaft steigen, mit dieser unverwechselbar verbunden, die mythischen Visionen auf. In keiner Erzählung wird dieses bis zu einem solchen Grade einleuchtender Klarheit deutlich wie in »Die Sumpfgeister«. Der Urgrund des Geschehens, des menschlichen Tuns und Trachtens und der geheimen Ahnungen und Gesichte der Menschen ist hier das meilenweit sich erstreckende Sumpfgelände, von Sträuchern und Krüppelbäumen bestanden, mit seinen glänzenden Wassertümpeln, mit seinem erhöhten Knüppeldamm, der zu den baufälligen, strohbedachten Hütten des Gesindes Soopere führt. Aus der Unheimlichkeit dieser Gegend, der brauenden Stille des Sumpfes mit

seinem feuchtwarmen Fäulnisatem steigen den Moordorfbewohnern die gespenstischen Gesichte auf, die ihnen die dunklen geheimnisvollen Naturgewalten verkörpern und die Angstbeklemmung angesichts der unausweichlichen Gefahr malen. Wenn es im Moorwasser zu sieden scheint und die Blasen auftreiben, dann geht das nicht mit rechten Dingen zu, dann liegt der Rabbatass am Grunde, da wo der Schlamm ganz weich und tief ist, und atmet. Er lauert auf sein Opfer. Wenn die Sonnenhitze über dem Moor flimmert, wenn die Hitze und die zitternde Luft dem Sumpfgänger die Sinne verrücken, ein blendend weisser Birkenstamm hypnotische Wirkung ausübt, den Menschen willenlos macht, so dass er dem Verhängnis nicht mehr zu entgehen vermag, so ist es kein Birkenstumpf mehr, von dem solche Macht ausgeht. Das ist der Uneprats, der aus dem Moor aufgetaucht ist, mit seinen unheimlichen Augen das Opfer zwingt, dass es Schritt vor Schritt zu ihm hin muss und ihm verfällt.

So wächst das Ausmass der Kräfte der Natur weit über menschliches Begreifen hinaus. So steht der Mensch klein vor einer höheren Macht, die mit sich nicht spotten lässt. Überall ist diese urtümliche Macht, in dem heranbrausendem Sturm, in den sich drohend zusammenziehenden Wolken, in der atemanhaltenden Stille, in den spukhaft hellen Nächten, im brandenden Meer. In all diesem ballt sich etwas von Schicksalsgewitter.

Von innen her, mit dem Menschen aufs engste verschwistert, ist diese Landschaft erfasst, diese Landschaft der Einöden mit den höckerigen Stolperwegen, den weiten Fichtenwäldern mit dem feuchten Moosteppich und dem eigentümlichen Sommergeruch, das Land der nordischen weissen Nächte, der einsamen steinigen Strandgegenden mit ihrem Seewind und Seegeruch, im Winter das Land endloser Schneeflächen, überflammt von dem als Bote des hohen Nordens von fernher hinüberleuchtenden Nordlicht in seiner »majestätischen Mystik«: »Das Nordlicht stand in seiner vollen Pracht am Himmel. Dutzende von roten Strahlenbündeln fuhren gleichzeitig hinter dem dunklen Nordhimmel hervor. Es war heller wie bei Vollmondschein. Man hätte in diesem blutigen Lichte lesen können. Die Schneelandschaft schien hell wie am Tage, nur als blicke man durch purpurnes Glas. Am Himmel liefen, nein sprangen Millionen leuchtender Funken hin, wie Schwärme kleiner Lichtwürmchen, die alle einem gemeinsamen Ziele zustrebten. Purpurne Lichtkegel werfen ihren Schein auf den Schnee. Am nördlichen Himmel — ein leuchtendes Weiss, mit

purpurnen Fransenstreifen; am Firmament — eine leuchtende Bewegung«. Aus der Landschaft aber steigen nicht nur die mythischen Umrisse auf. Nicht nur ist sie in einer überall deutlich spürbaren, durch Worte jedoch kaum abzusteckenden Einheit mit dem bäuerlichen Leben erfasst. In ihr ist auch das Schicksal. Die Naturgewalten klingen mit dem Schicksalsmässigen zusammen, tragen das Schicksal der Menschen. Und der Dichter gestaltet diesen Einklang stellenweise bis zu einem solchen Grade der Eindringlichkeit, dass es dem Lesenden scheinen will, als wüchse das Geschehen unmittelbar aus den Gewalten der Landschaft auf, als steige und sinke es mit dem Rhythmus der an- und abschwellenden Naturstimmung, als wirke deren beherrschende Macht ins tragisch-erschütternde Finale, in dem sich der Handlungsverlauf zusammenfasst.

So ragt das Moor als Schicksalsmacht in das Leben der Menschen, wie es in der Erzählung »Die Sumpfgeister« aufgedeckt wird. Der alte Wildschütz, der auf der einsamen Moorinsel Jummal, dem Heidengotte, opfert, meinend, schaden täte es nichts, vielleicht könne es nützen, — er ist klug, erfahren, vorsichtig und weiss sich der Tücke des Geländes zu entziehen. Aber er fühlt sich dauernd in der Gewalt des Moores, gleichsam im Zeichen seines Schicksals. Er gibt es zu, dass er wunderlich ist. Das komme von den Ausdünstungen der Moore, den Abendnebeln, dem Trinken des Sumpfwassers. Er spottet der Buschwächter. Einer von diesen sucht ihn, geht in den Sumpf, verschwindet in der Weite; sein Geschick bleibt ungewiss. Die Grosstochter des Wilderers, von qualvollen Vorstellungen getrieben, folgt dem Buschwächter. Das Moor wird ihr Schicksal. Still liegt, nachdem sie versunken, im Sonnenbrand die Wasserfläche da wie ein »finsterer, unheimlicher Spiegel«.

Wie hier die Landschaft die Schicksale der Menschen von Anfang bis zu Ende in ihrer Umklammerung hält, so steht das Naturbild oft auch zu Beginn und bildet den Auftakt zu dem sich entwickelnden Geschehen. In leisen, flüchtigen Akzenten deuten die ersten Worte der Erzählung »Im Nordlicht« auf kommendes Unheil hin. Aufgetürmte Wolken, leere Öde, Schwüle, ein Rabenzug tragen wie in absichtslosem Vorübergehen den ersten Anflug trüber Ahnungen in die Stimmung des Lesenden: »Ein heisser Sommertag. Nordische Hitze, schwül und bedrückend. Hochgebaute Wolkentürme in der Luft. Leise zog der heisse Wind über die Äcker, dass die Halme des Roggens sich beugten. Vor dem dunklen Fichtenwalde zitterte die Luft. Hellgelblich

wand sich die breite, harte Strasse durch die Landschaft, breit und leer. Kein Gefährt war zu sehen. Hier im Norden leben die Menschen nicht dicht gedrängt. Es gibt viel Raum und die Dörfer liegen in weiten Abständen voneinander. Eine Schar Raben flog krächzend über die sonnenbestrahlte Landschaft hin«. Auf dem Hintergrund dieser Öde — ein Mensch, mühsam wandernd und elend, in zerlumpten Kleidern, eine schmierige Mütze auf dem Kopf, zerrissene Schuhe an den Füssen. Er sieht nach langen Jahren Sträflingsdasein in Sibirien seine Heimat. Wie wird er sie finden? Nun folgt das aufwühlende Erlebnis, das nach langer Verhaltung die Katastrophe hervortreibt. In den blutigen Schein des Nordlichts ist die blutige Tat getaucht. So sachte andeutend zu Beginn das Naturbild war, so sammeln sich zum Ende die Motive zu dem Forte eines flammenden Schlussakkords.

Ein Natureingang voll beziehungsvollen Aufklangs leitet auch die Erzählung »Der Witwer« ein. Hier ist es das Bild des Herbstes, das in seiner finsteren Tönung die Schicksalsentladung des Schlusses ahnen lässt: die Herbstwolken, die wie »nasse schwere Säcke« tief über die Erde herabhängen, das kahle Gezweig der Erlen, die dickflüssige Grundlosigkeit der Strasse. Durch diese Landschaft fährt — hier erscheint die Endsituation, die diese Szene wiederholt, vorweggenommen — ein einfacher estnischer Wagen ohne Federn. Auf ihm steht ein schmuckloser Sarg aus ungestrichenen Brettern, bedeckt mit einer bunten gestreiften Decke. Rittlings sitzt der Bauer auf dem Sarg, hält Leine und Peitsche in der Hand, fährt auf dem grundlosen Herbstwege der Kirche zu. So trübe dieses Herbstbild zu Anfang, so strahlend das Frühlingsbild am Ausgang. Die Sonne scheint auf braune und grüne Felder. Nur vereinzelte Schneeflocken sind zu sehen. Die Lerche jubelt. In schneidendem Gegensatz zu diesem Jubel nur der haltlose Schmerz eines Menschen.

Wie hier eine Kluft zwischen der Naturstimmung und der inneren Verfassung des Menschen aufspringt, so wird die Naturstimmung auch in ihrer Spiegelung in der Seele des Menschen erfasst, formt sich eine den Eindruck verstärkende Symphonie von Mensch und Natur, von Naturstimmung und Seele. Dieses zeigt sich in »Kain und Abel«. Hindrik geht, Missmut brütend, über die wacholderbestandene Heide. Er kommt an den Bach. Dieser ist anders als gestern: angeschwollen, reissend, voller Strudel. Er geht über den Steg, bleibt stehen, sieht in das Wasser und schaut das Sinnbild seiner Seele: »So lautlos war

es und dennoch so aufgeregt. Gerade so war auch seine Stimmung«. Aus dieser gespannten Seelenlage wächst die Schicksalsentscheidung.

Nicht nur Sumpfgebiet, flaches karges Land, dunkler Nadelwald bilden den Hintergrund der Ereignisse. Das Meer trägt entscheidendes Gepräge in die Landschaft. Und so wird das Meer zum Bilde der verborgensten Empfindungen des Menschen, die untergründig die Handlungen bestimmen, wild aufbranden und wieder zu verebben scheinen und doch als dumpfe und verhaltene Macht im Innern verharren. Dies gestaltet der Dichter in der als Einzelband erschienenen Novelle »Die Brandung« (1925). Die jäh abstürzende Steilküste aus grauweissem Kalkfelsen tut sich auf. Dick und plump steht der Leuchtturm da. Sein Licht geht über die »sommerschläfrige See« wie über »das herbstlich heranstürmende Meer«. Wenn der entfesselte Sturm herantobt, haben die Menschen im Turm das Gefühl, als schwanke er. In die schroffen Felszacken wirft sich die Brandung. Die aufgewühlte See ist gleichsam nur ein anderer Name für die wogende Leidenschaft eines Menschen, der, in seinem Innern den elementaren Gewalten verwandt, unberechenbar wie diese, das Bollwerk hütender Sicherheit brechend wie diese, ganz im Einsatz, seinen Schicksalssturz tut. Hier sind Schicksal und Meer eins, Mensch und Meer eins.

Anders, als mitschwingender Unterton nur begleitet in »Die Stunde der Rache« das Motiv des Meeres die Handlung bis zu ihrer explosiven Erfüllung. Von dem sachteren Aufzüngeln der Wellen nach dem Sturm über die Voraussage: »Wir bekommen Sturm . . .« zu dem in der Tat anschwellenden Winde steigt die auf das Ende zutreibende Linie der Vorausdeutung.

Landschaft, aus ihr herauswachsend die mythischen Gesichte, genährt durch abergläubische Furcht, das Schicksalsmässige, das mit jenen Gesichten und der Art und den Stimmungen der Landschaft in oft dunkel zu ahnender, oft eindeutig herausgestellter Verbindung steht, erschöpfen nicht den Schaffenskreis des Dichters. Die Menschengestaltung tritt abrundend hinzu. Dieses zeigt sich ebenso in der Sammlung »Menschen des Nordens« (1927) wie in der Dorfgeschichte »Die Tochter des Geizhalses« (1927). Eine breite Typenreihe, mitunter in nur knapper Charakteristik gegeben, zieht vorüber: Bauer, Häusler, Knecht, Magd, Matrose, Fischer, Schmuggler, Grenzwächter, Wilderer, Waldhüter, Krämer, der wunderliche Dorfprophet. Der Altvater, der ein kleines Stübchen auf dem Kullihof bewohnt, wo nach

dem Tode der Tochter und des Schwiegersohnes nun der Enkel mit seiner Frau wirtschaftet, der in einer Tracht einhergeht, wie sie die Bauern trugen, als er jung war: ein grauer Rock mit blanken Metallknöpfen, dicke wollene Strümpfe, aus Birkenbast geflochtene Schuhe mit Schnüren, die in vielfachen Windungen um die Waden geschlungen sind. Der Wind spielt in den schneeweissen Haarsträhnen des Greisenkopfes, der im Sommer nie von einer Mütze bedeckt ist. In seine wunderlichen Reden mengt sich etwas von Prophetie. In ihm ist etwas von einem Kind und zugleich von der abgeklärten Weisheit und Güte des Alters. Er sagt, von dem Pastor befragt, über sich aus: »Ich predige die Ahnungen Gottes. Soweit sie in einen estnischen Satz passen, lauten sie: Kinderchen, liebt euch untereinander«. Die Gabe des zweiten Gesichts scheint ihm eigen. Den jähen Tod des neben ihm gesund und in der Frische der Jahre dasitzenden Pastors sagt er voraus. Das Grüblerische in der Art des Esten, der über die Welt nachsinnt, der sich denkend hineinbohren will in die Kernfragen des Seins, unterstreicht Zoege: »In jedem Esten steckt ein Grübler, oft schon in den Kinderjahren. Oft denkt er falsch, aber vom Denken kann er nicht lassen. Oberflächlich ist ein richtiger Este niemals«. Der Grübler bleibt vor dem Unvermeidlichen stehen und nimmt es hin. Der Tod ist ihm eine solche unvermeidliche Tatsache, vor der er mit philosophischer Ruhe steht. Er ist aber keineswegs immer von ruhigem Gleichmass. Leidenschaftlich kann er sein im Handeln. Er ist fähig, lange seine Leidenschaft zu verbergen; gewittergleich bricht sie hervor. Abergläubisch kann er sein. Liebe zu seiner Erde hat er. Liebe zur Natur äussert sich oft in der Liebe zu Blumen.

Verschieden sind die Typen der Bauern, die Zoege hinstellt: der besonnene Bauer, der leichtsinnige Trinker, der Bauer, der auf die Wahrung seines Besitzes aus ist, der durch List und Kniffe seinen Reichtum und sein Ansehen begründen will, der durch zähe Arbeit hochzukommen sucht; der Bauer, der geizig und geldgierig ist, der Bauer, der sich der beherrschenden Macht des Geldes entwindet. Zoege schildert den Bauern bei seiner Arbeit, beim Morgengang über die Felder: »Da machte er einen Gang über die Felder, über seine eigenen Felder. Er sah seinen Roggen, dessen Halme im Morgenwinde wie ein See Wellen schlugen. Er betrachtete das Haferfeld, die noch junge Gerste, frisch und gelblich-grün. Er ging quer über den Kartoffelacker. Er griff mit der Hand in das Kleeheu und zog ein

Büschelchen heraus, hielt es unter die Nase. Das duftete gut. Dann schlenderte er die Dorfstrasse entlang. Vor den einzelnen Gehöften begann es sich zu regen. Sommermorgen in Arbeit«. Zoege zeigt die estnischen Bauern bei der Arbeit im Walde, bei kleineren Arbeiten, wie bei der Ausbesserung eines Zaunes. Er zeigt sie als Seefahrer, zeigt, wie die Fischer im Winter mit Äxten und Netzen über das Eis des gefrorenen Meeres ziehen, um Fische zu fangen. Er zeigt, wie sich um den Hof alles Sinnen und Trachten des Bauern dreht. Verhältnismässig flüchtig sind diese Bilder, aber er sucht den Menschen auf den Höhepunkten leidenschaftlicher Entladungen, in gefahrvollen Lebensakzenten. Und so sehr hier die bestimmten Züge eines Volkes nicht zu verkennen sind, so umschreibt die Darstellung dennoch den Kreis allgemeiner, bäuerlich-naturhafter und archaisch-urtümlicher Züge. Finster sind zumeist die Bilder und von tragischer Unerbittlichkeit, wenn auch mitunter die Erschütterung sich in weicher Trauer löst, wie in dem kleinen lieblichen Bilde »Die Kinder«. In der wilden Urwüchsigkeit der ungebrochenen Impulse zeigt sich eine Dominante. Das ist das heisse Gefühl der Rache.

Die Stunde der Rache bildet in der gleichnamigen Erzählung den Höhepunkt eines Lebens. Der Knecht, der von einem durch Schmuggel reich gewordenen Bauern in unwürdiger Zwangsklammer gehalten wird, dessen Frau vor dem Brotgeber und Bezahler der Branntweinschulden nicht sicher ist, der die Unwürdigkeit seiner Schwäche und Erniedrigung fühlt und sich an dem rächen will, der ihn immer wieder erniedrigt, lenkt die in voller Fahrt begriffene Galeasse absichtlich auf eine frei umhertreibende Mine. In Explosion und Zertrümmerung geht alles unter, auch er. Aber das ist recht so. Auch er soll untergehen. An eine treibende Planke geklammert, sieht er kalten Auges, wie sein Peiniger in die Flut taucht. Dann sinkt er in die Tiefe.

Rache nimmt der nach langer sibirischer Sträflingszeit heimgekehrte Bauer an dem Liebhaber seiner Frau. Lange weiss er seine wühlenden Gedanken zu verschliessen. Er trägt die Schwere peinigender Zurücksetzung, geht an seine Arbeit, lebt für seine Erde und seinen Hof und lässt seiner Frau und dem Schmarotzer die Haupträume seines Hauses. Sein Los ist für ihn nur tragbar, weil er weiss: die Stunde der Abrechnung kommt. Der Plan reift in ihm heran. Überlegt und kühl, ja listig geht er zu Werk. Dann kommt die Stunde

des Schicksals, die ihm zugleich die Stillung des Rachedurstes und die Kugel aus dem von seiner Frau auf ihn gerichteten Gewehrlauf bringt.

Rache nimmt die verkrüppelte Bauerntochter an der wohlgewachsenen, glücklichen Nebenbuhlerin, der Magd, die den noch jungen Witwer heiratet, Rache an ihr, die ihr Leid und Erniedrigung bereitet, die vor ihr steht wie ein steter Vorwurf eigner Minderwertigkeit.

Und selbst in dem Ringen um das Erbe, den Bauernhof, spielt in die gemischten Empfindungen des Gewalttätigen das Gefühl der Rache hinein. Zwei Brüder, so voneinander unterschieden wie Kain und Abel, wie Helle und Schatten. Hindrik, der verschlossene, arbeitsame, der auf sein Recht pochende. Abel, der offene, sonnige, brüderliche. Das Los soll zwischen beiden Brüdern entscheiden. Hindrik erkennt, dass Abel nicht des Vaters Sohn ist, sondern der Sohn des früheren Knechts, des Zuchthäuslers. Der Hof darf nicht Abel zufallen. Er, Hindrik, ist der Erbe. Für ihn spricht das Recht gegen das Testament des Vaters. Das Los und die Meinung der Dorfältesten entscheiden für Abel. Hindrik ertränkt seinen Bruder im angeschwollenen Bach. Die Motive des Mordes sind Glaube an das Recht, Verbundenheit mit dem toten Vater, Verwachsenheit mit dem bäuerlichen Besitz, das Gefühl seiner bäuerlichen Überlegenheit, aufflackernder Unmut, Neid. Und zugleich gewinnt die Tat etwas von aufbegehrender Rache an dem Schicksal, das ungerecht ist, immer gegen ihn ist, immer für Abel, den unverdienterweise Glückhaften und Bevorzugten.

Eine Rigaer Mädchenschule vor 70 Jahren

Von Julie von Kästner

Als ich mit zehn Jahren in die Schule von Fräulein Schütze kam, lag das Rigasche Mädchenschulwesen sehr im Argen. Es gab eine zweiklassige städtische Töchterschule, die von den Töchtern des Mittelstandes besucht wurde, ferner das Fischersche und das Holstsche Institut, die mittellose Waisen der gebildeten Kreise aufnahmen, deren Zahl freilich beschränkt war, da beide Institute die Stiftung wohlwollender Kinderfreunde waren und von den Zinsen eines nicht allzu grossen Kapitals unterhalten wurden. Auch die Ulmannsche Schule diente verarmten Familien, beschränkte sich aber nicht auf Waisen. Die übrigen Mädchen, die das Glück hatten, einen Vater zu haben,

verteilten sich auf Privatschulen, deren es damals drei gab: die Schule der Frau Meyer, des Pastor Hedenström und die von Fräulein Schütze. Diese Schulen hatten zwei bis drei Klassen und nahmen keine Elementarschülerinnen auf. Den ersten Unterricht erhielt man zu Hause oder von einer Lehrerin, oder man besuchte einen »Kreis«. Ärmere Kinder gingen auch in die »Winkelschule«, die meist von älteren Frauen, oft Witwen, geleitet wurden: Semester- oder Quartalpensen kannten sie nicht, nahmen jederzeit ABC-Schützen auf, unterrichteten alle Kinder in demselben Raume zusammen und brachten ihnen erstaunlich viel bei: Lesen, Schreiben, Biblische Geschichte, und etwas Rechnen. Die Kinder blieben in der Schule so lange die Eltern sie eben liessen, und es ist zu bewundern, wie es der einen Lehrkraft möglich war, dem einen Kinde die Buchstaben beizubringen, mit den andern das Einmaleins zu üben, dem dritten die Gebote abzuhören, dem vierten zu diktieren. Sie haben ohne Lehrplan, ohne Methode, unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen gearbeitet, aber sie haben viel geleistet und oft grosse Sicherheit im Elementaren erzielt. Ich selbst bin in keiner Winkelschule gewesen, habe aber als Kind oft mit Neid und Vergnügen zugesehen, wie sich grössere und kleinere Kinder vor der Tür einer solchen Schule, die ich vom Fenster aus beobachten konnte, versammelten. Auch Jenny Zahn, die in unserem kleinen Hause wohnte, ging stolz mit ihrer Tafel an mir vorüber und verschwand nach einiger Zeit mit den anderen Kindern durch die sich öffnende Tür. — Manche Winkelschule entwickelte sich weiter und stellte wohl auch eine zweite Lehrkraft an, die dann Russisch und Französisch lehrte. Solch eine gehobene Winkelschule war die von der Frau Silesnew in der Moskauer Vorstadt, die ihre besten Schülerinnen in grössere Schulen übergehen liess.

Auch die konzessionierten Privatmädchenschulen, die von einer geprüften Lehrkraft geleitet wurden und unter der Aufsicht des Gouvernementschuldirektors standen, liessen wohl recht viel zu wünschen übrig. Der Gouvernementsschuldirektor, der zugleich und in erster Linie Direktor des Krons-Gymnasiums war, kümmerte sich wenig um die ihm unterstellten Mädchenschulen, und die Leiter hatten freie Hand.

In der Meyerschen Schule waltete grosse Nachsicht und freundliches Wohlwollen, wem aber daran lag, der konnte etwas lernen. Die Schülerinnen schwärmten für die schöne Tochter von Frau Meyer,

benahmen sich tadellos, waren sehr glücklich und hielten sich für bevorzugt. Als die Schule einging, und die Mädchen in andere Schulen kamen, hatten sie es nicht leicht, sich einzuleben und trauerten lange der genossenen Freiheit nach. Am schwersten werden es wohl die Mädchen gehabt haben, die in unsere, d. h. die Schützesche Schule kamen. Denn hier herrschte drakonische Strenge. Es musste gelernt werden, — es gab keine Wahl: entweder man konnte sein Pensum, oder man wurde bestraft: Bemerkungen, Tadel, die zu Hause gemeldet werden mussten, das schreckliche Nachsitzen! Wahrlich, die jüngeren Kinder hatten es nicht leicht.

Ich kam mit meinen zehn Jahren in die zweite Klasse auf Grund meiner Sprachfertigkeit im Französischen und Russischen. Die Vorstellungen meiner Mutter, mein Versagen unter den meist älteren Mädchen hatten nichts: Fräulein Schütze blieb dabei, ich passe in die zweite und dürfe nicht in die dritte Klasse.

An dieses erste Jahr in der Schule denke ich noch mit Grauen. Fräulein Schütze hatte kein Verständnis für Kinder, verstand auch nicht zu erklären, aber einpauken und fordern konnte sie. Sie war gewiss kein boshafter oder schlechter Mensch, ja, sie hat mir später ein gewisses Wohlwollen gezeigt, aber sie war keine Erzieherin, sie konnte sich in kein Kind hineindenken, sie traute keinem. Zudem war sie unordentlich, oft schlecht gekleidet, unsauber. Wir hatten Unterricht von 9 bis 12. In der Stunde von 11 bis 12 frühstückte sie während des Unterrichts. Auf einem tiefen Teller lagen ein paar Schnitten schwarzen Brotes, mit viel Butter bestrichen und ein Glas Milch oder Met stand daraus. Mit diesem Teller in der Hand kam sie zur Stunde, stellte den Teller vor sich auf den Tisch, an dessen Schmalseite sie sass, während die Schülerinnen an den anderen Seiten auf Stühlen ihre Plätze hatten. — Während Fräulein Schütze die Pensen abfragte, auch wohl eine Zwischenfrage stellte, brach sie sich von dem Brote ab, steckte ein Stück in den Mund und kaute mit ihren grossen Zähnen recht sichtbar daran; dass wir unverwandt ihr in den Mund sahen, ihre Bissen zählten, schien sie nicht zu bemerken: vor ihr stand das Buch aufgeschlagen, aus dem sie uns abhörte, und in das sie beständig blickte. Fräulein Schütze hatte auch einen Hund, Fix genannt, einen treuen Begleiter, an dem sie sehr hing, und der ihr stets zu Füssen lag, natürlich auch während des Unterrichtes. Rührten wir unsere Füsse, kamen ihm zu nah, so fuhr er uns an, schnappte nach ihnen, biss aber nicht.

Die Stunden bei ihr verliefen gleichmässig so: zunächst wurden die Pensen hergesagt und so oft wiederholt, dass auf jedes Kind eine Seite Geschichte oder Geographie kam. Am Schluss hiess es, — nachdem etlichen für schlechtes Lernen Strafen diktiert waren, — »zum nächsten Male 2 Seiten weiter«. Dann erhob sich ein allgemeines Gebrumm. Wer sich einschmeicheln wollte, erklärte, das sei zu wenig, man könne weiter nehmen, doch wenigstens einen Absatz. Die andern protestierten eifrig, es sei genug. Bald siegten die einen, bald die anderen. Im ersten Jahre habe ich mich an diesem Streite nicht beteiligt, mir war schliesslich alles einerlei, das Lernen eine Qual, und wirklich fertig wurde ich doch nicht, brachte es auch in der wöchentlichen Zensur nicht höher als »genügend«. Und es war schon gut, wenn an dies »genügend« sich nicht das schreckliche »bis auf die französische Orthographie« schloss.

Wir hatten einmal wöchentlich zu einer französischen Stunde eine Seite »dialogues« zu lernen, die einzelnen Sätze und Ausdrücke nach der Reihe, wie sie im Buche standen, aufzusagen und dann auswendig aufzuschreiben. Zu Hilfe kam Fräulein Schütze nie, wenn man stecken blieb. Und sie hätte es leicht tun können, wenn sie das Deutsche, das als Übersetzung dem Französischen gegenüberstand, gesagt hätte. Wir mussten eben wie die Papageien hintereinander her die unzusammenhängenden Sätze herunterrasseln: erst die französischen, dann die deutschen. Wer mehrmals stecken blieb oder mehr als drei Fehler beim Auswendigschreiben machte, musste nachsitzen und solange wiederholen oder schreiben, bis es ohne Anstoss und ohne Fehler geschah. Das Nachsitzen war einfach schrecklich. Fing man schliesslich vor Verzweiflung an zu weinen, so war alles verloren, und es gab Schelte und erschwerte Strafe. Es gab übrigens Nachsitzen nicht nur fürs Französische, sondern ebenso für die anderen Fächer.

Eine besondere Eigentümlichkeit von Fräulein Schütze war, dass sie meinen Blick nicht ertragen konnte. Ich war von zu Hause gewöhnt, die Eltern, wenn sie zu mir sprachen, oder ich sie fragte, fest anzusehen. So sah ich auch Fräulein Schütze unentwegt an. Und diesen Blick ertrug sie nicht. Ja, sie hat mich einmal geschlagen, als ich ihr in die Augen sah, während sie mich schalt. Ich lernte allmählich mit niedergeschlagenen Augen mit ihr zu verkehren, — ja, in den letzten Schuljahren, wo ich mir allerlei bei ihr herausnehmen durfte, beschattete ich meine Augen mit der Hand, — und das duldete sie ohne weiteres, — aber ansehen durfte ich sie nie!

Fräulein Schütze unterrichtete selbst in der zweiten Klasse in vielen Fächern. Französisch war ihr die Hauptsache. Wir lernten aus einer französischen Grammatik Regeln, schrieben kleine Aufsätze, ungezählte Verbes in allen Zeiten und Personen. Übersetzungen machten wir nicht, hatten auch kein Lehrbuch, wie sie wohl sonst in Schulen gebraucht wurden, wohl aber eine Sammlung moralischer Erzählungen, die wir auch auswendig lernten. Fräulein Schütze sprach nur französisch mit uns, und auch in den Pausen durften wir uns nur französisch an sie wenden. Geschichte und Geographie lernten wir aus Lehrbüchern, — Karten wurden kaum gebraucht, dagegen Namen und Zahlen gründlich geübt. Eine besondere Liebhaberei von Fräulein Schütze war in der deutschen Grammatikstunde das Zusammenziehen von Sätzen, d. h. das Verwandeln von Nebensätzen in Satzteile. Darin erwarben wir grosse Geschicklichkeit und zogen lange Perioden mit vielen eingeschobenen Nebensätzen in einen Satz zusammen. Dass diese neuen Satzgebilde sich durch Form und Klarheit auszeichneten, durfte wohl nicht behauptet werden, aber wir gewannen Einblick in den Bau der Sätze und Beweglichkeit des Ausdruckes. Unsere Lehrerin hatte helle Freude, wenn es gelang, einen möglichst verwickelten Satz in solch zusammengezogenes Ungeheuer zu verwandeln, und wir taten es auch gern.

Diese Stunden waren wohl die interessantesten, die Fräulein Schütze erteilte. Aber noch eine andere, sehr aufregende muss erwähnt werden. Einmal wöchentlich gab es eine» Wiederholungsstunde«, in der Fräulein Schütze sich mühte, unsere Schlagfertigkeit zu erhöhen und uns zu zeigen, wie wenig wir wussten. Sie griff irgend einen Namen oder eine Jahreszahl heraus, und wir mussten sagen, wer oder was es sei, oder was in diesem Jahre geschehen. Dabei verfuhr sie aber möglichst spitzfindig und suchte Nebensächliches oder recht unbekannte Namen hervor. Alte und neue Geschichte, alle fünf Erdteile mussten herhalten, und in buntem Durcheinander wurden die Namen uns vorgeworfen. Wohl denen, die sich drein fanden. Das erste Jahr konnte ich gar nicht mit und versagte vollständig. Nach dem, was ich wusste, nach Thermopylae und Gustav Adolf, nach Peking und Philadelphia und Möckern fragte sie nie, aber nach den Arginusen, nach Ussuri und Kassequaeri, und von diesen Dingen oder Schlachten ahnte ich nichts. Ich wurde als ganz hoffnungslos bei Seite gelassen. Das war mir schon recht, wenn auch wehmütig.

Da nahm sich mein guter Vater meiner Not an. Wenn ich mit

den Schularbeiten halbwegs fertig und nicht gar zu müde war, dann lernte er mit mir, auf und ab gehend, die Tabelle von Praeht und Endrulat, aus der Fräulein Schütze ihre Weisheit schöpfte. Sie meinte, ich sollte erst die ganz gross gedruckten Zahlen lernen, das genüge für mich. Die hatte ich bald inne, aber in der Hitze des Gefechtes vergass sie meinen beschränkten Wissensstoff und fragte auch nach den mittleren und feinen Zahlen, von denen ich keine Ahnung hatte. Und nun brachte mir mein lieber Vater mit unendlicher Geduld Namen und Zahlen bei — auch die klein gedruckten! — und gab kurze Erklärungen dazu, so dass ich zu ahnen anfing, dass all die schrecklichen Namen doch einen Sinn hatten.

Während der »Wiederholungsstunde« wurde ich an einen besonderen Tisch am Fenster gesetzt, und ein Buch zum Lernen wurde mir in die Hand gedrückt. Fräulein Schütze hatte aufgegeben, mich zu fragen, — ich wusste eben nichts! — und ich sass da an meinem Tisch und lernte für mich, hörte aber doch darauf hin, was am grossen Tisch vorging, hörte Fräulein Schützes Fragen und die Antworten der Mädchen. Da geschah es eines Tages, dass Fräulein Schütze nach Lisimachos fragte und keines der Mädchen ihn unterzubringen wusste, ich aber hatte just mit meinem Vater Alexanders Feldherren gelernt und wusste, wohin er gehöre. Als die Mädchen die Antwort schuldig blieben, wagte ich zu rufen: »Kann ich sagen?« Wir hoben nicht die Hand, wenn wir etwas wussten, sondern beugten uns vor und schrien: »Kann ich sagen?« Das gab freilich oft genug einen Höllenlärm! Fräulein Schütze traute ihren Ohren nicht, als sie mein ängstliches Rufen hörte, aber sie war freundlich genug, sich zu mir zu wenden. »Nun, wissen Sie das wirklich?« (sie nannte uns stets nur »Sie«, zu einem vertraulichen »Du« entschloss sie sich nie, obgleich sie immer wieder darum gebeten wurde). Und ich wusste es wirklich und konnte auch noch andere Feldherren nennen. Darob grosses Erstaunen, aber meine Aktien stiegen: ich war also nicht absolut unbelehrbar. Und was wohl mehr wert war, auch mein Mut und mein Selbstvertrauen stieg, und das half mir in den schweren, langen, langen Wochen, die nur einen Lichtblick, den Sonntag, boten.

Fräulein Schütze war ein bescheidener, anspruchsloser Mensch, übersah manche Taktlosigkeit, manche Ungezogenheit, die sich gegen ihre Person wandte, aber sie war unerbittlich, wenn sie meinte, wir täten unsere Pflicht nicht, lernten nicht gründlich genug. Sie kannte nur eins, nur eine Quelle der Befriedigung: viel Wissen. Sie besass

unendlich viel Kenntnisse in Geschichte und Geographie und beherrschte das Französische. Aber totes Wissen genügte ihr, sie setzte es nie in Verbindung mit dem Leben, jede persönliche Note fehlte ihrem Können. Sie war ein armer, einsamer Mensch, der sich nicht zu freuen wusste, aber stets bereit zu helfen, wenn materielle Not ihr nahe gebracht wurde. Für Seelennöte hatte sie wenig Verständnis: Heimweh, Sehnsucht nach den Eltern, Qual des Unvermögens, das alles verstand sie nicht und strafte es, wenn es ihr begegnete. Und doch hatte sie auch weiche Seiten: sie liebte ihre ältere Schwester, die allzeit gütige Jenny, quälte sie, aber hing an ihr. Und sie liebte ihren Hund. Wir Kinder bildeten uns ein, sie hätte Lieblinge und sei ungerecht, aber das war wohl nicht so. Wir hatten keine innere Verbindung mit ihr, suchten sie auch nicht und kümmerten uns nicht mehr um sie, wenn wir die Schule verliessen.

Ausser Fräulein Schütze unterrichteten noch ein paar Lehrerinnen an der zweiten Klasse. Sie waren nachsichtig, und ihre Güte wurde nur zu sehr von uns missbraucht. Religion und Naturkunde erteilten Herren, vor denen der Respekt gross war. Mein erstes Schuljahr war durch Krankheit zweimal auf längere Zeit unterbrochen: ich habe sehr schwer die Masern gehabt und ein Vierteljahr fehlen müssen, und vor Schluss des Jahres (das Schuljahr begann im Januar), war ich so kaputt von dem beständigen Kampf mit französischer Orthographie und Geschichtszahlen, dass die Eltern mich zu Hause behielten. Ich fühle noch jetzt die unendliche Erleichterung, die ich damals empfand; als mein Vater sagte: »Ich habe mit Fräulein Schütze gesprochen, du gehst vor Weihnachten nicht mehr in die Schule«. Dieses Glück, nach der namenlosen Qual frei atmen zu können! Im zweiten Schuljahr ging es besser. Ich hatte mich allmählich eingelebt und eingearbeitet, folgte auch meinem Bruder, die Schule und Schelten und Strafen von Fräulein Schütze nicht gar so schwer zu nehmen, und das half. Und als das zweite Jahr zu Ende ging, da fühlte ich mich so sicher, dass ich beschloss, in die erste Klasse versetzt zu werden. Und diesen Entschluss, den ich eines Abends meiner Mutter, als sie zum Gutenachtkuss an mein Bett kam, mitteilte, und den sie billigte, habe ich mit Energie durchgeführt.

Lehrpläne existierten nicht oder wurden doch nicht beachtet, jeder Lehrende unterrichtete sein Fach, wie er wollte, und ging eben weiter, ohne sich darum zu kümmern, ob ein Anschluss an das früher Gewesene vorhanden sei. So habe ich z. B. in der zweiten Klasse

zwei Jahre lang Mittlere Geschichte gehabt, und als ich in die erste Klasse kam, fingen sie auch dort gerade mit der Völkerwanderung an, und erst nach drei Jahren begannen sie wieder mit der Alten. In der ersten Klasse unterrichteten in allen Fächern Lehrer, Oberlehrer der Gymnasien. Fräulein Schütze hatte sich je eine Wiederholungsstunde für französische Grammatik und für Geographie vorbehalten. Wir haben ein paar sehr tüchtige Lehrer gehabt, die nicht nur Kenntnisse übermittelten, sondern auch Verständnis zu wecken wussten. Ich danke ihnen viel. Wenn ich in der Folge gern in die Schule ging und gern lernte, so war es ihr Verdienst.

Vor allem war da der Religionslehrer Pastor Werbatus, der Nachdruck auf Kirchengeschichte legte und besonders eingehend das Zeitalter der Reformation behandelte. Ich zehre noch heute von dem, was ich bei und von ihm gelernt habe. Ebenso anregend und Arbeit fordernd war Oberlehrer Büttner, bei dem wir Geschichte hatten, und für den weidlich geschwärmt wurde. Seine Lieblingsepoche war die Zeit der französischen Revolution, die er während eines ganzen Jahres in zwei Stunden wöchentlich behandelte. Rechnen—Mathematik wurde in Mädchenschulen nicht getrieben — gab ein überaus gütiger alter Herr. Er plagte uns viel mit Kopfrechnen und freute sich, wenn wir verwickelte Aufgaben des bürgerlichen Rechnens lösen konnten. Wusste man sich nicht zu helfen und bat ihn um Erklärung, so sagte er wohl: »Das können Sie nicht! Das ist doch kinderleicht und sonnenklar!« Und damit war es aus, und man musste sich selbst mühen und anstrengen, um hinter das Geheimnis der Aufgabe zu kommen. Und schliesslich konnte man und wurde selbständig. Wer rechnen konnte, musste es denen anzeigen, die nicht konnten. Denn der alte Oberlehrer teilte die Schülerinnen in solche, die konnten, und mit denen er sich beschäftigte, und in solche, die nicht konnten, um die er sich nicht kümmerte und die er den guten Rechnerinnen überliess.

In der ersten Klasse ging es mir gut. Auch Fräulein Schütze strafte die Grossen nicht, und die Lehrer waren alle bereit, von ihren Schülerinnen Gutes zu erwarten. Eine lange Reihe zieht an meinem Geiste vorüber. Jeder hatte seine Eigentümlichkeit, jeder sein Steckenpferd, jeder wollte anders behandelt und genommen werden. Es war nicht schwer, hinter ihre Eigenheiten zu kommen, der Verkehr mit ihnen war durchaus angenehm. Ordentlich arbeiten mussten wir, ebenso uns ruhig und still in den Stunden verhalten. Geschah das, so wurden wir wohlwollend behandelt. Ich bin vier Jahre lang in der ersten Klasse

gewesen und habe mir einen guten Schatz unverlierbarer Kenntnisse erworben. Es wurde vielleicht zu viel Wert auf positives Wissen, zu wenig auf Reife und logisches Denken gelegt, vielleicht zu viel auswendig gelernt, zu wenig Geschmack und Meinung gebildet. Aber ein festes Gerüst von Kenntnissen nahmen wir mit ins Leben, und das ist auch etwas Gutes. Traurig bestellt war es um den Literaturunterricht. Da gab es nur Namen von Dichtern und ihren Werken, irgend welche Einführung oder Mitteilung eines Werkes fehlte. Wer nicht von zu Hause angeregt oder selbst interessiert war, der lernte kein Dichterwerk kennen.

Wir waren in der ersten Klasse übermütig, zu Streichen aufgelegt, aber kindisch und harmlos. Wir neckten uns und lachten in den Pausen, waren aber eigentlich nie frech. Aber geschwatzt haben wir, standen uns untereinander gut, begrüssten uns mit Handschlag und küssten die, die wir gern hatten. Wir schlossen heisse Freundschaften, erlebten grosse Enttäuschungen, wenn eine Freundin untreu wurde, d. h. mit anderen mehr sprach, als uns passte. Von Jungen sprachen wir nicht. Wir hatten ja unsere Brüder, und deren Freunde waren unsere guten Kameraden. Da bedurfte es keiner Poussiererei, um Knaben kennen zu lernen. Ich weiss nur von einem, übrigens sehr netten Mädchen, das sich für einen Sekundaner interessierte und mit ihm spazieren ging. Diese Spaziergänge verdachten wir ihr sehr. Auch unanständige Dinge besprachen wir nicht. Wir hatten ein Mädchen in der Klasse, das mit Vorliebe hässliche Worte brauchte und gern Geheimnisse zweideutiger Art einem anvertraute. Sie fand aber nicht viel Gegenliebe. Über Kleider und moderne Machart unterhielt sich ein anderes Mädchen gern, und die hatte meist andächtige Zuhörerinnen.

Es gab kein Ereignis in der Stadt, keinen preussischen Sieg (1864 und 1866), keine uns bedeutend erscheinende Predigt des geliebten Oberpastors, worüber nicht jede von uns ihre eigene Meinung hatte und sie eifrig und leidenschaftlich gegen die anderer verfocht. Und wir sprachen über unsere Pläne und Wünsche fürs Leben, über Gott und Welt und dünkten uns sehr weise. Meine liebsten Freundinnen waren älter als ich und verliessen die Schule ein Jahr vor mir. Da fühlte ich mich im letzten Jahr oft vereinsamt, und da der Umgang mit den Mitschülerinnen mir allmählich zur Hauptsache geworden war, und ich das Gefühl hatte, alles erlernt zu haben, was mir die Schule bieten konnte, verliess ich sie mit 16½ Jahren ohne grosses Bedauern.

Der Schulbetrieb als solcher hatte mir nicht zugesagt, ich hatte die Schäden und Schwächen, die Härte, ja Grausamkeit des Systems am eigenen Leibe erfahren und wollte nie mehr von Schule und Schulunterricht hören. Ich kehrte gern in die Stille und Geborgenheit des Elternhauses zurück.

In den 6 Jahren, die ich Fräulein Schützes Schule besuchte, hatte sich manches im Mädchenschulleben der Stadt geändert. Ein russisches Mädchengymnasium war entstanden, ein paar »Kreise« waren zu gut organisierten kleinen Schulen herangewachsen, die sich in den nächsten Jahren weiter entfalteten und eine Blüte des Mädchenschulwesens hervorbrachten. Die städtische zweiklassige höhere Mädchenschule wurde allmählich ausgebaut und ist in der Folge unter Leitung von Werbatus zu einer Vollanstalt geworden, an der man als Abschluss das sogenannte »grosse Examen« (Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Schulen) machen konnte.

Dieses Aufblühen und Entfalten hat »meine« Schule nicht erleben können. Sie ist auf obrigkeitlichen Wunsch eingegangen. Etwa 1 bis 2 Jahre nach meinem Austritt hat ein russischer Inspizient — die Russifizierung warf ihre ersten Schatten voraus — Fräulein Schütze in der Stunde überrascht und zu ihren Füssen nicht nur den alten, treuen Fix, sondern auch ein paar junge Windhunde gefunden, die sich der Liebe der Schwestern Schütze erfreuten. Ich kannte wohl die Mutter dieser jungen Generation, die graziöse Medor, die ein Hund sein sollte, sich aber in der Folge als Hündin entpuppte. Die Kleinen sind nach meiner Zeit geboren.

Dass dem Herrn Inspizienten diese Hundewirtschaft nicht gefiel, ist verständlich, ebenso der Rat, den er erteilte, Fräulein Schütze möge sich ganz auf Hundezucht legen und die Schulkinder nach Hause schicken. Das geschah. Die Schule wurde geschlossen. Fräulein Schütze zog sich noch mehr zurück und ist kaum mehr gesehen worden. Ich habe sie nur noch einmal am Strande getroffen. Dass ich es damals bei einer kurzen Begrüssung bewenden liess, dass ich ihr nicht nachgegangen bin, das ist eine der grossen Versäumnisse, deren ich mich schuldig gemacht habe, und die nie wieder gut zu machen sind.

Im Schulwesen Rigas hinterliess die Schützesche Schule keine sichtbare Lücke: sie hatte sich überlebt.

Friedrich Bienemann d. Ä. und die Revaler Jahre der Baltischen Monatsschrift

Von Robert Weiss

Im Jahre 1880 oder eigentlich wohl Ende 1879 hatte Friedrich Bienemann die Redaktion der Baltischen Monatsschrift übernommen, seit 1881 zeichnete er auch als Herausgeber. Um die Drucklegung persönlich überwachen zu können, hatte er den Druck der Zeitschrift nach Reval verlegt, und Ende 1882 sah er sich genötigt, auch den Verlag nach Reval überzuführen, da der bisherige Verleger Deubner die Fortführung des Verlages abgelehnt hatte. Die Veranlassung hierzu bildeten wirtschaftliche Erwägungen, zu denen ernstliche persönliche Differenzen traten. Infolgedessen wandte sich Bienemann an mich bzw. unsere Firma mit dem Ersuchen, die buchhändlerische Vertretung der Baltischen Monatsschrift zu übernehmen. Es erfolgte zunächst eine Absage, da es unmöglich schien, auf die Dauer mit Bienemann zusammen zu arbeiten. Schliesslich wurde auf dringendes Zureden auch von anderer Seite der Kommissionsverlag übernommen, während Bienemann Eigentümer der Zeitschrift blieb. Wider Erwarten gestaltete der Verkehr sich gänzlich reibungslos und zu irgendwelchen Differenzen ist es nicht gekommen.

Zum Verständnis des Vorstehenden muss auf den Charakter Bienemanns näher eingegangen werden. Er gehörte einem Zeitalter an, in welchem sich bei uns die Persönlichkeit ungehemmt entwickeln und ausleben konnte, mit allen ihren Kräften und Vorzügen, aber auch mit den Auswüchsen und Eigenheiten, welche als unvermeidliche Schattenseiten das Gefolge der letzteren bilden. Und Bienemann war eine Persönlichkeit im eminenten Sinne des Wortes, einheitlich in sich geschlossen; seine Überzeugungen und Anschauungen bewegten sich auf einer klar vorgezeichneten Linie und kannten keine Kompromisse. Dazu kamen seine wissenschaftlichen Qualitäten. Er war erst auf einem Umwege zur Historie übergegangen, verfügte aber darüber hinaus über ein vielseitiges Wissen und hatte schon früh sich journalistisch und publizistisch betätigt. Hierdurch, wie durch seine Stellung als Oberlehrer der Geschichte an der Domschule zu Reval kam er rasch in nähere Berührung mit den Kreisen der deutschen Landesverwaltung, wo er es bald zu starker Beachtung brachte.

Man war damals in Estland leicht geneigt, starken Persönlichkeiten, zumal wenn sie der Nimbus reichen geistigen Gehalts umgab, eine überragend Position einzuräumen und ihren Eigenheiten einen Freibrief zu erteilen. So kam es, dass der schlichte Oberlehrer ein Ansehen und einen Einfluss erlangte, welcher allerdings in seiner Einbildung noch stärker war als in Wirklichkeit. Denn die hier geschilderten hervorragenden Eigenschaften Bienemanns waren belastet mit einer Hypothek übersteigerten Selbstgefühls, welches vielleicht ursprünglich nur in berechtigtem Masse vorhanden, durch gesellschaftliche Überbewertung zu einer verhängnisvollen Höhe hinaufgezüchtet worden war. Damit verband sich eine Reizbarkeit und gelegentliche Unbeherrschtheit, welche selbst auf harmlose Äusserungen in einer Weise reagierte, dass man im Verkehr mit ihm das unbehagliche Gefühl hatte, wie etwa ein Raucher auf einem Pulverfass. Diese Unbeherrschtheit äusserte sich namentlich seinen Schülern und wenig einflussreichen Personen gegenüber. Aber auch anderen gegenüber brach manchmal sein Temperament durch und entfremdete ihm manchen Freund und Mitarbeiter, darunter u. a. Theodor Schiemann, welcher in den ersten Jahren seiner Redaktion ein tätiger Mitarbeiter der Baltischen Monatsschrift gewesen war. Auf Bienemanns Leben und sein Andenken haben diese Eigenschaften einen Schatten geworfen, welcher sein Verdienst über Gebühr verdunkelt hat. Sie haben es verhindert, dass seine Kandidatur auf die Dorpater Professur Erfolg hatte, sie haben bei seinen Schülern die Erinnerung an seine glänzenden, geistreichen Geschichtsvorträge in den Hintergrund gedrängt.

Zum Redakteur der Baltischen Monatsschrift war Bienemann geeignet, wie vielleicht wenig andere. In Livland geboren und in Estland tätig, war er in beiden Landschaften gleich gut zu Hause, und auch in Kurland fehlte es nicht an Beziehungen. So wusste er seine Mitarbeiter zu finden; manche Arbeit verdankt seiner Anregung ihre Entstehung. Die unter seiner Redaktion erschienenen Bände der Monatsschrift zeichnen sich durch einen wertvollen, dabei interessanten und vielseitigen Inhalt aus. Mehr als früher trat unter seiner Redaktion das Historische in den Vordergrund; dass politische und Tagesfragen mehr in den Hintergrund traten, lag wohl weniger in der Absicht des Herausgebers, als in dem Umstande, dass dieser Teil der Berichterstattung immer mehr auf die Tagespresse überging. Ohne die streng eingehaltene politische Linie zu verlassen, hat Bienemann doch eine gewisse Unparteilichkeit geübt; im Gegensatz zu seiner

streitbaren Charakteranlage im persönlichen Verkehr war er bemüht, Polemiken zu vermeiden oder wenigstens im Ton zu mildern. Bei seiner redaktionellen Tätigkeit verfuhr Bienemann mit grosser Gewissenhaftigkeit. Sämtliche Beiträge wurden einer sorgfältigen Redaktion unterzogen, welche sich bis auf Stil und Rechtschreibung erstreckte. Manchmal hatte seine übergrosse Sorgfalt einen etwas komischen Anstrich, wenn er z. B. dem spröden Zeitgeschmack entsprechend in einer Reiseschilderung die deutschen Namen der kleinen nächtlichen Blutsauger strich und durch Umschreibung ersetzte.

Bienemanns eigene Manuskripte bereiteten dem Setzer manche Pein. Bei seiner übertriebenen Sparsamkeit verwandte er selten reines Papier, sondern meist die unbedruckten Rückseiten von Zirkularen, Prospekten, Theaterzetteln u. dergl. Aber er benutzte auch die unbeschriebenen Rückseiten von Manuskripten, was manchmal die Gefahr von Missverständnissen nach sich zog.

Seiner Redaktionstätigkeit kam ein weiterre Umstand zugute: die ausserordentliche Milde der Zensur in Reval zu Beginn der 80-er Jahre. Zensor war damals ein Deutscher, — wenn ich nicht irre, aus Riga gebürtig, — ein vorurteilsloser, weitherziger Beamter. So konnte in der Baltischen Monatsschrift manches Wort gesagt werden, manche Arbeit erscheinen, welche damals anderswo unterdrückt worden wäre.

Die zielbewusste Arbeit Bienemanns blieb nicht ohne Erfolg. Der Leserkreis wuchs, und die Jahre 1882—1885 bedeuten wohl den Höhepunkt der zahlenmässigen Verbreitung der Baltischen Monatsschrift. Besonders stark wuchs die Leserzahl in Estland, wo die Zeitschrift bisher nicht recht Fuss gefasst hatte. Hier war es ausser dem Redakteur selbst Wilhelm Greiffenhagen, welcher durch seine warme Empfehlung der Zeitschrift Kreise erschloss, welche ihr bisher fern gestanden hatten. Da eine Gruppe von Garanten die Zeitschrift finanziell unterstützte, so gab es keine materiellen Sorgen, und die Redaktion war in der Lage, ihren Mitarbeitern recht annehmbare Honorare zu zahlen. Allerdings wirklich populär ist die Zeitschrift auch damals nicht geworden, da ihre Leser mit wenigen Ausnahmen bestimmten, streng umrissenen Kreisen angehörten. Bei den im russischen Reichsinneren und der Residenz lebenden baltischen Deutschen war die Verbreitung gering; ganz gering auch trotz aller Bemühungen im Auslande.

Einen gewissen Höhepunkt bildete der Jahrgang 1884, mit wel-

chem die Baltische Monatsschrift das 25. Jahr ihres Bestehens vollendete. Das 7. Heft erschien als Jubelheft mit 24 Tafeln geschmückt. Dem heutigen Beschauer bietet das Heft einen mehrfachen Anlass zu wehmütigen Betrachtungen und doch wieder auch zu freudiger Genugtuung über die Tatsache, dass heute nach weiteren 50 Jahren, — von denen die meisten Sturmjahre waren — die Zeitschrift noch lebenskräftig dasteht, heute vielleicht mehr Gemeingut unseres baltischen Deutschtums als damals.

Wie für die gesamte baltische Presse, so trat auch für die Baltische Monatsschrift mit dem Jahre 1885 eine Wendung zum Schlimmen ein. Die Welle der gewaltsamen Russifizierung flutete über das baltische Land; der Presse drohten Unterdrückung und Chikanen aller Art. Eine der ersten Handlungen des neuen estländischen Gouverneurs Schachowskoi war die brüske Entlassung des bisherigen deutschen Zensors in Reval. An seine Stelle trat ein orthodoxer Este (oder Setukese?), welcher ein russisches Priesterseminar besucht hatte, aber aus irgend einem Grunde zum geistlichen Amt nicht geeignet befunden worden war. Als getreuer Diener seines Herrn betrieb er die ihm gestellte Aufgabe mit grossem Eifer. Der deutschen Sprache nur wenig mächtig, suchte er selbst in ganz harmlosen Sätzen nach geheimen Anspielungen und brachte die Redakteure der Tageszeitungen oft in Verzweiflung. Der Baltischen Monatsschrift gegenüber war er allerdings wesentlich entgegenkommender, doch war es nicht zu vermeiden, dass brennende Zeitfragen noch weniger als bisher zur Behandlung gelangten *).

Im Jahre 1887 verliess Bienemann Reval, um nach einer vorübergehenden Tätigkeit in Riga sich dauernd in Deutschland niederzulassen.

---

*) Der Revalschen Zeitung erging es viel schlimmer. Sie hatte seinerzeit von der Oberpresseverwaltung ein sehr enges und ungünstiges Programm bestätigt erhalten, das aber in praxi bisher nie berücksicht worden war. Jetzt verlangte der Zensor die buchstäbliche Anwendung desselben, wonach die Zeitung selbständige Artikel gar nicht bringen, Nachrichten über das Ausland nur aus gewissen russischen Blättern entnehmen durfte. Alle Gesuche um Änderung waren vergebens; die Zeitung sank zu völliger Inhaltslosigkeit herab und hätte wohl nicht weiter bestehen können, wenn sich nicht ein Helfer gefunden hätte von einer Seite, wo sie niemand erwartete. Es war dies der Herausgeber der »Moskowskija Wjedomosti« und Nachfolger Katkows, — Gringmut. Während er in seiner Zeitung alles Deutsche und Baltische verfolgte, war er auf die Bitte eines befreundeten Revalensers sofort bereit, seinen Einfluss zu Gunsten der Revalschen Zeitung geltend zu machen. Seine Intervention hatte vollen Erfolg.

Die Redaktion der Baltischen Monatsschrift gedachte er auch von seinem neuen Wohnort aus zu leiten. Nach russischem Pressegesetz mussten für jede Zeitschrift ein Herausgeber und ein Redakteur verantwortlich zeichnen; der Redakteur musste von der Oberpresseverwaltung bestätigt sein. Beide Ämter konnten auch in einer Person vereinigt sein; ihre Träger mussten aber am Erscheinungsort oder wenigstens im Inlande ansässig sein. Es war daher nötig, Personen zu finden, welche nominell als Herausgeber und Redakteur zeichneten. Der Herausgeber bot keine Schwierigkeiten; der Versuch, ihn auch als Redakteur zu nennen, misslang, da ihm die Bestätigung versagt wurde. Das gleiche Schicksal erfuhren andere nach ihm. Inzwischen hatte der Zensor erfahren, dass Bienemann Reval verlassen hatte; er sistierte die Herausgabe der Zeitschrift, und das bereits fertig gestellte Novemberheft 1887 konnte zunächst nicht erscheinen. Wie sich herausstellte, hatte der Gouverneur Schachowskoi grundsätzlich jedes Gesuch um Bestätigung hintertrieben, es war somit aussichtslos, aus Estland noch jemand zu diesem Amt vorzuschlagen. Erfolgreicher war ein Versuch, welcher von Riga aus gemacht wurde; als Redakteur wurde Heinrich Hollander bestätigt. Nun konnte der Jahrgang 1887 nach fünfmonatlicher Pause, — es war mittlerweile März 1888 geworden — zu Ende geführt werden. So kam es, dass zwei Jahrgänge auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1888 tragen, während die Jahreszahl 1887 in der Reihe fehlt.

Es war, wie erwähnt, Bienemanns Absicht gewesen, die Redaktion auch im Auslande in der Hand zu behalten, was er im »Schlusswort an die Leser« auf der letzten Seite des abgeschlossenen Jahrgangs deutlich zum Ausdruck brachte. Bald erwies sich dieser Plan als undurchführbar. War Hollander anfangs nur nomineller Redakteur gewesen, so wurde er es bald auch dem Wesen nach, während Bienemann sich zurückzog. Damit war Riga wieder Sitz der Redaktion geworden. Bereits im J. 1890 verabschiedete sich Hollander mit einem warm empfundenen »Abschied« von den Lesern, da er gleichfalls nach Deutschland übersiedelte. Sein Nachfolger wurde N. Carlberg, damals Leiter des statistischen Amts der Stadt Riga, welcher bereits eine zeitlang als Mitredakteur gezeichnet hatte.

Die Aufgabe der neuen Redakteure war nicht leicht. Die Beschaffung der Beiträge wurde schwieriger; unter dem Drucke der Zensur mochte niemand schreiben. Es fehlte daher an aktuellen Artikeln noch mehr als zuvor. Dass das Interesse an der Baltischen Monatsschrift

allmählich abflaute, kann daher nicht den damaligen Redakteuren zur Last gelegt werden. Sie haben unter den ungünstigsten Zeitverhältnissen eine schwierige und undankbare Arbeit geleistet und neben angestrengter Berufsarbeit grosse Opfer an Zeit und Mühe gebracht. Im Jahre 1893 musste N. Carlberg die Redaktion der Baltischen Monatsschrift niederlegen, da neue berufliche Pflichten ihn dazu zwangen. Sein Nachfolger wurde Arnold v. Tideböhl, unter dessen charaktervoller Führung die Zeitschrift einem neuen Abschnitt ihres Bestehens entgegenging.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Das grosse Erntefest

Am 13. Oktober fand in Koknese das erste gemeinsame Erntefest der lettischen Bauern statt, das der Presse zufolge von über 100 000 Teilnehmern besucht wurde. Die Aufgabe, das ganze Volk auf diesem Feste zu einen, ist erreicht worden. In seiner Eröffnungsansprache wies der Staatspräsident auf die landschaftlich glückliche Wahl des Festortes hin. Die Feier der Bauern sei zum Fest des ganzen Volkes geworden. Das hätte man dem Staatsführer Karl Ulmanis zu verdanken.

Beim Überreichen der Auszeichnungen an verdienstvolle Bauern und Landarbeiter wies der Ministerpräsident auf den Wert des guten Zusammenhalts zwischen Bauer und Landarbeiter hin. Die Regierung würde viel Gewicht auf die Besserung der Lage der Menschen legen. Daher würde bald der Frage des landischen Bauwesens nähergetreten werden. Damit im Zusammenhang müsse auch die Landarbeiterfrage gelöst werden, die man bisher nur durch Einstellung ausländischer Arbeiter zu lösen suchte. Man müsse es erreichen, dass das Land mit eigenen Kräften bearbeitet würde. — In der Festansprache betonte der Ministerpräsident K. Ulmanis den neuen Geist der Zusammengehörigkeit des ganzen Volkes, der mit dem 15. Mai begonnen habe. Es habe eine neue Zeit völkischer Erneuerung begonnen, die dank der Geschlossenheit grosse Erfolge zeitigen würde. Aber auch nach aussen hin sei eine ruhige Entwicklung zu erwarten, denn mit Bestimmtheit könne betont werden, dass dem Lande keine kriegeri-

schen Verwicklungen drohten. Ein Dank gelte den Arbeitern, die das Fest der Bauern besuchen.

Landwirtschaftsminister Birznieks sprach über die Arbeit der Bauern und ihre Auswirkung auf den Staat. Der Brotgetreideexport hätte im vergangenen Jahre einen Aufschwung genommen. Der Gerste- und Haferhandel sei geregelt worden, ebenso der Kartoffelbau und -absatz. Geregelt sei der Handel mit Saatgetreide. Auf dem Gebiet der Milchwirtschaft sei wieder ein Aufstieg zu erwarten. Geflügelzucht und Zuchtviehhaltung würden durch eine Organisation gefördert, die bald das ganze Land umfassen werde. Die Frage des Bauwesens werde bald durch ein Gesetz über landisches Bauwesen geregelt sein. Ausschlaggebend sei aber die Tüchtigkeit der lettischen Bauern.

Ein Festzug, bestehend aus Gruppen von Bauern bei ihrer Arbeit, währte fast 1½ Stunden. Die Teilnehmer des Festzuges grüssten alle mit erhobener Hand den Ministerpräsidenten. Chöre, Orchestermusik und Aufführungen bildeten das weitere Festprogramm. — 27 Extrazüge aus allen Teilen des Landes hatten die Mehrzahl der Besucher bei ganz erstaunlichen Fahrpreisermässigungen hin- und zurückzubringen.

Eröffnung der Landwirtschaftskammer

Am 11. Oktober d. J. fand die feierliche Eröffnung der lettländischen Landwirtschaftskammer statt. In seiner Eröffnungsansprache dankte Ministerpräsident K. Ulmanis allen landwirtschaftlichen Vereinen, die vor Gründung der Landwirtschaftskammer die Arbeit der Beratung und Hilfeleistung ausführten und die jetzt liquidiert worden seien. Die grosse Zahl der Glieder der Kammer begründete der Ministerpräsident damit, dass die Landwirtschaft in sehr viele Teilgebiete zerfalle, die durch Spezialisten in der Kammer vertreten sein müssten. Auch sei darauf gesehen worden, dass Vertreter aller Nationalitäten und sozialen Gruppen, wie der Landwirte und Landarbeiter, in der Kammer vertreten seien. Die Kammer hätte für das Wohl der Landwirtschaft, welche die Grundlage des Staates bilde, zu sorgen. Sie hätte Sorge zu tragen dafür, dass die Lebensverhältnisse auf dem Lande sich besserten, sowohl für die Landwirte als für die Landarbeiter, und dass das Leben auf dem Lande anziehender würde. Die Landwirtschaft müsse die wirtschaftliche Grundlage des Staates und die lebendige Grundlage des Volkes bleiben.

Landwirtschaftsminister Birznieks teilte in seiner Ansprache mit,

dass er folgende Gesetze der Kammer zur Durchberatung übergebe: das Gesetz über das landische Bauwesen, ein Gesetz über Kauf und Vereinheitlichung landwirtschaftlicher Maschinen, welches im Zusammenhange stehe mit der Rationalisierung der Arbeit und der Landarbeiterfrage, ferner ein Gesetz über die Erbfolge auf dem Lande, und schliesslich ein Gesetz über Vereinheitlichung des Anbaus der Getreidesorten in den einzelnen Gebieten des Landes.

Über das landische Bauwesen

Auf einer Sitzung der Beamten des Forstressorts am 18. Oktober hielt der Landwirtschaftsminister J. Birznieks eine interessante programmatische Rede, der wir folgendes entnehmen: Von 6 Millionen Ster gefällter Holzmaterialien sei die grössere Hälfte im Lande geblieben. Davon gingen die grösseren Hölzer für das Bauwesen fort. Im vergangenen Jahre hätte der Holzexport die Hälfte der ganzen eingenommenen Valuta ergeben. — Nach dem neuen Gesetz über landisches Bauwesen werde weit weniger Holzmaterial für das landische Bauwesen verbraucht werden. In Zukunft werde das Holz für den Bau der Häuser auf dem Lande für den halben Taxationswert ausgereicht werden (anstatt wie bisher zu $^1/_5$), und die Wände, Fundamente würden aus feuerfestem Material gebaut werden müssen. Bei richtiger Ausnutzung des ausgereichten Holzes würde den Bauern ein Teil ihrer Schulden gestrichen werden. Wir seien dahin gekommen, dass nach etwa 20 Jahren die Häuser verfallen müssten. Dies Bauen würde durch das neue Gesetz aufgehalten werden. — Wenn bisher die Ziegel Ls 30.— und 40.— je Tausend gekostet hätten, so würde jetzt den Bauern die Möglichkeit gegeben werden, Ziegel für Ls 12.— je Tausend zu erhalten. In Zukunft müssten die Bauten des Forstressorts ein Vorbild für alle anderen Häuser des Landes werden.

Ausstellung von Arbeiten der Jungscharen

Im Rigaer Gewerbeverein fand die Ausstellung der Arbeiten der Jungscharen statt. Es wurde ein lebendiger Einblick in das Wesen der Jugenderziehung in den Jungscharen vermittelt, die Wert auf praktische Arbeit legt. Die Jungen zeigten selbstgemachte Ackergeräte und andere Gebrauchsgegenstände, die Mädchen selbstgemachte Wäschestücke, Handarbeiten und Eingemachtes. Der Leiter der Abteilung für die Jungscharen betonte, dass nun die Arbeit der Jungscharen in die Tiefe gehen müsse. Das Erreichte würde nach einigen Jahren wieder gezeigt werden.

Butterexport

Der Presse entnehmen wir, dass der Butterexport im laufenden Jahre um 10% gegen das Vorjahr gestiegen ist. Diese Steigerung gehe mit der Aufzucht von Rassevieh Hand in Hand. Auch sei die Milchwirtschaft in Zeiten mangelnder Arbeitskräfte vorteilhaft. Der Butterexport gehe zu 93% nach England und Deutschland. Die Preise seien bedeutend besser als im Jahre 1934. Es könne konstatiert werden, dass die Preisdifferenz zwischen der Butter aus Lettland und Dänemark immer kleiner würde.

Die Freilegung des Domes in Riga

Durch den Abbruch der bisherigen Gaststätte »Kroepsch« und der Transitbank wird ein Verkehrshindernis in der Altstadt Rigas beseitigt. Besonders folgenreich ist dabei die Freilegung des Domes, dessen ganze bauliche Wucht in ihrer nordischen Backsteingotik jetzt sichtbar gemacht werden soll.

16. Jahrestag der Universität

Am 28. September feierte die Lettländische Universität ihren 16. Jahrestag, an dem gleichzeitig die Weihe der neuen Aula der Universität vollzogen wurde. Der Staatspräsident und der Ministerpräsident wohnten der Feier bei. Laut Bericht des Rektors unterrichteten im vergangenen Lehrjahr 395 Lehrkräfte; immatrikuliert waren 8017 Studenten; die Zahl der freien Zuhörer betrug 51. Von den Studierenden waren 5573 männlichen und 2444 weiblichen Geschlechts. 6669 Studenten waren Letten, 434 Studierende haben die Universität beendet.

Die Schülerzahl in Riga

Die Rigaer städtische Schulverwaltung veröffentlicht Daten über den Schulbesuch in Riga. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt in diesem Jahre 36.652 gegen 36.477 im vergangenen Lehrjahre. 31.339 Schüler besuchen obligatorische Grundschulen (gegen 31.272 im Vorjahre). 2719 (2784) besuchen Gymnasien. Die Schülerzahl der lettischen Grundschulen beträgt 19.060 (gegen etwa 16.450 im Vorjahre). Die deutschen Grundschulen werden von 3539 (3949) Schülern besucht, die russischen von 3008 (3007) Schülern, die jüdischen von 3175 (3298) Schülern, die polnischen von 938 (1009) Schülern, die litauischen von 267 (328) Schülern: In den lettischen Gymnasien ist

die Schülerzahl um rund 200 angewachsen, während sie in den Gymnasien der Volksgruppen um fast 300 zurückgegangen ist. — Riga hat 61 lettische Grundschulen und 63 Grundschulen der Volksgruppen.

Deutsche Wirtschaftsdelegation in Riga

Am 15. Oktober traf in Riga eine deutsche Wirtschaftsdelegation ein, die mit Vertretern der entsprechenden Ressorts Verhandlungen über die Erweiterung der Handelsbeziehungen führte.

Das Präsidium der deutschen Volksgemeinschaft beim Staatsführer

Der Präsident der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland Ältester Erich Mündel und die Vizepräsidenten Rechtsanwalt H. Stegman und Rechtsanwalt Dr. E. Schwartz wurden vom Ministerpräsidenten Dr. K. Ulmanis in einer Vorstellungsvisite empfangen. Bei diesem Besuch kam eine Reihe wichtiger Fragen, die die Volksgemeinschaft beschäftigen, zur Sprache.

ESTLAND

Um die zukünftige Verfassung

Die Frage, in welcher Richtung die kommende Verfassungsreform sich bewegen wird, hat eine weitere Klärung erfahren, indem der Staatsälteste selbst sich zu dieser Frage in einer Rede auf der Tagung des Zentralkomitees des Vaterländischen Verbandes geäussert hat. Der Staatsälteste sagte, er habe sein Leben lang dafür gekämpft, dass Estland eine Staatsordnung erhalte, wo das Volk selbst der Herr sei. Daher sei für ihn eine Verfassung unannehmbar, die auf dem Führerprinzip aufgebaut ist. Er sprach sich dafür aus, dass Estland zum Zweikammersystem übergehen müsse. Dabei sei es aber ganz gut, wenn das Parlament zu gewissen Zeiten ganz ausgeschaltet würde, um nach einiger Zeit beim Eintritt ruhigerer Verhältnisse wieder mit der Arbeit zu beginnen.

Also das Zweikammersystem ist es, das den heute führenden Persönlichkeiten im estnischen Leben als Grundlage der kommenden estnischen Verfassung vorschwebt. Und zwar wird dabei häufig die Ansicht geäussert, dass die zweite Kammer aus Vertretern der berufständischen Organisationen zusammengesetzt sein müsste.

Zu dieser Frage brachte auch das der Regierung nahestehende »Uus Eesti« kürzlich einen längeren Leitartikel mit der Überschrift »Die Krise und die Wiedergeburt der Demokratie«. In diesem Artikel fanden sich folgende interessante Ausführungen:

»Die Volkswirtschaft im Rahmen einer freien Wirtschaft hat die Menschheit in Not gebracht. Diese Wahrheit zu hören, ist für die Menschen aus der alten Schule schmerzlich, aber zu ändern ist daran nichts. Um auch für die breitesten Volksmassen ein Wohlergehen zu sichern, ist der Staat gezwungen, auch auf wirtschaftlichem Gebiet aktiv mitzuarbeiten und dafür sorgen, dass die Verteilung der wirtschaftlichen Güter gerechter vorsichgeht. Diese Ausdehnung der staatlichen Gewalt auf wirtschaftliche Gebiete ist aber für die alte Auffassung von der Demokratie verhängnisvoll geworden. Die Volksvertretung im bisherigen Sinne erledigte ihre Aufgaben nur so lange gut, als sie keine wirtschaftlichen Probleme zu lösen hatte. Ihr Auftauchen drängte den politischen Kampf auf eine schlüpfrige Ebene. Die Arbeitsfähigkeit der Volksvertretung ging in demselben Masse zurück, wie die Aufgaben des Staates auf wirtschaftlichem Gebiete sich vergrösserten. Der Charakter der Arbeit der Volksvertreter änderte sich vollkommen. Aus Staatsmännern, welche die höchsten gesamtstaatlichen Grundsätze verteidigen sollten, wurden Bevollmächtigte der Wähler, deren Hauptaufgabe darin bestand, für ihre Wählern wirtschaftliche Vergünstigungen herauszuschlagen. Diese Tatsache vernichtete die Arbeitsfähigkeit und die Autorität der Volksvertretung.

Unter dem Zwang der Notwendigkeiten des Lebens und der Zeit müssen daher ganz neue Wege bei der Anwendung demokratischer Grundsätze gesucht werden. Um eine dauerhaftere Grundlage für die Volksvertretung zu schaffen, muss vor allen Dingen die Lösung wirtschaftlicher Probleme andern Organen übertragen werden. Aus dem Gebiete des politischen Kampfes müssen dieselben in eine Atmosphäre übertragen werden, wo ihrer sachlichen Lösung nicht engherzige Eigeninteressen im Wege stehn. In Zukunft werden die auf berufständischer Grundlage aufgebauten Kammern in einer geradezu idealen Weise wirtschaftliche Nöte der Staatsregierung zur Kenntnis bringen können. Die verschiedenen Wünsche, entsprechend den Bedürfnissen der Allgemeinheit, hier in Einklang zu bringen — diese Aufgabe muss einem andern Organ überlassen bleiben, etwa dem Staatswirtschaftsrat, bei aktiver Mitarbeit der Staatsregierung. Natürlich setzt das voraus, dass die Machtbefugnisse der Staatsregierung noch erweitert werden.

Die neue Zeit kann politische und Klassenkämpfe unter den Staatsbürgern nicht mehr erlauben. Und schwerlich werden auch solche

noch vorkommen, wenn man die wirtschaftlichen Fragen in ein ruhigeres Fahrwasser leitet.« Der Artikel schloss mit den Worten: »Der Weg der Wiedergeburt der Demokratie beginnt sich also zu klären.«

Gesetzliche Regelung des Schlichtungsverfahrens bei Lohnstreitigkeiten

Durch Dekret des Staatsältesten vom 26. Oktober d. J. ist ein Gesetz in Kraft getreten, welches das Verfahren bei der Schlichtung von Lohnstreitigkeiten regelt. Nach diesem Gesetz wird beim Verkehrsministerium (welches in Estland auch die Aufgaben eines Arbeitsministeriums zu erfüllen hat) eine besondere Kommission ins Leben gerufen, welche alle Lohnstreitigkeiten zu schlichten haben wird. Diese Schlichtungskommission wird bei ihren Urteilen sowohl die Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer als auch diejenigen der Allgemeinheit zu berücksichtigen haben.

Die verbindliche Kraft dieser Schlichtungsurteile ist übrigens keine absolute. Das Gesetz gestattet den Arbeitnehmern, sich denselben nicht zu fügen und von der Arbeit weiterhin fortzubleiben, d. h. zu streiken. Aber in solchen Fällen geniessen dann die streikenden Arbeiter nicht mehr den arbeitsrechtlichen Schutz. Gelingt es ihnen, ihre Forderungen bei den Arbeitgebern durchzusetzen und eine diesbezügliche Vereinbarung zu treffen, so hat letztere gesetzliche Kraft. Gelingt es ihnen aber nicht, dann greift der Staat auch nicht weiter zu ihrem Schutze ein. Das Gesetz verbietet übrigens Streiks in den Fällen, wo diese die Allgemeinheit schädigen würden, d. h. wenn sie volkswirtschaftlich schädliche Folgen haben könnten.

Estnische Presse und Memelwahl

Begreiflicher Weise befasste sich die estnische Presse sehr viel mit den Wahlen im Memelgebiet und widmete ihnen zahlreiche Leitartikel. Dabei muss anerkannt werden, dass in der Mehrzahl dieser Artikel das Bestreben zutage trat, die tatsächlichen Verhältnisse objektiv und richtig zu schildern. Zum Resultat der Memelwahlen brachte der Dorpater »Postimees« einen Artikel, in welchem die Hoffnung ausgesprochen wurde, dass nach der Wahl die deutsch-litauische Spannung nachlassen würde. Denn Hitler habe nur die Einhaltung des Memelstatuts verlangt, nicht aber eine Angliederung des Gebietes an das Deutsche Reich. Andrerseits habe Litauen versprochen, von jetzt ab die Bestimmungen des Memelstatuts streng zu beachten. Aus diesen Tatsachen schloss der »Postimees«, dass jetzt ein Direktorium

gebildet werden wird, welches das Vertrauen des Landtages geniesst. Abschliessend meinte der »Postimees«:

»Zweifellos bedeutet vom Kownoer Standpunkt der Rücktritt des Direktoriums Bruvelaitis eine Niederlage. Aber man kann annehmen, dass die leitenden Kreise Litauens dieselbe mit kaltem Blute aufnehmen und als einen Vertrauensvorschuss für die Gegenseite hinsichtlich ihrer bereits beschlossenen Versöhnungspolitik betrachten werden. Natürlich bleibt die Gefahr bestehen, dass die Deutschen die sich ihnen eröffnenden Möglichkeiten dazu ausnutzen werden, um in Litauen eine nationalsozialistische Propaganda zu betreiben, und dass Memel unter bestimmten Bedingungen für den Nationalsozialismus zu einem »Fenster nach Osten« werden wird. Aber dieses sind Dinge, gegen welche Litauen mit viel besseren Aussichten beim Völkerbunde klagen kann, wenn es seine eignen Verpflichtungen loyal erfüllt hat. Wie Eden und Laval in Genf erklärt haben, spricht das Memelstatut mit keinem Worte von den Nationalsozialisten, wohl aber von den Pflichten Litauens. Das bedeutet aber noch nicht, dass Litauen auf keinerlei Verständnis bei den Grossmächten stossen wird, wenn seine Klagen begründet sein sollten.«

Während also der »Postimees« die Ansicht äusserte, dass jetzt nach der Wahl eine Entspannung der deutsch-litauischen Beziehungen eintreten wird, war das »Päevaleht« der gegenteiligen Ansicht, nämlich, dass die Spannung zwischen Deutschland und Litauen sicher nicht sobald verschwinden, sondern sich eher verschärfen werde. Denn es sei keine Lösung zu sehn, die sowohl Litauen als auch Deutschland befriedigen könnte.

Um den „Drang nach Osten"

Äusserungen der Besorgnis vor deutschen Eroberungsplänen im Osten wollen aus der estnischen Presse nicht verschwinden. Sie sind zwar in der letzten Zeit seltener geworden, kommen aber doch immer wieder noch vor. So schrieb im September aus Anlass des Nürnberger Parteitages das Dorpater »Uus Söna« unter der Überschrift »Nürnberger Musik« u. a. folgendes: »Das Verhalten Italiens in der abessinischen Frage gibt wieder dem alten Satze recht, nach welchem die Aussenpolitik nur ein Mittel der Innenpolitik ist. Und es scheint, dass nach derselben Perspektive auch die »Nürnberger Musik« zu bewerten ist, wenn man sie richtig verstehn will. Da aber diese Musik nichts andres ist als dieselbe alte Parteimusik, unter

deren Klängen die Nationalsozialisten im Jahre 1933 ans Ruder kamen und bei welcher aussenpolitische Eroberungspläne eine grosse Rolle spielten, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, dass der innerpolitischen Ouvertüre der »Nürnberger Musik der Drohungen« ein aussenpolitisches Reichstagspostludium folgte. Hauptziel war hierbei, die Aufmerksamkeit der Massen von den innenpolitischen Weideplätzen auf aussenpolitische Beerenplätze zu lenken, und hierbei wird es als erprobtes Mittel seine Aufgabe sicher erfüllen.

Eine eigne Frage ist es aber, ob die von innerpolitischen Fragen nach aussen abgelenkten Unzufriedenheitsenergien sich später noch werden bändigen lassen. Wie das Beispiel Italiens lehrt, handelt es sich hier keinesfalls um eine harmlose Angelegenheit, und deshalb muss die Nürnberger Musik bei allen Nachbarn zweifellos Sorge und Erregung hervorrufen. Und da die Schärfe der »Nürnberger Musik« gerade nach dem Baltikum gerichtet ist, so können auch wir von dem Gefühle der Sorge nicht verschont bleiben.«

Auch das »Waba Maa« setzte sich mit dem gleichen Fragenkomplex unlängst auseinander, wobei das in VDA-Kreisen vielgebrauchte Wort, dass Staatsgrenzen nicht Volksgrenzen seien, die Auslegung erfuhr, dass »die Deutschen damit unterstreichen wollen, dass die Grenzen des Deutschen Reiches viel weiter nach Osten und Norden reichen müssten als heute.« Abschliessend erklärt das Blatt:

»Die Bewegung für das Auslanddeutschtum und die Tätigkeit des VDA haben sich gerade infolge der nationalsozialistischen Reform entwickelt. Hitlers Verdienst ist es, dass diese Bewegung im Volke verbreitet worden ist. Deutschland wünscht Kolonien. Es wünscht sich Stützpunkte zu schaffen, die es im Kriege brauchen wird. Da ihm die heutige Weltpolitik das nicht gestattet, so organisiert es die Auslanddeutschen, welche — wie wir bei den Wahlen im Saargebiet und auch bei uns in Estland (unerfindlich bleibt, was das »Waba Maa« hier meint) gesehn haben — die Pläne des Deutschen Reiches durchführen helfen. Traurig ist es, dass es bei uns erlaubt wird, eine derartige, sich Estland gegenüber verneinend verhaltende Literatur zu verbreiten, ungeachtet dessen, dass wir täglich bemüht sind, einen völkischen Geist zu wecken und unsre völkische Kultur zu vertiefen.«

So das »Waba Maa«. *Leo v. Middendorff*

Dorpat, 30. Oktober 1935

Aus dem Schrifttum der Zeit

Friedrich Griese: Im Feldspital

An einem Tage öffnete Karl Johann die Augen. Er sah um sich, und er merkte, dass es Tag war und dass die Sonne schien. Er schloss die Augen wieder, und dann versuchte er nachzudenken; als er damit nicht zurechtkommen konnte, meinte er, er wolle sich Zeit lassen, um zu überlegen, was er soeben gesehen habe.

Später sah er die Sonne wieder, inzwischen war es mehrmals um ihn herum dunkel gewesen; er hielt sie noch nicht aus, dafür wusste er nun aber schon, was es mit all den Dingen auf sich hatte, die er in seinem Kopf trug. Er wusste, dass er Karl Johann hiess und dass er hier lag.

Das ging so eine ganze Zeit; und darauf merkte er, dass es um ihn herum immer wieder hell wurde, dass es jedoch viel länger dunkel war. Aber da war er schon sehr weit vorwärtsgekommen, da unterschied er schon, nannte das Helle Tag und die Dunkelheit Nacht. Er wusste auch schon, dass es Jahreszeiten gab, die einen hatten lange Tage, und während der andern war die Nacht länger. Er dachte an frühere Jahre, beobachtete, wie es um ihn herum war, und dann sagte er: »Es ist Winter, darum sind die Nächte so lang«. Darüber schlief er dann wieder ein.

An einem Tage wurde er gewahr, dass das Lager neben ihm leer geworden war; es lag aber sogleich wieder ein anderer da. Abermals wurde es leer, und wieder lag ein anderer neben ihm. Er sagte zu sich: »Sie haben hier viele Kranke, das ist eine schlimme Gegend; wer hier wieder herauskommt, hat es gut«. Über diese Worte schlief er noch einmal ein; er war sehr müde, er hatte es wohl nicht gut gehabt.

An einem Morgen, als ihm die Nacht nicht mehr so lang vorgekommen war, wurde er gewahr, dass sein Nebenmann inzwischen wieder gewechselt hatte, und dieser, der nun dalag, ging ihn an, das fühlte er; er konnte aber noch nicht den Grund dafür herausfinden.

Dafür beobachtete er den Nachbar, horchte immer wieder zu ihm hinüber, und in einer Nacht merkte er dann auf. Der andere lag im Fieber, stöhnte und schrie und fiel von einer Sprache in die andere; und hin und wieder kam Karl Johann ein Wort sehr bekannt vor.

Als der Nachbar am nächsten Morgen sehr still geworden war, das Gesicht steil nach oben gekehrt hatte, als ob da über ihm etwas

in die Luft hineingemalt sei, kehrte er sich zu ihm, sprach und wunderte sich zugleich über seine eigenen Worte. Er sagte: »He, woher kennst du meine Sprache?«

Der andere hielt das Gesicht nach oben, aber er antwortete Karl Johann, und er sprach eine lange Zeit; dabei merkte er wohl nicht, dass ihm auf seine Worte nichts erwidert wurde. War Karl Johann wieder eingeschlafen? Die Augen hatte er geschlossen, für sich selber war er jedoch ganz wach.

Er wusste nun zweierlei, und das hatte ihn still gemacht; es hatte ihn geradeswegs auf die Brust geschlagen, mitten auf das Herz. Das eine war, dass plötzlich jene Nacht ganz klar in seiner Erinnerung war, als er in der Ferne einen Ruf gehört hatte, der ihm bekannt vorgekommen war. Damals war er gelaufen, gestolpert und wieder gelaufen, aber er hatte den nicht gefunden, den er suchte; und am nächsten Morgen war der Landsmann nicht mehr im Lager gewesen, er war noch in derselben Nacht wieder fortgeritten. Das hatte Karl Johann in jener Nacht wieder zu sich gebracht, das eine Wort in seiner dörflichen Sprache. Nun wusste er, wer damals gerufen hatte; er hatte auch in den Fieberreden des andern die Stimme sogleich erkannt, seine Erinnerung war nur noch nicht stark genug gewesen. Und das zweite, was er soeben erfahren hatte, war, dass der Nachbar nach seinen Worten aus einem Dorf stammte, das von Karl Johanns eigenem Dorf nur einige Stunden entfernt lag. Dass der andere, wie er auch gesagt hatte, ausserdem ein Student gewesen, von Hause fortgelaufen und dann Soldat geworden war, ging Karl Johann nichts mehr an; er wusste nicht, was ein Student war, er brauchte ausser dem, was er soeben gehört hatte, auch nichts mehr zu erfahren. Er konnte es sich nur nicht erklären, dass zwei, die aus derselben Gegend stammten, in der weiten Welt und in diesem wilden Lande zusammentreffen könnten.

Dem Nachbar kam das gar nicht sonderbar vor. Wer wusste, wie Napoleon in dieser Zeit seine Kriege führte und wie er die Menschen aus allen Ländern durcheinanderwarf, der wunderte sich über eine solche Begegnung nicht. »Wenn es dir nur dieses eine Mal vorgekommen sein sollte«, sagte er, »dann werden andere mit einem Landsmann gewiss dieselbe Erfahrung machen«.

Als Karl Johann ihn fragte, ob er sich denn auch an jene Nacht erinnere und an das Wort, das er damals gesprochen habe, da dachte der andere nach und sagte dann, dass er sich nicht erinnern könne.

Er sei häufig Postenreiter oder so etwas gewesen, und da sich in der Nacht wohl nichts Besonderes zugetragen habe, wisse er nichts mehr davon.

»Du hast mir damals sehr geholfen«, sagte Karl Johann, und dazu lächelte der andere; wenigstens versuchte er es. Karl Johann müsse es in jener Zeit wohl sehr nötig gehabt haben, meinte er, dass man ihm mit einem Wort so habe helfen können. »Ausser deinem Dorf hattest du damals wohl noch nichts anderes erfahren«, sagte er, »sonst wärst du gewiss nicht so hinter mir hergelaufen«.

In den nächsten Tagen erzählte Karl Johann vieles von dem, was er bisher noch niemand hatte sagen können. Er war auch von Hause fortgekommen, und er hatte ein Versprechen, oder wie man es nun nennen wollte, dem er folgen musste und das ihn nur auf eine Weise wieder in sein Dorf zurückkommen liess, aber auf diese eine, einzige Weise wollte er es auch machen. Um das alles sagen zu können, dazu brauchte Karl Johann Zeit, der andere konnte auch nicht alles aufnehmen, dem ging es nicht gut, das merkte er, und der freien Augenblicke wurden es vorläufig immer weniger.

Einmal aber sagte der andere, dass er ein solches Versprechen, wie Karl Johann es gegeben habe, in der Art nicht begreife. Er hielt es für ein Vergehen gegen sich selbst, es war eine Art Sklaverei in seinen Augen. »Es kam doch zuerst darauf an, dass du selber in dein Dorf zurückgehen konntest«, sagte er.

Karl Johann widersprach, liess es dann aber; es ging dem andern in dieser Stunde nicht gut, und im Fieber sah man manches anders, er selber hatte seine beiden Pferde ja auch totschiessen wollen. Er schwieg also, der andere murmelte und stöhnte schon wieder, er schrie und ächzte in sieben Sprachen und lag mit spitzer Nase und greulich eingefallenen Schläfen da.

Als der Nachbar in der nächsten Zeit eine gute Stunde hatte, erzählte er Karl Johann von seinem Dorf. Es war ein Gutshof, und er gehörte seinem Vater; wahrscheinlich lebte der aber schon nicht mehr, es waren inzwischen mehr als zehn Jahre vergangen. »Das ist eine lange Zeit«, sagte er, »da kann sich manches ereignen. Einmal habe ich zu Hause anfragen lassen, es ging mir damals sehr schlecht; aber sie wollten nichts von mir wissen. Da habe ich meinen Namen geändert und bin weitergezogen«. Karl Johann kannte das Gut, wenigstens dem Namen nach, wenn er auch niemals dort gewesen war. Da waren also Tagelöhner, ein hohes Herrenhaus, eine weitgelegte

Viehwirtschaft, unmenschlich viel Wald und Acker, alles war in gutem Stand gewesen, und er, der Sohn, war daraus entlaufen. Nun gab es eigentlich keinen Fleck in der Welt, so weit Napoleon sie bekriegte, den er nicht gesehen und wo er sich nicht geschlagen hatte. Auf diese Weise war er auch nach Spanien gekommen, aber so finster wie hier war es nirgends sonst für ihn gewesen. Und dann schwieg er wieder, spie Schaum und Blut aus und krächzte wie ein schwer angeschlagener elender alter Mann.

Karl Johann fand sein eigenes Los nun nicht mehr gar so schlimm. Er war der Sohn eines Tagelöhners, der war wiederum das Kind eines solchen, alle waren sie, soweit man zurücksehen konnte, immer nur Tagelöhner gewesen, wenn einmal auch ihnen wohl ein Hof und das Land dazu gehört hatte; aber das lag schon zu weit zurück, niemand wusste darüber noch eine gewisse Nachricht zu geben, es hatte auch keiner von ihnen danach geforscht, sie waren nun, was sie waren, und ihr Los und Amt war, einen Herrn zu haben, einen kleinen oder einen grossen, ihm zu dienen und Treue zu beweisen. Wenn er dabei an sich und an seine beiden Tiere dachte, wusste er freilich, dass doch noch mehr vorhanden war, ein Ältervater zum Beispiel, der den Vorfahren, die selbst einmal Land gehabt hatten, noch so nahe war, dass ihm Hof und Tier seines Herrn wie etwas Eigenes galten. Der Landsmann dagegen war ein Herrenkind, der es nicht nötig hatte, wie ein Kriegsknecht durch das Land für einen fremden Herrn zu reiten, der in der Heimat Leute genug haben konnte, die für ihn da waren, und gerade er lag nun elender als Karl Johann selbst auf einem Krankenlager, das wohl nicht ärmlicher und schlimmer zu denken war.

In seinen Fieberreden besprach sich der andere immer wieder mit sich selbst, aber es ging ihm nicht um die fremden Länder, in denen er sich schon geschlagen hatte. Er verfiel dann in seine Dorfsprache und hatte es mit einem Tor zu tun. Dieses Tor kannte Karl Johann; es gehörte zu der mecklenburgischen Hafenstadt, die er auf seiner ersten Kornfuhre gesehen hatte. Hinter diesem Tor wartete er, der da einmal Student gewesen war, wie er gesagt hatte; es war frühmorgens, und er hatte sich mit einem andern Studenten verabredet. Der kam auch, und darauf gab es sogleich eine harte Schlägerei mit offener Brust und scharfen Säbeln und Aushalten auf Tod und Leben. Der zweite Student fiel, seine Brust war durch und durch gestochen, und hinterher folgte die eilige Flucht dessen, der am Leben geblieben war. Ein Herrensohn verliess seine Heimat, und niemand erfuhr wie-

der von ihm. Er tauschte seinen Namen gegen einen andern ein, er wurde ein Landsknecht, ein wilder Fahrtenläufer.

Wenn Karl Johann ihn dann wieder einmal danach fragen konnte, gab der andere alles zu, er hatte sich nicht heimlich damit. Er war auch nicht traurig deswegen, er hatte sein Los gewählt, und es war ihm recht. Er stand auf einem ganz verlorenen Posten, aber wie viele, die deutsch sprachen, standen nicht darauf? Das war doch die Art dieser Leute, sie hatten eine Heimat, und sie hatten keine; man konnte sie verkaufen, wenn man ein grosser Herr und ein Fürst war, und viele verkauften sich selbst. Wer sie haben wollte, der bekam sie; sie schlugen sich, wohin man sie stellte. Deutsches Blut war nicht selten, man hatte es billig; er selber hatte seins freiwillig gegeben und wollte nur aus dieser grauen, stinkenden Hölle wieder heraus, ja, das wollte er. »Help God un de Tüfel, min leewen Landsmann!« sagte er, und darüber lachten sie beide, so fröhlich es gehen wollte; der andere konnte seine Dorfsprache nicht mehr so gut, wie Karl Johann sie konnte.

Ging es denen, die nicht freiwillig gegangen, die aber doch hier waren, anders und besser? Liefen sie nicht wie Ratten, die Gift bekommen hatten, in allen Ecken herum? Der Landsmann war weiter herumgekommen, als Karl Johann, er kannte alle deutschen Regimenter, die für den Kaiser nach Spanien geschickt worden waren. Regimenter aus Weimar, Gotha, aus Coburg und Hildburghausen, aus Sachsen und Westfalen, Leute aus dem Bergischen, das Regiment Baden und alle die andern; war deren Posten nicht gerade so jämmerlich verloren wie sein eigener? Wusste Karl Johann nicht, was jeder im Heer wusste, dass die deutschen Soldaten auf die gefährlichsten Stellen geschickt wurden und dass von sieben vielleicht einer nach Hause kam? Und wann würde dieser eine wieder nach Hause kommen? »Ehe man mich in diesen Totenstall schickte, hörte ich, dass alles, was von den deutschen Regimentern übriggeblieben ist, zusammengestellt und nach Norden geschickt werden soll. Wer von den Bauern und Mönchen nicht abgefangen und zu Tode gequält wird, mag da wohl ankommen«, sagte er.

Karl Johann sah, dass dem andern zäher Schweiss über das dürre, gelbe Gesicht lief, dass er von einem Tag zum andern elender wurde. Er dachte über das nach, was er gehört hatte; die meisten Namen kannte er nicht, sie waren ihm fremd, obwohl sie deutsch sprachen, die Leute aus dem Badener Land kannte er, seinen Zug, den Mann

aus dem Bergischen und den und diesen, aber das alles ging ihn nichts an, er dachte an seine beiden Tiere und wollte wieder mit ihnen zurück.

Darauf kam für den Landsmann eine sehr ruhige Zeit, und er fragte Karl Johann immer wieder nach dem Dorf, aus dem man ihn verschleppt hatte. »Baut ihr auch Roggen? Und wenn der blüht, weht es dann auch so braun und grau durch die Ähren?«

Das tat es; die Bauern in seinem Dorf bauten viel Roggen, der Boden da war nicht besonders schwer.

»Und wenn ihr eure Wiesen mäht, dann lacht ihr und jagt über das Gras und seid grosse Herren, wenn es wieder einmal dick und hoch steht, und die Branntweintonne wird immer zu früh leer?«

So war es, aber er selber, Karl Johann, hatte noch nicht viel Branntwein in seinem Leben bekommen. »Ausser in diesem verfluchten Spanien«, sagte er.

Aber dann hörte der andere nicht mehr auf seine Worte, und Karl Johann merkte, dass er es mit seinem eigenen Dorf zu tun hatte, mehr, als er in seinen guten Stunden wahrhaben wollte. Dabei verfiel er wieder in seine anderen Sprachen, krümmte sich auf seinen Tüchern, fluchte und verschwor sich und schrie gegen sich selber wie ein armer Galgenknecht. Später redete er wieder mecklenburgisch, und nun handelte es sich um eine Beförderung, die man ihm zugesagt hatte. Er wollte sie nicht, er spie darauf, seinetwegen konnte man einen toten Hund damit schmücken, er wollte wieder auf seinem Gaul sitzen und reiten, er hatte zehn Jahre hinter sich, aber diese zehn waren dreissig. Der Gaul sollte die Stirn nach Osten haben, nach dem Dorf hin, das er meinte. »Immer nach Osten!« schrie er. Und dann warf er sich auf, sah Karl Johann wirr und fieberig an und flüsterte: »Rade mi God, min leewen Landsmann, oder rade mi de Tüfel!« Aber damit war es für diesen Tag aus, und er lag still und stumpf da, bis es dunkel wurde.

Aus Friedrich Griese: Die Wagenburg. Eine Erzählung. München, 1935 bei Albert Langen/Georg Müller.

UMSCHAU

Lehrerfahrt nach Straupe

veranstaltet vom Deutschbaltischen Lehrerverband

31. Okt. — 3. Nov. 1935

Deutsche Lehrer und Lehrerinnen, etwa 20 an der Zahl, zu verschiedenen Schulen Rigas gehörend und in verschiedenen Altersstufen stehend, ziehn zu gemeinsamem Aufenthalt für ein paar Tage aufs Land. Und es geschieht: Aus gelegentlichen, zum grossen Teil nur durch den Beruf miteinander verknüpften Fahrtgenossen wird in der kurzen Zeit von ein paar Tagen eine Gemeinschaft, deren Glieder in gleichem Erleben und Wollen einander verbunden sind. Das ist die Frucht dieser Freizeit, die alle Teilnehmer in starker, dankbarer Erinnerung bewahren werden.

Schon die Fahrt verbindet. Es herrscht einbrechende Dunkelheit, als in Līgatne der grosse Lastkraftwagen bestiegen wird und im Lichtkegel der Scheinwerfer die Fahrt ins herbstliche Land beginnt. 23 Kilometer geht es bergauf und bergab, durch Wälder, deren Tiefen hinter den vorderen Reihen belichteter Stämme nur um so geheimnisvoller erscheinen. Hier und da das gelbe Licht eines Fensterleins, die dunkle Oberfläche eines Gewässers. Stille ringsum, nur selten drückt sich bei einer Begegnung ein entgegenkommendes Bauerngefährt in die Wegseite. Endlich tauchen in der Ferne beleuchtete Fenster in grösserer Zahl auf. Wuchtig treten die massigen Konturen eines gewaltigen Baus aus dem Dunkel. Schloss Straupe. Wir finden Unterkunft in den Zimmern eines Sommer-Ferienheims für deutsche Schulkinder, dessen Räume in einem Seitenflügel des Schlosses gelegen sind und nun freisteht.

Wer da meinen mochte, »Freizeit« bedeute nun etwa viel freie Zeit, also ausgiebiges Schlafen, gemächliches Spazieren und Ruhen, gibt sich freilich einer falschen Vorstellung hin. Straffe Zucht und strenge Zeiteinteilung, von unserem Fahrtführer diktiert, setzten gleich bei der Ankunft ein. Wie unsere deutschen Jungen und Mädel auf der Fahrt in ihren Bünden und Gliederungen sich freiwillig einer Ordnung unterwerfen, die Zeitverwendung und Pflichten zu gemeinsamem Besten regelt — so geschah nun gleichsam unversehens der Schar Rigaer Schulmeister selbst. Es mag einigen unter den Fahrtteilnehmern diese gestraffte Form des Zusammenlebens, mit allen dazugehörigen Einschränkungen und kleinen Beschwerden, anfänglich etwas befremdlich und unbequem vorgekommen sein. Doch fügte man sich gern und liess sich willig von der Selbstverständlichkeit gefangennehmen, mit der die übrigen, in diesen Dingen Erfahreneren, sich allem unterwarfen.

Wurden wir doch um eine Erfahrung reicher: wie das Aufeinanderbezogensein der Fahrt oder die gemeinsam getragene Einschränkung und Beanspruchung die einzelnen näher und wärmer zusammenbringt, als lange Fristen eines »freieren Zusammenlebens« vermöchten. Eine echte Kameradschaft bahnte sich von selbst an. Der »Individualist« wurde bekehrt!

Willig fuhr man um 7 Uhr morgens beim rauhen Anruf: »Aufstehen!« in die Kleider, um 5 Minuten spä-

ter beim Frühsport die Schwäche des in der Stadt unlustig gewordenen Leibes mit zusammengebissenen Zähnen unter berufener und unerbittlicher Leitung niederzukämpfen. Schweissbedeckt zurückgekehrt, oblag man in Eile den Ordnungsaufgaben an Bett und Kleidung, wonach dann (in Dankbarkeit sei es dem Führer nachgerufen!) in einiger Ruhe die gemeinsame Morgenmahlzeit eingenommen wurde. Überhaupt waren die Mahlzeiten trotz ihrer Einfachheit von fröhlicher Stimmung getragen. Wie in jedem Lager, so fanden sich auch hier unter der Teilnehmerschaft bald diejenigen heraus, die, sei es bei Arbeit oder Rast, durch Witz und Temperament dafür sorgten, dass das Lachen nie für lange verstummte. Und die Lieder! Welch ein unerschöpflicher Born neuer, hinreissender Verse und Weisen strömt durch unsere grosse und starke Zeit! Es wurde viel und gern gesungen, — auch dieses ein schönes Mittel, das Band gemeinsamen Empfindens fester zu knüpfen.

Das Bildungsideal verflossener Jahre, die Aneignung eines möglichst enzyklopädischen Wissens, ist heute mit Recht verworfen. Gerade aus der Fülle des Liedgutes trat uns jene starke und hingabebereite Haltung entgegen, um deren Durchsetzung auch auf erzieherischem Gebiete in den Gesprächen und Auseinandersetzungen heiss und ernsthaft gerungen wurde.

Täglich drei Stunden galten der körperlichen Arbeit im Obstgarten. Ich glaube, dass diese Arbeit, wie wenig gewohnt sie manchem auch war, von allen Kameraden dankbar und gern geleistet wurde. War es doch gerade die Verbundenheit in der körperlichen Arbeit, die gemeinsame frohe Hingabe ans Werk, die die innere Geschlossenheit der Teilnehmer so rasch und unlöslich wachsen liess. Die Freizeit war ja von herrlichem Wetter begünstigt. So kam es denn, dass mit grösstem Eifer die Schaufeln und andere Werkzeuge, — manche wüsste ich nicht bei Namen —, gerührt wurden., Ob unsere Leistungen einem fachmännischen Urteil standhalten, mag allerdings fraglich bleiben. Wir alle wünschten jedenfalls einen möglichst grossen Nutzen unserer Arbeit, die herzliche Freundlichkeit unseres lieben Gastgebers wenigstens auf diese Weise zu vergelten!

Sonntag vormittag hiess es schon zur Rückreise aufbrechen. Es mochte einem scheinen, dass man nicht wenige Tage, sondern eine längere Zeit beisammengewesen, so reich fühlte man sich an gemeinsamem Erleben. Wie aus einem anderen Lande war die Heimkehr, und es dauerte wohl bei allen eine Weile, ehe sie sich gewohnheitsmässig in die für so kurze Zeit unterbrochene vorherige Lebensweise wieder zurückgefunden hatten. Mit herzlichem Dank sei der gütigen Aufnahme im Schlosse gedacht, die uns alle in gleicher wohltuender Weise umgab. Allen Teilnehmern aber wohnt wohl der Wunsch inne, dass die neu gewonnene Ausrichtung gemeinsamen Empfindens und Strebens erhalten bleibe, dass sie ihren Ausdruck finde in der erzieherischen Berufsarbeit des Alltages, und dass sie weitere und immer weitere Kreise der Arbeit erfassen und durchdringen wolle als Dienst an Volkstum und Heimat, zu dem wir uns bekennen.

A. Gutfeld

Deutsches Schauspiel zu Riga

Das »Deutsche Schauspiel« sollte nach dem heiteren Auftakt nun im Oktober zeigen, dass es bereit und imstande ist, auch im Ernsten zu halten, was der fröhliche Anfang verheissen hatte. Man darf sagen, dass die Probe aufs Exempel gelang. Und das ist um so bemerkenswerter, als allerlei Widrigkeiten — Erkrankungen der Mitarbeiter u. a. — die Arbeit zumal in der zweiten Monatshälfte sehr erschwerten.

Man gab Carl Hauptmanns »Lange Jule«. Auch bei uns in Riga hat der breite Schatten des berühmteren Bruders den stilleren und bescheideneren Carl mehr verdeckt, als uns heute gerechtfertigt erscheint. Denn Carl hat die Rufe seiner Zeit viel tiefer in sein zwiespältiges Schlesierherz hineingenommen als Gerhart; was sich bei jenem nur zu oft zum Hintergrund, zur Kulisse verflüchtigte, Duft und Farbe der Heimat und das angestammte Wesen ihrer Menschen, bei ihm ist es immer Ausgangs- und Kernpunkt aller Darstellung geblieben. Als Deutung des zwischen Alltagsgrau und Märchengold, Lebensnot und Wunschtraum pendelnden Schlesiertums ist sein Werk wesentlicher und überzeitlicher als die oft zur Tendenz übersteigerte Zeitnähe des Bruders.

Von diesem Wandern zwischen zwei Welten kündet auch die »lange Jule«. Der Sonderling Jonathan, der so hinter den Dingen lebt, dass man nicht weiss: ist er ein Weiser oder ein Narr?, der bucklige Theobald Stief mit seiner geliebten Geige; der schon fast ins Jenseits entrückte Grossbauer zumal, dessen Visionen seine Welt sind — sie sind die eigentlichen Helden des Spiels. Und an ihnen zerbricht die Jule, weil sie nicht ist wie sie, weil ihr Extrem (denn natürlich lebt auch sie im Extremen) zu wenig polar ist, um mit jenen in Einklang zu kommen.

Carl Hauptmanns Bühnenwirkung hängt ganz davon ab, ob die Darstellung diese schlesische Polarität begreiflich machen kann. Im ersten Akt unserer Aufführung gelang das ganz vorzüglich: Obsiegers sterbender Grossbauer beherrschte mit fast mythischer Wucht die Bühne, und hier fand auch die lange Jule von Fräulein Christann die notwendigen Abschattungen, die später leider nur noch im letzten Akt, da freilich auch überaus eindrucksvoll, glaubhaft wurden. Sonst blieb sie zu norddeutsch, zu herb, zu kühl in der Ruhe und zu entfesselt in der Gier, um alle Hintergründe dieser schlesischen Bäuerinnenseele aufzudecken. Der Fehler lag wohl hauptsächlich in der unwirtschaftlichen Verausgabung ihrer darstellerischen Mittel. Aber Radke bot ihr mit seinem Jonathan einen wirkungsvollen Ausgleich, und Hadolf Herold unterstützte ihn dabei als alter Stief vorzüglich. Auch Erich Ruschmann wurde als Theobald seiner Aufgabe gerecht. Eine besonders eindrucksvolle Leistung bot Paul Minke als Schuster Dreiblatt; ihm gelang das durchgängig, was Fräulein Christann nur an einzelnen Höhepunkten erreichte: diese eigentümliche Mischung von Vitalität und traumhaftem Getriebenwerden.

Erich Ebermayers vier Akte um den »Fall Claasen« sind — von dem unnötig gefühlsbeschwerten Schluss abgesehen — sauber gearbeitete, in der Dialogführung spritzig geformte Unterhaltungsware von der beim Publikum beliebten Gattung der Kriminalgeschichten, nicht eben irgendwie problematisch und nicht einmal immer sehr glaubhaft, aber meist spannend (obwohl der gewitzte

Hörer vom 2. Akt ab genau weiss, was eigentlich los ist) und jedenfalls angenehm zeitvertreibend. Die Aufführung war ganz ausgezeichnet: wie Hadolf Herold nach 22 Jahren Zuchthaus ins freie Leben zurücktastet, wie Eva Maroldt das Bild des wirklichkeitsnahen, gläubig-mutigen jungen deutschen Mädchens formt, wie Helene Westphal den Bruch zwischen Seelen- und Gesellschaftsform überwindet und wie Obsieger ihr dabei hilft, das war wirklich meisterhaft. Auch Couété als Justizrat war vorzüglich — wie wir überhaupt meinen, ihn noch nie so wandelbar und gestaltungskräftig gesehen zu haben wie in dieser Spielzeit. Bedenkt man, wie übereilt diese Vorstellung herausgebracht werden musste, wird man die Leistungsfähigkeit unseres »Deutschen Schauspiels« erst richtig würdigen können.

Regie führte an beiden Abenden der Intendant. Er verfügt über mehr als über die saubere Technik, die wir in früheren Jahren hier sahen. Er ist auch ein Meister der Zusammenraffung, die durch geschickte Pausenverteilung einheitliche Eindrücke vermittelt. Und er versteht es besonders, durch leise Pinselstriche Stimmungshintergründe aufzuzeigen. Das Wirtshausbild in der »langen Jule« oder die Entlassung Claasens waren Höhepunkte seiner durchdachten Regie. Wenn schon kritisiert werden soll, würde ich dazu raten, gelegentlich zwischen den Extremen Laut und Leise mehr zu vermitteln: die tragenden Leistungen von Fräulein Christann im Hauptmannstück und Herrn Herold im »Fall Claasen« übersteigerten, jeder nach seiner Richtung, zu stark. Erstaunlich gut ist das Zusammenspiel der ja reichlich unausgeglichenen Kräfte; hier liegt wohl die schwierigste und — wichtigste Arbeit des Spielleiters. Sie ist bis jetzt trefflich gelungen.

Das dritte Stück des Monats — in der zeitlichen Reihenfolge stand es an erster Stelle — war heiter. Sellnicks Lustspiel »Hilde und 4 PS.« hält, was der etwas ausgefallene Titel verspricht: es ist lustig und denkbar anspruchslos. Wiederholter fröhlicher Beifall bei offener Bühne rechtfertigte, vom Publikum her gesehen, die Wahl. Die schauspielerischen Leistungen — Obsieger, Minke, Steidl und die Damen Westphal, Rée und Christann — waren ausnahmslos vorzüglich; Herold leitete das Spiel straff und humorvoll.

Ein besonderes nachdrückliches Lob verdient der Bühnenbildner Tschakstin. Er leistet wirklich Hervorragendes mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. Der regelmässige Erfolg der bisherigen Aufführungen ist nicht zuletzt seiner geschickten und so anpassungs- wie einfallreichen Kunst zu danken.

* * *

Unser »Deutsches Schauspiel« gewinnt erfreulicherweise ein eigenes Gesicht. Das zeigt sich nicht nur in Auswahl und Formgebung der Darstellungen, sondern besonders auch bei denen, für die gespielt wird. Die einzelnen Besucherorganisationen füllen, soweit ein wirklicher ernster sozialer Wille hinter ihnen steht, an den für sie vorgesehenen Abenden das Haus. »Publikum« wird allmählich zur in Ernst und Fröhlichkeit feiernden Gemeinschaft.

Vielleicht ist es an der Zeit, nun auch an die Reform einer Kleinigkeit zu denken, die eigentlich gar keine Kleinigkeit ist. Ich meine den Theaterzettel. Der Besucher erhält gegen 30 Sant. — das ist für manche die Hälfte des Eintrittspreises! — ein Heftchen, von dem ihn nur eine Seite, eben die mit der Rollenverteilung, wirklich angeht. Man könnte denken, dass der restliche Raum zur Aussprache zwischen Theaterleitung und Hörerkreis ausgestaltet werde; aber bis-

her ist dieser Weg nur einseitig beschritten worden. Für solche programmatischen Erklärungen der Direktion (die sehr begrüssenswert sind), reichen 1—2 Hefte in der Spielzeit völlig aus. Programmvoraussagen, die — auch für die Direktion — sehr zweckdienlich wären, sucht man vergeblich. Die oft nicht einmal witzigen Schauspieleranekdoten, die stattdessen auftauchen, hat man doch schon irgendwo gelesen.

Ich schlage vor, das Programmheft seines unnötigen Ballastes zu entkleiden, dafür eine knappe Programmvoraussage einzuschieben und den Preis wesentlich herabzusetzen. Für die nicht wenigen Besucher aber, die auch dann noch nicht das Programm erstehen können, muss es, wie das bei den meisten Theatern üblich ist, an zwei oder drei sichtbaren Stellen — im Garderobenraum, im Foyer — ausgehängt werden. Auch diese Regelung wäre ein Schritt weiter auf dem Wege, der so mutig und zielsicher beschritten wurde.

Lutz Mackensen

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Friedrich Griese, Die Wagenburg. Eine Erzählung. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München 1935.

Man könnte heute wieder einen -ismus prägen und eine neue Stilrichtung im deutschen Schrifttum herausschälen und klassifizieren. Doch es wäre ein sehr überflüssiges und sogar läppisches Tun. Weil die Zeit der literarischen -ismen vorbei ist. Und das, was wir kennzeichnen wollen, eben keine »Richtung«, keine Manie ist, sondern sich klarer und deutlicher als eine neue künstlerische Haltung in der deutschen Prosadichtung überhaupt abzuzeichnen beginnt. Vorangetragen freilich von einzelnen, aber von Gültigkeit bereits für das Gesamtbild.

Wir mögen es untergründige Dichtung nennen. Aber solche Prägung ist nur ein Behelf und nicht ohne weiteres verständlich. Negativ lässt sichs leichter klarstellen: es ist die entschiedene Abkehr von dem allzuwissenden Psychologisieren einer undeutschen Modeliteratur, die zornige Abneigung, Schwingungen und Gefühlswerte, deren Kraft gerade in ihrer nichtrationalen Eindringlichkeit liegt, gleichsam mit dem Seziermesser herauszupräparieren und einem plumpinteressierten Betasten auszuliefern. Eine Kunst des Indirekten ersteht vor uns, eine Kunst herber und männlicher Keuschheit, wie wir sie einmal nennen durften. Ein Schrifttum, das sich nicht an Kostkenner seelicher Vorgänge wendet und nicht an literarische Geniesser, sondern das aus ehrfürchtiger Hingabe an erd- und volkstumsverbundene Kräfte erwuchs, um von der leidenschaftlichen Ursprünglichkeit dieser Kräfte zu künden. Eine Kunst, die aus solcher Haltung »Gebildeten« und »Ungebildeten« gleicherweise wieder zugänglich wird, weil sie sich nicht an ein Wissen wendet oder ein geschultes Denkvermögen, sondern an die staunende und ergriffene Aufnahmebereitschaft für Wertvolles und Starkes, das gerade die schlichten und einfachen Dinge zu Trägern naturhafter und verstandesfremder Gesetzmässigkeiten werden lässt.

Hans Grimm ist einer dieser Führenden in der deutschen Dichtung und wohl auch Paul Ernst. Von Wiechert wissen wir es, und neben ihn müssen wir den Mecklenburger Friedrich Griese stellen,

von dessen »Wagenburg« diese Besprechung handeln sollte.

Aber es ist nun so, dass dort, wo nach der Einleitung die Besprechung beginnen soll, eigentlich das Wesentlichste schon darüber gesagt ist. Es ist ein sehr gutes Buch. Ich werde es auch nicht fortschenken, sondern behalten. Es handelt von einem deutschen Bauernjungen, der 1806 von der französischen Armee als Fahrer nach Spanien verschleppt wird und erst nach Jahren mit seinen beiden Gäulen heimkehrt. Es handelt von der Treue. Es ist ein sehr deutsches Buch. Ja, das musste wohl gesagt werden: es ist ein Buch, an dem sich etwa deutsche und bloss deutschsprachige Menschen scheiden könnten. Weil es dem einen ganz nahe rückt und dem andern gleichgültig bleiben kann. So wird es ein sehr heutiges Buch. Stärker als mancher »Zeitroman«; und besser. Denn es formt.

Bosse

Monika Hunnius, Briefwechsel mit einem Freunde. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn 1935.

Das Buch führt in Monika Hunnius' letzte Lebensjahre, die, angefüllt mit schwerem körperlichen Leiden, die Dichterin auch innerlich immer mehr vereinsamen lassen. Die Menschenfrohe und Menschennahe leidet darunter natürlich sehr, und eine, die bisher in einem ruhigen Gottvertrauen dahingelebt hat, kann aus der Gottferne körperlicher Leiden oft nicht mehr heraus. Da hilft ihr der selber von schwerem Leid geprüfte Freund, und von bewunderungswürdiger Offenheit sind seine Briefe. »Ach es ist wohl so, dass man für Sie nicht mehr um Besserung beten darf, nur noch um Erlösung und ein sanftes Ende«, schreibt er. Aber gerade dieses mutige Dem-Schlimmsten-in-die-Augen-Sehen hilft und tröstet, lässt auch in dem Unerträglichen Gottes Führung sehen. Es ist eine sehr innerliche Welt, in die uns diese Briefe führen, und man wird von ihr manchmal im Tiefsten berührt.

Wie ein leichter Missklang ist es freilich, wenn man an einer Stelle liest, dass die beiden Schreiber sich mitten im Briefwechsel überlegen, ob die Briefe nicht einmal veröffentlicht werden sollten. Hätten diese Stellen nicht von den Herausgebern unterdrückt werden können? Wir empfinden schon ohnehin: Habe ich überhaupt das Recht, so tief in die Seelen zum Teil noch lebender Menschen zu blicken, so sehr scheinen die Briefe Ausdruck eines unmittelbaren Erlebnisses zu sein — da erfährt man, dass sie von den Schreibern selbst für die Öffentlichkeit bestimmt werden. Ich glaube, auch die vielen Verehrer von Monika Hunnius, denen das Buch besonders wertvoll sein muss, hätten es gern gesehen, wenn diese Sätze unterschlagen worden wären. *I. N.*

Margarethe von Wrangell, Das Leben einer Frau, 1876—1932, aus Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen zusammengestellt von Fürst Wladimir Andronikow. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München 1935.

Voller Erwartung greift man nach diesem Buch, dem Lebensbild einer der bedeutendsten baltischen Frauen der Gegenwart. Aber wir sind etwas enttäuscht. Mit rührender Sorgfalt hat der Gatte Margarethe von Wrangells alles zusammengetragen, was an persönlichen Aufzeichnungen, Briefen und Erinnerungen von Freunden und Verwandten aufzutreiben war, so dass tatsächlich, wie die Einleitung es hervorhebt, ein fast lückenloser Lebenslauf entstanden ist, doch kostet es einige Mühe, aus dem Wirrwarr von Einzelheiten und zum Teil

Belanglosigkeiten das Charakterbild dieser ungewöhnlichen Frau und bedeutenden Forscherin herauszuschälen. Weder ihrer hohen Geistigkeit noch dem Charme ihrer Persönlichkeit wird die Art, in der das Buch zusammengestellt ist, gerecht.

Und doch sollte es gelesen werden, einmal weil Margarethe von Wrangell bei uns viel zu wenig bekannt ist und weil das Buch verschiedene Probleme berührt, die uns gerade heute beschäftigen. Der still beschauliche Leser wird auch den Zauber der Unmittelbarkeit dieser eigentümlichen Darstellung empfinden, in den in ihrer Art rührenden Aufzeichnungen der Mutter, die bis in die ersten Kindheitsjahre zurückgehen, und wird, wie Dr. Owlglass in der Einleitung sagt, »die sonore Stimme der Heldin selbst« hören, vom ersten resolut heischenden Kinderschrei bis zu der abgeklärten wundervollen Weisheit ihrer letzten Jahre, nur dass gerade die letztere übertönt wird von allerlei Entbehrlichem.

Das Leben Margarethe von Wrangells ist in vielem ein typisches Frauenschicksal um die Jahrhundertwende. Ungewöhnlich begabt, voll Heisshunger nach Wissen und Tätigkeit, muss sie nach der Schule 10 Jahre das trostlose Leben eines jungen Mädchens aus gutem Hause führen, das sich mit nichts ernsthaft beschäftigen darf und zwischen Geselligkeit, ein bisschen Sport und dürftiger geistiger Anregung hin- und herpendelt, unbefriedigt und tief unglücklich, bis sie sich das Studium erkämpft. 1904—1909 studiert sie in Tübingen und Leipzig Chemie, promoviert summa cum laude und geht für einige Jahre zur weiteren Ausbildung nach London und nach Paris zu Madame Curie. Es gelingen ihr schon in dieser Zeit einige selbständige Untersuchungen, da ergeht an sie der Ruf, die Leitung der Versuchsstation des Estländischen Landwirtschaftlichen Vereins in Reval zu übernehmen. Die Heimatliebe siegt über allen wissenschaftlichen Ehrgeiz, die Forscherin gibt alle ihre Arbeiten auf, kehrt in die Heimat zurück und muss sich in kurzer Zeit in das ihr bisher ganz fremde Gebiet der Agrikulturchemie einarbeiten.

Bis 1918 ist sie in Reval tätig, erlebt die Schrecken der ersten russischen Revolution, den ersten Bolschewikenterror, der auch sie ins Gefängnis und fast zum Tode führt, und verlässt die Heimat erst, als ihr alle Möglichkeit genommen ist, dort weiter wissenschaftlich zu arbeiten. Sie geht nach Deutschland.

Bodenuntersuchungen und die Erforschung der Geheimnisse der Pflanzenernährung sind von jetzt ab das Arbeitsgebiet Margarethe von Wrangells. Sie habilitiert sich an der landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim bei Stuttgart und bekommt dort als erste Frau Deutschlands eine ordentliche Professur. Mitten im deutschen Zusammenbruch errichtet sie mit verhältnismässig kleinen Mitteln ihr vorbildliches Institut für Pflanzenernährungslehre, das einzige in Deutschland. Mit einer kleinen Schar von Mitarbeitern schafft sie eine Forschungsstelle, deren Arbeitsergebnisse alsbald wegweisend und umgestaltend für die deutsche Landwirtschaft werden, indem sie sie von ausländischen Düngemitteln unabhängig machen: in der Zeit schwerster Wirtschaftsnot eine Tat von unschätzbarer Bedeutung.

Die Abschnitte des Buches, die diese Zeit schildern, sind mit die schönsten, weil da Margarethe von Wrangell selbst zu Worte kommt, in Briefen und Skizzen, und wir sie unmittelbar kennen lernen mit ihrem strahlenden Optimismus, ihrer unbezwingbaren Energie. Es wird öfters von ihr gesagt, dass Hindernisse für sie nur existierten, um überwunden

zu werden. Wir sehen ihre Persönlichkeit sich weiten und in tiefer Ehrfurcht vor allem Lebendigen Mensch, Tier und Pflanze mit einer grossen Liebe umfassen. Sie schreibt: »Die Erlebnisse des Krieges und der Revolution hatten meine Stellung zum Leben verändert; ich empfand das Leben nicht mehr als eine Selbstverständlichkeit, ich empfand es als ein seltenes Geschenk, das man auszunützen verpflichtet ist... Ich lebte mit den Pflanzen; ich legte das Ohr an den Boden, und es schien mir, als seien die Pflanzen froh, etwas über die Geheimnisse ihres Wachstums erzählen zu können.«

Zwölf Jahre reichster Wirksamkeit und europäischer Berühmtheit sind Margarethe von Wrangell vergönnt, bis sie 1932 einem verschleppten Leiden erliegt, bewunderungswürdig in ihrer Treue und Pflichterfüllung bis zuletzt. So unvollkommen auch oft die Darstellung ist, zum Schluss ist man doch tief ergriffen von der Fülle und dem Reichtum dieses Lebens und von der Reinheit und Höhe dieser Persönlichkeit.

Und noch ein anderes. In unseren Tagen wird die Frage des Frauenstudiums erneut und mit einer zum Teil unerklärlichen Heftigkeit diskutiert. Auch gerade darum hätten wir Margarethe von Wrangell eine andere Lebensbeschreibung gewünscht. Denn besser als irgendeine theoretische Diskussion beweist das Leben dieser Frau, dass das Frauenstudium seinerzeit nicht um eines angenehmen und interessanten Zeitvertreibes willen erkämpft worden ist, sondern aus dem Wunsch heraus, zu dienen und seine Kräfte irgendwo ganz einsetzen zu können; nicht zur beglückenden Ausweitung der eigenen Persönlichkeit, sondern als Berufung zu strengerem und verantwortungsvollerem Dienst.

Irene Neander

Ludwig Tügel, »Pferdemusik«. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.

Ein merkwürdiger Titel und ein eigenartiges, ungewöhnlich schönes Buch. Nach dem früheren Roman »Sankt Blehk« konnte man solch ein Buch erwarten, aber die Erwartung ist übertroffen worden, und man weiss nun, dass dieses Dichters hohe Gestaltungskraft, seine hochfliegende und doch reale Phantasie, sein rein menschliches Miterleben und sein sprühender Humor uns noch so manches schöne Buch von immer steigendem Wert schenken wird.

Die Hauptpersonen sind künstlerisch gezeichnet; den Hintergrund gibt ein kleines, menschenleeres Küstenstädtchen. An dem Deich, der dieses Städtchen vor dem Meere schützt, spielt sich die Haupthandlung ab, in tiefer Sinnverbundenheit mit dem Kampf der Elemente. — Wer von uns hat nicht Wilhelm Raabe geliebt? Nun, dieses Buch hätte wohl ebensogut Raabe schreiben können. In gleicher Meisterschaft sind auch hier Menschen und Menschenschicksale vor uns entstanden, die zugleich lachen und weinen machen und unser Tiefstes aufrühren. Kann man von einem neuen Dichter wohl Besseres sagen? *H. B.*

Otto Rombach, Ewige Wanderungen. Kleiner Roman. Verlag Die Rabenpresse, Berlin 1935.

Dieser »kleine Roman« beginnt nicht ohne Spannung wie eine amüsante Detektivgeschichte mit neuartiger Fragestellung: ein Mann sucht seinen verschollenen Grossvater und gerät darüber unversehens in den Bannzauber seiner Familiengeschichte, der ihn nicht mehr loslässt. Aber die Fäden spinnen sich weiter, als die Spannungskraft des Verfassers verträgt; Leben wird romantische Konstruktion, und angestrebte Tiefe und

Bedeutsamkeit sind zu bewusst, als dass der Leser nicht verstimmt werden müsste. Auch die eingewobene Liebesgeschichte vermag die aufkeimende, immer stärker werdende Langeweile nicht zu scheuchen.

Der Gedanke, dem Unterhaltungsroman aktuelle Volkserziehungsideen zuzuleiten, ist so übel nicht. Er verdiente eine bessere, werbendere Ausführung.

M.

Herbert Cysarz, Berge über uns. Ein kleines Alpenbuch. München 1935 bei Albert Langen / Georg Müller.

Wenn gleich am Anfang der Besprechung daran erinnert wird, dass der Verfasser des Büchleins der bekannte Prager Hochschullehrer ist, dann könnte das den, der Cysarz nicht kennt, abschrekken. Sehr zu Unrecht! Herbert Cysarz gehört zu den Neuen, denen Leben und Wissenschaft nicht zweierlei ist, sondern eine spannungsreiche Einheit. Denen Bücher nicht Särge von Wissen, sondern Führer zum Leben sind. Die sich nicht unterkriegen lassen von toter Gelehrsamkeit, sondern die mit ihrem Leben das Vergangene erwecken und den Heutigen weitergeben.

Und so ist das kleine Büchlein in nichts eine »professorale« Angelegenheit, sondern es ist ein stürmisches, begeistertes, tief innerliches Bekenntnisbuch. Ein Mann liebt die Berge, wie andere dem Meer verschrieben sind. Sie sind sein Schicksal, seine Probe. In männlichem Stolz, in gottesfürchtiger Demut geht er zu ihnen, um sich Kraft zu holen und Antwort zu suchen. Er verachtet jenen Heerhaufen der Menschlein, die ein Vergnügen in den Luxuspalästen der Alpenhotels suchen, er will auch keine sportlichen Leistungen vollbringen, ihm sind die Berge, die Alpen, ein anderes: gewaltige Schöpfung Gottes, den Menschen unmittelbar vor die Ewigkeit stellend. »Bergfahrt tut not«, klingt es wie ein Leitmotiv das ganze Büchlein hindurch. Die Berge »sind kein Sanatorium und kein Sorgenbottich des kleinen Mannes. Sie weisen jede künstliche Beziehung ab, weisen ein jedes Ding an seinen Ort, in sein Wesen zurück. Aber sie fordern es zugleich heraus zur höchsten Anspannung und trotzigsten Entfaltung seiner Kräfte.« Das Buch, aus einem Guss, stark und zwingend wie ein Gedicht, ist tief-ernst und männlich und gläubig.

Uns im Norden bedeutet es ein besonderes Geschenk. Nur wenig kennen wir die Berge; uns ist das Gleichnis des Ewigen die See, das Meer. Aber wer Sehnsucht hat nach jener anderen Urschöpfung, der wird ein Ahnen vom Gewaltigen und Schicksalhaften der Berge spüren, wenn er mit Cysarz die Alpenwelt erlebt. Wer aber die Berge kennt und sie wie Cysarz von Ost nach West durchlebte, wird danken, dass ein starker, begeisterter, lebenshingegebener Mensch versuchte, in Worte zu fassen und aufrüttelnd mitzuteilen, welch gewaltige Botschaft Gottes die Berge sind.

Heinz Diewerge

Gustav Jungbauer, Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriss. VIII und 248 S., 8°. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1934.

Das weitschichtige und leider oft nicht genügend berücksichtigte Feld der Volksmedizin findet in diesem »Grundriss« des rührigen Prager Volkskundlers systematische Behandlung. Der Stoff ist fleissig zusammengetragen, die Beispiele geschickt und treffend ausgewählt, das Ganze übersichtlich angeordnet und mit ruhiger Sachlichkeit gedeutet. Lehrbuchcharakter herrscht durchaus vor; neue

Erkenntnisse oder Fragestellungen werden nicht beigebracht. Als Einführung und Nachschlagewerk wird das wohlfeile Buch seine Freunde finden.

Aber auch eine Wertung unter diesem Gesichtswinkel darf einige grundsätzliche Einwendungen nicht verschweigen. Volksgut ist nur dem, in dessen Händen es lebt, einheitlich; wer es verstehen will, muss seine sehr vielsträngige Entwicklungsgeschichte nachzuzeichnen suchen. Wenn, wie hier, geschichtliche und Gegenwartsvolksgüter nicht geschieden werden, wenn urtümliche volksmedizinische Massnahmen unterschiedslos neben Heilvorkehrungen gestellt werden, die der Schulmedizin entstammen (z. B. Aderlass); wenn das Heimische nicht vom fremden Importgut getrennt wird, entsteht notwendig ein unklares, schiefes Bild. Manche Heilkuren sind ins Leben umgesetzte Märchen- oder Schwankmotive (z. B. das Ausbacken, S. 132), andere wie Lebenskraut oder Lebenswasser leben nur in der Volksliteratur (S. 143); man darf solche Dinge doch nicht unmittelbar neben die andern, sehr wirklichkeitsnahen Volksrezepte setzen! Gerade ein »Grundriss« hätte die Aufgabe gehabt, über das Kaleidoskop der Bestandschau hinaus eine Ahnung vom Werden und Sein des Bestehenden zu vermitteln. Die häufig beigebrachten Parallelen aus nichtgermanischen Kulturkreisen sind, sofern zwischen ihnen und ihren deutschen Entsprechungen nicht unmittelbare geschichtliche Beziehungen bestehen, nur geeignet, bösen Missverständnissen Raum zu geben.

Mackensen

Viktor Geramb, Steirisches Trachtenbuch (begonnen und begründet von K. Mautner). Graz, Verlag der Universitätsbuchhandlung Leuschner und Lubensky, Graz 1932—1935. 501 S., 269 Abb., Gross-8°.

In der Trachtenforschung wurden zuerst grundlegende Gesetzmässigkeiten im volkstümlichen Kulturaufbau entdeckt; klarer und greifbarer als auf manchem andern Gebiet zeichnet sich hier Neben-, Mit- und Ineinander der völkischen Kulturschichten ab. Wer den Bedingtheiten des Volkslebens nachgeht, wird im Bereich der Trachtenforschung immer ganz besonders lehrreiche Beobachtungen sammeln können.

So ist ein »Steirisches Trachtenbuch« ohnehin eine willkommene Gabe. Dieses hier bringt mehr. Viktor Geramb, der bekannte steirische Volksforscher, schenkt seiner Aufgabe nicht nur seine reife, sichere Methode, die ausgebreitete Kenntnis eines wirklichen Kenners, die weite Absteckung der Grenzlinien, durch die ein Spezialwerk aufhört, ein — Spezialwerk zu sein, er trägt auch seine heisse Liebe zum angestammten Volkstum und allen seinen Gegenständen in sein Buch hinein, jene Liebe, ohne die all diese Forschungen »um Rock und Kamisol« trockene und ziemlich belanglose Stoffuntersuchungen wären. In Gerambs Händen klärt, weitet, belebt sich der wichtige Stoff in all seiner Fülle.

Das Werk will die steirische Tracht in ihrem geschichtlichen Werden aufzeigen und verständlich machen. Dieser erste Band beschreibt die Urtrachten nach Stoff und Gewandform, erarbeitet die Völkerwanderungstracht und zeigt dann, wie Mittelalter und Neuzeit die Motive zusammentragen, aus denen langsam die Volkstracht entsteht — eine spannende Entwicklung, die da zum ersten Mal in solcher Gründlichkeit und Vollständigkeit nachgezeichnet wird. Die breite Heranziehung des souverän gemeisterten Materials gibt dem Werk grundlegende Bedeutung für jede Vorgeschichts-, Kultur- und Volkskunstforschung. Dieses Buch ist einzigartig in seinem Reichtum und künftighin unentbehrlich. Seine mu-

stergültige Ausstattung und seine vielen schönen, aufschlussreichen Bilder machen die Benutzung zu einem Genuss. Dabei ist das in Lieferungen erscheinende Werk verhältnismässig wohlfeil.

Dies Buch hat einen schweren Weg zurücklegen müssen, ehe es erscheinen konnte; Viktor Geramb erzählt in seiner menschlich-warmen Art in Einleitung und Schlusswort des 1. Bandes davon. Mit gesteigerter Bewunderung stehen wir vor solchem Zeugnis deutschen Gelehrtenheldentums, dankbar, dass wir diese Fülle nun in unsere Arbeit einbauen dürfen. *Mackensen*

Ihre am 1. 10. 35 auf dem Eichenberg in Kurhessen vollzogene Vermählung zeigen an

Baron Balthasar Campenhausen
Baronin Henriette Campenhausen,
geb. v. der Malsburg

Gumbinnen, Regierung

DRUCKFEHLER

Im Oktoberheft der Baltischen Monatshefte muss es in der Politischen Chronik, Lettland auf S. 562, Z. 8 v. u. heissen: „78 000 neue landische Wirtschaften" (statt 7800).

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Karlheinz Gehrmann . . . . . / Dr. *Otto v. Petersen*, Riga, Herderinstitut / *Julie v. Kästner*, Kassel / Ältester *Robert Weiss*, Reval / Dr. *Leo v. Middendorff*, Dorpat / Prof. Dr. *Lutz Mackensen*, Riga, Herderinstitut / Oberl. *Alexander Gutfeld*, Riga / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / Dr. *Irene Neander*, Riga / Dr. *Heinz Diewerge*, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Die neue Richtung im geistigen Leben der Letten

Von Jānis Grīns

1.

Die neue Richtung im geistigen Leben der Letten hat vor etlichen Jahren begonnen und im Mai 1934 hat sie sich als die allein herrschende manifestiert. Seitdem hat sie genügenden Ausdruck finden können, so dass sich nun ihr Wesen ziemlich gut bestimmen lässt. Die Entstehung und das Werden dieser Richtung wurde in verschiedener Weise durch mehrere Faktoren bestimmt, die wir sogleich nennen wollen. Erstens entstand sie als die natürliche Reaktion gegen das demokratische zügellose Sichausleben, das die Mehrheit des Volkes verwarf. Eine grosse Rolle spielte dabei auch das Vorbild mittel- und südeuropäischer Staaten. Der Führer des Volkes, Dr. Kārlis Ulmanis, verkündete schon Jahre hindurch eine real-positive Arbeitsphilosophie, die in gewisser Beziehung zu den Lehren der Amerikaner Marden und Train steht. Neben ihm rühmte der ausserordentlich begabte Dichter Ed. Virza sowohl in Versen als auch in pathetischen Zeitungsaufsätzen das Landleben, den Bauernstand, die Autorität, den Gehorsam, das Führerprinzip. Aber in erster Linie wurde die neue Geistesrichtung durch das Hervorheben der lettischen nationalen folkloristischen, mythologischen, ethnographischen und historischen Elemente, durch die Steigerung und intensivere Auswertung dieser Momente bestimmt. Dieser letzten Grundlage wegen nennt sich denn auch die neue Richtung mit vollem Recht die n a t i o n a l e; sie enthält einige soziale Momente. Die Lösung der sozialen Fragen beschäftigt die neue Regierung unablässig; sie befasst sich damit sehr ernst — aber ohne Hast; gibt vorher wenig über ihre Pläne bekannt.

In der neuen Geistesrichtung lassen sich zwei Elemente unterscheiden: ein allgemeines, das jetzt mehreren mitteleuropäischen Völkern gemeinsam ist, und das eigentlich lettische. Es sei uns diesmal

gestattet — in Beachtung des principium individuationis — unsere Aufmerksamkeit dem letzteren zu widmen.

2.

Den Nichtletten, an die dieser Aufsatz sich wendet, müssen einige Tatsachen, die zum Verständnis des Weiteren von grosser Bedeutung sind, zur Kenntnis gebracht werden. Zum Beispiel, dass die Letten (zusammen mit den Litauern und den ausgestorbenen Altpreussen) als die baltischen Völker oder Balten zu den ältesten Abzweigungen des indoeuropäischen Stammes gehören, — eine Tatsache, die von allen Philologen einstimmig anerkannt worden ist. Aber noch mehr, einige Nichtletten, z. B. der russische Prof. Braun, der finnische Prof. Tiander haben behauptet, zwar nur nebenbei, dass die Balten ein direkter Rest des indoeuropäischen Urvolkes seien. Die lettischen Wissenschaftler verhalten sich solchen Theorien gegenüber zurückhaltend, aber für die nationalistischen Publizisten und wissenschaftlichen Amateure ist dieser Gedanke ein grosser Fund. Weiter, und hier ohne Zurückhaltung erwähnt, haben die Letten einen ungeheuren Reichtum an lyrischen Volksliedern (dainas), an 50 000 Originalliedern (die Varianten nicht mitgerechnet). Unter diesen lyrischen Liedern gibt es viele, die die Mythologie und die Sitten betreffen. Dieser Volksliederschatz ist der Stolz der Letten seit den Zeiten des nationalen Erwachens, und wirklich lässt sich ein ähnlicher Volksliederreichtum nicht so leicht wieder finden. Epische Heldenlieder gibt es nicht in der lettischen Folklore; Märchen und Sagen gibt es in Mengen, aber ihr Wert ist geringer als der der Volkslieder. Die ornamentale Kunst des Volkes ist ziemlich reich und eigenartig.

Das nationale Bewusstsein der Letten erwacht um die Mitte des 19. Jh., als nach der Bewegung der 48-er Jahre bei mehreren grösseren Völkern die Woge des Nationalismus auch die kleinen Völker berührt. Diese Zeit ist in der recht eintönigen Geschichte der Letten eine glanzvolle Periode und mit den Namen der Dichter Auseklis (1850—1879) und Pumpurs (1848—1904) und der Führer und Tribunen der nationalen Bewegung Valdemārs (1825—1891) und Kronvalds (1835—1875) verbunden. Zu gleicher Zeit waren auch Brīvzemnieks (1847—1907) und Krišjānis Barons (1835—1922) mit dem Sammeln und Ordnen des folkloristischen Materials beschäftigt. Um die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatte diese Generation den grössten Teil ihrer Arbeit bewältigt, und es trat eine Stockung in der nationalen Bewegung ein.

Zu dieser Zeit hatten die Lehren des milieubestimmten Realismus und Naturalismus (die Lehren von Taine und Brandes) auch Lettland erreicht, und die Jugendgedanken Hauptmanns und Sudermanns wirkten hinreissend. Zusammen mit der versteckten Lehre des Marxismus ergab dieses die sogenannte »Neue Strömung«, die einen grossen Teil des lettischen Volkes erfasste. In der Literatur folgte dem Realismus der Individualismus, die Neuromantik, der Impressionismus und andere Richtungen. Die heutige nationale Richtung will auf die ursprüngliche nationale Richtung zurückgreifen und sie zum Ausgangspunkt nehmen; es erheben sich Stimmen, die behaupten, diese sei die einzig richtige Richtung gewesen, und das Sich-abwenden von ihr — ein Irrtum. Ausekiis, Kronvalds, Barons u. a. Männer der nationalen Epoche werden gepriesen und geehrt und ihre Gestalten werden für Stücke gewählt, die zu Festvorstellungen bestimmt sind.

Die jetzige Regierung mit dem Führer Dr. K. Ulmanis an der Spitze versteht sehr wohl die Bedeutung der Kultur im Leben eines Volkes und eines Staates. Deshalb werden der neuen geistigen Richtung von der Regierung nicht nur die Richtlinien gegeben, sondern es wird ihr auch die verschiedenartigste Unterstützung zu teil, von der man in den unlängst verflossenen Zeiten der Demokratie überhaupt nicht träumen konnte. Gleichzeitig verschwinden die übrigen Nebenrichtungen, die im lettischen Volke bestanden oder hätten entstehen können.

3.

Eine jede Kulturnation strebt natürlicherweise danach, zur Staatsnation zu werden. Wenn dieses den Letten gelungen ist, so ist noch der Umstand bedeutsam, dass ihre Kultur gewissermassen jung, noch nicht abgeschlossen und voll abgerundet ist. Aber gerade darum gestaltet sich die Zusammenarbeit und Konsolidierung von Staat und Nation (als einer kulturellen Einheit) besonders intensiv und kraftvoll. Es gibt viel Arbeit, und der weitaus grössere Teil der Resultate ist noch zu erreichen.

Wir müssen hier bemerken, dass wir den Begriff »Nation« als eine in den kulturellen Werten sich objektivierende Idee verstehen, eine Idee im Zustand permanenter Neuschöpfung. Als eine solche vermag sich die Nation nie ganz auszuleben, sie verändert sich ständig fliessend mitsamt ihren Inhalten und bleibt sich doch stets gleich. Wie es E. Renan gesagt hat, ist die Nation ein Erlebnis, sie ist ein Pro-

zess und eine Tendenz, die vom Kollektiv getragen wird. Und ebenso— nach demselben Renan — ein kollektives Gedenken früherer Leiden und Opfer und die Bereitschaft zu neuen. Fassen wir so den Begriff von Nation und Nationalismus, so zerfällt die nationale Kultur in zwei grosse Teile: die realisierten Werte, die als gemeinsames Gut zugleich auch die Basis der nationalen Kraft sind, und zweitens die werdenden Werte, das im Werden Begriffene und in naher Potenz Ruhende, das neue Werte erschafft und weiter erschaffen wird. Und gerade dieser letzte Teil, insofern er sich in der Literatur und den übrigen Kulturgebieten offenbart, kann uns besonders interessieren.

4.

Religiös suchende Bestrebungen haben heute sehr problematische Aussichten auf Erfolg. Vielleicht sind deshalb die Versuche, die früheren Volksreligionen der vorchristlichen Zeit zu restaurieren, die bei mehreren Völkern gemacht werden, besonders charakteristisch. Recht bezeichnend ist in dieser Hinsicht die lettische »Dievturība«, eine Bewegung, die den altlettischen Glauben erneuern will auf Grund der mythischen und ethischen Elemente, die in dem oben erwähnten ungeheuren Volksliederschatz zu finden sind; es ist nicht zu leugnen, dass sich besonders viele ethische Elemente dort erhalten haben. An der Spitze der »Dievturība« stehen enthusiastische Menschen — der Künstler E. Brastiņš, die Schriftsteller Goba, Eglītis, Dambergs; und auch viele junge Dichter halten sich zu dieser Bewegung. Nach der Meinung der »dievturi«, ist der Protestantismus deutsch, die Rechtgläubigkeit russisch und der Katholizismus (bei uns) polnisch; eigentlich lettisch seien nur sie. Weiter: die Letten seien das indoeuropäische Urvolk, sie hätten grössere ethische Werte als andere Völker bewahrt; auch ihre Mythen und die Reste der alten Kulte seien besonders alt — somit stehe der Restauration nichts hindernd im Wege. Was von anderen Völkern aufgedrängt oder freiwillig übernommen worden sei, müsse abgestreift werden.

In der Person von E. Brastiņš hat diese religiöse Richtung einen wahrhaft fanatischen Führer; als national gesinnter Publizist hat er eine Unmenge von Schriften verfasst und steht den führenden Kreisen recht nahe. Obgleich die »Dievturība« ungefähr ein Tausend überzeugter Anhänger zählt, so hat diese Bewegung doch hauptsächlich nur als das Herdfeuer des Nationalismus, in dessen Nähe Dichter und Künstler gerne weilen, Bedeutung. Da es der Bewegung an einigen wesentli-

chen religiösen Elementen fehlt, hat sie als religiöse Strömung wenig Aussicht auf grösseren Erfolg. Soweit bekannt, kümmern sich die christlichen Konfessionen auch um die »Dievturība« als Konkurrentin so gut wie garnicht.

5.

Wenn wir uns der Literatur und zu allererst der Dichtung zuwenden, so sehen wir, dass in dem vergangenen liberal-demokratischen Zeitalter ein übermässiger Individualismus und Subjektivismus die organische Erscheinung. war. Die neue Zeit dagegen brachte kollektiv-völkische Elemente mit sich, weshalb auch die neue Dichtung andere Inhalte und zugleich auch neue Formen zeigt. Den Inhalt bilden Themen aus der Vergangenheit oder Gegenwart des Volkes (in Satiren), für die der Leser mehr Interesse hat als für die subjektiven Erlebnisse des Dichters. Besonders bezeichnend ist das Dominieren von lyrisch-epischen Formen — Balladen, Poemen, Satiren — in der neueren lettischen Literatur. Daneben werden auch die formalen Elemente des Volksliedes intensiv ausgenutzt. Der Dichter Jānis Medenis, der bewiesen hat, dass er die klassischen Formen der Dichtung gut beherrscht, hat neue Strophen geschaffen, die sogenannten »Medenis Metren«, die er sachverständig als Epoden aus den daktylischen und trochaischen Elementen der Volkslieder gebildet hat. Überhaupt ist in der lettischen Dichtung ein neuer frischer Zuz zu spüren. Das Material der subjektiven Empfindungen und Erlebnisse war schon erschöpft. Erst nach einiger Zeit wird man wieder dazu zurückkehren können. Natürlich hat das Neue auch stets das Schicksal der Mode durchzumachen — der neuesten Richtung folgen Scharen von Dilettanten.

Weniger Neues und Ursprüngliches zeigen die Romanschreiber, Novellisten und Dramatiker, die auch danach streben, ihre nationalen Erkenntnisse in geschichtlichen Sujets zum Ausdruck zu bringen. Geschichtliche und halbgeschichtliche Arbeiten zeigen sich in so schneller Folge, dass das beste Material jetzt schon benutzt ist. Man ist zur Erkenntnis gelangt, dass es nicht wünschenswert sei, sich über die 700 Jahre lange Knechtschaft zu beklagen und das Elend des Sklaventums zu schildern. Die grösste Errungenschaft auf diesem Gebiete ist das von Eduard Virza in freier ungebundener Sprache geschriebene Poem »Straumeni« (deutsch — »Die Himmelsleiter«, erschienen in Riga und Leipzig). In hohem Stil wird hier das Lob eines alten reichen patriarchalischen Bauernhofes in Zemgale gesungen, wie er vor

50—70 Jahren war. Es ist keine sonderlich weite Vergangenheit, aber man darf nicht vergessen, dass ein solcher Bauernhof die wichtigste Lebens- und Traditionsgemeinschaft der Letten ist, denn die Letten sind seinerzeit alle nur Bauern gewesen. Virza hat das Lob der Natur und der Arbeit in eine reiche poetische Sprache gekleidet. Das Werk imponiert auch den Lesern im Auslande — es hat auch in Deutschland anerkennende Kritik gefunden.

Im geschichtlichen Roman hat Aleksandrs Grīns die grössten Erfolge errungen; sein männliches Talent erinnert stark an Heinrich Sienkiewicz. In dem Roman »Nameja gredzens« (der Ring des Namejs) schildert er die Kämpfe eines späteren Nachfahren des semgallischen Königs Namejs um den Besitz seines Vorfahren. Der Autor erfindet diese Gestalten und Kämpfe und projiziert sie — mit grosser Kenntnis des Zeitalters — in die Zeit des kurischen Herzogs Friedrich Kettler, in der es solche Kämpfe in Wirklichkeit nicht gegeben hat. Vom 17. Jh. aus wird eine dichterische Brücke über das Dunkel von Jahrhunderten zur Jetztzeit geschlagen, zur heutigen Epoche des Führertums. Das Unterfangen des Autors, phantasiegeschöpfte Ereignisse in ein geschichtliches Milieu zu versetzen, ist ausserordentlich gewagt. Der Roman ist ein echtes Kunstwerk, ein Chef-d'oeuvre der Stilistik. Aleksandrs Grīns schrieb ausserdem noch einen geschichtlichen Roman »Tobago« über die Erlebnisse der Mannschaft (darunter sind auch Letten) des Herzogs Jakob in Gambien (Afrika) und auf der Insel Tobago. Dieser Roman erschien vor etwa einem Jahr in deutscher Übersetzung in der »Rigaschen Rundschau«. Die grössten Erfolge hat jedoch der 3-bändige Roman dieses bedeutenden Schriftstellers »Dvēselu putenis« (Wirbel der Seelen) erlebt. In diesem Roman werden die Kämpfe der lettischen Schützen im Weltkriege und in den lettischen Freiheitskämpfen geschildert. Vaterlandsliebe und Hass gegen die Deutschen sind hier mit grosser Kenntnis des Krieges und des Soldatenlebens geschildert, denn der Autor ist selbst Frontoffizier gewesen. Das in diesem Werke verherrlichte Heldentum und die Vaterlandsliebe, die daraus spricht, bewirken, dass dem Roman eine grosse erzieherische Bedeutung im Sinne der neuen Richtung zukommt. Die eben genannten Werke von E. Virza und Al. Grīns sind das Beste in der neueren lettischen Literatur. Daneben gibt es weniger wertvolle und auch ganz wertlose Werke historischen Inhalts, deren Autoren geringe Kenntnis der Geschichte haben und ihrer Phantasie freien Lauf lassen.

Die Gegenwart wird von den lettischen Schriftstellern wenig ge-

schildert; hier sind keine bedeutenderen Arbeiten zu nennen. Auch im Drama dominieren geschichtliche Stoffe, es florieren Dramatisierungen historischer Romane, aber vorläufig sind die Resultate hier unbedeutend. Die Nachfrage nach Dramen, die im Geiste der neuen Zeit verfasst wären, ist gross.

6.

Gleichzeitig mit anderen jungen Staaten leistet auch Lettland noch die grosse Arbeit des Staatsausbaues, und schon aus diesem Grunde allein herrscht hier eine wahre Epoche des aufbauenden Schaffens. Jedoch kann die oben geschilderte national-idealistische Richtung natürlicherweise nicht den ganzen Inhalt des Lebens ausmachen. Die romantische Idealisierung der Vorzeit macht nur einen Teil der neuen Weltanschauung aus.

Die Hauptstärke von Dr. Kārlis Ulmanis liegt in der Verbindung des Idealistisch-Kulturellen mit dem Positiv-Praktischen. In erster Linie unterstützt die Regierung die Landwirtschaft und die landwirtschaftliche Bildung. Die Bevölkerungszunahme der Letten ist gering, auf dem Lande fehlt es an Arbeitern; noch vor kurzem flohen die Menschen in grosser Zahl vom Land in die Stadt. Die Landarbeit gelangt jetzt zu solchen Ehren wie nie zuvor, denn die Bauern werden als die wichtigste soziale Schicht angesehen. Unter den Schritten, die im Sinne des neuen Schaffens unternommen worden sind, muss die Bewegung der Jungscharen erwähnt werden, deren Protektor der Ministerpräsident Dr. K. Ulmanis ist. Diese Bewegung gewöhnt die Kinder im Schulalter an die Landarbeit, an verschiedene Gewerbe, und gibt ihnen einen praktischen Blick für das Leben. Die Erfolge sind schon jetzt recht bedeutend, obwohl sie sich grösstenteils erst in der Zukunft zeigen werden. Als man im vorigen Jahr das Programm der Volksschulen umarbeitete, wurde ein bedeutender Platz der Landwirtschaft und dem Handwerk eingeräumt. Den Naturwissenschaftsstunden ist durchweg ein agronomischer Charakter verliehen worden — sowohl auf dem Lande als auch in den Städten. Bei allen Schulen werden Zier- und Obstgärten angelegt. Die neugegründete Landwirtschaftskammer ist sorgsam ausgewählten Menschen anvertraut worden und entwickelt jetzt eine vielseitige Tätigkeit.

*

Wie wir sehen, besteht in der neuen lettischen Geistesrichtung ein gutes Gleichgewicht zwischen idealistischen und praktischen Mo-

menten. Dieses ist die beste Garantie für das in allernächster Zeit zu erwartende Aufblühen.

Zum Schluss sei gesagt, dass dieser kleine Artikel natürlich nur eine konspektive Skizze werden konnte und als solche aufgefasst werden will.

Nicolaus Mollyn

und die erste Rigaer Stadtdruckerei

Von Friedrich A. Redlich

Die Kunst, Bücher mit beweglichen Buchstaben zu drucken, wurde um das Jahr 1450 in den ehrwürdigen Mauern der alten Stadt Mainz erfunden. »In grauer Nacht war ein Funke Gottes vom Himmel in eines Mannes Geist gefallen und hatte gezündet und hatte ein Feuer auf die Erde getragen, das noch alle Welt erleuchten sollte. Den flüggen Gedanken in den Köpfen der Menschen waren rasche, weittragende Flügel gewachsen«, erzählt Will Vesper in seiner Novelle »Die Flügel der Gedanken«. In einer Zeit der Gärung der Geister und der Erschliessung neuer Erdenräume lösten Johann Gutenberg und seine Schüler das feste Schriftbild der hölzernen Tafeln auf und gingen zum Druck mit beweglichen Lettern über.

Wenn das im Gefolge des Humanismus und der Reformation mächtig pulsierende deutsche Geistesleben sich sinnfällig in einer ansteigenden Linie der Zahl der Druckwerke aus den nun weit verbreiteten Druckereien ausprägt, so gilt mutatis mutandis für Jahrzehnte später das Gleiche auch für Riga, als hier am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Blütezeit humanistischen Strebens angebrochen war. Sie ist an die Namen des städtischen Syndikus David Hilchen, des Dichters Daniel Hermann, des an der Rigaer Domschule wirkenden Johann Rivius u. a. geknüpft [1]). Eine Druckerei in Riga musste das geistige Leben günstig beeinflussen, zumal Riga schon im 15. und 16. Jahrhundert einen regen Verkehr mit der buchhändlerischen Welt pflog und seine Druckbestellungen ausserhalb des Landes aufgeben musste [2]).

---

[1]) Vgl. B. Hollander, Anfänge der Buchdruckerkunst in Riga. Rigascher Almanach 1929, S. 69 ff.

[2]) Vgl. A. Buchholtz, Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga. (1588—1888). Riga 1890. — Im Folgenden wird in der Hauptsache dieses Werk benutzt.

Nicolaus Mollyn, der erste Rigaer Stadtbuchdrucker, stammte anscheinend aus Norddeutschland. Er wurde 1588 durch den Rat nach Riga berufen, der ihm am Neujahrstage des Jahres 1591 eine endgültige Bestallungsurkunde ausstellte, damit er »zu beforderunge Gottes Ehren vnd pflantzung seines heiligen Wordts, wie dan auch zu erhaltung Kirchen vnd Schulen vnd sonsten zu vortsetzung des algemeinen nutzes« arbeite. Neben seiner Druckerei, in der er vertraglich einen tüchtigen Gehilfen beschäftigen musste, durfte er einen Buchladen unterhalten, der nach dem Tode seines Konkurrenten als einzig konzessionierter in der Stadt bestand.

In Mollyns Diensten arbeiteten Buchbindergesellen, die aber — wohl infolge der Machenschaften eines konkurrierenden Buchbinders, Christian Smit, zu »Schelmen« erklärt wurden, weil sie bei dem »Hudler« (Pfuscher) Niclas Mollyn gearbeitet hätten [3]). Smit hatte sich nämlich mit noch anderen vergeblich beim Rat um das Recht des Buchverkaufs bemüht, so dass man es hier anscheinend mit einem privaten Racheakt zu tun hat, zumal in Riga die Buchbinder zu dieser Zeit noch nicht in einem Amt vereinigt waren [4]). Daneben kamen erfolgreiche Bewerbungen nicht privilegierter auswärtiger Buchhändler für die Jahrmarktszeit vor, die auch später nach Mollyns Tode (1625) erfolgten [5]). Unangenehme Auseinandersetzungen hatte Mollyn mehr als genug, auch mit den Jesuiten, denen der Druck evangelischer Schriften ein Dorn im Auge war, bis er 1621 durch die schwedische Eroberung Rigas von diesem Gegner befreit wurde. Beim Rat hat Mollyn jedoch stets Entgegenkommen gefunden.

Eine Übersicht der Mollynschen Drucke in den 38 Jahren seiner Rigaer Wirksamkeit gibt uns einen interessanten Querschnitt durch die geistigen Bedürfnisse des damaligen Riga und des gesamten Livland zu jener Zeit. Bücher aus Deutschland blieben selbstredend auch damals nicht aus. Von den über 160 nachgewiesenen Mollynschen

---

[3]) C. Mettig, Sbb. d. Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde zu Riga, 1910, S. 12 f.

[4]) Vgl. Balt. Almanach 1931, S. 92 ff. 300 Jahre Rigasches Buchbinder-Gewerbe. Als Gründungsjahr des Amtes wird 1630 angenommen.

[5]) Rig. Stadtarchiv, Suppliken, Bd. 1. 1643, S. 455, 761. Ein Buchhändler aus Stettin bittet »consveto more« mit Büchern ausstehen zu dürfen. (2. Juni). — Ein Lübecker Buchhändler, der in Riga im August 4 Wochen gehandelt, ersucht um Verlängerung der Erlaubnis zum Handel mit seinen »Schiltereyen vnd Kupperstücken, welche doch kein Buchhendeler hier hatt...«. Der Lübecker beruft sich hierbei auf eine Relation von 1633. (6. Sept. 1643).

Drucken sind der humanistischen Gesamtlage entsprechend 117 in lateinischer Sprache gedruckt; nur 40 Schriften sind in deutscher und 3 in lettischer Sprache herausgebracht worden [6]). Dem Inhalt nach geordnet, zeigt sich nach den aufrüttelnden Jahren der vor einem knappen Jahrhundert in Livland leidenschaftlich erlebten und durchlebten Reformation — im Zusammenhang mit den polnischen gegenreformatorischen Bestrebungen — ein starkes theologisches Schrifttum mit 37 Drucken, darunter Schriften und Predigten des Jesuitengegners Hermann Samson. Cieglers Weltspiegel ist auch in einem Frankfurter Messkatalog von 1599 aufgeführt. Philosophie und Pädagogik sind mit 16 Werken vertreten. Es folgen 14 Bücher geschichtlichen Inhalts, von denen die vier Briefe »von Eroberung der Hauptstadt Riga« durch Gustav Adolf bezeichnenderweise in Wittenberg 1622 nachgedruckt wurden. Jurisprudenz und Verordnungen des Rates sind mit 5 Drukken überliefert. Viele Verordnungen scheinen verloren zu sein. Der Rest von über 90 Schriften entfällt auf Dichtungen lokalen Charakters zu Hochzeiten, Beerdigungen usw., auf Kalender und Almanache, von denen die Rigaer Stadtbibliothek eine Reihe besitzt, und andere kleine Drucke.

Im Auftrage des Rigaschen Rats druckte Mollyn im Jahre 1615 für die lettischen Dienstboten und das Landvolk ein kirchliches Handbuch, »in die Liefländische Pawrsprache gebracht«, das in drei selbständige Teile zerfällt und das erste im Lande gedruckte lettische Buch darstellt. — Nur wenige Drucke Mollyns sind jedoch über die Landesgrenze hinausgelangt.

Die epochemachende Erfindung Gutenbergs war in eine Periode graphischen Reichtums gefallen, als die Schreiblehrer des 15. Jahrhunderts die Sonderformen alter Schreibschulen und Kanzleien in systematischen Formengruppen pflegten. So gesellten sich bald zu den ersten dichten und harten Drucken Gutenbergs die lichteren und angenehmer ins Auge fallenden Formen aus Augsburg, Nürnberg, dem benachbarten Schwabach und Wittenberg vom Ausgang des 15. und dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Es entwickelte sich im Anschluss an die Buchschriften des 15. Jahrhunderts auf deutschem Boden schon in den Wiegendrucken die Fraktur, die gebrochene deutsche Druckschrift, mit ihren Spielarten. Von Italien her drang die lateinische gerade Druckschrift, die Antiqua, vor, von der sich die schrägstehende Kursive ab-

---

[6]) Vgl. hierzu A. Buchholtz a. a. O. S. 43 ff., N. Busch, Sbb. d. Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde zu Riga, 1906, S. 54, 1907, S. 16.

spaltete. Mollyn, dessen Typen aus einer Wittenberger Druckerei bezogen zu sein scheinen, hat bei den lateinisch verfassten Werken vornehmlich die gerade Antiqua (Mediäval) verwandt, später die zierliche Kursive, besonders bei Büchern poetischen Inhalts. Die deutschen und lettischen Bücher dagegen sind in einer einfachen, klaren Fraktur gesetzt. Abgesehen von griechischen Lettern und Notentypen hat Mollyn fast ausschliesslich die genannten Schriftformen benutzt. Mit diesem Letternmaterial, das die ganze Typenfülle seiner Zeit natürlich nicht widerspiegelt, musste Mollyn die Ansprüche seiner Auftraggeber befriedigen.

Wie der Gehalt der bei Mollyn verlegten Schriften die geistige Strömung seiner Zeit und seiner engeren Umgebung wiedergibt, zeigt auch die Ausstattung seiner Bücher, deren Deckel zuweilen mit Kalbs- oder Schweinsleder prächtig überzogen sind, ein in die Formen der Zeit gebundenes Stilgefühl ihres Verlegers. Kostbare, reichverzierte Drucke, wie mancherorts in Deutschland, konnte Mollyns Unternehmen nicht bieten, wenn wir von Samsons »Himmlischer Schatzkammer« absehen, die ein reich gestaltetes Titelblatt aufweist. In der Regel paart sich in den Werken Mollyns eine schlichte Ornamentik mit geschmackvollen Vignetten und Holzschnitten, bei deren Betrachtung man die zuweilen geschmacklosen Bordüren vergisst. In den Titeln sind die Schriftarten und -grade (Grössen) verschieden abgestuft verwandt, wobei nach der Zeitsitte auch mit Geschick Rotdruck angewandt ist. Das von Mollyn verwandte Papier ist haltbar, oft unschön und grob, aber wenn es darauf ankam, wusste Nicolaus Mollyn ein schönes, weisses, an Pergament gemahnendes Papier zu verwenden, das auch heute noch angenehm in die Augen fällt. Alles zusammen lässt Mollyn als tüchtigen Könner in seinem Fach erscheinen, der die Reihe der Rigaer Stadtbuchdrucker, die sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fortsetzte, würdig eröffnete.

Wie so oft in der Geschichte des baltischen Deutschtums ist auch Mollyn als ein Auswärtiger in das Land gekommen und hat seine Mission in der zweiten, neuen Heimat erfüllt. Das Buch, mag es damals der Zeit entsprechend überwiegend auch in lateinischer Sprache verfasst sein, hat in unserem Lande als ein Stück unserer selbst durch uns und für uns zu wirken begonnen, damals und später oft in den Dienst der Tagesaufgaben und -nöte gestellt. Nicolaus Mollyn ist uns mehr als der Name eines Mannes, dem zufällig die Aufgabe wurde, in unserer Stadt vertragsmässig eine Druckerei zu eröffnen.

Dieser Nicolaus Mollyn bedeutet eine Verpflichtung, er sollte eine Mahnung und eine Aufforderung werden, sein Erbe nicht verkümmern zu lassen: das deutsche Buch. Das Buch, das heute wie vor drei Jahrhunderten zum Mittler und Träger deutscher Art und Wesenheit berufen ist, über zeitliche und räumliche Schranken hinweg — jener seelischen und haltungsmässigen Ausrichtung dienend, an der teilzuhaben heute die Begnadung des deutschen Menschen ist.

Der deutsche Verlag

Ein Kapitel deutscher Geistesgeschichte

Von Robert Hohlbaum

1.

Der Typus des Verlegers ist vielleicht der komplizierteste in der deutschen Kulturgeschichte. Der grosse Industrielle, der bedeutende Kaufmann, der Erfinder, der Ingenieur, alle diese Gestalten realistischer und geschäftskundiger, praktischer Art, in neuester Zeit kommt noch der Flieger, der Filmtechniker hinzu, sind durch eine gerade Linie zu kennzeichnen, sind mit einem Blick zu überschauen; und wenn auch ein Stück Romantik in ihnen steckt und stecken muss, so fügt es sich doch so widerspruchslos dem realistischen Grundbild ein, dass das Ganze etwas ziemlich Einfarbiges, Ungebrochenes ist, dass eine besonders hervorragende Persönlichkeit dieser Gebiete wohl durch ihre Grösse, aber nicht durch ihre Vielfalt unsere Bewunderung erregt.

Andererseits wieder ist auch der Künstler bei aller Kompliziertheit doch in seinen Eigenschaften in einem Typus zu formen. Mag er auch manche realistischen, ja selbst materialistischen Seiten aufweisen, mag er geschäftstüchtig sein, mag er der Konjunktur seinen Zoll zahlen, mag er Verdienst und Geschäft höher stellen als künstlerische Vollendung, er kommt von der romantischen Grundlage seines Berufes nicht ganz frei, der Beruf an sich ist eben ein unrealer; denn Bücherschreiben, musizieren und komponieren, oder auf der Bühne, am Vortragstisch, im Opernhaus oder Konzertsaal Kunstwerke einem Publikum vermitteln, das in diesem Augenblick wenigstens, den Genuss der Kunst realeren Vergnügungen vorzieht, ist eine am nüchternen Masstab gemessene unreale Beschäftigung, für die rein geschäftlich eingestellte Leute oft nur ein Achselzucken oder mitleidiges Lächeln übrig haben.

Der Verleger — einerlei, ob er nun Werke der Wissenschaft, Dichtkunst oder Musik betreut, — steht an der Grenze zwischen Materialismus und Idealismus, muss an dieser Grenze stehen. Und das ist die grosse, die ungeheure Schwierigkeit dieses Berufes, das ist der Grund, dass wir zahlreiche gute Dichter, Musiker, Sänger, Schauspieler, Maler und Bildhauer besassen, dass aber nur wenige deutsche Verleger den Idealtypus darstellten. Der rein materialistisch eingestellte Verleger ist natürlich weit davon entfernt, ein Kulturfaktor zu sein. Im Gegenteil, er ist ein Schädling des Geisteslebens, er materialisiert ein Gebiet, das in seinen Grundzügen Idealismus, und — das Wort im richtigen Sinn verstanden — Romantik bieten muss. Ist der Verleger jedoch reiner Idealist, so versagt er diesem romantischen Krongut den Hauch des Realismus, dessen es bedarf, um leben zu können, ist er Dichter, Romantiker, ohne produktiv zu sein, also sozusagen ein unnützes Geschöpf Gottes. In der Vereinigung von Künstler und Geschäftsmann liegt seine Sendung und seine besondere Bestimmung.

Es können nun freilich Ausnahmefälle vorkommen, in denen z. B. der kühle Rechner, der geborene Nurgeschäftsmann eben mit einem errechneten Geschäft eine grausame Niete zieht; es kann andererseits wieder geschehen, dass der Idealist mit einem Kunstwerk, dem keiner eine Publikumswirkung vorhersagt, ein glänzendes Geschäft macht. Manche Wiener Theater etwa — um von diesem verwandten Gebiete zu sprechen — bringen das Kunststück zustande, mit den schlechtesten reisseristischesten Stücken leere Häuser zu erzielen, wogegen sich die Klassikeraufführungen als Zugstücke ersten Ranges erweisen. Und dass die grössten Bucherfolge manchmal Werken zuteil wurden, die von Verlag zu Verlag wanderten, ehe sich ein Tollkühner ihrer erbarmte, der dann mit seinem Idealismus das grosse Geschäft machte, ist eine immer wieder erhärtete Tatsache. Aber das sind Spezialfälle, die bei der Untersuchung des Typus nicht mitsprechen dürfen.

2.

Es ist ein Irrtum zu glauben, dass das Amt des Verlegers erst mit Gutenberg seinen Uranfang nimmt. Schon im alten Rom und Athen gab es Handschriftenhändler, die wohl so etwas Ähnliches wie unsere Verleger darstellten. Und auch die Minnesänger und Epiker des deutschen Mittelalters haben wohl ihre Verleger gehabt, die es sich angelegen sein liessen, die Handschriften der durch Rezitation bekannt und berühmt gewordenen Werke an den Mann zu bringen, wenn auch

natürlich von einem persönlichen oder gar einem Vertragsverhältnis nicht gesprochen werden kann. Der eigentliche Verlegerberuf im heutigen Sinne beginnt freilich erst mit der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Hier war natürlich der Beruf und die Aufgabe des Druckers das Primäre. Diese Erfindung war etwas so Neues und Überwältigendes, dass jene, die sie als erste ausübten und pflegten, davon vollauf befangen waren, dass sie als so etwas wie schwarze Künstler und Magier betrachtet wurden und sich wohl auch selbst so fühlten. Immer war in dieser Zeit aber Drucker und Verleger eine und dieselbe Person. Schon im sechzehnten Jahrhundert indes wird diese Personalunion, wie sie Ernst Kuhnert in seinem verdienstvollen Buch über den Buchhandel nennt, durchbrochen, aus zwei Gründen verschiedener Natur: der Armut und des Reichtums. Kleinere Leute, die gern Verleger waren und etwas zu verdienen hofften, hatten nicht genügend Kapital, eine eigene Presse zu erhalten und liessen ihre Verlagswerke wo anders drucken, die Grandseigneurs dagegen, wie etwa Johann Knoblauch in Strassburg oder der grösste Verleger des damaligen Deutschland Anton Koberger reichten mit ihren eigenen Officinen nicht mehr aus und beschäftigten kleinere Druckereien; das Spezialistentum kam zum Durchbruch.

Der grosse Auftrieb des deutschen Buchgewerbes und damit auch des deutschen Verlegerstandes war natürlich die Reformation. Der »Schlager«, — um mich eines nicht eben sympathischen, verschmockten Wortes unserer Zeit zu bedienen — oder »bestseller« dieser Tage war die Lutherbibel. Ihre Auflagenziffern erreichen eine für diese Zeit phantastische Höhe. Die Septemberbibel Michael Lotters erschien in einer Erstauflage von 5000, die trotz ihres hohen Verkaufpreises (etwa 50 RM. deutscher Währung) in drei Monaten verkauft waren. Lotter war aber nicht Luthers einziger Verleger. Sofort nach Erscheinen wurde das Werk in verschiedenen Städten nachgedruckt, der berühmteste Drucker Luthers Hans Lufft in Wittenberg druckte die Gesamtausgabe im Verlage Döring und Cranach, die noch bei Lebzeiten Luthers eine Auflagenhöhe von 100 000 Stück erreichte.

Trotz dieser Zahlen und dieser regsamen verlegerischen Tätigkeit waren die allgemeinen Zustände auf dem Büchermarkt noch ziemlich ungeordnet und chaotisch. Der Nachdruck war noch freigegeben, und von einem eigentlichen Verhältnis zwischen Verleger und Autor im modernen Sinne kann kaum gesprochen werden. Dazu fehlte ein

höchst reales Bindemittel, das Honorar. Es ist für unsere Ansichten ganz unvorstellbar, dass z. B. Luther nicht einen Pfennig für seine Bücher erhielt, dass es überhaupt nicht üblich war, ja sogar als nicht anständig galt, sich für seine Werke bezahlen zu lassen. Die Dichter und Gelehrten erhielten Geschenke von Gönnern und Mäcenen, von ihren Verlegern erhielten sie nichts. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein dauerte dieser Zustand, bis ins achtzehnte Jahrhundert, ja darüber hinaus war die Frage der Strafbarkeit des Nachdrucks nur lokal geregelt, und es ist bekannt, dass Goethe noch es als besondere Glücksfügung und Gnade des Kaisers betrachtete, dass die Nachdrucksfrage seiner Bücher auf dem österreichischen Büchermarkte ganz zu seinen Gunsten geklärt wurde. Auch das Sortimenterwesen war nicht im heutigen Sinne überall organisiert. Vielfach zogen in dieser ersten Zeit des Buchdrucks reisende Agenten herum, die auch in Orten ohne reguläre Buchhandlung ihre Ware an den Mann zu bringen suchten: die Abrechnungsmethoden waren höchst primitiv, an ihrer Stelle blühte der Tauschhandel, das heisst: die Verleger tauschten ihre Ware zum gegenseitigen Verkauf, und im achtzehnten Jahrhundert noch, als Göschen, der berühmte Klassikerverleger, sein Aufsehen erregendes Reformbuch herausgab, antwortete ihm der Buchhändler Palm als Verteidiger des Tauschhandels.

3.

Erst mit dem Augenblick, da das feste Verhältnis zwischen Autor und Verleger geschaffen wird, tritt dieser ganz mit allen Kräften in die deutsche Kulturgeschichte ein, als vollberechtigter Faktor neben Dichter und Gelehrten.

Ein in seiner Struktur und Auswirkung seltsames Verhältnis. Vielleicht am ehesten dem zwischen Feldherrn und Generalstabschef vergleichbar. Waren Gneisenau, Moltke und Hess und später Ludendorff die Dichter der grossen Kriegsepen, so können wir Blücher, die Generale der Jahre 66 und 70/71, Radetzky und Hindenburg als die Verleger ansehen, die diese Gedanken in die Realität umsetzten, die wirkliche Kämpfe auf dem Schlachtfelde schlugen, wie die Verleger ihre Geistesschlachten auf dem Büchermarkte.

Dazu aber war natürlich die enge Fühlung zwischen den beiden Partnern nötig, die Verbundenheit auf Gedeih und Verderb nicht nur, auch ihre ideeelle Vereinigung. Das heisst, der Verleger durfte nicht nur mehr Drucker und Vertreiber des Werkes sein, sondern Miterleber, Miterleider, Mitschöpfer.

Ein persönliches Verhältnis bestand gewiss zwischen Lessing und Nicolai. Ja, dieser damals grösste Verleger war noch dazu Autor, wenn auch ein nicht eben auf dem höchsten Parnass beheimateter. Er mag trotzdem — man kann schliesslich auch das Verhältnis Dichter—Verleger als eine Ehe auffassen, in der der Verleger der weibliche Teil ist—die nötige Hingabe und Einfügungskraft neben den materiellen, sozusagen hausfraulichen Tugenden besessen haben; er mag, wenn man Lessing als Tristan anspricht, ein ganz getreuer Kurwenal gewesen sein. Der Spezialfall Nicolai ist aber noch anders zu betrachten. Er war im Grunde ein Philister und verstand an Lessing nur das, was an diesem — bei aller Anerkennung seines Geistes — hausbacken und nüchtern war. Etwa wie Christiane Vulpius nur den irdischen und nicht den metaphysischen Goethe verstand. Anderen Dichtern gegenüber versagte Nicolai, versagten alle grossen Verleger dieser Zeit. Dadurch ist es zu erklären, dass eben die genialsten Werke der Sturm- und Drangzeit bei kleineren Druckern und Buchhändlern herauskamen, wie der »Werther« und die »Räuber«, ja dass grosse Dichter sogar zum Selbstverlag sich bequemen mussten, wie der Dichter des »Götz«. Die Sturmzeit schritt über die gemächliche und erstarrende Periode der Aufklärung hinweg, wie die unsere über den Liberalismus; und der Herausgeber der »Deutschen Bibliothek« hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit unseren grossen jüdischen Verlagen der überwundenen aesthetisierenden Epoche.

Der grosse ideale Verleger, der Grandseigneur des deutschen Verlagswesens seines Jahrhunderts, tritt uns — einige Vorgänger, wie der Schillerverleger Göschen seien rühmend erwähnt — in Cotta entgegen.

Wenn wir seinen Briefwechsel mit Schiller durchblättern, so weisen sich uns die beiden Persönlichkeiten scharf umrissen, der Dichter und der Verleger. Diese Verbindung ist in ihrem Urgrunde keine geschäftliche, sondern eine persönliche, eine landsmannschaftliche wohl in ihrem ersten Antrieb. Die beiden Schwaben — Angehörige eines der edelsten deutschen Stämme — fanden sich auf geistigem und seelischem Boden. Dass Cotta alle Anstrengungen machte, diese Verbindung zu schliessen, erscheint uns heute im Rückschauen selbstverständlich. Vom Standpunkte eines Zeitgenossen der Klassiker war es dies durchaus nicht. »Götz«, »Werther« vor allem, die »Räuber« waren Publikumserfolge, aber der spätere Schiller, der spätere Goethe erst gar keine so totsicheren Geschäfte, wie wir uns heute einbilden. Das Publikum der breiten Schichten lief ganz anderen Göttern nach,

es war immer nur eine Oberschicht, die den wahren Wert der Klassiker erkannte und sich zu einer Gemeinde scharte. Es gehörte schon ein nicht unbeträchtlicher Weitblick, nicht nur geistiger, sondern auch geschäftlicher Natur dazu, — geschäftsmässig trivial ausgedrückt — in dieses Geschäft so viel zu »investieren«, wie es Cotta tat. Dieser Mann, der allerdings in seiner Briefsprache recht unbeholfen war, dessen Urteil über seine Verlagswerke sich nur in blassen Superlativen bewegte, der fühlte sich doch im Innersten schon als Wächter eines geistigen Kronschatzes, dessen Interessen gingen über das Geschäftliche hinaus; dieser treue Diener in des Wortes schönster Bedeutung hat es verdient, mit den Unsterblichen in die Unsterblichkeit einzugehen. Rührend, auch im menschlichen Sinne, die Fürsorge für den grossen Freund. Immer wieder kehrt die Wendung: »Brauchen Sie nicht wieder Geld? Verfügen Sie über mich«! Und ein Zeichen edelsten Menschentums ist der Brief an Schillers Witwe, zwei Tage nach dem Tode, in seiner fast stammelnden Unbeholfenheit ein erschütterndes Dokument der Freundestreue.

Aber noch reiner, noch grösser steht Cotta in seinem Verhältnis zu Goethe vor uns. Die vornehme Exzellenz war schwerer zu behandeln als der impulsive Schiller, immer bedarf es eines Vermittlers; zuerst ist es Schiller selbst, dann Sulpiz Boisserée, der Härten glättet, geschäftliche Missverständnisse tilgt, an denen immer Goethe Schuld trägt, und in all diesen heiklen Lagen weiss Cotta nicht nur die Fäden zu bewahren, sondern auch die Würde. Es gibt einen Brief, der es in dieser Hinsicht verdiente, nicht vergessen zu werden. Auch hier stellte Cotta die Sache über die Person, auch hier wusste er Geschäft und Geist wunderbar zu vereinen. Überflüssig zu sagen — der Erfolg hat es bewiesen —, dass er zwar ein nobler aber auch ein guter Geschäftsmann war. Ein nobler Geschäftsmann: die Honorare, die er Goethe zahlte, sind auch für unsere Begriffe ansehnlich hoch. Es gab damals noch keine Tantiemenverrechnung, und so war die Kalkulation natürlich noch schwieriger als heute. Für kleine Nebenwerke Goethes — die nicht im geringsten ein Geschäft versprachen — wie etwa die »Natürliche Tochter« oder »Benvenuto Cellini« zahlte er 5000 Thaler, für die Gesammelten Werke, und zwar nur für einen zwölfjährigen Vertrag, nicht weniger als 80 000 Thaler, was wir gewiss, in unsere heutige Währung übertragen, vervierfachen können.

4.

Cotta wird später d e r Verleger, er beherrscht Jahrzehnte lang, schon durch seine »Allgemeine Zeitung« den deutschen Markt. Der junge Cotta ist freilich sympathischer als der alte, berühmte. Er war jung mit den Klassikern, aber es fiel ihm schwer, mit der neuen Strömung jung zu bleiben. Dass er dem »Jungen Deutschland« gegenüber misstrauisch war, ist allerdings ein Verdienst. In diesem tritt uns zum erstenmal eine Richtung entgegen, die nicht nur fremden, sondern schon zuweilen antideutschen Zwecken sich dienstbar machen lässt, und es ist kein Zufall, dass in ihr die Juden eine so beherrschende Stellung einnehmen. Ein Ruhmesblatt gebührt den Verlegern, der damals im Hintergrunde stehenden grossen Dichter, die wir heute als die Repräsentanten ihres Zeitalters sehen, den Verlegern der Raabe, Keller, Meyer, Storm, Jeremias Gotthelf. Eine merkwürdige Parallele zur eben vergangenen Epoche drängt sich auf, in der ebenfalls die grossen Dichter gegenüber gerissenen Halbjournalisten und findigen Reportern zurückstehen mussten, die aus einer vaterlandsfeindlichen Konjunktur ihren Profit zogen. In dieser Zeit galt es als ausgemachte Tatsache, dass Heine der grösste Lyriker nach Goethe sei, wofür wir heute nur ein Lächeln übrig haben. Hier schieden sich zum erstenmal die Geister auch im deutschen Verlagswesen. Hier trennte sich der Nurgeschäftsmann vom Kulturträger, wie dies eben als erster Cotta gewesen ist.

Aber auch er stand natürlich noch ganz auf dem Boden des achtzehnten Jahrhunderts, der Klassik, der Kunst, für ihn gab es nur aesthische Fragen; und die Verbindung mit seinen grossen Autoren war — neben der persönlichen — eine rein künstlerische, keine weltanschauliche, vor allem keine nationale. Der erste Gesinnungsverleger ist der in Greifswald geborene, in Berlin zur Wirksamkeit gekommene Andreas Reimer, der Besitzer eines Verlages, der den seltsamen Titel Realschulbuchhandlung führte, später auch Chef der Weidmannschen Buchhandlung, die ja noch heute blüht, indes das Reimersche Werk in de Gruyter seine Fortsetzung fand.

Während Cotta die ältere — international gerichtete — Romantik unter seinen Schutz nahm, betreute Reimer die jüngere, die ihren stärksten Ausdruck in den Dichtern der Befreiungskriege fand. Reimer war — und das ist das Neue an ihm — nicht nur der Verleger seiner Autoren, sondern auch ihr Kamerad, so wie es heute etwa Gustav Pezold, der einstige Marineoffizier, gegenüber seinen Autoren ist. Das gab diesem Verhältnis die besondere Note, dass Reimer

im Freiheitskrieg sich die Offiziersepauletten erwarb, das brachte auch in seine geistige Richtung das Kämpferische, das allerdings seine Freunde Heinrich von Kleist und Ernst Moritz Arndt schon seit jeher in ihrem Werk bewiesen hatten. Und wieder, welch seltsame Ähnlichkeit mit unserer Zeit! Die »Christlich-deutsche Tischgesellschaft«, der neben Kleist Adam Müller, Achim von Arnim und manche andere angehörten, war in ihrem nationalen Programm geradezu modern, deutliche Ansätze unserer Auffassung des Rassenproblems zeigen sich in ihr, und auch sie verlangte vom Dichter nicht nur Kunst und Können, sondern vor allem auch Bekennen.

Der »Gesinnungsverleger«, wie ich ihn nennen will, ist ein Typus, der sich im neunzehnten Jahrhundert nur in einigen Exemplaren behauptet und erst am Beginn unseres Jahrhunderts in deutlichere Erscheinung tritt. Nachdem die Politik im Vormärz des Jungen Deutschland die letzte Mode auf geistigem Gebiete geworden war, schlug nach der Übersättigung die Stimmung ins Gegenteil um, man kehrte zur reinen aesthetischen Auffassung zurück und verwechselte nur allzu leicht und leichtsinnig mannhafte nationale Gesinnung mit Tagespolitik. Nur die Monatshefte des trefflichen Westermann wiesen immer wieder darauf hin, dass hinterm Berge auch noch Leute wohnten, und bildeten ein stilles vornehmes Bollwerk gegen die anrückende Offensive der Überfremdung.

5.

Das deutsche Verlagswesen der folgenden Jahrzehnte wird von rein von aesthetischen, oder besser, richtungsmässigen Gesichtspunkten geleitet. Wo eine Weltanschauung zum Durchbruch kommt, ist sie antinational, verneinend, destruktiv. Eine seltsame Folgeerscheinung des Krieges von 70/71 und der Schaffung des neuen Deutschen Reiches, aber keine unerklärliche. Die Wilhelminische Epoche hat sich um die deutsche Kunst und die deutsche Dichtung offiziell fast gar nicht gekümmert, und so hatten es feindliche Elemente, besonders das Judentum leicht, eben die bedeutendsten Dichter ins gegnerische Lager zu ziehen. Selbst Dichter, die eigentlich ihrer ganzen Veranlagung nach dem nationalen Gedanken dienten, wie Dehmel, Falke und der rührend naive Liliencron, liessen sich ins Schlepptau der artfremden Kunst nehmen, weil es eben keine auf geistigem Gebiete anerkannte andersgeartete gab. In diesem Sinne ist es ziemlich einerlei, ob ein Verlag naturalistisch, neuromantisch oder neuklassisch eingestellt war,

es ging immer nur um rein künstlerische, oder besser gesagt literarische Modefragen.

Dieser Standpunkt freilich trifft nur bei jenen Verlagen zu, die eben sozusagen im Trommelfeuer der modernen Entwicklung standen; die wissenschaftlichen Verlage der Brockhaus, Meyer, Perthes, Breitkopf und Haertel, oder gar der Hüter des geistigen Krongutes Reclam standen ausserhalb des Tagesstreites, in einer ruhigen, sicheren Entwicklungslinie.

Der erste Protest gegen die Internationalisierung des deutschen Geisteslebens war, wie wir alle wissen, die Heimatkunst. Sohnrey, Bartels und Lienhard, die militanten Streiter, der mildere Rosegger und später der kampfbereite Löns als grosse Beispiele traten auf den Plan, neue oder neu in die Erscheinung tretende Verlage: Staackmann, Sponholtz, Greiner und Pfeiffer leisteten ihnen Schützenhilfe. Albert Langen bringt den wunderbaren Thoma zum Erfolg, und endlich erwächst daraus etwas Geistiges, zu den Quellen des Volkstums Führendes im Dürerbund und dem Kunstwartverlag, auch in einem Teile der Produktion Georg Müllers, des Verlages der Schäfer, Kolbenheyer und Paul Ernst.

Nur diese Kreise haben das deutsche Volk geistig auf den Weltkrieg vorbereitet, nur sie lehrten die völlig im Staatsbewusstsein Erstarrten volksdeutsch denken, hier gewann zum erstenmal bewusst und weit gehört das Ausland- und Grenzlanddeutschtum Stimme. Der Krieg verschleiert vorerst das Bild der beiden Fronten des deutschen Verlagswesens und des deutschen Geisteslebens, am Anfang waren alle national, ja, die vordem Linksgerichteten schrien am lautesten, um ihre alten Sünden zu übertönen. Bis allmählich sich die alten Gegner wieder hervorwagten. In der Schweiz hatten sie ihr — angeblich pazifistisches, in Wahrheit ententistisches — Hauptquartier. Stärker wurde die fremdländische Invasion; unangebrachte Schonung, wohl auch Unkenntnis und Unterschätzung alles Geistigen förderten ihr Wachstum, in der Verkleidung »expressionistischer« Verlage säten sie internationale feindliche Saat und endlich, nach dem Niederbruch, warfen sie die Maske ab und erschienen als das, was sie waren, Agenten des Feindes, Totengräber Deutschlands.

Das Jahr 1919 und die folgenden bezeichnen im ideellen Sinne den Tiefpunkt der geistigen Unterjochung Deutschlands, der Internationalisierung des deutschen Verlagswesens. Nur Wenige wagten es Widerpart zu halten: der allen Gewalten zum Trotz sich durchsetzende

Verlag der Bewegung Eher, der politische Verlag I. F. Lehmann, der kulturpolitische, seine alte, vor dem Kriege schon bestimmte Linie behaltende Eugen Diederichs; Langen-Müller sammelt grosse nationale Dichtung unter seine Fahnen, hält ungeachtet politischer Trennung die geistige Gemeinschaft mit dem germanischen Norden aufrecht, das Bibliographische Institut, der Kunst- und Geschichtsverlag Bruckmann, Westermann, Oldenbourg, die Hanseatische Verlagsanstalt, der Brunnenverlag, Bischoff und andere machen keine Zugeständnisse an den Geist von Versailles, Stalling erkennt die Forderung der Zeit, sie bereiten geistig den Umbruch vor.

Das ist, in kurzen Zügen geformt, die weltanschauliche und kulturelle Entwicklung des deutschen Verlagswesens. Ein kurzer, durch den gegebenen Raum in seiner Kürze bedingter Überblick.

Es gibt ein hässliches Wort, Autor und Verleger seien natürliche Feinde. Das ist kein deutsches, es ist ein widerlich fremdes, aus einer andern Welt kommendes Wort. Einer Welt, in der das Geschäft alles, der Geist und die Seele nichts sind. Einer Welt, die nur den Eigennutz, die Individualitätssucht des Gewinns kennt. Das neue Deutschland hat ein altes Adelswort wieder zu Ehren gebracht: »Ich dien'«. Dieses Wort löst auch die schwierige Frage des Verhältnisses zwischen Verleger und Autor. Sie sollen beide einer Sache dienen, die höher steht als sie. Und sollen ihr Werk gemeinsam einfügen in den grossen Kreislauf des deutschen Werdens. So sind sie ein Ganzes und dienendes Glied zugleich und Erfüller einer hohen sittlichen Forderung.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Die Enthüllung des Freiheitsdenkmals

Der 18. November, der Tag der Staatswerdung Lettlands vor 17 Jahren, wurde in diesem Jahre besonders festlich begangen, da er mit der Enthüllung des Freiheitsdenkmals verbunden wurde, welche feierlich in Anwesenheit der Garnison, der Schulen, der Jugendverbände, der Studentenschaft, der Sportvereine, Gilden und Gewerkschaften stattfand. Anlässlich der Enthüllung hielt der Staatspräsident eine Ansprache, in der er u. a. ausführte:

»Eine grosse Kulturarbeit ist geleistet, die unserer Kunst und unserer Meisterschaft Ehre macht. Sie macht auch unserem ganzen

Volk Ehre, das stolz darauf sein kann, dass der junge Staat Lettland. der unter ungewöhnlich schweren Verhältnissen gegründet worden ist und der während der Zeit seines Bestehens die schwierige Arbeit des allgemeinen Staatsaufbaues zu leisten hatte, mit sicheren Schritten auch auf kulturellem Gebiet vorwärtsschreitet. Das lettische Volk hat richtig verstanden, dass nicht nur materielle Werte die Wohlfahrt des Staates bestimmen, sondern dass es die ideellen und moralischen Werte sind, die den Staat schön und mächtig machen und das Volk in der Erfüllung seiner geschichtlichen Mission stärken. Mit der Errichtung des Freiheitsdenkmals hat das lettische Volk eine hochwertige kulturelle Tat geleistet.

Das Volk hat dieses Denkmal errichtet als granitenen Ausdruck des Vertrauens zum Vaterland und zur Freiheit. Jahrhundertelang hat das lettische Volk, ebenso wie andere Völker verschiedene Zeitalter, verschiedene Schicksale erlebt. Anfangs war es frei und unabhängig von anderen Völkern, gab sich friedlicher Arbeit hin, pflegte sein Land, indem es gleichzeitig sein Land gegen alle Angreifer verteidigte und nahm ehrenvoll seinen Platz unter der Sonne ein, in der Erfüllung der vom Höchsten Bestimmer auferlegten Aufgaben im Entwicklungsprozess der Menschheit. Dann aber kam ein Zeitalter, das auf Jahrhunderte hinaus die Erfüllung dieser Aufgabe aufhielt, dem lettischen Volk die Freiheit nahm, die Unabhängigkeit und damit die Möglichkeit, seine weitere Entwicklung fortzusetzen. Das war die Zeit anhaltender und schwerer Leiden, die die Volksseele schwer bedrückten, die schwelende Sehnsucht des Volkes nach Freiheit, deren Wiedergewinnung die Ehre des Volkes verlangte, aber nicht auslöschen konnten.

Ein ähnliches Schicksal haben auch andere kleinere Völker erlebt, die im Verlauf der Geschichte ihre Unabhängigkeit verloren und gezwungen waren, Jahrhunderte in lethargischer Erstarrung zu verbringen. Gewöhnlich zerfiel in solchen Fällen der bestehende gesellschaftliche Aufbau, die Teilnahme des bedrückten Volkes an der Evolution der Menschheit wurde gehemmt und ihm wurde überhaupt die Möglichkeit genommen, gleichberechtigt mit den anderen Völkern ein kulturbringendes Leben zu führen. Ein Erwachen aus diesem Zustand geistiger Lethargie ist nur dort möglich, wo das Volk ungeachtet der Bedrückung seine früheren kulturellen Werte bewahrt hat, seine Sprache, die Traditionen seiner selbständigen Kultur und die Sehnsucht nach Freiheit.

Das lettische Volk hat dieses Rätsel gelöst. Der selten reiche Schatz an Volksliedern, der das Leben des Volkes in guten und bösen Tagen widerspiegelt und uns einen weiten Blick auf die fruchtbar entwickelte Kultur unserer Vorväter gestattet, zeigt, wie treu, bewusst und weitsichtig das lettische Volk von Generation zu Generation bis zu unseren Tagen diese geistigen Güter gesammelt und bewahrt hat. Sie fühlten richtig, dass einmal die Zeit kommen werde, wo sie ihre historischen Rechte auf ihr Vaterland und die Freiheit erneuern und für sie in einen Kampf auf Leben und Tod gehen würden. Und als im vergangenen Jahrhundert in Europa die Wellen des Völkererwachens sich erhoben, erwachte das lettische Volk aus seiner Erstarrung und meldete durch die Männer des Zeitalters des völkischen Erwachens seine geschichtlichen Rechte an.

Aus der Geschichte der Völker lernen wir aber, dass eine Berufung auf die geschichtlichen Rechte zu wenig ist, damit die Stimme eines Volkes gehört und beachtet werde. Das Volk muss beweisen, dass es seine Freiheit zu würdigen versteht und dass es fähig ist, für sein Vaterland und für die Freiheit die schwersten Opfer zu bringen. Auch der Kampf mit den Waffen ist unerlässlich, nur er bringt das Volk zum Endziel — zu Freiheit und Unabhängigkeit«.

Am Abend nach der Denkmalsweihe erstrahlte die Hauptstadt in Festbeleuchtung. Das Freiheitsdenkmal wurde von einer grossen Anzahl von Scheinwerfern beleuchtet. In Oper und Theatern fanden Festvorstellungen statt. Im Schloss veranstaltete der Staatspräsident einen Rout, zu dem 1200 Personen geladen waren.

Grusspflicht des Freiheitsdenkmals

Laut Verfügung des Staatspräsidenten muss das Militär das Freiheitsdenkmal grüssen. Gleiche Verfügungen erliessen das Innen-, Landwirtschafts- und Bildungsministerium für alle Beamten der Ministerien sowie für die Lehrer und Schüler.

Grosse Neubauten

Im Laufe des November sind eine Reihe grösserer Bauten des Verkehrsressorts beendet und eröffnet worden. So die Teilstrecke Limbaži - Puikule der Eisenbahnlinie Riga - Rūjiena, ferner die Teilstrecken Riga - Suntaži und Madona - Lubāna der Eisenbahnlinie Riga-Lubāna. Die Chaussee Riga - Bauska, an der etwa 10 Jahre gearbeitet wurde, wurde ebenfalls im November beendet und ist jetzt auch

im letzten Teil dem Verkehr übergeben. Besonders feierlich gestaltete sich die Eröffnung der 300 Meter langen Stahlbrücke über die Daugawa zwischen den Städten Daugawpils und Grihwa. Der Verkehrsminister B. Einbergs konstatierte mit Genugtuung die Grösse der geleisteten Arbeit und feierte die Brücke als Symbol der Einheit der einzelnen Landesteile.

Die deutschen Lehranstalten in Lettland

Einem Bericht Herrn M. v. Radeckis, des deutschen Referenten im Bildungsministerium, vom 7. November 1935 entnehmen wir folgende Tabellen:

Tabelle I

Bestand der deutschen Lehranstalten am 1. Dezember 1934
Schuljahr 1934/35

(In Klammern die Zahlen für das Schuljahr 1933/34)

Schultypen	Vom Staat unterhalten	Von Kommunen unterhalten	Von Kommunen unterstützt	Von Organisationen unterhalten	Von Personen unterhalten	Insgesamt
Kindergärten	—	—	1 (1)	7 (7)	11 (12)	19 (20)
Grundschulen	—	25 (27)	18 (19)	15 (16)	1 (3)	59 (65)
Gymnasien	2 (2)	1 (1)	—	3 (4)	1 (2)	7 (9)
Gewerbeschulen	—	—	—	1 (1)	—	1 (1)
Fortbildungsschulen	—	1 (1)	—	1 (1)	—	2 (2)
Kindergärtnerinnen-Seminar	—	—	—	1 (1)	—	1 (1)
Pädagogisches Institut	—	—	—	1 (1)	—	1 (1)
Insgesamt	2 (2)	27 (29)	19 (20)	29 (31)	13 (17)	90 (99)
Grundschulen:						
Riga	—	17 (18)	2 (2)	—	0 (1)	19 (21)
Widseme	—	4 (4)	2 (3)	3 (2)	1 (1)	10 (10)
Daugawpils	—	—	1 (1)	—	—	1 (1)
Kurseme	—	4 (5)	13 (13)	12 (14)	0 (1)	29 (33)
Insgesamt	—	25 (27)	18 (19)	15 (16)	1 (3)	59 (65)

Tabelle II

Übersicht über die Verringerung der Schüler- und Klassenzahlen

(Die Zahlen ohne Klammern beziehen sich auf das Schuljahr 1934/35; die Zahlen in den Klammern auf das Schuljahr 1933/34)

Schultypus	Ortschaften	Klassenzahl	Schülerzahl	Abgebaute Klassen	Abgebaute Lehrer
Kindergärten	Riga	18 (18)	396 (378)	—	1
	Widseme	1 (1)	13 (17)	—	—
	Kurseme	3 (4)	35 (54)	1	1
		22 (23)	444 (449)	1	2
Grundschulen	Riga	156 (189)	4190 (5270)	33	2
	Widseme	25 (26)	480 (545)	1	2
	Daugawpils	3 (4)	40 (77)	1	13
	Kurseme	100 (110)	2128 (2513)	10	53
		284 (329)	6838 (8405)	45	70
Gymnasien	Riga	29 (36)	806 (917)	7	10
	Kurseme	12 (16)	245 (290)	4	—
		41 (52)	1051 (1207)	11	10
Gewerbeschule	Riga	5 (5)	99 (95)	—	—
Fortbildungsschulen und -Kurse	Riga	7 (11)	200 (249)	4	7
	Kurseme	—	—	—	2
		7 (11)	200 (249)	4	9
Kindergärtnerinnen-Seminar	Riga	2 (2)	11 (21)	—	—
Pädagogisches Institut	Riga	2 (2)	56 (39)	—	—
		363 (424)	8699 (10465)	61	91

Tabelle III

Übersicht über die Zahl der Schüler und Schulen in den einzelnen Schuljahren

Schuljahr	Zahl der Schüler	Zahl der Kindergärten	Zahl der Grundschulen	Zahl der Fach-Fortbildungsschulen und -Kurse	Zahl der Gymnasien	Gesamtzahl der Schulen
1919/20	8.192	—	31	1	13	45
1920/21	10.759	6	35	4	10	55
1921/22	11.246	7	67	4	10	88
1922/23	11.855	13	67	6	10	96
1923/24	12.168	15	63	14	10	102
1924/25	11.988	13	65	12	10	100
1925/26	11.920	18	66	11	11	106
1926/27	11.578	23	66	12	10	111
1927/28	11.364	24	66	12	10	112
1928/29	11.482	25	65	10	10	110
1929/30	11.296	23	65	10	10	108
1930/31	11.383	22	66	8	10	106
1931/32	11.440	21	64	9	10	104
1932/33	11.010	19	65	7	9	100
1933/34	10.465	20	65	5	9	99
1934/35	8.699	19	59	5	7	90

Grundsteinlegung einer katholischen Kirche in Riga

Am 27. Oktober wurde am Waldprospekt in Riga die Weihe der Grundsteinlegung einer neuen repräsentativen katholischen Kirche vollzogen. An der Feier nahm die ganze katholische Geistlichkeit mit Erzbischof Springowitsch an der Spitze teil. — Der Bau, der etwa 3 Jahre dauern wird, soll 200.000 Lat kosten. Die neue katholische Gemeinde zählt 4000 Glieder.

Die Wirtschaftsverhandlungen mit Deutschland

Die in Riga geführten Verhandlungen über einen Wirtschaftsvertrag zwischen Deutschland und Lettland haben nunmehr zu einem Ergebnis geführt. Der Führer der deutschen Delegation Dr. Hemmen ist nach Berlin gefahren, während die übrigen Glieder der Delegation sich nach Reval begaben. Zur Zeit wird der Text und das Protokoll des Abkommens ausgearbeitet, worauf es den Regierungen vorgelegt werden wird.

Lettische Pressevertreter in Berlin

Zwecks engerer Fühlungnahme zwischen der lettischen und deutschen Presse begaben sich einer Aufforderung der deutschen Reichsregierung zufolge der Direktor der LTA Richard Behrsinsch, der Pressechef des Aussenministeriums A. Skrebers und der Leiter der Presseabteilung des Innenministeriums R. Lapsinsch nach Berlin. In Berlin wurden die Gäste u. a. auch durch Reichsaussenminister v. Neurath empfangen.

ESTLAND

Zusammenarbeit der Baltischen Staaten

Anfang November fand eine Konferenz für geistige Zusammenarbeit der Baltischen Staaten statt, auf der folgende Beschlüsse gefasst wurden:

1. Ein gemischter Ausschuss der Hochschulen der Baltischen Staaten soll über geeignete Massnahmen zur Förderung der Zusammenarbeit der Hochschulen Estlands, Lettlands und Litauens beraten und die Ergebnisse der nächsten Konferenz vorlegen.

2. Als gemeinsame Sprache im Verkehr zwischen den drei Staaten wird die englische oder die französische Sprache empfohlen.

3. Ein regulärer Austausch aller wissenschaftlichen und literärischen Arbeiten wird für wünschenswert erklärt.

4. Auf Vorschlag von Prof. Piip-Estland beschliesst die Konferenz die Begründung einer gemeinsamen Akademie der Wissenschaften der drei Baltischen Staaten ins Auge zu fassen, sowie die Errichtung von Lehrstühlen für die Sprachen der entsprechenden andern Baltischen Staaten an den Hochschulen in Dorpat, Riga und Kaunas.

5. Die archäologische und folklorische Forschungstätigkeit in den drei Staaten soll vereinheitlicht werden.

Eine weitere gemeinsame Konferenz der Baltischen Staaten fand Anfang November in Riga statt, und zwar war das die fällige statistische Konferenz, auf welcher über eine Vereinheitlichung der statistischen Erhebungen in den drei Staaten beraten wurde.

Während also immer wieder Konferenzen tagen, die eine Annäherung der Baltischen Staaten untereinander auf allen Gebieten bezwekken, fanden sich in der letzten Zeit in der estnischen Presse Artikel, die manches in den gegenseitigen Beziehungen der Staaten als noch in hohem Grade verbesserungsbedürftig bezeichneten. So brachte das der Regierung nahestehende »Uus Eesti« einen Artikel unter der

Überschrift »Lettland und Estland«, in dem es folgendermassen hiess: »Es scheint, als ob die kulturellen Beziehungen zwischen Estland und Lettland vor dem Weltkriege viel intensivere gewesen sind. Ein grosser Teil der lettischen Intelligenz der älteren und mittleren Jahre hat an der Universität Dorpat studiert, ebenso wie viele unserer Wirtschaftswissenschaftler, Ingenieure, Architekten und Agronomen ihr Diplom am Rigaer Polytechnikum erhalten haben. Diese alten Bekanntschaften bestehen noch heute. Die jüngeren Generationen beider Länder stehen sich viel fremder gegenüber. Unter der Jugend finden sich viele, die keine Fremdsprache verstehen. Und man fragt sich daher, wie wir in der näheren Zukunft miteinander verkehren werden, wenn nicht die Kenntnis einer gemeinsamen Fremdsprache verlangt wird. Dieses ist eine Angelegenheit, über die es sich schon lohnen würde den Kopf zu zerbrechen.«

So das »Uus Eesti«. Inzwischen hat, wie oben bereits gesagt, die Konferenz für geistige Zusammenarbeit die englische resp. die französische Sprache als gemeinsame Sprache empfohlen. — Die Verwirklichung dieses Beschlusses würde eine Abkehr von der bisherigen Praxis bedeuten, die in vorkommenden Fällen doch immer wieder noch auf das Deutsche als Verkehrssprache zurückzugreifen pflegte.

Über das Verhalten weiter Kreise der Esten zur deutschen Kultur finden wir manches Aufschlussreiche in einem Referat, welches der estnische Lehrer Jaanwäärt Anfang November in der »Vereinigung der Freunde der estnischen Kultur« gehalten hat. Nach einer Wiedergabe des »Päevaleht« hat Herr Jaanwäärt in diesem Referat u. a. zunächst darauf hingewiesen, dass es für die Esten in der heutigen Zeit, da ihre kulturelle Ausrichtung nunmehr festgelegt werden müsse, wichtig sei, das Wesen der deutschen Kultur zu erfassen und sich darüber klar zu werden, wie der Este sich zu derselben verhalten soll. Der Referent habe dann ausgeführt, dass der Deutsche Kleinigkeiten liebe, weshalb er ganz besonders seine nähere Umgebung zu betrachten und sich in dieselbe zu vertiefen pflege. Jeder Deutsche habe ausserdem das Bedürfnis nach einer Verbundenheit mit dem Lande. Das Gefühlsleben der Deutschen sei aber unbestimmt und neige dazu, in die Weite zu schweifen. Der Wille sei bei den Deutschen stark entwickelt. Der Deutsche sei arbeitsam und stolz auf diese Eigenschaft. Auch habe der Deutsche ein ausgeprägtes Gefühl für Disziplin und Organisation. Gegenüber diesen Vorzügen des deutschen Charakters nannte der Referent dann folgende Nachteile: die Deutschen seien

unfähig, andre Völker zu verstehen, was den Verkehr mit ihnen erschwere. Weiter kennten die Deutschen zwar die kulturellen Werte und wüssten sie zu schätzen, aber nur bei ihrem eignen Volke. Das Verhalten der Deutschen andern Völkern gegenüber sei barbarisch und aggressiv. Das Ziel des heutigen Führers der Deutschen, Hitler, sei, für sein Volk Land zu gewinnen, und zwar in Europa. Seine Aufgabe sehe der Deutsche im Osten, und daher sei er bereit, seinen westlichen Nachbaren gegenüber, wenn nötig, nachzugeben und sich mit ihnen gut zu stellen, um alle Kräfte an der Ostfront sammeln zu können.

Am Schluss des Vortrages wurde die Frage, wie sich die Esten zur deutschen Kultur verhalten sollten, auf folgende charakteristische Weise beantwortet: »Das Verhalten der Esten zu Deutschland müsste ebenso sein, wie dasjenige Japans Europa gegenüber — sie müssten von Deutschland lernen, was es dort nur zu lernen gibt, aber sie müssten ihm fremd bleiben. Und da Estland die Bestrebungen des Deutschen Reiches kenne, müsste es rechtzeitig vor ihm auf der Hut sein«. — Zu dieser Formulierung passt der oben genannte Beschluss der Konferenz für geistige Zusammenarbeit sehr gut, die französische oder die englische, nicht aber etwa die deutsche zur gemeinsamen Fremdsprache der Baltischen Länder zu machen.

Französisch-russische Quellen

Ein Teil der estnischen Presse fährt fort, warnende Artikel über die deutschen Pläne im Osten zu bringen. Die Quellen sind dabei oft ausländische Blätter. So erschienen im »Postimees« längere Ausführungen eines Franzosen André Beucler über »Hitlers Propaganda in den auswärtigen Staaten«, die der Oktobernummer der »Revue politique et parlamentaire« entnommen waren.

Auch das »Vaba Maa« brachte ein Zitat aus dem Pariser russischen Blatte »Posl. Nowosti«, nach welchem Dr. Schacht bei einer Beratung von Bankdirektoren in Basel englischen und französischen Bankdirektoren ganz offenherzig gesagt habe, dass Frankreich und England mit Deutschland in eine enge Zusammenarbeit treten sollten. Denn Deutschland habe nicht die geringsten Absichten gegen Frankreich. Alle deutschen Expansionspläne seien nach Osten gerichtet. In Zukunft werde man in der Ukraine arbeiten, zurzeit aber sei das nächste Ziel die Erlangung des Übergewichts in den Baltischen Staaten — Litauen, Lettland und Estland«. Und diesem Zitate fügte das »Vaba Maa« von sich aus hinzu:

»An all diesem ist nichts Neues. Das alles erinnert nur an das alte Gerede von den deutschen Lebensnotwendigkeiten im Ostraum und von der Aufteilung des Erbes des zusammengebrochenen Russland. So sind denn die Beteuerungen Deutschlands von seiner Friedensliebe den Westmächten gegenüber nicht anderes als Kombinationen, um sich freie Hand im Osten zu schaffen, und man muss sagen, dass die heutige internationale Lage in Europa es Berlin gestattet, bis zu einem gewissen Grade darauf zu hoffen, sein altes Programm durchführen zu können.«

Estnische Zukunftsorgen

Die estnische Presse beschäftigt sich immer mehr mit der zukünftigen Entwicklung des Estentums. So brachte das Dorpater »Uus Söna« unter der Überschrift »Rassenhygiene und die Zukunft des Volkes« eine Besprechung des gleichnamigen Buches von Dr. Madisson. Dr. Madisson hat sich in diesem Buche die Aufgabe gestellt, die Frage zu klären, welche sozial-biologische Voraussetzung beim estnischen Volke für die Erhaltung seiner Selbständigkeit und seines Nationalstaates gegeben sind, und mit welchen Faktoren das estnische Volk hierbei in Zukunft zu rechnen haben wird.

In der Besprechung dieses Buches meinte das »Uus Söna«: »Für uns, die wir als Kleinvolk am Kreuzungspunkte politischer und wirtschaftlicher Interessen verschiedener grosser Völker leben, hat diese Frage eine ganz besondre Bedeutung. Beim Verfolgen der Schwierigkeiten, mit denen ein kleines Volk auf Schritt und Tritt zu kämpfen hat, kommt einem ungewollt die Frage, was denn die Selbständigkeit eines Kleinvolkes berechtigt, insbesondre die staatliche Selbständigkeit. Wir dürfen nicht vergessen, dass weder wirtschaftliche noch politische Erwägungen das Dasein eines Kleinvolkes rechtfertigen, sondern gerade umgekehrt, sowohl die einen wie auch die andern erschweren den Kampf des Kleinvolkes um sein Dasein, indem sie für eine Vereinigung und ein Aufgehen der kleinen Völker in die grossen sprechen. Die Existenz eines Kleinvolkes als eines selbständigen Volkes ist nur soweit gerechtfertigt, als es die Menschheit mit schöpferisch neuen Werten bereichern kann, und als es imstande ist, sich als notwendiger Faktor für die Menschheit zu erweisen. Nur seine geistigen Errungenschaften, nur seine kulturelle Eigenart rechtfertigen das Dasein eines kleinen Volkes.

Diese letzte Tatsache ist aber nur dann denkbar und möglich, wenn das betreffende Kleinvolk rassisch stark und gesund ist. Ein

kleines Volk muss verhältnismässig viel mehr wertvolle Einzelpersonen besitzen als ein grosses, die fähig sind, schöpferisch tätig zu sein, und deren Schöpfungen das sicherste Pfand für die Sicherung der Existenz eines Kleinvolkes sind. Einem kleinen Volke fehlt das zahlenmässige Gewicht, um sich durchzusetzen. Es kann dieses nur durch seine Tüchtigkeit und den grösseren Wert seiner Einzelpersonen erreichen.«

Es werden in der Besprechung dann die beiden hauptsächlichsten Gefahrenquellen genannt: die Überalterung und die drohende Slavisierung, beide bedingt durch die zu geringe Geburtenzahl im estnischen Volke. Denn die Geburtenzahl ist bei der russischen Minderheit in Estland viermal so gross wie die durchschnittliche Geburtenzahl im Staate, was eine rapide Slavisierung der Bevölkerung Estlands bedeutet. Um diesen Gefahren entgegenzutreten, müsste der Staat Massnahmen ergreifen. Als solche werden in diesem Artikel des »Uus Söna« genannt: Sterilisierung der Minderwertigen und eine Förderung des positiv erbgesunden Teiles des Volkes durch eine Neuordnung des sozialen Fürsorgewesens.

Zehn Jahre deutsche Kulturautonomie

In diesem Herbst wurden es zehn Jahre seit der Begründung der estländisch-deutschen Kulturselbstverwaltung. Aus diesem Anlass fand zu Beginn der diesjährigen Herbsttagung des deutschen Kulturrates eine besonders feierliche Eröffnungssitzung statt, der ausser den Ratsgliedern eine grosse Zahl von Vertretern des örtlichen Deutschtums, Vertreter der estnischen Regierung — darunter als Vertreter des Staatsältesten der Bildungsminister — und der deutsche Gesandte, Minister Reinebeck, beiwohnten. Nach einer kurzen Eröffnungsandacht hielt der Präsident der deutschen Kulturverwaltung, Baron Wrangel, die Festrede. In seiner Rede sagte der deutsche Kulturpräsident u. a. folgendes:

»Unser Heimatstaat befindet sich eben im Prozess eines Neuaufbaus, und es liegt auf der Hand, dass auch die Kulturselbstverwaltungen den neuen und gesunderen Grundsätzen, nach denen dieser Aufbau vorsichgeht, angepasst werden müssen. Notwendig hierbei ist, dass der Sinn der Selbstverwaltung erhalten bleibt, nämlich: volle Verantwortung für das Gebiet des nationalen Kulturlebens, aber auch die rechtliche Möglichkeit, diese Verantwortung tragen zu können.«

Dorpat, 26. November 1935 *Leo v. Middendorff*

Aus dem Schrifttum der Zeit

Gunnar Gunnarsson: Der grosse Landthing

— — —

Ich hatte dafür gesorgt, dass die Verhandlungen in unserer Hütte stattfanden. Es war die einzige Stelle, wo ich uns vor Lauschern bestimmt sicher wusste. Ich kannte meine Leute, daher durfte ich den anderen getrost schwören, alles werde vertraulich bleiben. Sie konnten frei reden und gewiss sein, dass ihre Worte nur die Ohren erreichten, für die sie bestimmt waren.

Die Christen waren es, die um diese Zusammenkunft gebeten hatten, und Njall hatten sie zum Wortführer gewählt. Du kennst den Alten. Er war so bewegt, dass er beim Reden Zunge und Lippen kaum beherrschte. »Habt ihr auch genau bedacht, was wir eigentlich wollen, wir, das Volk des Landes — denn es ist doch vornehmlich der Wille des Volkes, den wir alle befolgen müssen, soweit wir — mit Recht und Verdienst — einigen Einfluss im Lande haben? Ich selbst habe keinen und habe nie danach gestrebt. Und habe es daher angsterfüllten Sinnes auf mich genommen, mit meinen Freunden zu dieser Besprechung zusammenzukommen. Ich habe es nur auf mich genommen, weil eine Ablehnung womöglich noch grössere Verantwortung bedeutet hätte.«

»Mir ahnt, meine Freunde«, fuhr der brave Mann fort, »dass wir einer schweren Zeit entgegengehen, wenn wir nicht zur Einigkeit gelangen. Hungerzeit, Schwertzeit... Blut habe ich selber nie vergossen, wie ihr sehr wohl wisst, und ich gedenke diese meine Gewohnheit nicht zu ändern, was auch kommen mag. Wer will, kann es für weibisch halten und mich deswegen verhöhnen. Es hiesse aber nur elende, eitle Aufspielerei, wenn ich mich zu einem grösseren, gewaltigeren Kerl machen wollte, als ich bin. Und jetzt frage ich wieder: was wollen wir — wir, die wir hier sitzen? Und mit uns alle Anständigen auf der Insel? Was denn andres, als in all unserem Tun dem Licht und der Wahrheit dienen? — Dies — ihr wisst es, gute Freunde — ist unser Ziel und wird hoffentlich das Ziel unserer Nachkommen sein. Es wird ja nicht für alle hier im Lande gelten; aber je ernsthafter wir danach handeln, desto mehr gilt es.

Du, Runolf Ulfsson, bist dafür bekannt, dass du nie eine Unwahrheit in den Mund nimmst — was würdest du jemandem auf die Frage antworten, ob du wirklich glaubst, Männer wie Hall auf Sidu und Gi-

zurr der Weisse handelten aus lauter niedrigen Beweggründen? ... Von uns sechs, die wir hier versammelt sind, wage ich kühn zu behaupten, dass wir alle die Wahrheit suchen und ihr dienen — der Wahrheit und dem Recht, so gut wir es verstehen und vermögen. Nicht ein einziger von uns würde gegen das handeln, was er in seiner Überzeugung für gut und recht erkannt hat. Die Sache ist nur die, dass wir alle die Wahrheit gefunden zu haben meinen, dass es aber nicht die gleiche Wahrheit ist. So wird es wohl bleiben, solange Menschen auf Erden wohnen. Wessen Wahrheit ist denn nun die richtige und eigentliche?

... Ich habe eure Haltung auf dem Thing genau beobachtet; nicht ein einziger von euch ist unerschütterlich sicher in seinem Glauben und seiner Zuversicht zu den alten Göttern, nicht ein einziger ihres endlichen Sieges gewiss. In dieser Stunde wisst ihr so gut wie wir, dass der Weisse Krist in unserem Lande siegen wird, wie er im übrigen Norden und in den südlichen Grossreichen gesiegt hat. Dieses geheime Wissen, das in euch lebt, stellt mehr als irgend etwas anderes eure Menschenwürde auf die Probe: könnt ihr eine Niederlage ertragen? Oder nur darunter zerbrechen? Etwas anderes kommt hier nicht in Frage; denn das müsst ihr wissen und dürft von vornherein nicht den geringsten Zweifel darüber hegen: Für uns, die wir den einzigen, wahren, siegreichen Gott angenommen haben, gibt es kein Zurück mehr ... Wenn ihr auf diesem Thing nicht den christlichen Glauben als den Glauben des Landes annehmt, ist unsere bisherige Rechtsgemeinschaft unwiederbringlich dahin — gewiss auf keiner Seite durch bösen Willen, sondern unter dem Druck einer widrigen Notwendigkeit, aber darum doppelt schicksalsschwer für uns alle. Wie bedauerlich das auch ist, es kann an der Tatsache nichts ändern, dass es nur einen Gott und daher nur einen Weg zum Frieden im Lande gibt ...«

Hier brach Njall plötzlich ab. —

Die Kraft, mit der die Rede unsere Herzen anfiel, habe ich der Wiedergabe nicht verleihen können, mein Sohn ... Man sollte eigentlich niemals einem guten, völlig aufrichtigen Menschen zu reden erlauben ... In seinen Worten liegt eine Macht, die zugleich gefährlich und furchtbar ist. Selbst seine Freunde und Glaubensbrüder, Sidu-Hall und Gizurr der Weisse, sassen wie geschlagen. Als endlich Torgeir die Worte wiederfand, hörte man nur ein Flüstern: »Ihr verlangt das Unmögliche ...«

»Nichts ist unmöglich«, antwortete ihm Njall. »Unser Gott ist allmächtig.«

»Unser Gesetzsprecher hat recht«, mischte sich jetzt unser Landesgode Tormod Torkellsson ein. »Selbst wenn er in diesem Augenblick sein Amt freiwillig niederlegte, ja, es gar eurem Gesetzsprecher übertrüge — man darf ruhig sagen, Hall würde niemals mit dem Leben davonkommen, wenn er ein Gesetz verkündete, durch das dieses Land christlich würde. Selbst wenn wir drei ihm die Vollmacht feierlich übertrügen und unseren ganzen Einfluss geltend machten, um den Frieden zu bewahren: die Waffen wären gezückt und er tot, bevor er zu Ende gesprochen hätte ...«

»Einen besseren Tod könnte sich niemand wünschen«, sagte Gizurr der Weisse lächelnd.

»Wenn wir euch alle tot und den Frieden leichtsinnig verspielt wissen wollten, wäre dies vielleicht der bequemste Weg«, sagte Torgeir. »Aber so etwas strebt doch wohl niemand an? ... Mein Vorschlag ist daher, alle diese Dinge bis zum nächsten Allthing reiflich zu erwägen und eine Form zu suchen, in der sich das gemeinsame Thing und der Friede aufrechterhalten lassen. Die Führung an euch abzutreten und Hall zu bestellen, dass er uns Christenrecht verkünde — das ist, wie gesagt, unmöglich. Eine solche Verantwortung wage ich jedenfalls nicht zu übernehmen.«

»Wer hat denn das verlangt?« fragte jetzt Hall, stand auf und kam zu uns herüber ... »Aber wagst du, oder wagt ein anderer die Verantwortung dafür zu übernehmen, was im Laufe dieses Jahres geschehen kann?« ... Da stand er, Auge in Auge mit Torgeir, eine lange Zeit ... Wir alle wussten: jetzt war die Stunde gekommen, die über unser Schicksal entscheiden sollte — ja, über das Schicksal unseres Landes, unseres Volkes für unabsehbare Zeiten. Aber nur Hall ahnte, was sie in sich barg. Wenn er es schon wusste ... Wenn es nicht erst in dem Augenblick über ihn kam, da er die Hand erhob, sie Torgeir reichte und sagte: »Du sollst das Recht verkünden, Torgeir Torkellsson. — Hier mit dieser meiner Hand gebe ich dir dein Amt zurück — auch über uns Christen.«

Torgeir zögerte — denn auch das war ja unmöglich. Ganz unmöglich. Aber hier m u s s t e ein Weg gefunden werden ...

»Mach deine Vorbehalte!« riet ich ihm. »Nur lass uns nicht so unwürdig dastehen, als vermöchten wir eine offenbare Niederlage nicht zuzugeben. Schlag ein!«

Und er schlug ein. Und wir anderen legten unsere Hände über die ihren.

— — —

Du möchtest hören, wie es weiter ging. Viel ist nicht zu erzählen... Nachdem wir sechs uns geeinigt hatten, kehrte Torgeir in seine Hütte zurück, kroch in seinen Schlafsack, zog ihn über den Kopf und tauchte erst am nächsten Morgen wieder auf, wo er das Volk sofort zum Gesetzesberg rufen liess. Der Landesgode und ich hatten auf seinen Wunsch die Nacht bei ihm zugebracht, angeblich, damit er uns fragen könnte, falls ihm über etwas Zweifel kämen. Vielleicht hatte er andere Gründe — wollte es uns ersparen, ausgeforscht zu werden. Gleichviel — wir hatten infolgedessen noch mit keinem Menschen gesprochen, als wir gemeinsam zum Gesetzesberg gingen.

Als jetzt der Alte auf seinem gewohnten Platz stand, scharte sich das Volk so dicht um ihn, wie ich es noch nie gesehen hatte. Ahnte man schon, was bevorstand, was geschehen würde und müsste?... Wie es sich auch erklärte — es herrschte überraschend wenig Unruhe, und die Spaltung der Parteien war kaum spürbar. Die Kündigung der Rechtsgemeinschaft, und was sich daran schloss, hatte die Leute doch wohl zu Nachdenken und Einsicht gebracht. Der alte Mann weinte, als er vortrat, um zu reden. Ahnte man, weshalb er weinte? War es deshalb so still?... Endlich hob er an und sprach:

»Landsleute — Volk Islands... Hier stehen wir, wie schon so oft... Nur dass wir heute nicht als ein einiges Volk zusammenstehen, sondern uns in zwei Rechtsgemeinschaften gespalten haben. Meiner Meinung nach ein so gefährlicher Zustand, dass ich nicht anstehe zu behaupten, wir leben zur Zeit in einem rechtlosen Lande. Überlegt es euch alle, Mann für Mann! Und fragt euch selbst mit dem Ernst, den die Stunde fordert, wohin das führen soll! Kann es zum Frieden im Lande führen? Nein, zu Streit wird es führen — soviel ist sicher. Zu Hass und Zwist und blutigen Fehden. Zu Unglück und Tod — und vielleicht zum Untergang... Dieses unser Allthing wurde seinerzeit als Sicherung gegen Unfrieden und Rechtlosigkeit in unserem Lande errichtet. Sind wir seitdem so viel besser und friedlicher geworden, dass wir es jetzt ohne Schaden entbehren können? Oder haben wir es heute so nötig wie einst? — oder gar noch nötiger?... Es war als fester Wall um die Wohlfahrt des Landes gedacht. Jetzt haben wir nicht einmal auf dieser steinigen Thingebene einen gesicherten Frieden. Das Gesetz ist uns unter den Händen zerbrochen. Und wo das

Gesetz zerbricht, da zerbricht der Friede... Kraft und Mut, diese Zersplitterung augenblicklich wieder zu heilen, das ist es, was heute von uns verlangt wird. Bauern sind wir, an Bauernart gewöhnt. Sie heisst Friedfertigkeit. Krieger sind wir nur zum Hausgebrauch und würden uns noch besser stehen, wenn wir es noch weniger wären. Wir sind nur Bauern — und jetzt hat uns zu unserem Unglück ein fremder König und ein fremder Gott in Streitigkeiten verwickelt, die zu bitterem Kampfe führen können. Wenn die Grossen streiten, so ist es oft das Los des Bauern, Frieden zu stiften — durch Mässigung und gesunde Vernunft. Einst war ein König in Dänemark, namens Dag, der lag mit einem König Tryggve in Norwegen in langwierigem Streit. Bis sich die Männer beider Länder besannen und über die Köpfe ihrer beiden streitbaren Könige hinweg Frieden machten, sie zum Frieden zwangen — worauf die Könige noch vor Ablauf des Jahres so gute Freunde wurden, dass sie einander Geschenke sandten. Wenn Könige oder Götter streiten, hat der Bauer zu jeder Zeit nur zwischen drei Möglichkeiten zu wählen: zu weichen, zu sterben — oder Frieden zu stiften. Das letzte ist das beste. Und wer weiss — wenn ein paar Jahre vergangen sind, senden vielleicht der Weisse Krist und die Asen Friedensboten und Gaben von Haus zu Haus... Wir aber haben mit dem heutigen Tage fertigzuwerden. Vor einem reichlichen Grosshundert von Jahren wichen unsere Vorväter hierher aus, westwärts — weil der Friede im Lande zerbrach. Nun soll ja nördlich oder westlich von uns ein Grönland, ja, sogar ein Vinland entdeckt worden sein... Aber ich frage euch, ihr Bauern: wer von uns hat Lust, unser Island ohne Notwendigkeit zu verlassen?... Nein, das will keiner. Lieber wollen wir einen Preis dafür zahlen, dass wir hier bleiben dürfen. Und wiederum frage ich euch, da es den Frieden zerreissen hiesse, wenn das Recht zersplittert: wollt ihr mir alle wie ein Mann die nötige Macht geben, hier das Gesetz vorzusprechen, unter dem wir fortan leben wollen?«

Wir stimmten alle zu, mein Sohn. In diesem Augenblick waren wir zu einem Volk zusammengeschlossen — nicht ein einziger stand ausserhalb. Und Torgeir fuhr fort: »Dann bitte ich dich, Landesgode, den Eid zu fordern auf den Ring — und auf das Kreuz...«

Und als der Eid abgelegt und der Thingfriede hierdurch wiederhergestellt war, sprach Torgeir weiter: »Dies ist der Anfang unseres Gesetzes, dass wir alle uns taufen lassen sollen und an einen Gott glauben...«

Auf dem Heimwege von diesem Thing wurden wir aus dem Südviertel in den warmen Quellen von Laugar getauft. Die Leute weigerten sich ganz einfach, sich auszuziehen und in das kalte Wasser auf der Thingstätte tauchen zu lassen, was die Christen am liebsten gesehen hätten. Als der norwegische Priester Wasser über mich goss und mich dem Weissen Krist weihte, sagte Hjalti Skeggjafon — ohne seine Stimme sonderlich zu dämpfen: »Da haben wir es dem alten Goden beigebracht, Salz zu schlecken ...«

Mein Sohn, es muss mit mir etwas geschehen sein, was mir selbst nicht recht bewusst ist. Denn ich wurde über seine Worte nicht böse. Vielmehr schien ich mir der Gewinnende und er der Verlierende zu sein. Wieso, das ist mir unmöglich zu erklären. Soviel ist jedenfalls sicher: hätte ich dort in voller Rüstung gestanden, statt in dem weissen Kleide der Taufe, meine Hand hätte nicht zum Schwert gegriffen ...

Früher war dein Vater anderen Sinnes ...

Mein Sohn ... Das hölzerne Kreuz, das du deinem Ziehvater mitgegeben hattest, habe ich auf dem Hügel aufgerichtet, wie es dein Wunsch war. Und ich habe noch mehr getan. Ich habe unsere Götter im letzten heiligen Feuer des Tempels verbrannt, die Asche, von Steinen eingefasst, in dem Hügel begraben und dann das Kreuz darüber errichtet. Auf diese Weise schien mir jedem von ihnen die beste Ehre erwiesen, und keiner gekränkt ...

Und jetzt darf ich wohl deine Heimkehr erwarten, mein Sohn?«

Aus: Gunnar Gunnarsson, Der Weisse Krist. Arbert Langen / Georg Müller Verlag, München 1935.

Wilhelm Schäfer: Die Weisheit aus dem Kartoffelsack

Als Otto von Bismarck eben Minister des Königs von Preussen geworden war, hatte er in der Kammer ein Wort hingeworfen, das durch die Zeitungen rasch in aller Mund kam und die öffentliche Meinung gegen den dreisten Junker erregte: Nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse, durch Blut und Eisen würde Geschichte gemacht!

Das war eine vergessene Wahrheit nicht nur bei den Abgeordneten im Landtag, die sich darüber erbosten, sondern auch bei den Leuten, die sonst im Räderwerk der Politik die Zahnräder ihrer Bedeutung drehten. Und dass der König zum Geburtstag seiner Gemahlin Augusta nach Baden-Baden gefahren war, konnte für die Wirkung des

kühnen Wortes bedenklich sein; denn eben dort war man ängstlich und ärgerlich über den Konflikt mit dem Landtag um der Heeresverstärkung willen, in den das Wort hinein gesprochen war. Darum, als am 4. Oktober 1862 König Wilhelm zum Abend wieder in Berlin angesagt wurde, fuhr Bismarck ihm mit der Bahn bis Jüterbog entgegen, ihn eher als andere in seinem Einfluss zu haben.

Es dunkelte schon, als er dort ankam, und der unfertige Bahnhof bot keinen Raum, den Zug des Königs anders als draussen, auf einer umgekehrten Schiebkarre sitzend, zu erwarten, wo das Gedränge der Reisenden und Handwerker nicht mehr so lärmend war. Sein Überrock schützte ihn gegen die nässliche Luft, und eine Zigarre half ihm, die Wartezeit auszuhalten.

Es war kein besonderes Kraut, und es wäre auch kein Genuss gewesen, wenn die Nässe den Geschmack nicht verdorben hätte; aber er fand ein unterhaltsames Spiel darin, den angesogenen Brand gegen die vorgehaltene Handfläche glühen zu lassen; und er trieb dieses Spiel mit Beharrlichkeit, weil es Gleichmut in seine Gedanken brachte.

Darüber hatte er zuerst nicht darauf geachtet, dass sich eine alte Frau auf die einfachste Art neben ihn setzte, indem sie einen halben Kartoffelsack als Sitz auf den Boden stellte; und er nahm sie erst wahr, als sie einen rechtschaffenen Seufzer tat.

»Nun, Mutter, wo fehlt's?« fragte er freundlich.

Aber der Frau fehlte nichts, im Gegenteil hatte sie ein Zuviel, wie sie auf drollige Art sagte, nämlich an Kartoffeln, die sie ihrer Tochter in Berlin mitbringen wollte. Und als er sie nun genauer ansah, war auch ihre Kiepe so vollgepackt, dass sich das Decktuch über die Schultern wölbte.

»Um Gottes willen, das ist ja ein ganzer Laden!« erstaunte er und wollte wissen, was alles darin sei.

»Bohnen und Erbsen«, zählte die Frau mit Stolz auf, »ein Stück Speck und Wurst, auch etwas Eier, ein Pfund Butter und ein Laib Brot: alles, was so ein Stadtmensch nicht hat, der nur seinen Lohn kriegt!«

»Also für den Herrn Schwiegersohn in der Fabrik«, stellte Bismarck fest und überschlug, dass es mindestens siebzig bis achtzig Pfund waren, womit sich die alte Frau abschleppte. »Aber Ihr tragt Euch daran zu Tode«, strafte er.

»Was liegt denn an mir?« sagte die Frau. »Die in Berlin haben drei Kinder!« Und der Gedanke daran schien sie fröhlich zu machen; denn sie lachte. »Meine Tochter freilich hat feine Schuh und ein schot-

tisches Kleid. Soll sie, solange sie jung ist! Und dem Schwiegersohn bring ich noch einen Tabak mit für den Sonntag. Wir Alten sind dafür da, dass uns die Kinder auffressen. Sterben müssen wir alle, was das betrifft. Wer davor Furcht hat, soll hinter dem Ofen sitzen. Und wer sich scheut anzupacken, wird selber gepackt!«

Die Frau hätte offenbar noch ein Schock solcher Redensarten gehabt, und Bismarck hätte ihr gern zugehört — wie vernünftig ist doch das einfältige Volk! Und wie stark macht Einfalt! Bildung aber macht dumm und schwach! Das waren so die Stichworte seiner raschen Gedanken, denen zuliebe er längst das schwelende Kraut weggeworfen hatte — aber da tat der Dampf des hinter dem schwarzen Kiefernrand anrollenden Zuges einen heiseren Schrei, und das Getöse des kleinen Bahnhofs begann unter Glockenschlägen das Ereignis des mit grossen Lichtaugen und weissem Geschnaube einlaufenden Zuges zu empfangen.

Den König zu finden, musste Bismarck die Frau ihrem Gepäck überlassen; weil aber gerade neben ihnen eine Tür aufgemacht wurde, wo anderes Bauernvolk sass, warf er den Kartoffelsack hinein, half auch der Frau noch mit einem Griff seiner Pranke unter die Kiepe über das hohe Trittbrett hinauf, wünschte gute Reise und fragte den aufgeregten Schaffner, der ihm gerade »Jüterbog!« in die Ohren schrie, nach dem Wagen des Königs. Es war aber gar kein besonderer Wagen im Zug, sondern der König reiste inkognito. So liess ihn der erste Schaffner mit seiner Frage einfach stehen, und der zweite klappte zwar die Hacken zusammen, weil er etwas Vorgesetztes spürte, aber er wusste auch nichts. Erst dem Zugführer, der mit seiner roten Mappe aus dem Gewühl dazutrat, dämmerte etwas; halb zweifelnd wurde ein Abteil erster Klasse geöffnet, darin König Wilhelm wirklich sass, und zwar, was Bismarck willkommen war, ganz allein.

Solange der Zug stand, konnte er das Gesicht mit dem ausrasierten Kinn in der Bahnhofsbeleuchtung betrachten, und es schien ihm in den acht Tagen gealtert. Jedenfalls kehrte der König missmutig und matt aus der Bearbeitung zurück, der er in Baden-Baden ausgesetzt gewesen war; und dass ihn der als sein böser Geist verschriene Minister schon wieder in den Krallen haben sollte, reizte ihn offensichtlich.

Bildung macht dumm! dachte Bismarck noch einmal den hochmütigen Gedanken, darin seine Feindin, die schöne und gefeierte Königin mit ihrer Weimarer Bildung, ihrem russischen und englischen Familienanhang, darin die Abgeordneten des Landtags mit dem durch sie vertretenen Bürgertum eine Grossmacht des liberalen Geistes waren,

die nicht nur diesen soldatischen König und ihn, seinen junkerlichen Berater, sondern überhaupt die Zwangsläufigkeit der Geschichte nicht verstanden. Sie kolorieren alles mit den Wasserfarben ihrer Ideale wie die Nazarener, spöttelte er, und halten Worte für Taten, wie es der verstorbene Unglücksbruder dieses Königs tat, für den sie schwärmten, indessen sie diesen den Kartätschenprinz nannten!

Unterdessen war der Zug ins Fahren gekommen, und sie sassen, als die letzten Lichter des Bahnhofs sie überstreift hatten, im Dunkeln da. Er bat um die Erlaubnis, Seiner Majestät Vortrag über das halten zu dürfen, was während der Abwesenheit in Berlin geschehen war. Aber der König bedurfte dieses Vortrages nicht mehr. Er war zu eilfertig unterrichtet worden; und ihm klangen die Ohren noch von all den Gesprächen, in denen ihm das Schicksal Karls I. von England und seines Ministers Strafford warnend vorgehalten worden war.

»Ich sehe genau voraus, wie alles endigen wird!« unterbrach ihn der König ungnädig: »Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir!«

So kann es sein! dachte Bismarck. Nur dass dieser König niemals seinen Minister verraten wird, wie es jener zu seinem Unglück tat. Und er schwieg eine Weile, sodass sie beide den Rädern zuhören mussten, die, von einer Schiene zur andern ratternd, nicht glatt dahinrollen konnten. Dann fragte er in die Dunkelheit hinein so einfältig, wie die Frau auf dem Kartoffelsack hätte fragen können: »Und nachher, Majestät?«

»Ja nachher, dann sind wir tot!« erwiderte der König ebenso einfältig, und damit war das Gespräch auf einer Sohle angelangt, wo die Bildung nicht mehr das letzte Wort hat.

»Ja, dann sind wir tot!« sagte auch Bismarck und merkte zuerst nicht, dass er die Worte der Frau gebrauchte: »Sterben müssen wir alle! Aber können wir anständiger umkommen, auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfeld als so, indem wir für unsere Überzeugung fallen?«

Und als keine Antwort kam, bat er um die Erlaubnis, noch einmal seine Meinung zu dem Konflikt sagen zu dürfen, in den der König mit dem Landtag über die verweigerten Mittel zur Heeresvermehrung geraten war, und zu welchem Zweck er in diesem Konflikt das Wort von Blut und Eisen gesprochen habe. Es sei kein Konflikt verschiedener Anschauungen, sondern verschiedener Einsichten; und es ginge nicht an, mit der besseren Einsicht vor der geringeren zurückzuwei-

chen. Es gäbe nur zwei Wege, den Konflikt zu lösen: entweder müsse der König die eigene Einsicht als falsch erkennen und anerkennen, oder auf ihr beharren. Mit der Überzeugung der besseren Einsicht zurückzuweichen, sei eine Unmöglichkeit, die unselige Folgen haben und eben das herbeiführen müsse, was seine Ratgeber befürchteten. In den Dingen der Ehre könne die Maxime: Der Klügere gibt nach! nicht gelten, und in der Politik hiesse es: Wer sich scheut anzupacken, wird selber gepackt!

Als Bismarck auch dieses Wort der Frau auf dem Kartoffelsack angebracht hatte, schien es ihm, als sei er dabei, sich mit fremden Federn zu schmücken; und weil er ein Gefühl hatte, es könne dem Eindruck nützen, sagte er dem König, woher er das Wort habe und erzählte sein Abenteuer auf der Schiebkarre in Jüterbog.

»Also kommt Ihre Weisheit aus dem Kartoffelsack!« sagte der König, offenbar besser gelaunt; und weil Otto von Bismarck ein Meister der Kunst war, das Eisen zu schmieden, solange es warm ist, blieb er bei der Stange. Wenn aus dem Kartoffelsack solche Weisheit käme, sagte er mit Lebhaftigkeit, so wäre es an der Zeit, den Kartoffelsack mehr zu beachten. Er meine damit nicht etwa den Bauern, sondern das Volk; und mit dem Volk meine er nicht den Pöbel, überhaupt nicht seine Realität, die in Wahlstimmen gezählt werden könne, sondern seine Idealität, das, was Goethe — der sonst nicht sein Mann wäre — das grosse unwillkürliche Wesen genannt habe. Was dieses Wesen eigentlich wolle, sei durch die Redensarten und Ideale der Gebildeten durchaus nicht umgriffen. Die da nach irgendeinem ausgeklügelten Wahlrecht in den Landtag gewählt seien, sprächen und stimmten aus der jeweiligen Hutmode der Bildung, die seit der Jakobinermütze noch immer aus Paris käme. Darum sei ihnen der Soldatenhelm so unangenehm. Die Weisheit aus dem Kartoffelsack könne sich die Pickelhaube aufsetzen; die Ideale der Bildung könnten das nicht. Für sie sei auch der König eine Hutmode des Staates, die sie nach Belieben wechseln möchten; für die Weisheit aus dem Kartoffelsack sei er ein Urbestand, wahrhaftig von Gottes Gnaden. Sie wisse, dass er nicht nur den Glanz seiner Krone, sondern ihre Verantwortung trage, die das Schicksal des Volkes aus seinem Urbestand wäre!

So merkwürdige Dinge sagte Otto v. Bismarck dem König von Preussen, als sie in einem dunklen Abteil erster Klasse von Jüterbog nach Berlin fuhren; und die merkwürdigen Dinge machten, dass der König immer freier von seiner Misstimmung wurde, die er aus Baden-

Baden mit auf die Reise genommen hatte, und zuletzt der Fröhlichkeit so nahe war, wie es seine spröde Natur vermochte.

»Nanu?« fragte Roon nach seiner pommerschen Art in Berlin, der im Gefolge auf dem Bahnsteig stand, den König zu empfangen, als er die unerwartete Verwandlung sah; aber er sagte das Wort nicht, sondern es sprang nur aus seinen Augen zu Bismarck hinüber. Der indessen spähte aus dem Kreis der um die Majestät versammelten Männer über den Bahnsteig zurück, und seine Augen meinten ganz hinten einen Mann zu erkennen, der einen Kartoffelsack auf die Schulter schwang.

»Der Schwiegersohn aus der Fabrik!« gab er zur Antwort. Aber solche Abirrungen seiner Gedanken gehörten zu den »geistreichen Exkursen«, die der karge Roon an dem neuen Minister nicht mochte, obwohl er sonst sein Vertrauter war.

Aus dem »Ausritt 1935/36«, Almanach des Verlages Langen/Müller, München 1935.

Deutsches Schauspiel zu Riga

1856 meinte der grämliche Grillparzer, dem deutschen Theater fehle es an drei Dingen: an Schauspielern, an Dichtern und am Publikum. Man könnte dies Wort unserm »Deutschen Schauspiel« als erklärendes Motto beigeben, und man brauchte noch nicht einmal bitter zu werden dabei. Denn alles, was an unserm Theater beredet und bemängelt, bespöttelt und bekrittelt wird, findet hier seinen letzten Grund.

»Trotz allem Bemühn eurer Bühnenberater
Fehlen noch drei Dinge zum deutschen Theater,
Danach seht euch zum Schluss noch um:
Schauspieler, Dichter und ein Publikum.«

Dass wir zu wenig Schauspieler hier haben, weiss nachgerade jeder, jeder auch, dass ihre Vermehrung nicht von uns abhängt. Dieser kleine Kreis vorhandener Künstler erzwingt nun aber die Begrenzung des Spielplanes: unser »Deutsches Schauspiel« wird durch die geringe Zahl der Spielkräfte zum Kammerspiel. An Stücken dieser Art ist ja in der deutschen Literatur eigentlich kein Mangel; nur die Gegenwart ist ihnen abhold. Aus guten Gründen: denn einmal drängt der neue deutsche Theaterstil ins Grosse, Wuchtige, Repräsentative, andrerseits aber kann ein neues deutsches Gesellschaftsstück erst entstehen, wenn die neue deutsche Gesellschaft ihre feste Form gefunden und bewahrt hat. Und was schliesslich an neuen Problemstücken über die Bühnen des Deutschen Reichs geht, ist meist inhaltlich so beschaffen, dass es sich einstweilen schwer exportieren lässt. Die Dichter also, zu denen wir hier greifen müssen, werden meist vergangenen Generationen angehören. Das liebe Publikum aber will durchaus und unter allen Umständen Neues und Neuestes sehen: die Stücke von der Jahrhundertwende sind ihm zu verstaubt, die Klassiker lässt es höchstens für die reifere Jugend gelten, Stücke nichtdeutscher Autoren passen ihm erst recht nicht. Also bleibt es zu Hause und schimpft.

Ich überspitze absichtlich. Dass die Besucherkurve langsam ansteigt, ist gewiss erfreulich. Aber wenn sie zu langsam steigt, ist nicht viel geholfen. Es stehen noch immer zu viele abseits. Manche sind gleichgültig; sie wollen noch immer nicht lernen, dass es hier um eine der wichtigsten Deutschtumsangelegenheiten unseres öffentlichen Lebens geht. Aber sie sterben wohl — Gott gebe es! — allmählich aus. Die meisten, und das sind im Augenblick die gefährlicheren, verbrämen ihre Ablehnung mit kritischer Sachlichkeit. Dabei kommen sie sich dann womöglich noch sehr klug und gebildet vor. Die Ärmsten merken gar nicht, wie oberflächlich ihr Urteil am Wesentlichen vorbeisieht. Sie wollen Stücke, die es nicht gibt, eine grosse Schauspielerschar, die uns nicht zur Verfügung steht, einen Aufwand, der unsere bescheidenen Mittel — die durch ihr Beiseitestehen nicht üppiger werden — übersteigt. Auf den doch eigentlich naheliegenden Gedanken, einmal selbst ein Stück zu schreiben, wie sie es haben wollen und wie wir es hier brauchen können, ist leider noch niemand von ihnen gekommen. Natürlich nicht — denn solches Bemühen wäre ja praktische Mitarbeit an unserm deutschen Theater, das doch nach ihrer Meinung nur zur Belustigung, Erheiterung, Entspannung usw. des Publikums da ist.

Dass wahre Volksgemeinschaft nur unter dem Motto »Einer für alle, alle

für einen« wachsen kann und dass unser Schauspiel eine der wichtigsten Ausdrucksformen unserer Volksgemeinschaft ist, das scheint sich nur sehr langsam herumzusprechen.

* * *

Dabei haben wir jetzt ein Theater, das jedem, der ein wenig Fingerspitzengefühl für die Kultur des Bühnenspiels hat, reizvollste Stunden schenken kann. Niemand wird sagen wollen, dass die vier Neueinstudierungen des Novembers alle literarischen Wünsche befriedigt hätten. Aber gespielt wurde, dass es eine Freude war. Am eindrucksvollsten tat sich die Leistungsfähigkeit unseres Schauspiels wohl in Hermann Bahrs »Konzert« kund, dem Obsieger eine schmissige und spritzige Aufführung bereitete. Der Chor der liebestollen Verehrerinnen des schönen Musikprofessors (den Obsieger selbst köstlich verkörperte) übertrieb freilich und war zu laut, als dass feinere Abschattungen möglich gewesen wären, aber die Hauptdarsteller boten ein famoses Zusammenspiel, das in seiner Gepflegtheit entzückte: Radke als Dr. Jura formte eine Charakterstudie, die wir lange nicht vergessen werden, Frau Christann gab ihrer Frau Marie eine Wärme und Beseeltheit, die wohltat, und Frau Rée spielte sich in der kleinen Delfine Jura sehr überzeugend vor. Nicht nur die Politik, auch die Bühnenkunst ist eine »Kunst des Möglichen«, und von diesem allein gerechten Bewertungsstandpunkt muss gesagt werden: das »Konzert« war ein sehr glücklicher Griff unseres Intendanten. Das Publikum, erfreut durch das bunte, schöne Feuerwerk, gab ihm recht.

Die Problematik von Halbes »Jugend« vermögen wir kaum noch ernsthaft nachzufühlen; unsere Jugend ist gesammelter, und sogar unsere Kapläne sehen wir nicht mehr so negerschwarz wie Halbe seinen Gregor von Schigowski. So gab der Abend, dem wiederum Obsieger eine wohlabgewogene Regie angedeihen liess, Gelegenheit zur Besinnung auf den eigenen Standpunkt, und das ist ja immer recht nützlich. Besonders, wenn eine vorbildliche Interpretation geboten wird: Minkes abgeklärter, weiser Pfarrer, Obsiegers fanatischer, sturer Kaplan waren so glaubhaft, wie diese Gestalten überhaupt sein können, und mit dem uns ja reichlich seltsam anmutenden jungen Pärchen fanden sich Gustav Steidl und Frau Rée (die vielleicht etwas zu lebhaft war) nach guten Kräften ab. Die Glanzleistung des Abends war Radkes blödsinniger Amandus, vielleicht die beste schauspielerische Darstellung der bisherigen Spielzeit überhaupt.

Zum Staatsfeiertag hatte Hadolf Herold, beraten von Meister Mierlauks, Anna Brigaders »Raudup-Wirtin« sehr sorgfältig einstudiert. Der Vergleich mit der eben gesehenen »Langen Jule« bot reizvolle Möglichkeit, den nationalen Stil von Bauernstücken zu studieren, wenngleich natürlich der ganz echten Darstellung fremden Volkstums immer schwer überwindbare Hemmnisse entgegenstehen. Indessen soll ein Auslandstheater sich auch dessen bewusst sein, dass seine Vermittleraufgabe eine doppelseitige ist, und von diesem Standpunkt aus danken wir der Intendantur die Wahl dieses Festspieles. Frau Christann gab auch hier, wie in der »Langen Jule«, die tragende weibliche Rolle, aber dieses Mal gedämpfter und dadurch viel wirkungsvoller. Herold machte aus seinem Karl einen stillen, klaren, echten Burschen, der sehr sympathisch wirkte; Helene Westphal und Vera Schachoff formten glaubhafte Bäuerinnen und aus der kleinen Rolle des Raudupwirtes schuf Minke ein sehr eindrucksvolles mimisches Kabinettstück. Erschütternd in ihrer Stille und Zartheit

war Frau Rée als kleiner Mathias (wir mussten an Ibsens »Wildente« denken, der sie vor Jahren in sehr ähnlicher Rolle mit den gleichen sparsamen Mitteln zum Erfolg verhalf: auch dieses Mal war der schöne Erfolg der Aufführung wohl in erster Linie ihrer Leistung zu danken).

Den Novemberreigen beschloss Laufs alte Posse »Pension Schöller«. Na ja. Der Kassensturz hat die Wahl des Intendanten bestätigt, und so bedauerlich das eigentlich im Hinblick auf das Geschmacksniveau des pp. Publikums ist, so erfreulich ist es in wirtschaftlicher Hinsicht. Zudem pustete Obsiegers Regie so viel Staub von dem guten alten Möbel fort, als möglich war, und die verhärtete Staubkruste, die schliesslich noch übrig blieb, war ja auch ganz amüsant. So was gab's also mal, und über so was haben unsere Grossmütter Tränen gelacht. Sehr geschickt setzte Obsieger einige neckische ironische Lichter auf: die Liebesszene im 2. Akt (Steidl-Rée) war wirklich ein Museumsstück. Und wenn manche Darsteller auch notgedrungen ins Brettlhafte abschlitterten, so war doch Radkes Eugen Rümpel eine klassische Wiedergabe dieser unsterblichen Rolle, und Helene Westphals emanzipierte Schriftstellerin zu belachen, lohnte auch den Abend.

* * *

Man sieht: was irgend möglich ist, geschieht, und was geschieht, ist beachtlich und gut. Bei so viel gutem Willen der Leitung und des künstlerischen Personals fehlt also nur noch ein wenig guter Wille vom Publikum, um das Bild voll und schön zu machen. Er ist schon besser als in früheren Jahren. Aber er muss noch besser werden, noch viel besser sogar. Unser Ziel lässt sich nur im Zusammenklang aller Kräfte erreichen. Erreichbar ist es, das zeigen die Ansätze dieses Winters. Und erreicht muss es werden, wenn wir behalten wollen, was wir besitzen. Also werden wir es erreichen. »Dann aber«, und nun gebe ich wieder dem alten Grillparzer das Wort zum guten Schluss:

Dann aber — fort von deinem Aug' die Wolke,
Dann sprechen wir zu dem und jenem nicht,
Dann sprechen zur Gesamtheit wir, zum Volke —
Und die sind's wert, dass man mit ihnen spricht!«

Mackensen

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Die Himmelsleiter, von Eduard Virza. Paul List Verlag, Leipzig.

Ed. Virzas im Jahre 1934 in deutscher — von W. Stöppler besorgter — Übersetzung in Riga erschienene Buch »Straumehni««, eines alten semgallischen Gehöftes Jahreslauf, ist 1935 unter dem Namen »Die Himmelsleiter« in Deutschland verlegt worden, wobei die Übersetzung erheblich gewonnen hat. Diese Neuauflage hat ihre Berechtigung, denn das Buch verdient einen weiten Leserkreis.

Virza bringt mehr als die Schilderung eines Jahresablaufes auf dem Gehöfte und seiner vielfältigen Arbeiten und Feste, Sorgen und Freuden. Der Dichter versteht es, überzeugend jene Einheit zu gestalten, die zwischen dem Bauer und seinem Hof besteht, die lebendige Wechselbeziehung zwischen beiden, die faktische Bodenständigkeit bedeutet. Die Naturgebundenheit des Bauern bringt es mit sich: Gott, Mensch, Natur, Arbeit, Lieben, Tod — alles ist zusammen ein Akkord des Lebens.

»Jeder der Bäume hat seine Stimme, und sie künden von ihren unwandelbaren Seelen... Als Gott die Arten zur Erde sandte, hat er jeder Art ein Gleichnis gegeben und danach wird sie erkannt von denen, die in innigster Gemeinschaft mit seiner Schöpfung leben,« — heisst es an einer Stelle nachdenklich. Oder: »Häuser baut der Mensch zwar nach seinem Antlitz und Ebenbild, doch sobald sie aufgebaut sind, beginnen sie ihr eigenes Leben zu leben. Ein jeder, der in ihnen wohnt, formt sich nach ihnen.« Das ist echt Virza und seine Art, die heimatliche Welt zu sehen, ihre Natur zu schildern mit gestaltender Einfühlungskraft und feinster Hellhörigkeit.

Die Handlung des Romans spielt in einer unbestimmten «guten, alten Zeit« vor etwa 50 Jahren, damit sollte das Geschehen zeitlos und immer gültig sein. Das war sicher richtig. Zeitlos typisch sollten aber auch die Personen sein, der Wirt, die Wirtin, die Knechte und Mägde und die anderen Hauseinwohner. Leider sind die Menschen dadurch zum Teil zu Figuren in Tracht geworden, bei denen um des Typischen willen auf die individuelle Gestaltung verzichtet wurde. Sie wirken dann auf den Leser wie künstliche Blumen und das ist schade.

Die episch breite Dichtung ist in allem ein Hymnus auf die Arbeit der Bauern. Es gehört zum Stil Virzas, dass er die hausbackene Wirklichkeit der bäuerlichen Umwelt oft mit einem verklärenden romantischen Schimmer versieht. In jedem Falle aber haben wir es bei seinem Buch mit einem Werk zu tun, das in Art und Wesen des lettischen Bauerntums tiefe Einblicke ermöglicht. *R.*

Gunnar Gunnarsson: Der weisse Krist. Roman. Langen / Müller. München 1934.

Was nordische Wesensgemeinschaft heisst? Dieses Buch ist von einem Isländer geschrieben. Einem Mann, der aus dem Erdreich seiner Heimat gewachsen ist und in der lebendigen Überlieferung ihrer Geschichte geformt. Unverkennbar. Und doch mutet es uns an, als könne er wiederum nur ein Deutscher sein, so stark, so dringlich erheischt er sich das Wort gerade zu dem Thema, an dem der deutsche Mensch heute am erbittertsten um Letztes ringt.

Es ist die Zeit um die Jahrtausendwende, da das Christentum auch in den nordischen Reichen die letzten Widerstände zu brechen sich anschickt. Einzig auf Island wehren sich die alten Asengötter. Bis auch hier auf dem grossen Landthing das Volk sich dem neuen Glauben, dem »Weissen Krist« zuwendet, in einiger Geschlossenheit: dem Lande blutigen Bruderkampf und Glaubenszwist zu ersparen.

Gunnarssons Kunst liegt in der einzigartig lebendigen und packenden Darstellung. Die Zeit vor nahezu einem Jahrtausend, Kriegsfahrt und Handelszüge, nordische Wikinger: streitbare Krieger und klug berechnende, nüchterne Kaufleute — das alles steht auf und war so und kann gar nicht anders gewesen sein Ihre Probleme und Fragestellungen werden wieder lebendig; und nun geschieht es, dass wir Verwandtes in uns aufzukken spüren, dass ein Jahrtausend in sich zusammensinkt, dass dieses Ringen auf uns Heutige übergreift, — allenthalben bis in unser unwesentlichstes Alltagsleben hinein wirksam.

Voll eines ruhenden Zündstoffes ist dieses Buch. Und es geschieht manchmal, wenn man es längst durchgelesen hat, dass es einem in den Sinn fällt, und man wird es so schnell nicht los. *Bosse*

Zum Werk Wilhelm Schäfers

Franz Stuckert, Wilhelm Schäfer. Ein Volksdichter unserer Zeit. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München 1935. 78 S.

In einem klugen und eindringlichen kleinen Buch führt Stuckert ins Verständnis Schäfers ein und zeigt, was diesen grossen Dichter zum Erneuerer der deutschen epischen Prosa und zu einem der echten deutschen Volksdichter werden liess. Wir legen auf diese Leistung und Berufung den Nachdruck. Volksdichter: wer darf es heute sein wollen, der nicht zugleich auf die Haltung seines Volkes wirken wollte. Bei aller Verlorenheit an die Fülle der Welt soll der Dichter nicht aufhören ein tapferer und verantwortlicher Sohn seines Volkes zu sein. In der gesinnungsbildenden Kraft der Schäferschen Kunst liegt ihre vornehmste erzieherische Bedeutung. Wir sehen sie nicht in seiner idealistischen Bemühung um eine neue religiöse Haltung der Deutschen (»Der deutsche Gott«), nicht in der künstlerischen Heiligung des Diesseits aus einem Glauben, der die unserem Leben gesetzten Spannungen durch unsere Schicksalsbereitschaft überwinden zu können wähnt, sondern durchaus da, wo Schäfer den männlichen, völkischen, schlichten, sozialistischen Menschen erstehen lässt, da, wo er dem deutschen Volk die Seele mit den grossen Bildern der Vergangenheit füllt.

Wilhelm Schäfer, Die Anekdoten. Volksausgabe. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München 1935. 352 S.

Schäfers Anekdoten loben, hiesse Wasser ins Meer schütten. Der Schatz, den das deutsche Volk mit diesem Buch besitzt, ist einer seiner Goldhorte. Wir sind versucht, die nunmehr vorliegende hochwillkommene Volksausgabe statt aller Würdigung mit einem Hinweis auf Stuckert, S. 17—25, zu empfehlen. Besser aber als alle geistvolle Vermittlung der literarischen Kritik und Analyse ist der unverkürzte Eindruck der Kunst, und deshalb geben wir in diesem Heft eine der schönsten Schäferschen Anekdoten vollständig wieder.

Die »Weisheit aus dem Kartoffelsack« ist im übrigen nicht in der Sammlung der Anekdoten, sondern im inhaltreichen Almanach des Verlages Albert Langen / Georg Müller »Ausritt 1935/36« zu finden.

Wilhelm Schäfer, Die unterbrochene Rheinfahrt. Verlag Alber Langen / Georg Müller, München 1935. 122 S.

In dieser bereits 1913 geschriebenen Novelle, die einen ganzen Bildungsroman birgt, gibt der Dichter in realistisch-romantischer Farbigkeit ein Abbild des Lebens. Auch hier offenbart sich die eigenartige Doppelseitigkeit der Kunst Wilhelm Schäfers: Hingabe und Bewusstheit, Weltfreude und Besinnlichkeit. Die Schilderung des Rheinorts, der tollen, heiteren und erschütternden Begebenheiten hat ebenso ein eigenes Gewicht, wie die nüchtern-grüblerische Lebenserkenntnis, um derentwillen alles geschieht. Alles ist jene Wirklichkeit, der Schäfer mit allen Sinnen ergeben ist, die Wirklichkeit, die er nicht so sehr gedanklich als eben dichterisch meistert.

Wilhelm Schäfer, Die Fahrt in den Heiligen Abend. Mit 20 Zeichnungen von Hermann Schäfer. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München 1935 (Die Kleine Bücherei 56), 48 S.

Der wohlsituierte Bankprokurist Eberhard Stoll muss infolge eines Eisenbahnunfalls eine Nacht — die Nacht vom Weihnachtsabend — mit dem Holzbein Heinrich Schmidt das Zimmer teilen, in einem dörflichen Gasthaus, das Gemüt dunkel vom Ärger über die Zugverspätung und den dürftigen Schlafgast. Wie hier ein vom Bildungshochmut arm und eng gewordener Mann im Hören der Weihnachtsbotschaft, im Angesicht der Sterne, in der Erinnerung an die Frontzeit verwandelt wird und zum Kameraden in einer echten Volksgemeinschaft wird — das ist mit einer Sprachgewalt, einer Kraft und Feinheit erzählt, dass wir diese Novelle Schäfers für seine schönste halten möchten. *Th.*

Bücher zum Fest

Langen/Müller-Verlag in München.

Wir haben Joseph Friedrich Perkonig aus einer nachdenklichen steirischen Bauerngeschichte in der Kleinen Bücherei (»Der Schinderhannes zieht übers Gebirg«) kennen gelernt. In diesem Jahr nun tritt er mit einem Roman vor uns; die Dorfgemeinschaft gibt wiederum den Hintergrund ab, und auch in diesem Buche werden wir von der hintersinnigen Nachdenklichkeit gefangen genommen, die über dem ganzen Geschehen liegt — auch dort, wo Perkonig mit lachender Heiterkeit erzählt. »Honigraub« heisst der Roman (RM 4.80). In seinem Mittelpunkt steht ein durch menschliche Güte und kindliche Einfalt unendlich rührender alter Häusler, der wegen eines geringen Vergehens von der Dorfgemeinschaft ausgestossen wird und erst bei einem gemeinsamen grossen Unglück durch die vornehme und stille Art seines Vorgehens sich die Achtung der beschämten und von eigener Schuld gedemütigten Bauern zurückgewinnt. — Ein bescheidenes Wort der Kritik an den Verlag: die Schrift ist sehr klein. Dem einen oder andern mag dadurch das Lesen unbehaglich werden. Und das sollte es gerade bei diesem sehr hübschen und sonnigen Buche nicht.

Gerhard Gesemann tritt gleich mit zwei Gaben auf den Plan. »Helden, Hirten und Hajduken« nennt sich eine von ihm zusammengestellte und übersetzte Sammlung montenegrinischer Volksgeschichten. Sie führen in eine sehr fremdartige Welt, ein Zwischenland zwischen Europa und dem Orient, unserem Empfinden nach letzterem bereits verwandter. Hart, sehr eigenartig und etwas blutrünstig sind diese Geschichten, und es muss der Referent bekennen, dass er eine rechte Freundchaft mit dem Buche nicht hat schliessen können. Vielleicht weil er zu wenig Volkskundler ist. — In dieselbe bunte Welt führt auch das Kriegstagebuch 1915/16 von Gesemann: »Die Flucht«. (RM 4.80). Der Verfasser hat den Rückzug des von den Deutschen und Österreichern geschlagenen serbischen Heeres als Zivilist (er war Lehrer in Belgrad und wurde dann verschleppt) mitgemacht, und schildert diesen Rückzug, der eine regellose Flucht ist durch zerklüftete Berge und über aufgeweichte Wege. Die Aufzeichnungen sind erstaunlich gegenständlich und geben nicht nur einen tiefen Einblick in die Verzweiflungsstimmung eines geschlagenen und panikgehetzten Volkes, sondern in ihnen ersteht wiederum der Balkan, sehr echt, sehr lebensnah, sehr ursprünglich. Balkan sozusagen bei Regenwetter aufgenommen, aber dadurch umso nachhaltiger wirkend und nicht minder lehrreich und farbenprächtig als das, was sonst Reiseschilderer an Kenntnis und Eindruck vermitteln.

Unter die Reiseschilderer ist Hanns Johst gegangen. »Maske und Gesicht« (RM 4.80) heisst das Buch, oder »Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland«. Es sind scharfe Beobachtungen, in kultivierter Sprache geschildert, wesentlich vor allem dadurch, dass ein eminent politischer Mensch hier spricht, der gar nicht anders kann, als eben von seinem bestimmten Standort an Dinge, Menschen, Erscheinungen herantreten. Sehr lehrreich und wesentlich sind die Abschnitte über das Theater der verschiedensten bereisten Länder. Hier hat der Fachmann, der Dichter das Wort. Und zwar nicht zu langwierigen Kunsttheorien, sondern zu sehr konkreten Schlüssen und Betrachtungen. Dass Johst nicht anders kann, als vor einem jeden im Ausland für sein neues Deutschland Zeugnis ablegen, ist selbstverständlich. Das Buch schliesst mit einem Empfang beim deutschen Führer und Reichskanzler Adolf Hitler.

In der Steiermark spielt die Erzählung »Der Lobenstock« von Paula Grogger (biegsam geb. RM 2.20), um eine bäuerliche, in ihrer selbstvergessenen Liebesseligkeit wie in ihrer nüchternen Hausfräulichkeit gleich lebensnah geschilderte Frauengestalt geschrieben. Volksliedhafte Sentimentalität, bäurischer Wunderglaube treten vor uns hin, aber beides unromantisch, sehr erdverbunden und glaubhaft. Gewinnend ist Paula Groggers Art durch den herzenswarmen Humor, den man vielleicht mehr ahnt, als dass man ihn direkt am Werke spürt, und der doch Sonnenschein und Farbigkeit der Darstellung stark mitbedingt. — Wertvoll ist die Südtiroler Novelle »Das Tal von Lausa und Duron« (geb. RM. 2.80) des Österreichers Franz Tumler. Über ein ladinisches Bergtal bricht der Krieg herein. Die Bauern und Hirten müssen ihre Heimat verlassen, gestossen und bemisstraut zwischen Fremden ein Wanderleben zu führen. Nur ein Mädchen trennt sich nicht von ihrem Tal. Sie muss wieder zurück, dorthin, wo ihr Bruder als Landesfeind vor ihren Augen fiel, wo ihre Kindheit war und wo ihr auch zu sterben bestimmt ist. Sehr viel Schwermut liegt über der von gebändigtem Gleichmass erfüllten Darstellung: Grenzlandschicksal und Grenzlandnot.

Damit das rechte frohe Kinderbuch auch dieses Jahr nicht fehle, hat Marie Hamsun ihren »Langerudkindern« einen zweiten Teil, »Die Langerudkinder im Winter« (RM. 3.80) folgen lassen. Wiederum ist es die norwegische Berglandschaft, wieder das lustige Kindervolk mit seinen Tierfreunden, Schneeballkrieg und Weihnachtsverkleiden und allerhand Unfug — und vor allem eine gütige Herzlichkeit, die davon zu erzählen weiss. Die Langerudkinder sind uns so ans Herz gewachsen, dass wir uns über diesen zweiten Band ehrlich freuen können; und dass auch er wiederum mit vielen drastischen Federzeichnungen Pezolds versehen ist, macht ihn wahrlich nicht weniger anziehend. *B.*

Die kleine Bücherei

Unter den neuen Bändchen der Kleinen Bücherei von Langen/Müller (geb. je RM —.80) steht bei weitem an erster Stelle die kostbare und zart geschliffene Novelle von Emil Strauss »Der Schleier«. Eine Erzählung, so sehr deutsch und innerlich und von einer solchen Sauberkeit der Haltung, dass man an dieser Ehegeschichte, die unter den Händen eines jeden Durchschnittlers eine Ehebruchsgeschichte geworden wäre, recht eigentlich die ganze künstlerische Tiefe und Vollendung eines Emil Strauss achten und lieben lernen kann.

Preusse der eine, Österreicher der andre, und beide Deutsche; Sieger der eine, Besiegter der andre: und beide Kämpfer, die ihr Bestes gaben um den Neubau ihres Volkes ... »Getrennt marschieren« nennt Robert Hohlbaum seine Novelle, in der er Moltke und Benedek einander gegenüberstellt, jeden als vertieften Verkörperer eines Typus, des norddeutschen und des süddeutschen Menschen. Wunderschön, wie der Unterlegene von Königgrätz Erlösung findet in seiner letzten Stunde von der verzweifelten Qual der Niederlage: »Gleich gross vor Gott sind Tat und Verzicht. Grösser ist die Ehre. Das grösste aber ist die Treue, mein Kamerad«!

Entzückende Kindheitserinnerungen gibt Hermann Claudius in dem Bändchen »Wie ich den lieben Gott suchte«. Lebensvolle Episoden, Skizzen, Schilderungen aus dem Daseinskampf der Gebirgsbauern stellen Hans Leifhelms »Steirische Bauern« dar. Den Freunden der schwedischen Dichterin endlich wird die »Wiederkehr nach Värmland« von Selma Lagerlöf eine

willkommene Gabe zum Fest sein, während »Die festliche Weltreise des Dichters Dauthendey« eine Auswahl aus seinen Werken bringt, Verse und Prosa in einfühlungsstarker Zusammenstellung. *B.*

Paul Ernst, Das Kaiserbuch. I. Die Sachsenkaiser. 1935 bei Albert Langen / Georg Müller, München. Preis RMk. 8.50 (Subskriptionspreis RMk. 6.—).

700 Seiten Verse in einem Bande. Und das ist erst der dritte Teil des gewaltigen epischen Gedichts, in dem Paul Ernst sein wertvollstes Lebenswerk sah, und dessen zweiter und dritter Band (Franken- und Staufenkaiser) im kommenden Jahr folgen sollen. Wer wird das lesen?

Ich glaube, dieses Werk wird sich durchsetzen, und vielleicht in einem Grade, den wir heute gar nicht abschätzen können. Trotz der 700 Seiten Verse. Denn es hat etwas in sich, das die Vorstellung Volksbuch nahebringt. Es formt dem deutschen Menschen die bisher grösste Zeit seiner Geschichte. Aber da lebt noch viel, viel mehr: Sage und Märchen und allerhand Anekdotenhaftes und immer noch mehr ruht drin verborgen, da man doch erst schüchtern wenige Male das Buch aufschlug, einen Abschnitt daraus in sich aufzunehmen.

Schliesslich noch: das Bedeutsame an dem Kaiserbuch ist, dass es ein Buch zum Vorlesen ist. In manchen sehr sorgsam gewählten Abschnitten vielleicht zur Freizeitgestaltung von Jugend (Bundes-) abenden. Vor allem aber für die Familie Und durch diese Eigenschaft, wird es sich seinen Weg ins deutsche Volk erobern. *Bosse*

Paul Ernst, Ein Credo. München 1935 bei Langen/Müller.

Eine Sammlung von Aufsätzen in erster Linie weltanschaulichen und künstlerischen Inhalts. Paul Ernst hat sich ja stets sehr bewusst als Dichter gefühlt, sich gedanklich mit der dichterischen Sendung viel beschäftigt, und auf dieser Grundlage sind die meisten der Aufsätze entstanden, die in ihrer Gesamtheit einen wertvollen und sehr tiefpflügenden Beitrag zur Schaffung einer neuen Kunstauffassung und Ästhetik bilden— gekennzeichnet vor allem dadurch, dass hier wieder mit schwerem Ernst die wechselseitige Beziehung ethisch-sittlicher und ästhetisch-künstlerischer Werte aufgedeckt wird. *B.*

100 Jahre Bertelsmann-Bücher

Der Bertelsmann-Verlag in Gütersloh feiert in diesem Jahre sein hundertjähriges Bestehen. Hundert Jahre im Dienste des deutschen Buches, das ist ein dankbarer und stolzer Rückblick, ist eine Schau auf ein Werk, das vom Anbeginn in der Ausrichtung höchster verlegerischer (das heisst aber volkserzieherischer) Verantwortung gestanden hat.

Die Bertelsmann-Bücher haben alle ein Gemeinsames, also dass man sie erkennt unter vielen mit ganz untrüglicher Sicherheit: das ist einmal ihre starke Volkstümlichkeit dem Range nach und daneben die ganz ausgesprochene sittliche Grundhaltung. Es wird der literarische Wert einzelner Erscheinungen immer wieder umstritten sein können: viel aber, sehr viel ist es, wenn ein Verlagszeichen die völlige Bürgschaft dafür geben kann, dass es nie etwas ethisch Minderwertiges decken wird, wie das von den Bertelsmann-Büchern mit ruhiger Gewissheit gilt.

»Flieger und was sie erlebten« nennt sich die Sammlung spannender und lebendiger Schilderungen, Erinnerungen, Erlebnisse von W. von Langsdorff (RMk. 4.40), in der siebenundsiebzig Flieger, von den Pionieren der Luft und Ballonfahrt bis zu den Segelfliegern der Rhön, zum Leser sprechen. »Der Geist,

der aus diesem Buche spricht, ist der Geist, der vorwärtsdringt und Neues schafft«, schreibt Viktor Lutze zum Geleit. Ein Buch, das in der sachlichen, klaren Gegenständlichkeit seiner Berichte sich vor allem an junge Menschen wendet, darüber hinaus aber dem Flugwesen jedenfalls eine Fülle von Interesse und Anhängerschaft zu werben imstande ist.

Zwei Novellenbändchen von Friede H. Kraze »Deutsche Weihnacht« und »Hochzeit auf Hollersbrunn« sind in den Reihen »Das kleine Buch« (RM. 1.10) und »Das Schmuckbuch« erschienen. In den Erzählungen tritt zuweilen ein mystischer Zug zutage, der aber, wie in der entzückenden Novelle vom Soldaten und der kleinen Madonna, voll gewinnenden Liebreizes sein kann. Erfüllt von zierlich gespreiztem Humor ist die Rokokoerzählung von der Hochzeit auf Hollerbrunn; »Die Mütter wissen«, spielt nach der Bolschewikenzeit in Riga.

Einen Walter von der Vogelweide-Roman hat Margot Boger (»Der Vagant«, RM. 4.0) geschrieben, voll ehrlichen Wollens und getragen von einer starken Liebe zu ihrem Volk. Doch scheint hier freilich, dass die Kraft dem grossen Vorhaben nicht gewachsen war, so eindrucksvoll auch einzelne Abschnitte des Buches wirken mögen. *B.*

Johannes Haller: Reden und Aufsätze zur Geschichte und Politik. I. G. Cotta Nachf., Stuttgart und Berlin 1934.

Diese Besprechung kommt eigentlich zu spät. Sie hätte noch in das vorige Haller-Heft gehört, das dem 70-jährigen Geburtstag des grossen baltisch-deutschen Historikers gewidmet war. Die Sammlung von Reden und Aufsätzen enthält eine grössere Reihe von Einzelbeiträgen, die aus den Jahren 1912—1933 stammen und in ihrer Gesamtheit ein beredtes Zeugnis ablegen von der ungeheuren Vielseitigkeit und der geistigen Blickweite des Mannes, dessen Arbeitsgebiet die Vergangenheit seines Volkes ist und der dabei mit so wachen und scharfen Augen die politische Gegenwart mitzuerleben gewillt ist.

Wir werden heute nicht mehr alles mit Hallers Augen sehen. Vielleicht gilt dies am meisten gerade von dem ersten Aufsatz, 1914 entstanden: »Der Eintritt der Germanen in die Geschichte«. Wir werden auch der für Haller so typischen Freude an geistreich schlagenden, unvermutet entwaffnenden Überspitzungen nicht immer folgen. Und wir werden dennoch dem Historiker Ehrfurcht zollen, dessen Grösse ja stets gerade der künstlerische Zug seines Wesens gewesen ist: wenn er etwa mit einer nur ihm eigenen dramatischen Lebendigkeit die Persönlichkeit des gewaltigen Staufers Heinrich VI. erstehen lässt oder die drängenden Hintergründe der politischen und geistigen Fragestellungen im Reformationszeitalter vor uns aufdeckt.

Erwähnt mag endlich sein, dass u. a. auch ein erstmalig in der Baltischen Monatsschrift erschienener Aufsatz (»Die deutsche Strategie im Weltkrieg« 1927) Aufnahme in der Sammlung gefunden hat, die auch für den Nichthistoriker eine wertvolle Gabe darstellt — ja für ihn vielleicht besonders, weil kaum ein anderer unter den Lebenden Geschichte so eindringlich zu verlebendigen und den Heutigen lebensnah zu bringen imstande ist, wie Johannes Haller. *Bosse*

Siegfried v. Vegesack:

Blumbergshof,
Herren ohne Heer,
Totentanz in Livland.

Universitas. Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft Berlin. 1933—35.

Diese Trilogie ist sicherlich das Beste, was Vegesack bisher schrieb. Und man

spürt es jedem der drei Bände an: er hat sein Tiefstes, sein Wertvollstes zu geben gesucht. Denn er hat ja für seine Heimat geschrieben, für seine Heimat, die er verlor und der er nachhängt mit der ganzen verklärten Sehnsucht und Liebe, die etwas unwiederbringlich Verlorenem gilt: Einer geborgenen übersonnten Kinderzeit auf dem grossen heimatlichen Gut; Menschen, an denen man hing, die die gleiche Ausrichtung und den gleichen Stil des Lebens besassen; Studiengenossen und Kameraden im Felde. Diese warme Liebe, aus der ein ganz starkes und tief erschütterndes Suchen nach Wahrhaftigkeit des Tones und der Schilderung quillt, sie ist vielleicht das Schönste und das Reinste an dem grossen Romanwerk, das ein entglittener Sohn seiner Heimat schenkte.

Aber d e n baltischen Roman hat Vegesack nicht geschrieben. Vegesacks Roman ist ein Sterbelied. Und so wandelt sich unsere ehrliche Anerkennung für das Werk Vegesacks in klare Ablehnung. Wir bewundern die minutiöse Treue der Schilderung, die dem Roman allein als kulturgeschichtliches Denkmal ein unvergleichliches Verdienst zusichert — und klagen doch Siegfried Vegesack bitter der Verfälschung an. Wo Vegesack den Zusammenbruch einer geschlossenen Welt zeichnete, um die Trümmerstätte in Trauer und Hoffnungslosigkeit zu verlassen, haben andere aus Stückwerk und Bruch einen Neubau begonnen, an dem Vegesack keinen Teil hat und von dem er nichts weiss!

Während aus Ringen um die Form und Sinngebung dieses Neubaus die Lebenskraft des Baltendeutschen sich immer heisser entfacht und auflodert, greift Vegesack in der Ferne in die Register, um den Abgestorbenen sein Requiem zu widmen. Aber die Erde und die Birken und die Kiefernwälder und die Moore im Schnee: wir sehen sie nicht im dunstigen Schleier eines wehmütigen Verzichtes, den Vegesack so gerne über sie wirft. Sie stehen da, hart und klar und fordernd. Als Aufgabe der Kraft. Und nicht als landschaftliche Staffage übermüdeter Schwäche. *Bosse*

G e o r g A d e l h e i m: Revaler Ahnentafeln. Vierte (Schluss-) Lieferung. Verlag Wassermann Reval/Tallinn.

Die Schlusslieferung der Adelheimschen Revaler Ahnentafeln enthält die Ahnentafeln: Rotermann, Sabler, Schneider, Schultz, Schwabe, Siegel, Spreckelsen, Veh, Wachtsmuth, von Wehren, von Wilcken und Winkler. Auf die einzelnen Ahnentafeln soll hier nicht eingegangen werden; das Werk in seiner Gesammtheit bietet zweifellos das, was der Verfasser wollte, — nämlich einen Querschnitt durch die Genealogie des gehobenen Revaler Bürgertums. Jahrelange strengste wissenschaftliche Arbeit, verbunden mit ausgedehntester Quellenforschung machen die Adelheimsche Arbeit für den baltischen Familienforscher schlechthin unentbehrlich. Die der vorliegenden Lieferung angefügten umfangreichen Ergänzungen und Berichtigungen sichern eine dem neuesten Stande der Forschung entsprechende wissenschaftliche Einwandfreiheit.

Wer sich in die Revaler Ahnentafeln vertieft, wird über die Reichhaltigkeit des Gebotenen staunen. Die für den Genealogen so überaus wertvollen, unzähligen Quellennachweise sollen hier nicht besonders erwähnt werden. Adelheim gibt aber darüber hinaus in den Fussnoten Ergänzungen und Erweiterungen seiner Arbeit, die über den eigentlichen Rahmen des Werkes weit hinausgehen. Durch besondere Ahnentafeln einzelner Personen, Hinweise auf verwandtschaftliche Verbindungen des Probanten zu anderen Geschlechtern, durch Fortführung einzelner Ahnentafeln über die Grenze von 10

Generationen hinaus, durch eine Fülle interessanter kultur- und ständesgeschichtlicher Hinweise: eröffnet Adelheim Ausblicke auf die Einwanderungs- und Ständegeschichte, die die Bedeutung der Revaler Ahnentafeln weit über den Rahmen einer Genealogie des gehobenen Revaler Bürgertums hinauswachsen lassen.

Alles in allem eine Arbeit, die in ihrer Bedeutung für die gesamtbaltische Familienforschung und Personenkunde garnicht überschätzt werden kann. *H.*

Neue Baltische Dichtung, eine Auswahl. Zusammengestellt von A. F. Maltz. »Ernst Plates« Verlag, Riga 1935.

Der »Ernst Plates« Verlag bringt zum diesjährigen Weihnachtsfest eine »Anthologie« heimischer Dichter und Dichterinnen heraus. Das angenehm kurze Vorwort erklärt als Zweck des Buches, »einen Querschnitt durch die heutige baltische Dichtung (zu) geben«.

Auswahlsammlungen haben ihre starke und ihre schwache Seite. Sie können einen geschlossenen und einheitlichen Eindruck vermitteln, wenn sie vom gleichen Kunstwollen einer Gruppe Zeugnis ablegen; aber sie können auch zerflattern, wenn nämlich die einzelne Dichterpersönlichkeit sich nicht einer gemeinschaftlichen Zielidee unterordnet, sondern die einzelnen Beiträger zufällig in dem gleichen Bande nebeneinanderstehen, der einheitliche Mittelpunkt der Sammlung also lediglich im kritischen Urteil des auswählenden Herausgebers besteht.

Die von A. F. Maltz zumeist geschickt besorgte Auswahl bewegt sich auf einer Mittellinie zwischen den beiden Extremen. Offensichtlich sind die einzelnen Beiträger und Beiträgerinnen Vertreter verschiedener Kunstrichtungen (etwa Viktor Günther, Siegfried von Vegesack, Heinrich Bosse, Bruno Mellin), aber doch entsteht nicht das Gefühl des Zufälligen; denn sie alle sind Glieder eines Stammes, verschiedener Ausdruck einer grösseren Einheit von deutschen Menschen. Und man hat auch den Eindruck, dass ungefähr alle baltisch-deutschen Dichter und Dichterinnen zu Wort gekommen sein müssten, wenn man 29 Namen liest (und wäre es nicht ein unerhörter Reichtum, wenn alle 29 wirkliche Dichter wären?). So ist der vom Herausgeber erhobene Anspruch, die Auswahl als einen »Querschnitt« zu werten, wohl berechtigt.

Diese Feststellung ist wichtig. Denn: ist diese Voraussetzung richtig, wird man das Buch mit besonders scharfen Augen lesen. Der Reiz der Sammlung wird dann nicht darin bestehen, neue Gedichte oder Erzählungen bekannter Dichter und Menschen zu finden, sondern jeden Beitrag und alles zusammen daraufhin zu prüfen: gestalten diese 29 Menschen wirklich das, was uns Problem und Not ist, sind diese Dichter wirklich Seher und Führer? Erfüllt diese baltische Dichtung, die uns im Querschnitt vorgeführt wird, ihre Aufgabe, ist diese Dichtung wirklich lebensnotwendig, nicht nur Beschäftigung müssiger Stunden, nicht nur Kunsthandwerk?

So will das Buch gelesen sein, nicht anders. Auf die einzelnen Beiträger kommt es nicht an; und wie könnte auch ein wahres Bild vom Einzelnen entstehen, wo jeder nur mit wenigen Arbeiten vertreten ist? 29 Beiträger — 79 Beiträge; nein, Persönlichkeiten heben sich nur wenige heraus, nur die, die wir auch sonst schon kennen: Werner Bergengruen, Gertrud von den Brincken, Viktor Günther, Lex Schloss, Siegfried von Vegesack!

Der starke Anteil an Frauendichtung überrascht. Vierzehn Frauen — und auch die Zahl der Gedichte zeigt ein nur geringes Überwiegen der männlichen Dichter (43 : 36)! Ist das nicht mehr als ein Zufall, ist das nicht auch Symbol?

Bei weitem die meiste Zahl von Gedichten findet ihren Stoff im Erleben der Natur; religiöse und philosophische Fragen beschäftigen ebenfalls viele Beiträger, und von Heimat und Erinnerung an sie, Elternhaus und Kindheit weiss manches Lied zu künden. Fast ganz fehlt Liebesdichtung, auch mutiges Männererleben ist nur wenig zu finden (z. B. bei W. Bergengruen). Die notvolle Gegenwart, die jeden Tag neu gestaltet sein will, kommt nur bei Lex Schloss, Heinrich Bosse und Herbert von Hoerner zu Wort, das andere ist vorwiegend still, fromm, besinnlich, grübelnd, fein, verhalten. Nur manchmal bricht fröhliche Ausgelassenheit durch (W. Bergengruen, W. M. Pogge; musste aber des Letzteren »Sang vom Morgenrock« aufgenommen werden?), nur selten reizt eine Gestalt der Vergangenheit zu erlebter Formung.

Die Form entspricht dem Inhalt. Sehr fein und sehr sorgsam zumeist gebaut, finden sich nur selten Ansätze zu kräftiger Neuprägung. Die Feinheit der Arbeit zeigt sich am deutlichsten vielleicht in den Prosastücken, bei Siegfried von Vegesack und bei Irmela Linberg. deren »Heilkundige« einen geschickten und sparsamen Erzählstil bezeugt.

Dem Herausgeber und dem Verlag sei für dies Weihnachtsbuch gedankt. Es ist eine gute, eine reiche — und eine ernste Gabe zugleich. Möchten nun nur recht viele den Band in die Hand nehmen, Leser und Beiträger, und sich immer wieder fragen und prüfen: s i n d wir so, und erfüllen wir s o unsere Aufgabe recht?

Heinz Diewerge

Irene Fischer, Ursprung und Ziel. Ernst Plates Verlag, Riga 1935.

Der kleine Gedichtband beginnt mit philosophischen und religiösen Versen. Wohl fühlt man hinter ihnen ein warmes und gläubiges Herz, aber die Gedanken und Gefühle sind nicht immer in die notwendige knappe Form gebracht. Ein seltsames Schwanken zwischen Grübelei und Erleben spaltet hier wie auch im frohen und frischen zweiten Teil die Stimmungseinheit von manchem Gedicht. Beispiel etwa »Strandostern«, das in so klingender, freudiger Sprache geschrieben ist. Es stellt keine innere Einheit dar, sondern diese muss durch stete Hinweise, z. B. durch ein »Also:«, erzwungen werden. Sparsamkeit und Straffung hätten dies Gedicht zum schönsten der ganzen Sammlung machen können.

Aber der dritte Teil steht gewappnet gegen jede Kritik an Inhalt und Form. Jedes Wort, notwendig an seinem Platze, verrät die innere Bewegtheit eines stolzen und glücklichen Mutterherzens. Die Verse singen so von innen her, dass man sie laut vor sich hinsagen muss, um sie ganz zu erfüllen. Und man wünscht wohl, dass diese Gedichte von vielen Frauen gelesen werden, die Kinder haben und durch sie Leid und Freud, Stolz und Not.

Heinz Diewerge

Deutscher Bildkalender 1936, zusammengestellt von Heinrich Bosse. Verlag W. F. Häcker, Riga. Preis Ls 2.—.

»Die Fahne haltet rein,
Der Fetzen Tuch zerfällt wie ihr.
Unsterblich aber lebt, was sie in
eure Hände gab.«

Es ist schon allerlei, was den Wert dieses echten Heimatkalenders bedingt: die grosse Sorgfalt — man möchte sagen Liebe, mit der er zusammengestellt ist, die sichtliche Freude am Bild und dem begleitenden Schriftwort, die den Verfasser geleitet haben, dessen Mühe nicht klein war, und schliesslich das ganz sichere Gefühl des Lesers, dass dieser Kalender seinen Zweck erfüllt. Die Jugend ist es und ihre Arbeit, der er geweiht ist, der Boden unserer alten Heimat, dem er

entwachsen ist und der uns Seite für Seite grüsst und uns mit unzerreissbaren Banden festhält. Wir möchten nicht daran zweifeln und wünschen es allen unseren Heimatgenossen, dass ihnen der Kalender das ganze Jahr hindurch ein lieber Freund sein möge. —e—

Baltischer Kalender, 51. Jahrgang. 1936. Buch- und Kunsthandlung E. Bruhns in Riga. Mit einem Dreifarbendruck nach einem Original von A. v. Stromberg. Preis Ls 0.75.

Der altbekannte rigasche Kalender bringt ausser den üblichen reichhaltigen Kalenderdaten vor allem zwei lesenswerte Originalbeiträge: G. Casperson hat seine diesjährige Schulrede zur Würdigung des 15. Mai zur Verfügung gestellt, und Prof. Dr. Oskar Masing schreibt, Neues mitteilend, gehalt- und humorvoll über »Bänkelsang und Zeitungslied«.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Jānis Grīns, Schriftleiter der lettischen kulturellen Monatsschrift »Daugava«, Riga / Dr. *Friedrich A. Redlich*, Riga / Dr. *Robert Hohlbaum*, Wien / Dr. *Leo v. Middendorff*, Dorpat / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / Dr. *Heinz Diewerge*, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Zillich: Die kulturelle Bedeutung Siebenbürgens

Grüner: Unsere kirchliche Lage im Licht zeitgenössischer Lebensbegriffe

Arro: Ferdinand David und das Liphart-Quartett in Dorpat 1829—35

Heft 1 Januar 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates", Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Heinrich Zillich: Die kulturelle Bedeutung Siebenbürgens . . 1

Viktor Grüner: Unsere kirchliche Lage im Licht zeitgenössischer Lebensbegriffe 8

Elmar Arro: Ferdinand David und das Liphart-Quartett in Dorpat 1829—35 19

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 30

Estland 35

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 47

UMSCHAU:

Nik. Hans Hockl: Die Stellung der Banater Schwaben im Südosten / Ein neuer baltischer Dramatiker? . . 51

BÜCHERBESPRECHUNGEN:

Eugen Diesel, Vom Verhängnis der Völker / Borisav Stankovic, Hadschi Gajka verheiratet ihr Mädchen / Rudolf Paulsen, Das festliche Wort / F. Dornseiff, Der deutsche Wortschatz / Prof. Dr. Joh. Werner, Briefe eines baltischen Idealisten an seine Mutter 1833—1875 55

MITARBEITER DIESES HEFTS 60

Die

„Rigasche Rundschau"

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung"

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung" bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rigä, L. Jēkaba ielä 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

„Estländische Zeitung"

begründet als „Revalsche Zeitung" im Jahre 1860, 1919—1930 als „Revaler Bote", 1930—1934 als „Revalsche Zeitung" erschienen).

Kulturell, politisch und wirtschaftlich führendes Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Estländischen Zeitung" (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

Beitrag zur Baltischen Wappenkunde

Die Wappen der bürgerlichen und im Lande nicht immatrikulierten adligen Familien der früheren russischen Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland (jetzt Lettland und Estland) mit einer kurzen Einführung

Unter Mitwirkung
der Livländischen Genealogischen Gesellschaft zu Riga
gesammelt und nach den Originalsiegeln gezeichnet von

Max Müller, Oberförster a. D.

Fortsetzung

Diese hervorragende Bereicherung der baltischen Wappenkunde enthält über 2700 Wappen mit kurzen Angaben und ist für jeden Genealogen eine interessante Fundquelle

Preis Ls 70.— resp. Rm. 64.— inkl. Porto
Das Werk kann auch ohne Erhöhung des Preises gegen monatliche Ratenzahlung bezogen werden.

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Hippius: Bildungsziele
Handrack: Der zeitliche Beginn des Bevölkerungsrückgangs im Deutschtum Lettlands
Arro: Das estnische Musikschaffen der Gegenwart
Bielenstein: Hauswirtschaftliche Erziehung
Schlippe: Die Anfänge des Hauses Rurik in Rußland
Baer: Führer und Vorgesetzter

Heft 2 Februar 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Rudolf Hippius: Bildungsziele 61

Hans Handrack: Der zeitliche Beginn des Bevölkerungsrückgangs im Deutschtum Lettlands 66

Elmar Arro: Das estnische Musikschaffen der Gegenwart . . 71

Barbara Bielenstein: Hauswirtschaftliche Erziehung 86

Benno Schlippe: Die Anfänge des Hauses Rurik in Russland . 91

Georg Baer: Führer und Vorgesetzter 97

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 105

Estland 106

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 114

UMSCHAU:

Um den Ostpakt 118

BUCHERBESPRECHUNGEN:

Junge deutsche Dichtung / Werner Bergengruen, Die Schnur um den Hals / Album Neobaltorum 1879—1934 . 120

MITARBEITER DIESES HEFTS 124

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rigā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer **70** Sant.

„Estländische Zeitung“

begründet als „Revalsche Zeitung“ im Jahre 1860, 1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Estländischen Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

Estnische Volkssagen

Ins Deutsche übertragen von
Carl von Stern
mit einem Nachwort von **Prof. Dr. Lutz Mackensen**

Veröffentlichungen der volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga. Band I.

Der reiche estnische Sagenschatz wird durch diese Übertragung weiten Kreisen zugänglich gemacht. Die Fülle des Gebotenen – über 300 Sagen – enthält nicht nur reiches Material für den Forscher, sondern erschließt auch eine eigenartige fantasievolle Sagenwelt.

Preis Rs 6.—



Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Grohmann: Schütz—Händel—Bach
Zenck: Zum Verständnis der Kunst J. S. Bachs
Seeler: Volksgesundheit
Knappe: Lettlands Wiederanschluß an die Weltwirtschaft
Tunzelmann: Die Sprache des Ornaments

Heft 3 März 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Hans Grohmann: Schütz—Händel—Bach 125

Hermann Zenck: Zum Verständnis der Kunst J. S. Bachs . . 135

Rudolf von Seeler: Volksgesundheit 142

Eduard Knappe: Lettlands Wiederanschluss an die Weltwirtschaft 147

Helene Tunzelmann von Adlerflug: Die Sprache des Ornaments 152

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 155

Estland 164

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 169

UMSCHAU: 176

Heinrich Zillich in Riga / Zum vierhundertjährigen Jubiläum des estnischen Buches / Über Gemeinschaft.

BÜCHERBESPRECHUNGEN: 182

Ernst Wiechert, Die Majorin / Wilhelm Schäfer, Johann Sebastian Bach / Otto Lauffer, Dorf und Stadt.

MITARBEITER DIESES HEFTS 184

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rigā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

„Estländische Zeitung“

begründet als „Revalsche Zeitung“ im Jahre 1860, 1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Estländischen Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

ABHANDLUNGEN DER HERDER-GESELLSCHAFT
UND DES HERDER-INSTITUTS ZU RIGA

FÜNFTER BAND NR. 2

JULIUS FORSSMAN

J. K. LAVATER UND DIE RELIGIÖSEN STRÖMUNGEN DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS

VERSUCH EINER SEELENKUNDLICHEN DEUTUNG IN GEISTESGESCHICHTLICHEM RAHMEN

Preis Ls 12.50

Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Arbusow: Wolter von Plettenberg

Mattiesen: Ein Tagebuch aus Gambia 1651/52

Mackensen: Gedenkrede auf Jakob Grimm

Heft 4 April 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1933

Inhalt:

Seite

Leonid Arbusow: Wolter von Plettenberg 185
H. Mattiesen: Ein Tagebuch aus Gambia 1651/52 189
Lutz Mackensen: Gedenkrede auf Jakob Grimm 211

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 226
Estland 231

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 235

UMSCHAU: 240

Die lettische Presse zur Einführung der Wehrpflicht in Deutschland.

BÜCHERBESPRECHUNGEN: 242

Karl Benno v. Mechow, Das Ländliche Jahr / Herbert Freiherr von Oelsen, 1000 Jahre deutsche Plastik und Malerei / Alfred Karrasch, Stein, gib Brot! / Julius Forssman, J. K. Lavater und die religiösen Strömungen des 18. Jahrhunderts / Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen.

VON DER SCHRIFTLEITUNG 247
MITARBEITER DIESES HEFTS 247

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rigā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

„Revalsche Zeitung“

begründet im Jahre 1860, 1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Revalsche Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

Bruno Mellin
Gedichte

In seinen klingenden Versen werden Dinge und Landschaft lebendig — entsteht eine Welt voll zarter Schönheit, abseits vom Alltag.

Preis Ls 1.80



Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Stoll: Die Waikariffe
Hoffmann: Die Kirche und die nationale Frage im Livland der Aufklärung
Orend: Die Nationsuniversität der Siebenbürger Sachsen

Heft 5 Mai 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

F. E. Stoll: Die Waikariffe 249

Konrad Hoffmann: Die Kirche und die nationale Frage im Livland der Aufklärung 265

Misch Orend: Die Nationsuniversität der Siebenbürger Sachsen 271

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 274

Estland 279

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 286

UMSCHAU: 294

Bachs Johannes-Passion in Riga.

BÜCHERBESPRECHUNGEN: 242

Aino Kallas, St. Thomasnacht / Christian Jenssen, Hans Friedrich Blunck, Leben und Werk / N. Treumuth u. O. Liiv, Polonica im Estnischen Staatlichen Zentralarchiv / Carl von Stern, Estnische Volkssagen / Weitere Bände der Kleinen Bücherei.

MITARBEITER DIESES HEFTS 304

Die

„Rigasche Rundschau"

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung"

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung" bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rigā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer **70** Sant.

„Revalsche Zeitung"

begründet im Jahre 1860, 1919—1930 als „Revaler Bote", 1930—1934 als „Revalsche Zeitung" erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Revalsche Zeitung" (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

ABHANDLUNGEN DER HERDER-GESELLSCHAFT UND
DES HERDER-INSTITUTS ZU RIGA
FÜNFTER BAND Nr. 3

ERNST VON BULMERINCQ

DIE ZUKÜNFTIGE BEVÖLKERUNGSENTWICKELUNG IN LETTLAND

Preis Ls 1.—



Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Faber: Baltisch-deutsche Jugend
Rothe: Konrad Henlein und der Sudetendeutsche Turnverband
Redlich: Gorch Fock
Abramowsky: Einiges vom alten Testament

Heft 6 Juni 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Erich Faber: Baltisch-deutsche Jugend 305

Wilhelm Rothe: Konrad Henlein und der Sudetendeutsche Turnverband 315

Friedrich A. Redlich: Gorch Fock 320

Rudolf Abramowsky: Einiges vom alten Testament 324

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 330

Estland 335

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 342

KLEINE BEITRÄGE: 350

Otto Schwarz: Bauerntum und Arbeitsdienst der Deutschen in Rumänien / Monika Hunnius.

UMSCHAU: 356

Gemäldeausstellung baltisch-deutscher Künstler / Das deutsche Frühlingsfest / Dr. jur. W. Neumann: Rechtserneuerung.

BÜCHERBESPRECHUNGEN: 361

Ludwig Thoma, Lausbubengeschichten / Die Arbeit am neuen deutschen Recht / Alfred Karrasch, Pg. Schmiedecke / Heinz Diewerge, Eine neue Ausgabe der „Parabel vom verlorenen Sohn" des Burkard Waldis.

VON DER SCHRIFTLEITUNG 304

MITARBEITER DIESES HEFTS 304

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rigā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

„Revalsche Zeitung“

begründet im Jahre 1860. 1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Revalsche Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

ABHANDLUNGEN DER HERDER-GESELLSCHAFT UND
DES HERDER-INSTITUTS ZU RIGA
FÜNFTER BAND Nr. 5

JOHANNES KIRSCHFELDT

HERDERS KONSISTORIALEXAMEN IN RIGA IM JAHRE 1767

Preis Ls 1.50

Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Thiel: Das Nachbarschaftswesen der Siebenbürger Sachsen

Lenz: Familie und Familienforschung

Diewerge: Zu den politischen Aufsätzen Paul Ernsts

Kroeger: Vom Wesen und Werden des Wagnerschen Musikdramas

Heft 7/8 Juli/August 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18, zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Karl Hermann Theil: Das Nachbarschaftswesen der Siebenbürger Sachsen 369

Wilhelm Lenz: Familie und Familienforschung 376

Heinz Diewerge: Zu den politischen Aufsätzen Paul Ernsts . . 382

Ernst Kroeger-Wolfenbüttel: Vom Wesen und Werden des Wagnerschen Musikdramas 305

Stille Abende bei der grünen Lampe 408

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 434

Estland 440

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 450

KLEINE BEITRÄGE: 459

Schule und Bund in der Jugendarbeit / Das Aufbauwerk der Sudetendeutschen

BÜCHERBESPRECHUNGEN: 464

H. Freudenthal, Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk / Zur estnischen Kulturgeschichte / Dichter aus deutschem Volkstum / Bruno Mellin, Gedichte

MITARBEITER DIESES HEFTS 468

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rigā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

„Revalsche Zeitung“

begründet im Jahre 1860. 1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Revalsche Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

Karte von Lettland

mit vollständigem Register

nach dem die über 5000 Ortsbezeichnungen leicht aufzufinden sind. Die Entfernungen zwischen allen grösseren Orten sind in Kilometern angegeben. Der Text ist lettisch.

Format: 72×104 cm
Masstab: 1 : 500.000

Preis: nur Ls 1.90



Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Bolle: Freiwillige Landarbeit Sommer 1935
Taube: Landdienst 1935 in Estland
Hippius: Familie—Schule—Jugendbund
Bielenstein: Mädchenbildung
Diewerge: Burkard Waldis — Dichter in junger Zeit

Heft 9 September 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18, zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Heinrich Bosse: Freiwillige Landarbeit Sommer 1935 469
Arved von Taube: Landdienst 1945 in Estland 477
Rudolf Hippius: Familie—Schule—Jugendbund 481
Barbara Bielenstein: Mädchenbildung 486
Heinz Diewerge: Burkard Waldis — Dichter in junger Zeit . . 490

POLITISCHE CHRONIK:
Lettland 499

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 504

KLEINE BEITRÄGE: 510
Meister der Volksforschung / Hapsaler Tuchstrickerinnen

UMSCHAU: 519
Die Lehrerfreizeit im Stift Finn vom 16.—22. August

BÜCHERBESPRECHUNGEN: 521
Ernst Wiechert, Hirtennovelle / Werner Conze, Hirschenhof / Martha Bielenstein, Die altlettischen Farbmethoden / Hans K. F. Günther, Frömmigkeit nordischer Artung / Hermann Schneider, Germanische Religion vor dreitausend Jahren / Ernst Bublitz, Germanenglaube im frühdeutschen Christentum / Hans Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr / „Und Du Siehst die Sowjets Richtig..."

ZU UNSEREN BILDERN 528
MITARBEITER DIESES HEFTS 528

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rīgā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer **70** Sant.

„Revalsche Zeitung“

begründet im Jahre 1860. 1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der „Revalsche Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

VERÖFFENTLICHUNGEN
DER VOLKSKUNDLICHEN FORSCHUNGSSTELLE
AM HERDERINSTITUT ZU RIGA
BAND II.

Die altlettischen Färbmethoden

Studien zur idg. Altertumskunde
von
Martha Bielenstein

176 Seiten, 2 farbige Bilder auf Tafeln, viele schwarze Textbilder.

Besteller, die dieses grundlegende Werk vor dem 1. Dezember 1935 beziehen, erhalten eine wesentliche Preisermäßigung. Bis zu diesem Termin soll das vorzüglich ausgestattete und reich bebilderte Werk nur

Ls 4.20 (RM 3.50) kosten;

später wird der Buchhandelpreis auf Ls 6.— (RM 4.80) erhöht werden.

Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Pleyer: Johannes Haller
Weiß: Aus der Frühzeit des estnischen Schrifttums
Lenz: Der Bevölkerungswandel einer baltischen Kleinstadt
Hollander: Vor 50 Jahren

Heft 10 Oktober 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18, zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Kleo Pleyer: Johannes Haller 529

Hellmuth Weiss: Aus der Frühzeit des estnischen Schrifttums 533

Wilhelm Lenz: Der Bevölkerungswandel einer baltischen Kleinstadt 537

Bernhard Hollander: Vor 50 Jahren 544

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 560

Estland 564

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 573

KLEINE BEITRÄGE: 581

Estnische politische Geschichtsschreibung

UMSCHAU: 584

Professor D. Dr. h. c. Dr. Johannes Haller zum siebzigsten Geburtstag / Glückwunschadresse

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 589

BUCHBESPRECHUNG: 593

Das alte Revaler Rathaus in Wort und Bild

MITARBEITER DIESES HEFTS 596

Die

„Rigasche Rundschau"

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung"

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung" bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rīgā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer **70** Sant.

„Revalsche Zeitung"

begründet im Jahre 1860. 1919—1930 als „Revaler Bote", 1930—1934 als „Revalsche Zeitung" erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Revalsche Zeitung" (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Im nächsten Monat erscheint:

VERÖFFENTLICHUNGEN
DER VOLKSKUNDLICHEN FORSCHUNGSSTELLE
AM HERDERINSTITUT ZU RIGA
BAND III

Sitte und Brauch des livländischen Kaufmanns

Von

Friedrich Alexander Redlich

Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Gehrmann: Sprechchor und Laienspiel
Petersen: Peter Joege von Manteuffel als Gestalter estnischen Bauernlebens
Kästner: Eine Rigaer Mädchenschule vor 70 Jahren
Weiß: Friedrich Bienemann d. Ä. und die Revaler Jahre der Balt. Monatsschrift

Heft 11 November 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18, zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Karlheinz Gehrmann: Sprechchor und Laienspiel, die neuen Formen deutscher Gemeinschaftskultur 597

Otto von Petersen: Peter Zoege von Manteuffel als Gestalter estnischen Bauernlebens 604

Julie von Kästner: Eine Rigaer Mädchenschule vor 70 Jahren 612

Robert Weiss: Friedrich Bienemann d. Ä. und die Revaler Jahre der Baltischen Monatsschrift 622

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 627

Estland 631

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 636

UMSCHAU: 642

Lehrerfahrt nach Straupe

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 644

BÜCHERBESPRECHUNG: 646

Friedrich Griese, Die Wagenburg / Monika Hunnius, Briefwechsel mit einem Freunde / Margarethe von Wrangell, Das Leben einer Frau / Ludwig Tügel, „Pferdemusik" / Otto Rombach, Ewige Wanderungen / Herbert Cysarz, Berge über uns / Gust. Jungbauer, Deutsche Volksmedizin

MITARBEITER DIESES HEFTS 652

Die

„Rigasche Rundschau"

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung"

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung" bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rigā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer **70** Sant.

„Revalsche Zeitung"

begründet im Jahre 1860. 1919—1930 als „Revaler Bote", 1930—1934 als „Revalsche Zeitung" erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Revalsche Zeitung" (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

Irene Fischer

Ursprung und Ziel

Gedichte

„Das stolze Glück einer Frau, die ganz tief und bewußt Mutter ist, kommt in diesen Gedichten vielfältig und stark zum Ausdruck."

Preis Ls 1.80



Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

Baltische Monatshefte

Jānis Grīns: Die neue Richtung im geistigen Leben der Letten

Friedrich A. Redlich: Nicolaus Mollyn und die erste Rigaer Stadtdruckerei

Robert Hohlbaum: Der deutsche Verlag. Ein Kapitel deutscher Geistesgeschichte

Heft 12 Dezember 1935

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates", Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates" Rīgā, Mazā Monētu ielā 18, zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates", Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

Inhalt:

Seite

Jānis Grīns: Die neue Richtung im geistigen Leben der Letten 653

Friedrich A. Redlich: Nicolaus Mollyn und die erste Rigaer Stadtdruckerei 660

Robert Hohlbaum: Der deutsche Verlag. Ein Kapitel deutscher Geistesgeschichte 664

POLITISCHE CHRONIK:

Lettland 673

Estland 679

AUS DEM SCHRIFTTUM DER ZEIT 684

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 695

BÜCHERBESPRECHUNGEN: 697

Eduard Virza, Die Himmelsleiter / Gunnar Gunnarsson, Der weisse Krist / Franz Stuckert, Wilhelm Schäfer / Bücher zum Fest / Die kleine Bücherei / Paul Ernst, Das Kaiserbuch. I / Paul Ernst, Ein Credo / 100 Jahre Bertelsmann-Bücher / Johannes Haller, Reden und Aufsätze zur Geschichte und Politik / Siegfried v. Vegesack, Blumbergshof, Herren ohne Heer, Totentanz in Livland / Georg Adelheim, Revaler Ahnentafeln / A. F. Maltz, Neue Baltische Dichtung / Irene Fischer, Ursprung und Ziel / Deutscher Bildkalender 1936 / Baltischer Kalender 1936

MITARBEITER DIESES HEFTS 707

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.
Hauptschriftleiter: Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rīgā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer **70** Sant.

„Revalsche Zeitung“

begründet im Jahre 1860. 1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und **wirtschaftlich führendes Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der „Revalsche Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschienen:

Neue Baltische Dichtung

Auswahl 1935

Beiträge von: Werner Bergengruen, Heinrich Bolle, Gertrud von den Brincken, Lotty Burchard-Nauck, Martha von Dehn-Grubbe, Irene Fischer, Elisabeth Goercke, Viktor Günther, Herta Hartmann, Margarete Held, Herbert von Hoerner, Hans Jensen, Arved Kröger, Irmela Linberg, Bruno Mellin, Hans Namneck, Andreas von Pilar, Walter M. Pogge, Nicolai von Rummell jun., Andreas von Sadonsky, Alice Schaefer, Lex Schloß, Adda Scholtz, Else Schwartz, Elfriede Skalberg, Harald Torp, Siegfried von Vegesack, Estelle von Villon, Elsbeth Wahrt-Dettloff.

Preis Ls 1.80

Zu beziehen durch den Buchhandel und den
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18